



Franz
Deml

Was Das
die Apostolische
Christen Glaubensbekenntnis
wirklich und die
eint Geistkirche
der Zukunft

Turm
Verlag

Franz Deml

Was die Christen wirklich eint

*Das Apostolische Glaubensbekenntnis und die
Geistkirche der Zukunft*

Turm Verlag
Bietigheim

» Wer aber mit der geistigen Lehre getränkt wurde,
wird in Ewigkeit nicht dürsten,
sondern aus ihm wird ein Springquell
zum ewigen Leben sprudeln . . . «
(Joachim von Fiori, »Tractatus super quatuor Evangelia, C. 30 A1)



1988, 3585
(85769)

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

© Copyright 1987 by Turm Verlag, Bietigheim/Bissingen.

Umschlaggestaltung: Creativ GmbH Ulrich Kolb, Stuttgart

Titelbild: HF Ottmann, Leonberg

Gesamtherstellung: Hieronymus Mühlberger, Augsburg

ISBN 3-7999-0214-7

Vorwort

Die Rückbesinnung auf das Apostolische Glaubensbekenntnis ist heute allgemein. Immer stärker wird man sich bewußt – vor allem durch den vergeblich scheinenden Versuch, zu einer auch äußerlich sichtbaren Einheit kirchlichen Lebens zu gelangen –, daß das einigende Band unter den Christen ja eigentlich schon da ist. Es ist das »Symbolum«, das in seiner unmittelbaren Nähe zum Evangelium und aus diesem hervorgehend, entgegen den weit später entstandenen vielerlei Dogmen, die Zustimmung aller Konfessionen findet. Da seine Glaubensaussagen eindeutig sind, gäbe es eigentlich nichts mehr daran zu rütteln; für den modernen Menschen aber bestehen doch zahlreiche Schwierigkeiten, diese Heilslehre auch mit dem Verstande in sich aufzunehmen. Wir leben nun einmal in einer Zeit wissenschaftlich-rationaler Denkgewohnheiten und bedürfen erst noch einer Umsetzung unserer gewohnten Vorstellungswelt auf das Glaubensgebiet. Es ist darum wohl berechtigt, wenn der jetzige Präfekt der römischen Glaubenskongregation Kardinal Joseph Ratzinger für sein grundlegendes Werk über das Apostolische Glaubensbekenntnis den Titel »Einführung in das Christentum« wählte. Die gedankliche Tiefe und frisch-lebendige Darstellungsweise fasziniert von Anfang an und reißt viele neue Perspektiven auf. So ist dieses Buch modern im besten Sinne. Ähnliches läßt sich von den Büchern sagen, die der katholische Theologe Hans Küng speziell über einzelne Glaubensartikel niederschrieb, etwa mit den Titeln »Was ist Kirche?« und »Ewiges Leben«.

Von einer ganz anderen Seite her als der gewohnt kirchlichen versucht der Verfasser des vorliegenden Werkes das Glaubensgeheimnis aufzuschließen. Ist es doch seine feste Überzeugung, daß wirklich Authentisches über die tiefsten Mysterien nur Christus selber auszusagen vermag. Das Evangelium hat uns gelehrt, vor allem auf die Stimme des Heiligen Geistes zu hören, da nur er allein uns »in alle Wahrheit« einführen kann.

Nun gibt es in der Offenbarung des Johannes eine wichtige Voraussage, die zweifellos auf unsere jetzige »Endzeit« bezogen ist. Im allgemeinen wird sie aber von der Mehrheit der Christen kaum beachtet, am wenigsten von den Theologen selbst, die gegenüber eschatologischen Vorgängen sich blind verhalten. Die betreffende Stelle lautet: »Und ich sah einen Engel fliegen durch die Himmelsmitte, der hatte ein Ewiges Evangelium zu verkünden über die Erdbewohner und über alle Nationen und Stämme und Sprachen und Völker . . .« (Offb 14,6). Schon der prophetisch begabte Zisterzienserabt Joachim von Fiori (gest. um 1205)

setzte seine ganze Hoffnung auf dieses »Ewige Evangelium«, das er in seiner berühmten Dreizeitenlehre – Zeitalter des Vaters (Altes Testament), Zeitalter des Sohnes (Neues Testament), Zeitalter des Heiligen Geistes – der dritten heilsgeschichtlichen Epoche zuordnete, dem sogenannten Geistzeitalter. Auch der deutsche Philosoph Friedrich Wilhelm Schelling nahm in seiner heute noch lesenswerten Schrift »Philosophie der Mythologie und Offenbarung« diese Idee wieder auf und verkündete: »Das Gesetz des dritten Zeitalters (des »Geistzeitalters« nach Joachim von Fiori) wird das neue Evangelium sein, das »Ewige Evangelium« der Johannes-Offenbarung, als Inbegriff aller in der Christuslehre verborgenen höheren Wahrheit.«

Uns bewegt nun die Frage: Was haben wir von einem solchen neuen Evangelium, das als »Ewiges Evangelium« bleibende Bedeutung haben wird, in Wirklichkeit zu erwarten? Kein Zweifel besteht darüber, daß in ihm der Heilige Geist und damit Christus selber mit Hilfe eines Engels sich der Menschheit aufs neue offenbaren wird, durch große Prophetie wie eh und je. Würde eine solche »Neuoffenbarung« etwa gar Inhalt und Text der bisherigen kanonischen Evangelien ganz außer Kraft setzen? Das wäre für die Christenheit eine Katastrophe! Als »Inbegriff aller in der Christuslehre verborgenen höheren Wahrheit« kann sie nur eine Vertiefung und ganz sicher auch eine Ausweitung des Neuen Testaments bedeuten, entsprechend dem Verständnis einer fortgeschrittenen Menschheit.

Noch klingt uns die Verheißung Christi in den Ohren, die er seinen Aposteln und Jüngern vor der Himmelfahrt gegeben hat: »Noch vieles hätte ich euch zu sagen; doch ihr könnt es jetzt noch nicht ertragen (fassen). Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommt, wird er euch in alle Wahrheit einführen. Er wird nicht aus sich selber reden; vielmehr wird er reden, was er hört (d. h. durch »Inneres Wort«, d. Vf.) und wird euch künden, was künftig ist . . .« (Joh 16,12 f). An diese Schriftstelle müssen wir anknüpfen, wenn wir die ganze Tragweite des neuen, des »Ewigen Evangeliums« ermessen wollen. Und noch eine andere Schriftstelle gehört mit hinzu, die sehr ernst und wortwörtlich genommen werden sollte. Da verheißt Jesus den Seinen: »Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe« (Joh 15,26).

Zu erwarten ist also nicht nur durch prophetisches Wort eine große »Lehre aus den Himmeln«, die alle Religionsstreitigkeiten bestehender Konfessionen in der Auslegung des Bibeltextes beenden wird, sondern auch die genaue Wiedergabe der Ereignisse um Jesus Christus zu seiner Erdenzeit und erst recht alles, was der Herr damals wortwörtlich zu

seinen Jüngern gesprochen hat. Damit würden alle Unklarheiten ausgeräumt, die der Bibeltext durch mangelhafte Überlieferung, ja sogar fehlerhafte Übersetzungen leider in sich enthält.

Es ist seltsam, daß man heute in der Christenheit durch weitgehende Ausschaltung der Prophetie noch nicht darauf gekommen ist, daß das neue, das »Ewige Evangelium« eigentlich schon durch den größten aller Propheten der christlichen Ära (nach Joachim von Fiori, Jakob Böhme, E. Swedenborg u. a.) bereits seinen Niederschlag fand. Alle vorher zitierten Voraussagen Jesu Christi kamen in weitestgehendem Maße zur Erfüllung in dem steirischen Seher und Propheten Jakob Lorber (1800–1864). Besonders sein umfangreiches elfbändiges Werk »Das große Evangelium Johannes« sollte uns mit der Nase darauf stoßen, daß hier das »Ewige Evangelium« zu voller Verwirklichung gelangte.

Für die Christenheit, ja für die Menschheit als Ganzes konnte es kein größeres Ereignis geben in Vorbereitung auf die nahe Wiederkunft des Herrn als diese erstaunliche Prophetie. Durch sie hat zweifellos der Heilige Geist sein ganzes Füllhorn über die Menschheit ausgegossen. Mit der detaillierten Schilderung aller Vorgänge im Leben Jesu während seiner Lehr- und Wanderjahre werden wir tatsächlich »in alle Wahrheit« eingeführt. Aber auch die großen Jenseitswerke Jakob Lorbers sind eine unerschöpfliche Quelle tiefster Erkenntnisse. Diese sogenannte Neuoffenbarung – die nirgends in Widerspruch steht zur Altoffenbarung, das heißt zu den überkommenen vier Evangelien, sondern ihren Inhalt erst voll zur Entfaltung bringt –, ist ein »Licht aus den Himmeln«, das in allen Dingen Klarheit schafft und keine Frage offen läßt. Ja sogar die alte Unstimmigkeit zwischen Wissenschaft und Glauben wird dadurch vollends behoben, daß sie auch die naturseitigen Vorgänge im Schöpfungsbereich, in Makrokosmos und Mikrokosmos, bis ins Letzte durchleuchtet. Das physische Universum in seiner Gesamtheit ist in dieser Prophetie ebenso enthalten wie der astrale und geistige Kosmos, Diesseits und Jenseits. Wir erhalten Auskunft über die Entstehung der Welten wie über den Verlauf der Heilsgeschichte, über das Wesen Gottes und der Engel und erst recht über den Menschen und seine ewige Bestimmung. Daß Christus als der geoffenbarte Vater und Erlöser der Welten bei alledem im Mittelpunkt steht, ist selbstverständlich. –

Viele Menschen werden sich natürlich fragen: Wie kommt es, daß das große Werk der Neuoffenbarung (es umfaßt 25 umfangreiche Bände) erst jetzt, das heißt lange Zeit nach dem Tode Jakob Lorbers, der Öffentlichkeit weithin bekannt wird? Darauf kann geantwortet werden: Es lag offensichtlich in der Absicht einer höheren Regie, daß diese größte Siegelöffnung aller Zeiten zunächst im geheimen vor sich ging. Es bedurfte erst noch einer Zeit der Vorbereitung, bis die Menschheit auch innerlich

Einführung

dafür reif war. Sodann mußte erst die Saat des Antichrist voll aufgegangen sein, was wir von der heutigen Zeit mit Bestimmtheit annehmen dürfen; hat sie doch in ihren vielen Masken und Gesichtern auch eine Theologie hervorgebracht, die nicht nur in der bedenklichsten Weise an die Substanz des christlichen Glaubens rührt, sondern sozusagen von innen heraus das ganze Religionsgebäude zum Einsturz bringt. Dieser vorausgesagte »Greuel im Heiligtum«, dem sich einzig noch die Traditionalisten entgegenstellen, kann auch nicht mehr durch die Form der alten Glaubenslehre rückgängig gemacht werden. Als Gefäß für die ganze Wahrheit des Evangeliums hat sich das Dogma längst als viel zu eng erwiesen. Zudem ist es keineswegs frei von Irrtümern, denn nicht immer hat der Heilige Geist bei den Beschlüssen der einstigen Konzilsväter Pate gestanden. Für wen sind nicht Formulierungen wie die Ewigkeit der Höllenstrafen, die Unfehlbarkeit des Papstes bei Entscheidungen ex cathedra, die Nichtanerkennung der Präexistenz- und Reinkarnationslehre – die doch uranfängliches christliches Glaubensgut war –, die Ablehnung der von vielen Kirchenlehrern, besonders von Origenes, vertretenen These von der »Wiederbringung alles Verlorenen« (Apokatastasis ton hapanton) und viele andere Fehlentscheidungen ein stetiges Ärgernis?

Die zunehmenden Kirchenaustritte und der geradezu erschreckende Glaubensabfall beweisen es: Der moderne Mensch, und erst recht der mündige Christ, kann mit den altüberlieferten Formen des Glaubens nicht mehr viel anfangen (auf sicherster Basis steht immer noch das Apostolische Glaubensbekenntnis). Aus diesem Grunde ist leider zu befürchten, daß die Menschheit nach und nach gänzlich der christlichen Erlösungsbotschaft entgleitet. Die Vorsehung hat aber dafür gesorgt, daß durch eine Neuverkündigung der Frohbotschaft von oben und zugleich durch die Ausweitung und Klarstellung der alten Lehre die ganze Christenheit wieder ein festes Fundament erhält. Dies allein bedeutet Zukunft.

1. Das Streben nach Einheit

a) »Ein Hirt und eine Herde« erst nach der Annahme des »Ewigen Evangeliums«

Es ist ein positives Zeichen unserer Zeit, daß die christlichen Konfessionen nach jahrhundertelanger Trennung nun wieder die Einswerdung erstreben. Verantwortungsbewußte Kirchenführer erinnerten sich mit einem Mal, erschreckt durch den zunehmenden Glaubensabfall, der Worte des Herrn in Jeremia 23,1: »Wehe den Hirten, die die Schafe meiner Weide zugrunde richten und zerstreuen!« Und klingt es nicht wie eine Aufforderung zum Aktivwerden, wenn Jesus im Johannesevangelium 10,16 die bestimmte Voraussage macht: »Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind; auch sie muß ich führen, und sie werden meine Stimme hören. Dann wird es nur eine Herde geben und einen Hirten (Jesus Christus)?«

Der jetzige Papst Johannes Paul II. hatte vielleicht diese Bibelstelle vor Augen, als er mehrfach betonte, daß die Religionen sich gegenseitig unterstützen sollten in ihrem Kampf gegen den Atheismus. Der Gedanke begleitete ihn unablässig auf seiner Asienreise, denn gerade die östlichen Religionen, der Hinduismus (Brahmanismus) und Buddhismus sowie auch der Shintoismus, sind ihrem Wesen nach ganz auf Transzendenz ausgerichtet. Das meditativ-mystische Element ist diesen Völkerschaften geradezu eingeboren; haben sie doch eine jahrtausendelange Übung in der Versenkung (Samadhi, Moksha). Wen anders konnte Jesus also gemeint haben mit seinen Worten: »Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind; auch sie muß ich führen, und sie werden meine Stimme hören«?

Die »Stimme« Jesu hören, bedeutet im Grunde dasselbe, wie die christliche Lehre annehmen. In welcher Form aber, müssen wir uns fragen. Was den östlichen Völkern am meisten im Wege steht, ist erfahrungsgemäß das Dogma. Eine Verwerfung der Präexistenz und der Reinkarnation wird ihnen immer unverständlich bleiben. Und tatsächlich war beides ja auch urchristliches Glaubensgut (siehe darüber die Aus-

führungen in meinem Buch »Das Ewige Evangelium des Geistzeitalters«, 2. Bd.). So heißt es also zurückkehren zu unseren eigenen Anfängen, wenn wir uns den Asiaten verständlich machen wollen. Dies wäre ein erster Schritt zur Annäherung. Bis jetzt konnte sich das Christentum in seiner hergebrachten Form bei den östlichen Menschen nur wenig Gehör verschaffen, und es hat auch gar nicht den Anschein, als ob dies in absehbarer Zeit geschähe. Das gleiche gilt für den Islam.

Bedenken wir nur, daß es gerade die asiatischen Religionen sind – das antike Griechenland und Ägypten nicht ausgenommen –, die schon lange vor dem Christentum eine hochentwickelte Lehre besaßen. Sie ging zumeist auf Offenbarung zurück und fand den stärksten Ausdruck im Einweihungswesen. Der einweihende Guru ist heute noch in Indien ein echter Pneumaträger. Die einzige Möglichkeit, diese Völker zu Christus hinzuführen, wäre demnach, durch ein umfassendes christliches Weltbild, das heute die Kirchen noch nicht besitzen, den wesentlichen Bestandteil ihrer Religionen so zu integrieren, daß sie ihre eigene Lehre gereinigt und ins Kosmische ausgeweitet darin wiederfinden. Erst diese Einbettung in eine noch größere heilsgeschichtliche Schau würde ihnen den Anreiz geben für eine wirkliche Bekehrung.

Noch aber beschäftigt uns Christen allzu sehr das Trennende in der Glaubensauffassung. Hat menschliches Bemühen um Einheit unter diesen Umständen überhaupt einen Sinn? Entscheidend ist in erster Linie die Gesinnung, in der man den getrennten Glaubensbrüdern begegnen will. So sind auch die Versuche zu gemeinschaftlichen Gebetsstunden und gottesdienstlichen Handlungen gewiß im Sinne Jesu; denn immerhin sagt der Herr selbst: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt 18,20). Wie groß aber die Schwierigkeiten dennoch bleiben für eine faktische Einigung, hat gerade der Papstbesuch in Deutschland gezeigt. So sehr er auch von beiderseitigem guten Willen geprägt war, machte er wieder überdeutlich, wie tief die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten in Wirklichkeit noch ist. Der Papst unterstrich zwar im Gespräch mit den evangelischen Bischöfen die »Übereinstimmung in den zentralen Glaubensfragen«, warnte aber zugleich davor, sich für das, »was immer noch trennend zwischen uns steht«, blind machen zu lassen. Das sind nicht nur aufrichtige, sondern auch klärende Worte, da sie Illusionen vorbeugen, als könnte die Einigung rasch erfolgen.

Zu den vorerst noch unüberwindlichen Hindernissen zählt in erster Linie ein grundverschiedenes Abendmahlsverständnis. Es läßt eine von den evangelischen Bischöfen geforderte »offene Kommunion« bei ökumenischen Gottesdiensten schon deshalb nicht zu, weil Rom den evangelischen Geistlichen die »Successio apostolica« abspricht. Ohne sie

aber ist nach Meinung der römischen Orthodoxie eine Konsekration, das heißt die Verwandlung von Brot und Wein in das Fleisch und Blut Christi, nicht möglich. Luther hatte ohnedies die Transsubstantiationslehre als eine »Erfindung des Thomas von Aquin« gebrandmarkt.

So zeigt sich heute, daß gerade die Dogmen in vielen ihrer Details das stärkste Hindernis bilden. Zu unbedenklich hat man in den Konzilien bei der Festlegung von Glaubenssätzen den Heiligen Geist für sich in Anspruch genommen. Aus diesem Grunde kann man auch nicht mehr so leicht zurück; auch dann nicht, wenn man, wie Johannes XXIII., eine sprachliche Korrektur der Dogmen im Sinne einer zeitgemäßerer Auslegung für möglich und erstrebenswert hält. Am Kern der Aussage ließe sich aber dennoch nicht rütteln.

Wie sehr man sich im dogmatischen Netz gefangen hat, zeigt die Lehre von der »Unfehlbarkeit des Papstes«. Protestanten wie orthodoxen Christen muß gerade dieser Punkt die allergrößten Schwierigkeiten bereiten. Bereits werden unter den Theologen auch Stimmen laut, die das Dogma radikal abwerten möchten. Karl Rahner zum Beispiel vertritt den Standpunkt, daß in der Besinnung »auf den Kern und die letzten Grundfragen der christlichen Botschaft« nicht mehr »neue Dogmen« das Ziel der künftigen Theologie sein sollten, »sondern ein radikales Verständnis der ursprünglichsten und fundamentalsten Offenbarung Gottes, seiner Gnade, des einen Mittlers, der Verantwortung für die Welt und der eschatologischen Hoffnung« (in seinem Aufsatz »Zukunft der Theologie«). Als einigendes Band zwischen jeder Art von Theologie stellt er heraus: »Das Bekenntnis zum lebendigen Gott, der sich in seiner gnadenhaften Selbstmitteilung der Welt als die letzte Kraft ihrer geschichtlichen Bewegung und als ihre absolute Zukunft eingestiftet hat; das Bekenntnis zu Jesus Christus, in dem diese absolute Nähe Gottes zur Welt ihren geschichtlichen Höhepunkt und die Erscheinung ihres eschatologischen Sieges gefunden hat; das Bekenntnis zur bedingungslosen Liebe des Nächsten und zur Hoffnung des ewigen Lebens.«

Es sind das zweifellos Gedanken, die zukunftsfruchtig sein könnten. Den meisten Gläubigen werden sie aber nicht genügen, auch wenn ihnen das Dogma zunächst leidig geworden. Man verlangt nach einer festeren Glaubensstruktur. Eine solche schuf bereits das frühe Christentum im sogenannten Symbolum (auch »*professio fidei*« genannt). Das Wort entstand genau wie unser Wort »Symbol« aus dem griechischen *Verbum* »*symballein*«, zu deutsch »zusammenfallen, zusammenwerfen«. Es weist auf einen antiken Brauch hin, wonach das Zusammenfügen von zwei Teilen eines Ringes, eines Stabes, eines Täfelchens und anderer Gegenstände als Erkennungszeichen diente. Für die Gläubigen bedeutete das Wort jenes Stück, das auf die Ergänzung im anderen hinweist und

den Gedanken der Einheit herausstellt. Gemeint war das gemeinsame Bekenntnis zu Gott und die gemeinsame Anbetung.

b) Die Entstehungsgeschichte des Symbolums und seine Bedeutung für die Einheit der Christen

Ursprünglich war das Symbolum nichts weiter als eine Taufformel, die aus der Anweisung Christi an seine Jünger hervorging: »Gehet und macht zu Jüngern alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes« (Mt 28,19). In dieser Formel war aber auch der Grundstein gelegt für die Frage nach dem Gottheitswesen überhaupt. Die Trinitätsstreitigkeiten der späteren Konzilien gehen darauf zurück. Schon frühzeitig verlangte man von dem Täufling ein förmliches Bekenntnis. Es spielte sich in dialogischer Form ab. Nach einer stadtrömischen Urkunde wurden bereits im zweiten und dritten Jahrhundert folgende Fragen an den Täufling gestellt: »Glaubst du an Gott, den Vater, den Allherrscher? Glaubst du an Christus Jesus, den Sohn Gottes . . .? Glaubst du an den Heiligen Geist . . .?« Auf jede dieser Fragen antwortete der Täufling mit einem »Credo«, das heißt »Ich glaube«.

Nach und nach hat sich dieses dreiteilige Symbolum in dialogischer Form zu jenem Credo ausgeweitet, das wir als das »Apostolische Glaubensbekenntnis« bezeichnen (man führte es auf die Apostel zurück!). Seine Geschichte wird von Karl Rahner wie folgt skizziert: »Während die eingliedrigen Formeln den Kyrios Jesus bekennen, sind die dreigliedrigen, Matthäus 28,19 nachgebildet, trinitarisch. Der Urtyp des sog. Apostolischen Glaubensbekenntnisses ist im 2. Jahrhundert bezeugt. Er enthält den Glauben an den dreifaltigen Gott, die heilige Kirche und die Vergebung der Sünden. In ausgebauter Form wird er für das römische Taufbekenntnis im 4. Jahrhundert bezeugt und wird im 6. Jahrhundert in Südwestfrankreich in der heutigen Form gebetet, die im 9. Jahrhundert in Rom für die Taufe offiziell übernommen wurde. Parallel dazu wurde im Osten in den christologischen und trinitarischen Streitigkeiten das Glaubensbekenntnis der Stadt Nikaia vom 1. Konzil von Nikaia übernommen. Das nicaeno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis des 1. Konzils von Konstantinopel ist seit dem 6. Jahrhundert allgemein verbreitetes Taufbekenntnis. Es wurde 1014 das Glaubensbekenntnis der römischen Messe. Spätere Glaubensbekenntnisse wurden ausdrücklich zur Abwehr von Irrlehren formuliert« (in »Kleines theologisches Wörterbuch«).

Karl Rahner fügt hinzu: »Im heutigen theologischen Sinn enthalten die Glaubensbekenntnisse die Hauptdogmen.« Dieser Satz bedeutet aber

auch ein Zugeständnis, daß das Symbolum bereits alle wichtigen Glaubensaussagen in sich enthält, so daß die weitere Entfaltung im Dogma eher eine Gefahr als eine Hilfe bedeuten mußte. Das haben die kirchlichen Schismen zur Genüge bewiesen. Im Gegensatz zum Westen konnte sich im östlichen Christentum, wo die einzelnen Gliedkirchen völlig unabhängig voneinander bestehen und keine einzige von ihnen jemals eine bestimmende Rolle spielte wie Rom, kein einheitliches Glaubensbekenntnis bilden. Eine Vielgestalt von mehr oder weniger kurz gefaßten Symbola wurde dort üblich. Sie weichen auch im theologischen Typus vom römischen ab. Kardinal Joseph Ratzinger sagt darüber: »Das römische (und damit überhaupt das abendländische) Credo ist mehr heilsgeschichtlich-christologisch bestimmt. Es verweilt sozusagen im Innern der Positivität der christlichen Geschichte; es nimmt einfach die Tatsache hin, daß Gott zu unserem Heil Mensch geworden ist, und versucht nicht, hinter diese Geschichte auf ihre Gründe und auf ihren Zusammenhang mit dem Ganzen des Seins selbst zurückzufragen. Der Osten dagegen hat den christlichen Glauben immer in einer kosmisch-metaphysischen Perspektive zu verstehen versucht, die ihren Niederschlag in den Glaubensbekenntnissen vor allem darin findet, daß Christologie und Schöpfungsglaube miteinander in Beziehung gesetzt werden und so das Einmalige jeder Geschichte und das Immerwährende, Umfassende der Schöpfung in engen Zusammenhang treten« (in »Einführung in das Christentum«).

Den Anstoß zu einer ähnlich kosmisch erweiterten Sicht hat im Abendland erst der Jesuit Teilhard de Chardin gegeben. Wir finden sie aber auch, und zwar in denkbar größtem Ausmaß, in den Schriften der Neuoffenbarung durch Jakob Lorber wieder.

Bei Hippolyt wird uns berichtet, daß der Täufling vor seinem Bekenntnis zum dreieinigen Gott zuerst noch die Formel gebrauchte: »Ich sage ab dem Teufel, seinem Dienst und seinen Werken« (lat. *Renuntio tibi, Satana, et omni servitio tuo et omnibus operibus tuis*). Die Kehrtwendung des ganzen Menschen kommt darin zum Ausdruck im Sinne der Metanoia von Johannes dem Täufer. Es war ein emotioneller Vorgang, der viel besser geeignet schien als jegliche abstrakte Lehre, die Neugeburt im Geiste zu realisieren. Joseph Ratzinger bemerkt dazu: »Wenn man sich auf das Grundwesen des christlichen Glaubens vorstasten will, wird es richtig sein, hinter den späteren reinen Lehrtexten diese seine dialogische Erstgestalt als die zutreffendste Form zu bedenken, die sich sein Wesen geschaffen hat.« In einem radikalen »Umdenken« vollzog sich die Bekehrung.

Noch in den ersten Konzilien tritt die Absicht deutlich hervor, »jene Kehre der Existenz, die das Christsein meint« (Ratzinger), in den Vor-

dergrund zu stellen. Darum ging es zunächst um die Frage: »Wer ist, wer war Christus? ... Was geschieht, wenn ich selbst Christ werde, wenn ich mich dem Namen dieses Christus unterstelle und damit ihn als den maßgebenden Menschen, als das Maß des Menschlichen bejahe? Welche Form von Wende des Seins, welche Stellung zum Menschsein vollziehe ich damit? Welche Tiefe hat dieser Vorgang? Welche Einschätzung des Wirklichen insgesamt vollzieht sich dabei?« (Ratzinger). So entstand das Apostolische Glaubensbekenntnis als »Ergebnis eines Dialogs«, in all seinen Antworten auf die Offenbarung ausgerichtet im Sinne des Wortes: »Der Glaube kommt vom Hören« (Paulus, Röm 10,17). Es ist ein »Empfangen dessen, was ich nicht ausgedacht habe, so daß das Denken im Glauben letztlich immer Nachdenken des vorher Gehörten und Empfangenen ist« (Ratzinger).

Das erste allgemeine Konzil, die Kirchenversammlung von Nicaea im Jahre 325, entstand aus der Notwendigkeit, gegenüber den Irrlehren des Arius deutlich herauszustellen, daß Christus wahrer Gott ist wie der Vater: »Gott aus Gott, gezeugt, nicht geschaffen«. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß bereits lange vorher schon, und zwar während der Amtszeit von Papst Callistus (217–222), die Dreipersonenlehre ein heftiger Streitpunkt war. Der in Rom lehrende und aus Libyen stammende Sabellius hatte nämlich behauptet – ganz im Sinne von Swedenborg und Lorber –, daß die Trinität Gottes nicht auf drei Personen, sondern auf drei verschiedene Offenbarungsformen Gottes zurückzuführen sei. Dieser »Sabellianismus«, den der Papst bekämpfte, wird auch als »modalistischer Monarchismus« bezeichnet, da er in Christus eine Erscheinungsform des Vaters sah. (Nicht anders lehrt die Neuoffenbarung!) Als in weiteren Streitgesprächen auch noch die Frage nach der Gottheit des Heiligen Geistes immer brennender wurde, kristallisierte sich schließlich jene Form des Apostolischen Glaubensbekenntnisses heraus, die wir in ihrer Vollgestalt als das nicaeo-konstantinopolitanische kennen und anerkennen. Im zweiten allgemeinen Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 wurde die nicäische Formel durch den Zusatz erweitert: »Wir glauben an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebendigmacher, der vom Vater ausgeht (Joh 15,26), der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht wird, der durch die Propheten gesprochen hat.«

Auch die griechische Kirche bekennt dieses Symbolum heute noch als das ausschließliche Glaubensbekenntnis bei Taufe und Eucharistiefeier. Die lateinische Kirche vervollständigte den Text mit den Worten: Wir glauben an den Heiligen Geist . . ., der vom Vater »und vom Sohne« (filioque) ausgeht. Diese scheinbar unbedeutende Einfügung führte jedoch sehr bald zu Auseinandersetzungen mit der Ostkirche. Die Frage

nach den beiden Naturen in Christus, der göttlichen und der menschlichen (das »Homousios« und »Homoiousios«), bewegte sodann die Gemüter am stärksten. Über dieser Frage entstand die weitere Schwierigkeit, der Mutter Jesu den gebührenden Rang im Verhältnis zu Christus zuzuteilen. Im hoch angesehenen geistig-theologischen Zentrum von Antiochien war man nüchtern genug zu erkennen, daß Maria nicht den »Gottessohn« geboren habe, sondern nur den »Menschensohn«, in dem Gott wohnte. Besonders war es der einstige Mönch Nestorius – ihn hatte der Kaiser Theodosius II. auf den Bischofsstuhl von Konstantinopel erhoben –, der sich für den Ausdruck »Christusgebärerin« statt »Gottesgebärerin« einsetzte. Das Konzil von Ephesus im Jahre 431 mit lateinischem Übergewicht entschied gegen ihn. Von nun an wurde Maria tatsächlich als »Theodokos«, als »Gottesgebärerin« verehrt. Wie sehr steht dies im Widerspruch zur Neuoffenbarung, wo Maria von Jesus selbst nur als seine »Leibesmutter« bezeichnet wird! Der Nestorianismus fand trotzdem große Verbreitung. Durch den Missionseifer seiner Anhänger konnte er von Persien ausgehend in Indien, Turkestan und China, ja sogar in der Mongolei Fuß fassen. Sein Einfluß in diesen Ländern dauerte bis ins 14. Jahrhundert.

Heute blicken wir voll Dankbarkeit auf die Alte Kirche zurück, die im Symbolum ein gemeinsames Glaubensbekenntnis schuf, das für Christen aller Zeiten bindend ist.

Seine Bedeutung rückt schon deshalb immer stärker ins Licht, weil gerade die Themen des Glaubens darin angeschlagen werden, die heute sowohl von seiten der Laien wie auch der offiziellen Theologie am meisten Beachtung finden. Sie sind die umstrittensten überhaupt. Dazu gehört der Glaube an einen persönlichen Gott, an die Gottessohnschaft Jesu Christi, an seine leibliche Auferstehung und an das Jenseits. Diesen Grundfragen unseres Glaubens gegenüber erscheint in den Nöten unserer Zeit das ganze künstlich errichtete Dogmengebäude als überflüssiger Ballast. Auch J. Ratzinger hat die Einsicht: »Christliche Lehre existiert nicht in Form von atomisierbaren Lehrsätzen (wie im Dogma, d. Vf.), sondern in der Einheit des Symbolums, wie die Alte Kirche das Taufbekenntnis nannte.«

Dieser Einheit sich zuzuwenden, ist ein Gebot der Stunde. Wir könnten im Grunde unendlich froh sein, daß es das feste Band noch gibt, das Katholiken und Protestanten aneinander bindet. Bekennen sie sich doch beide mit größter Entschiedenheit zum gleichen Wortlaut, mit einer geringfügigen Ausnahme: Anstelle von »die heilige katholische Kirche« bei den Katholiken heißt es bei den Protestanten umfassender »die heilige christliche Kirche«. Der kleine Unterschied fällt aber kaum ins Gewicht, wenn man sich die ursprüngliche Bedeutung des Wortes »katholisch«

vor Augen hält. Der Ausdruck »kat holän gän«, das heißt über die ganze Erde hin (erstmalig gebraucht von Ignatius von Antiochien in Smyrn. 8,2), bezeichnete in der Väterzeit mehr einen »inneren qualitativen Aspekt« als die »äußere faktische Universalität der Kirche« (nach Karl Rahners »Kleinem theologischen Wörterbuch«). Somit könnten sich also auch die Protestanten seiner bedienen.

Aber schon sind »aufgeklärte« Theologen dabei, die Formulierung »Geboren aus Maria der Jungfrau« oder gar »Auferstanden von den Toten« nach ihrer Vorstellung abändern zu wollen. Die Auseinandersetzung darüber, ob die Jungfrauengeburt (Parthenogenesis) im Ernst noch vertretbar sei, bewegt vor allem die evangelische Seite. Für Bultmann-Anhänger und Vertreter der sog. »Neuen Theologie« (wie z. B. Heinz Zahrnt) hat das »Symbolum« kaum noch irgendeinen Wert. Für die Allgemeinheit ist es darum entschieden wichtiger, das gemeinsame Glaubensbekenntnis in seiner ganzen Tiefe aufs neue zu erschließen – mit den Handreichungen, die uns die Neuoffenbarung dazu gibt –, als sich mit abgestandenen Dogmen herumzuschlagen oder krampfhaft vor aller Welt die Scheinfassade einer »Una Sancta« zu errichten, die auf die Dauer nicht standhalten kann.

c) Ökumene auf Abwegen

Es gibt wohl kaum einen Christen, der nicht alle Anstrengungen gut heißen würde, das »Ärgernis der Spaltung« – wie der evangelische Landesbischof Lohse beim Papstbesuch in Deutschland die Trennung in Konfessionen nannte – aus der Welt zu schaffen. Zur Erreichung dieses Zieles wurde die »Ökumene« gegründet. Daß dabei die katholische Kirche zunächst eine abwartende Haltung einnahm und statt eines förmlichen Beitritts mehr beobachtend, aber doch in wohlwollender Abseitsstellung verharrte, kann man ihr nicht verdenken. Bildet sie doch in ihrem ganzen Erscheinungsbild, sowohl in ihrer äußeren Struktur wie in ihrer Lehrauffassung, eine so geschlossene Einheit, daß ihr der Ökumenegedanke von vornherein fremd sein muß. Dazu kommt noch, daß sie sich in ihrem Selbstverständnis als »allein seligmachend« begreift. Ökumene – und dieses Wort bedeutet doch im Grunde dasselbe wie das Wort »katholisch«, nämlich »über den ganzen Erdbereich hin« –, ist also schon in ihrer eigenen Glaubensgestalt gegeben. So sagt auch Karl Rahner: »Die Kirche Christi muß grundsätzlich katholisch, d. i. Weltkirche sein.« (In »Kleines theologisches Wörterbuch«) Auch sie ist spaltungsfeindlich im Sinne des Wortes von Cyprian »Extra ecclesiam nulla salus« (»außerhalb der Kirche kein

Heil«), sieht aber die Bedeutung der Ecclesia als Corpus Christi mysticum nur in ihrem eigenen Raum gewährleistet.

Die Notwendigkeit einer äußeren Gemeindebildung begründet Karl Rahner mit den Worten: »Die Kirche ist das Volk Gottes (1. Petr 2, 10. 11.). Die Berufung zum Heil wird in dieser Sicht zum Prinzip der Sammlung. Daß die Beziehung des Menschen zu Gott an ein äußeres und gemeinsames Handeln (bzw. Erleiden) geknüpft sei, wird im modernen Individualismus als befremdend empfunden. Doch durchzieht dieser Gedanke die ganze Heilsgeschichte (Solidaritätsprinzip). Immer war Gottes Gnade in Gemeinschaften gefaßt, angefangen von der Zusammenfassung der Menschheit im Stammvater Adam (Monogenismus) über die Bundesväter Noe, Abraham und Moses bis zum Neuen Bund, in dem die »Nahen und Fernen« (Eph 2, 17) in der friedensstiftenden Kraft des Blutes Christi zusammenkommen zum »Neuen Israel« (vgl. Mt 21, 43 u. ö.), das der Herr selbst »seine Kirche« (Mt 16, 18) nennt. Man kann aus diesem Zusammenhang nicht ausbrechen, ohne den Weg zu eben jener Transzendenz zu verfehlen, um derentwillen man vielleicht versucht ist, gegen eine Vermenschlichung zu protestieren.«

Die streng hierarchische Gliederung der katholischen Kirche läßt Karl Rahner auch begründet sein in der Idee vom »Reiche Gottes«. Demnach ist Kirche nichts anderes als »der geschichtliche Raum der in der öffentlichen Ordnung sichtbaren Durchsetzung des Willens Gottes« als »Vorstufe für jene endgültige Verfassung der Schöpfung, in der in der wirklichen Basileia (Reich Gottes) »Gott alles in allem« ist«. Ein »herrscherliches Prinzip« liegt einem solchen Kirchenverständnis zugrunde, wie der große Theologe freimütig zugesteht. Wieviel also müßte sich in Zukunft ändern, damit Ökumene auch mit Rom in Einklang zu bringen wäre?!

Aber der Ökumenegedanke bleibt auch für sich genommen nicht ohne Gefahren. Dies zeigt ein kurzer Ausschnitt aus der Geschichte der konstituierten Ökumene mit Sitz in Genf. Die Organisatoren dieser Bewegung haben bereits auf verschiedenen Konferenzen Ziele angestrebt, die sich nicht mehr mit ihren ursprünglichen Absichten vereinbaren lassen. Ihr Selbstverständnis hatte einst gelautet: »Der Ökumenische Rat der Kirchen ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes« (Neudelhi 1961).

Dieses klare Bekenntnis zur Gottheit Jesu Christi, wie auch zu seiner Heilsbedeutung als Erlöser, war aber bereits auf der Weltkirchenkonfe-

renz in Uppsala im Jahre 1968 nicht mehr eindeutig erkennbar. Noch größere Unklarheiten schuf die Weltmissionskonferenz in Bangkok vom 29. Dezember 1972 bis zum 12. Januar 1973. An sie wollen wir in diesen kurzen Betrachtungen anknüpfen.

Es war zweifellos keine Verleugnung des biblischen Missionsauftrages mit dem Absolutheitsanspruch Jesu Christi, als der Direktor des »Ökumenischen Rates der Kirchen« (ÖRK), Dr. Stanley J. Samartha, in seiner Vorbereitungsschrift für Bangkok deutlich machte, es komme alles darauf an, »sensibel zu werden für das Werk des Heiligen Geistes in der ganzen Welt, und zwar nicht nur innerhalb der Religionen, sondern auch innerhalb der westlichen Glaubensrichtungen und Ideologien«.

Diese gut gemeinten Vorschläge beachteten aber nicht, daß ein so entgegenkommender Dialog sowohl »innerhalb der Religionen«, wie auch »mit westlichen Glaubensrichtungen und Ideologien« größte Probleme mit sich bringen mußte. Zu den genannten »Ideologien« gehörte ja auch der atheistische Marxismus und der chinesische Maoismus. Man konnte sich doch schwerlich dazu herbeilassen, die Gottlosigkeit zu sanktionieren! Es geschah aber dennoch!

So hatte man sich entschieden zu weit vorgewagt, als man im ökumenischen Pressedienst die Forderung aufstellte: »Statt aus einer theologischen Diskussion als Sieger hervorgehen zu wollen, sollten wir bereit sein, zu teilen und andere mit uns teilen zu lassen.« Als schließlich noch das Schlagwort »Humanisierung« zu diesen Bestrebungen hinzutrat, war der christozentrische Charakter der Ökumene kaum wiederzuerkennen. Wie weit diese »Humanisierung« in Wirklichkeit gehen sollte, verrät ein Abschnitt aus der Litanei des Sektionsberichtes I von Bangkok, der speziell für den Dialog mit Atheisten zurechtgemacht wurde. Er enthält folgenden Lobpreis: »Du fandest die ganze traditionelle (religiöse) Sprache sinnlos und wurdest ein Atheist durch die Gnade Gottes: Ich frohlocke mit dir, mein Bruder!«

Entsetzt über solche Entgleisungen ruft der evangelische Geistliche Gerhard Bergmann aus: »Kirche kann zur Unkirche entarten, Kirche kann von Bibel, Bekenntnis und Evangelium abweichen. So kann auch die Ökumene zur Nicht-, ja sogar zur Anti-Ökumene werden!« Wer die Grundartikel des Evangeliums – und sie sind im Apostolischen Glaubensbekenntnis enthalten – bei der Weltmissionierung nicht mehr in Anwendung bringt, sondern lieber nach »Anpassung« strebt, muß natürlich der Säkularisierung verfallen. So kann Bergmann mit Recht sagen: »Diese ökumenische Theologie ist gekennzeichnet durch einen Hang zum Synkretismus (Religionsmengerei!).« Damit aber ist sie »Schrittmacherin einer sich abzeichnenden Welteinheitskirche, in der alle Platz haben, ob sie nun Buddhisten, Hindus, Moslems, Atheisten

oder Christen sind. Wobei es dann nur erforderlich ist, daß jeder etwas nachgibt, daß er auch die Glaubensüberzeugung des anderen respektiert, toleriert und daß er sich einem »Wahrheitsfanatismus« fernhält. Damit ist das Wort Jesu »Ich bin die Wahrheit« verleugnet. Wir müssen den Mut haben, es klar auszusprechen: Solch eine von synkretistischer Theologie gesteuerte Welteinheitskirche ist keine Kirche im Sinne des Neuen Testaments, sondern ist die in der Heiligen Schrift für die Endzeit angekündigte »Große Hure« (Offb 17). Daß sich diese synkretistische Endzeitkirche vor unseren Augen formiert, gibt unseren Tagen einen eschatologischen Charakter.« (In Bergmanns Schrift »Was kommt auf uns zu?«)

Wer denkt in diesem Zusammenhang nicht sogleich an die von Dr. Robert Kehl-Zeller propagierte »Ökumene der Weltreligionen«! In seinem Artikel »Über das Ende des konventionellen und den Anfang des wahren Christentums« (abgedruckt in der Zeitschrift »Esotera«) wird ganz im Stil der Entmythologisierung sowohl die Erbsünde wie der Teufel und das endzeitliche Geschehen (Eschatologie) ad anathema gesetzt. Noch bedenklicher aber ist, daß selbst die Gottheit Jesu Christi, die allein schon im Prolog des Johannesevangeliums eine feste Stütze hat, ebenso wie seine Auferstehung und Himmelfahrt radikal abgeleugnet wird. Wir müssen uns aufrichtig fragen: Wenn solche Elemente einer ausgesprochenen Glaubenslosigkeit in der Ökumene überhandnehmen oder gar eine führende Rolle darin spielten, welchen Sinn hätte der Einheitsgedanke dann noch? Im Grunde würde nur das erreicht, was längst schon die Bahai-Religion (aus dem Islam hervorgehend) auf ihre Fahnen schrieb: Eine Zusammenfassung aller Religionen in einer neuen prophetischen Lehre, von der ihre Anhänger behaupten: »Sie schließt alles in sich. In ihr ist das Wesentliche der Lehren aller Religionen zu finden. Christen, Juden, Buddhisten, Mohammedaner, Zoroastrier, Theosophen, Freimaurer, Spiritualisten usw. finden ihre höchsten Ziele in dieser Lehre verwirklicht. Auch die Sozialisten und Philosophen sehen ihre Ideen in ihr voll entwickelt. Die Bahai-Botschaft ist ein Ruf zur Religionsvereinigung, keine Aufforderung zu einer weiteren Religion« (Abdul Baha). So besteht der Inhalt der Bahai-Religion in einem »durch Filterung gewonnenen und gleichsam veredelten Konzentrat aller in den bisherigen Offenbarungen zutage getretenen Wahrheiten« (nach Dr. Kurt Hutten).

Wir müssen es warnend aussprechen: Mit den Verlautbarungen von Bangkok hat die konstituierte Ökumene sich weltmissionarisch der Ausbreitung des wahren Evangeliums eher entgegengestellt, als daß sie ihr dienlich war. Ganz auf dieser Linie liegt auch die Aussage des bekannten Theologen Halbfas: »Es liegt auf der Hand, daß es Mission als direkte Bekehrung Andersgläubiger nicht geben darf.« Bei dieser allgemeinen

Geistesverwirrung ist es höchst verständlich, daß sich auf evangelischer Seite eine Anzahl verantwortungsbewußter Theologen zu der Bewegung »Kein anderes Evangelium« zusammenschloß. Sie steht in Abwehrhaltung nicht nur zu der unheilvollen Entwicklung innerhalb der evangelischen Kirche selbst (man denke nur an die Entmythologisierung und die Vertreter der »Gott-ist-tot-Bewegung«!), sondern auch zur Ökumene. Als einer der prominentesten Vorkämpfer dieser Richtung ist sich aber Gerhard Bergmann dennoch klar bewußt, daß Christus selbst die Einheit aller Gläubigen wünscht. In Joh 17 bittet Jesus: »Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleich wie wir!« Bei dieser Bitte Jesu geht es gewiß nicht nur um eine innerliche, sondern auch um eine äußerliche Einswerdung. Aber »die äußere Einheit hat die innere Einheit zur Voraussetzung« (Bergmann). Tatsächlich kann es eine *Una Sancta* nur dort geben, »wo der biblisch unveränderte und unverkürzte Jesus Christus das Zentrum der Einheit bildet. . . . Im Vordergrund aller Bemühung um Einheit hat also nicht das Organisatorische zu stehen, auch nicht der *homo religiosus*, auch nicht die Faszination von Heiligem und Heiligen oder von dogmatischen Lehrgebäuden, von theologischen Lehrern oder gar der imposante Glanz jahrhundertalter Liturgien, wie sie zum Beispiel in der Ostkirche praktiziert werden. Der Beweggrund, eine große Einheit zu bilden, darf auch nicht in der so notwendigen Verantwortung gegenüber der Dritten Welt wurzeln oder in der Absicht, gegenüber einer zunehmenden säkularen Brandung bestehen zu wollen. Mag der Beweggrund zur Einheit noch so edel oder auch bloß zweckmäßig sein, so gilt dennoch allein: Wahre Einheit kulminiert im Geschartsein um den ewigen Gottessohn Jesus Christus und in der unbeirraren Blickrichtung auf ihn. Unter diesen Gesichtspunkten ist das Einheitsbestreben der Ökumene zu beurteilen.«

Das Evangelium lauter und rein zu verkünden, muß selbstverständlich immer das Anliegen echter Christen bleiben. Hier dürfen wir vom Buchstaben der Bibel nicht um ein Jota abweichen. Dennoch läuft auch die Bewegung »Kein anderes Evangelium« immer die Gefahr, steril zu werden. Wer den Bibeltext zur alleinigen Grundlage seines Glaubens macht, ganz im Sinne Martin Luthers (*sola scriptura!*), kann auch das Pfingstereignis nicht mehr in seiner ganzen Bedeutung erfassen; denn was dort sichtbar wurde, war das lebendige Zeugnis des Hl. Geistes, daß auch weiterhin durch Prophetie und andere Gnadengaben sich Gott den Menschen unmittelbar mitteilt. Und hatte uns Christus nicht versprochen: »Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt« (Mt 28,20)? Er ist bei uns alle Tage auch mit seinem Wort. So können wir mit Recht erwarten, daß auch eine zeitgemäße Verkündigung der ewigen Wahrheiten möglich ist.

2. Die Wurzeln des modernen Unglaubens

a) *Materialismus und Evolutionismus*

Von Karl Rahner stammt der Satz: »Wir leben in einem Heidenland mit christlicher Vergangenheit und christlichen Restbeständen.« Wie konnte es zu einem solchen Schwund des Glaubens kommen? Daß der Mensch schon lange auf der Flucht ist vor Gott, erweist die Geschichte der Neuzeit. Max Piccard hat in seinem bekannten Buch »Die Flucht vor Gott« diesen Tatbestand folgendermaßen gekennzeichnet: »Der Mensch ist zu allen Zeiten vor Gott geflohen, aber das unterscheidet die Flucht heute vor jeder anderen: Der Glaube war früher das Allgemeine, er war vor dem Einzelnen vorhanden, es war eine objektive Welt des Glaubens da; die Flucht hingegen spielte sich nur im einzelnen Menschen ab, sie kam erst dadurch zustande, daß der einzelne sich durch einen Akt der Entscheidung von der Welt des Glaubens löste, es mußte sich einer erst seine Flucht schaffen, wenn er fliehen wollte.«

Heute ist es umgekehrt: Der Glaube als objektive äußere Welt ist zerstört, der einzelne muß in jedem Augenblick sich immer von neuem durch den Akt der Entscheidung den Glauben schaffen, indem er sich von der Welt der Flucht löst, denn die Flucht, nicht mehr der Glaube, ist heute als eine objektive Welt da, und jede Situation, in die der Mensch kommen kann, ist von vornherein, ohne daß der Mensch sie erst dazu macht, eine Situation der Flucht, die selbstverständlich ist. Alles in dieser Welt ist nur in der Form der Flucht vorhanden.«

Wir müßten wohl weit zurückgreifen, um alle Ursachen einer solchen Flucht vor Gott aufdecken zu können. Mit dem Erwachen eigenständigen Denkens, zumindest seit der Renaissance, hatte sich verstärkt ein Rationalismus herausgebildet, der nicht nur die überkommenen Lehren der Kirche – und erst recht ihr falsches Vorstellungsbild von der materiellen Schöpfung – in Zweifel zog, sondern auch die Offenbarung als solche in Mißkredit brachte. So war es eine große Versuchung für alle empfänglichen Geister, als der italienische Philosoph Giambattista Vico (1668–1744) anstelle der alten Wahrheitsformel »*Verum est ens*«, d. h. »das gottunmittelbare, metaphysische, jenseits unserer Sinnenwelt liegende Sein ist die Wahrheit«, nun plötzlich die These aufstellte: »*Verum quia factum (est)*«, das bedeutete: »Als wahr erkennbar ist nur, was vom Menschen selbst gemacht wird.«

Hauptsächlich unter diesem Vorzeichen stand die Geistesgeschichte der folgenden Jahrhunderte. Man verzichtete ganz bewußt auf eine Erkennbarkeit des wirklichen (metaphysischen) Seins und wandte sich in

erster Linie den materiellen Gegebenheiten zu. Dabei verengte sich der Horizont vollständig auf die Eigenwelt des Menschen. Diese radikale Anthropozentrik, die mit suggestiver Gewalt die Menschen in ihren Bann zog, mußte zwangsläufig in einer banalen Diesseitsgläubigkeit enden. Sie wurde schließlich noch durch den philosophischen Materialismus und Positivismus der späteren Generationen gedanklich unterbaut. Es ist einleuchtend, daß damit nicht nur die biblische Offenbarung in ihrem höheren Wahrheitsgehalt, sondern auch der Glaube an Gott selbst ins Herz getroffen war.

Bald blickte man nur noch vorwärts in die Zukunft. Auch das »Verum, quia factum« mit seiner rückwärts gewandten Grundtendenz – Historie und Mathematik hatten damals ihre große Stunde – genügte nun nicht mehr. Die gewaltigen Neuentdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiet, Hand in Hand mit einer hochentwickelten Technik, ließen die Menschen jetzt davon träumen, die Welt ganz und gar nach eigenem Vorstellungsbild umzugestalten. In dieser »Weltveränderung« mußte sich der Homo sapiens geradezu als Selbstgott empfinden. Es entstand in den Gehirnen der religionslosen Massen der sogenannte Fortschritts Glaube. Ein Eldorado auf Erden stand ihnen vor Augen, als voller Ersatz für das, was die Religionen erst für ein Leben nach dem Tode anzupreisen vermochten.

So ließ man zunächst einmal den Gedanken an ein Jenseits vollständig fallen, selbst innerhalb der Theologenschaft, wie das Beispiel der Entmythologisierung zeigt. Der Historiker Friedrich Heer, der sich einst als Publizist innerhalb des Katholizismus einen Namen gemacht, wagte sogar die Behauptung: »Reich der Himmel, das ist kein Reich im Jenseits. Jesus kennt kein Jenseits, als Jude ist ihm ein fahles Jenseits fremd. Er trennt nicht Leib und Geist, Seele und Fleisch, er interessiert sich weder für eine Unsterblichkeit der Seele noch für eine »private Auferstehung des Fleisches«. – Jesus interessiert sich nicht für Himmel und Höllen. Das ist gerade heute für eine mögliche Zukunft des Christentums fundamental wichtig, aber auch für mögliche Neubildungen in einer nachchristlichen Menschheit. – Jesus interessiert sich einzig für die Gegenwart. Das Reich steht in der Tür: Das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Lebensfülle, der Liebesfülle. Dieses Reich ist bereits mitten unter uns (nicht »in uns«, wie ein tausendjähriger Spiritualismus privatisierend verkündet). – Das Reich der Himmel (»Himmel« steht für Gott, dessen Name nicht genannt werden soll): Das bedeutet einen totalen Umsturz aller Machtverhältnisse, aller gesellschaftlichen Ordnung, die Jesus als echter Revolutionär als goldene und blutige Masken von Unordnungen durchschaut. . . . Das Reich der Himmel: sein Einbruch in diese Welt bedeutet eine politische Tat. Wie macht Gott Politik auf dieser Erde?

Das ist die entscheidende Frage für Jesus. – Das Paradies: das bedeutet paradiesische Erde! – Jesus organisiert »Zellen«, die die Machtübernahme Gottes vorbereiten sollen. Er sammelt seine Jünger. Zuerst zwölf, dann sieben weitere. Sie werden ausgesandt, um für die zwölf Stämme Israels über die sieben Völker zu herrschen. Die Jünger kehren zurück, das Reich ist nicht gekommen. Diese Enttäuschung dürfte die Mitte des Lebens, den großen Krisen- und Wendepunkt bedeuten. – Jesus wendet sich vom Volk, von der öffentlichen Tätigkeit ab. – Seit der Enttäuschung will Jesus das Reich zwingen durch sein Leiden und Sterben für die Vielen. – Die Jünger fliehen zu Recht den eben gefangenen Mann. Er hat das Reich Gottes nicht gebracht.« –

Am Ende seines Buches »Abschied von Höllen und Himmeln – Vom Ende des religiösen Tertiärs« spricht der Verfasser von kommenden besseren Tagen, in denen »der geistige und seelische Terror« des kirchlichen Jenseitsglaubens überwunden sein wird. Naturwissenschaftler und Techniker werden die Gestalt und Vorausprojektor des wirklichen »Reiches Gottes« auf Erden sein. Diesen oberflächlichen Gedankengängen, die nur das Diesseits als Realität anerkennen, gesellt sich auch noch, wie selbstverständlich dazugehörig, jenes »Evangelium der Lust« bei, das in extremster Form von Herbert Marcuse in seinem Buch »Der eindimensionale Mensch« propagiert worden ist. Ein großer Teil der studentischen Jugend fiel ihm bekanntlich zum Opfer.

Die Abbröckelung des Glaubens hat deutlich erkennbare Ursachen in zwei weltanschaulichen Richtungen: Im philosophischen Materialismus und in der Evolutionslehre Darwins. Wegen ihrer ungeheuren Breitenwirkung soll hier näher auf sie eingegangen werden. Der philosophische Materialismus ist eine Weltanschauung, die in der Materie den Grund und die Substanz aller Wirklichkeit sieht; und zwar nicht allein der stofflichen, sondern auch der seelischen und geistigen. Neben dem Naturalismus hat diese Geistesrichtung vor allem im Empirismus ihren Ausdruck gefunden. Ihm gilt nur das mit naturwissenschaftlichen Methoden Erfassbare als wirklich. Eine Sonderentwicklung nahm der Materialismus im Neopositivismus, der in äußerster Blickverengung nur sogenannte Daten als Wirklichkeit gelten läßt und es von vornherein ablehnt, geistig-seelische Tatbestände überhaupt zu erörtern. Ihre erste Blüte erlebte die materialistische Denkweise bereits in der Zeit der Aufklärung während der Französischen Revolution (Lametrie, Holbach, Diderot). Bestimmenden Einfluß auf die europäische Philosophie gewann sie aber erst im 19. Jahrhundert (Marx, Engels, Feuerbach, D. Fr. Strauß, Molschott, Karl Vogt, Büchner, Haeckel, Düring).

Hier war es nun vor allem der dialektische Materialismus marxistischer Prägung, der durch seine Bemühung um Abschaffung gesellschaft-

lich-sozialer Notstände den größten Einfluß auf die Massen gewann. Die Herabwürdigung des Arbeiters (Proletariers) zur »Arbeitskraft«, das heißt zu einem Objekt der Gewinnkalkulation des Unternehmers (Kapitalisten), war zweifellos ein schreiendes Unrecht. Vielleicht hatten die Kirchen damals zu wenig dagegen unternommen. So kam es, daß Karl Marx und Friedrich Engels in ihrem ideologischen Programm auch das Christentum scharf angriffen. Es verwundert uns heute sehr, daß Friedrich Engels im Alter von fünfzehn Jahren den folgenden christlichen Hymnus verfaßte:

»O komm mit deiner Seligkeit,
Du Glanz der Vaterherrlichkeit,
Gib, daß ich Dich nur wähle!
Lieblich, herrlich, ohne Leide
Ist die Freude, wenn dort oben
Wir Dich, unsern Heiland, loben.«

Der Ton zeugt von Hinneigung zum Pietismus. Dasselbe können wir bei Karl Marx feststellen. Aus alten Rabbinergeschlechtern stammend, waren seine Eltern (der Vater war Jurist) zum Protestantismus übergetreten. Auch der junge Marx war christlich orientiert, wie aus einem Abituraufsatz hervorgeht. Als Philosophie- und Jurastudent in Bonn lernte er jedoch den evangelischen Theologen Bruno Bauer kennen, der ihn durch seine radikale Kritik an den Evangelien ganz vom Christentum abbrachte. Aber vielleicht waren es erst die antireligiösen Bücher Ludwig Feuerbachs (eines einstigen Theologiestudenten!), die ihn gänzlich dem philosophischen Materialismus in die Arme trieben. Besonders Feuerbachs Buch »Das Wesen des Christentums« löste sowohl bei Marx wie bei seinem Freunde Engels größte Begeisterung aus. So war die Stoßrichtung ihres »dialektischen Materialismus«, zu dem sie sich von dem Philosophen Hegel durch »Umstülpung« seiner Denkmethode vom Geistigen auf das Materielle hin die Grundbegriffe ausliehen, zunächst gegen die Religionen gerichtet. Feuerbachs Radikalität griff auf sie über; damit übernahmen sie aber auch dessen sogenannte Projektionstheorie. Feuerbach hatte nämlich behauptet, daß der Mensch eine Wunschvorstellung von Vollkommenheit, Souveränität und Dauerhaftigkeit aus sich herausprojiziert und dieses Wunschbild dann Gott nenne. Gott ist demnach eine »Erfindung« des Menschen. In Wirklichkeit beweist die Religionsgeschichte, daß so ziemlich bei allen Völkern und zu allen Zeiten eine Urgewißheit bestanden hat über jenseitige Welten und Kräfte.

Marx und Engels entwickelten nun eine neue Idee. Religion, sagten sie, stehe hauptsächlich in Diensten der herrschenden Klasse, weswegen

sie im gemeinsam verfaßten »Kommunistischen Manifest« den Satz formulierten: »Die Gesetze, die Moral, die Religion sind für den Proletarier ebenso viele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verstecken . . .« Den kapitalistischen Interessen entspräche es, den Menschen einen personhaften Gott zu suggerieren, um sie dadurch gefügig zu machen und ihnen als Belohnung für ihre Duckmäuserie ein besseres Jenseits zu versprechen. Von Marx stammt auch das Wort: »Religion ist das Opium des Volkes«. Noch bekannter ist die Formulierung bei Lenin: »Religion ist Opium für das Volk«, und er fuhr fort: »Wir müssen die Religion bekämpfen. Das ist das A und O des gesamten Materialismus und folglich auch des Marxismus.«

Gerhard Bergmann bemerkt dazu in seiner Schrift »Christentum und Sozialismus«: »Es liegt auf der Hand: Wenn Gott entthront wird, ist der Weg zur völligen Unabhängigkeit des Menschen frei. Dann bestimmt der Mensch, was gut und böse, was falsch und richtig ist, ob es ein Leben nach dem Tode gibt oder nicht, ob der Mensch zu seiner letzten Rechenschaftslegung gefordert wird oder nicht. Dann kann sich der Mensch wie Prometheus selber neue Menschen schaffen, die ihm gleich sind und ›dich (Gott) nicht achten.«

Marx war erst fünfundzwanzig Jahre alt, als er die letzten Konsequenzen aus seinem Atheismus zog: »Entweder ist Gott souverän oder der Mensch ist souverän.« – »Erst, wenn Gott nichts mehr ist, kann der Mensch alles sein.« Dazu muß man wissen, daß seine Religionskritik zeitlich vor der Gesellschafts- und Wirtschaftskritik erfolgte. Auch Engels hatte sich dem philosophischen Materialismus mit Haut und Haar verschrieben. So betont er ausdrücklich: »Die Materie ist nicht ein Erzeugnis des Geistes, sondern der Geist ist selbst nur das höchste Produkt der Materie . . . Außer der Natur und dem Menschen existiert nichts.« Die Folgerungen waren unausbleiblich: Weil es keinen Geist ohne Materie gibt, kann es auch keinen Gott geben. In der Bibel dagegen steht unverrückbar: »Gott ist Geist« (Joh 4,24).

Lenin, der in mancherlei Hinsicht die Doktrin des Marxismus verschärfte, forderte ganz kategorisch: »Ein Marxist muß Materialist sein, das heißt ein Feind der Religion.« Sich auf die Wissenschaften berufend, rief er aus: »Wenn nur die Naturwissenschaft allein, die die Außenwelt in der menschlichen ›Erfahrung‹ abbildet, fähig ist, uns die objektive Wahrheit zu vermitteln, so ist damit jeglicher Fideismus (Glaube) unbedingt verworfen.« Unverblümt heißt es auch bei Karl Marx: »Der Kommunismus gibt die ewigen Wahrheiten auf, er schafft alle Religionen und jede Moral ab.« Aus alledem erkennen wir ganz deutlich, daß es entscheidend um die Frage geht: Was war zuerst, der Geist oder die Materie? Nach Bergmann ist dies »die höchste und entscheidungsvollste

Frage der ganzen Philosophie«. Sie entscheidet auch darüber, ob ich Christ oder Atheist bin.

Glücklicherweise werden die Hauptthesen des philosophischen Materialismus: »Die Materie war immer, die Materie wird immer sein, die Materie ist absolut« heute durch die Wissenschaften selbst ad absurdum geführt. Sie erweisen sich als grundsätzlich falsch. Daß die Materie nicht immer war, beweist allein schon der Zerfall radioaktiver Stoffe oder auch das Entropiegesetz (wonach als Endzustand der Wärmetod eintritt). (Siehe darüber »Westphal, Lehrbuch der Physik«!) Nicht die Materie ist also das Ursprüngliche, sondern der Geist. Noch weniger kann die Welt aus reinem »Zufall« entstanden sein, wie Materialisten und Evolutionisten wissen wollen; denn sie ist kein Chaos, sondern ein Kosmos, d. h. ein bewundernswertes Ordnungsgefüge. Wie aber wäre so etwas möglich ohne einen Ordner? Bergmann gebraucht dazu einen Vergleich: »Ich habe einen Korb vollgefüllt mit Zigtausenden von Buchstaben des Alphabets. Nun schütte ich den Korb aus. Welch ein Unsinn, anzunehmen, die zigtausend Buchstaben würden so fallen, daß daraus ein Buch entstünde! Wie gesagt: ganz von selbst! Die Schöpfung ist solch ein Buch, in dem wir lesen können: ihre Gesetze, ihre chemischen Zusammensetzungen, die Strukturen in den Atomen, im organischen und anorganischen Leben. Welch ein Kunstwerk ist allein schon das Auge! Nochmals: wie schrecklich kurzschlüssig, hier den wirkenden Geist zu bestreiten und letztlich alles aus dem blinden Zufall abzuleiten. Nein, aus dem Chaos entsteht kein Kosmos!«

Um ihre Hypothese zu erhärten, daß die Welt aus sich selbst entstanden sei, verfallen die Materialisten auf den Ausweg: »Die Materie denkt«. Bei Karl Marx zum Beispiel lesen wir: »Man kann den Gedanken nicht von einer Materie trennen, die denkt.« Auch Lenin sagt: »Das Weltbild ist ein Bild dessen, wie sich die Materie bewegt und wie die Materie denkt.« Auch Stalin versteift sich darauf, »daß das Denken ein Produkt der Materie ist . . . ein Produkt des Gehirns«. Demgegenüber stellt der bekannte wissenschaftliche Publizist und Neodarwinist Haimar v. Ditfurth einsichtigerweise fest: »Die Funktionen, die wir als »psychische« zu bezeichnen gewohnt sind, sind älter als alle Gehirne . . . Unser Gehirn hat das Lernen nicht erfunden und ebensowenig das Gedächtnis . . . Unser Gehirn ist nicht die Quelle aller dieser Leistungen. Es integriert sie lediglich im Individuum . . . Von der räumlich-materiellen Dimension führt kein Weg zum Verständnis des Seelischen« (in seinem modernen Bestseller »Wir sind nicht nur von dieser Welt«).

Tatsächlich ist »das Verhältnis zwischen Geist und Materie, zwischen unserem Gehirn und unserem Bewußtsein bildlich etwa analog zu dem Verhältnis zwischen Licht und Spiegel zu verstehen. Im leeren Raum

bleibt Licht unsichtbar. Es leuchtet erst, wenn es auf eine Oberfläche trifft, die fähig ist, es zu reflektieren. So hell ein Spiegel aber auch immer leuchtet, in keinem Fall erzeugt er das Licht selbst, das er ausstrahlt«. Zusammenfassend sagt der Verfasser: »Das Gehirn erzeugt den Geist nicht, der vermittelt dieses Organs in unserm Bewußtsein aufgetaucht ist. Das Psychische, der Tatbestand des Seelischen, der sich aus den Gesetzen unserer materiellen Wirklichkeit auf keinerlei Weise ableiten läßt, könnte dadurch zustande kommen, daß die Evolution es fertiggebracht hat, unser Gehirn auf einen Entwicklungszustand zu bringen, der in ihm einen ersten Reflex des Geistes einer jenseitigen Wirklichkeit entstehen läßt.«

Daß das Denken vom Personkern des Menschen ausgehen muß, das heißt von seiner Geistseele, sucht G. Bergmann durch folgenden Vergleich zu unterbauen: »Nicht das Klavier bringt die Neunte Symphonie hervor, sondern Beethoven. Er bedient sich nur des Klaviers als eines Instrumentes. So erzeugt auch nicht das Gehirn die geistigen Schöpfungen des Menschen, sondern der Mensch bedient sich nur des Gehirns als eines Instrumentes. Wie das Klavier die Voraussetzung für das Spielen ist, so ist das Gehirn lediglich die Voraussetzung zum Denken. Das Denken selbst ist ein geistiges Geschehen.« Hören wir dazu die Worte der Bibel: »Gott schuf sich den Menschen nach seinem Bilde . . . Und Gott blies ihm den lebendigen Odem ein (hebr. Ruach = Geist). Und also ward der Mensch eine lebendige Seele!« (1. Mose 1,27 u. 1. Mose 2,7b).

Im Gegensatz zu der These, daß die Welt durch »Zufall« entstanden sei, sagt uns ebenfalls die Bibel: »Gott sprach: Es werde! Und es ward . . . Und er schuf . . . Und er machte . . .«

Grundsätzlich spricht die Religion von einem Prinzip der Zielstrebigkeit, der »Entelechie«. Was wäre das auch für ein sonderbarer Zufall, daß Raupen sich in Schmetterlinge verwandeln oder Bienen die kunstvollsten Waben bauen! Man betrachte das Netz einer Spinne in seiner ausgezirkelten Schönheit oder die Gestalt einer Rose, die unser Auge entzücken kann! Dahinter sollte kein geistiges Prinzip, kein Schöpfergott stehen, der allen Wesen ihre Entelechie mit auf den Weg gegeben? Nach den Aussagen des Herrn bei J. Lorber besteht diese Entelechie aus den verschiedenartigsten »Potenzen« und »Intelligenzen« der jeweiligen Seelenpartikelchen. Da aber ist kein Zufall möglich! Um sich selbst aus der Schlinge zu helfen, beginnen die Neodarwinisten den an sich eindeutigen Begriff »Zufall« neu zu interpretieren. H. v. Ditfurth stellt zunächst fest: »Zufall meint auch Fehlen jeglicher Ordnung. Der Ausdruck bezeichnet unter anderem das Gegenteil von Sinn oder erkennbarer Gesetzmäßigkeit, insoweit also Unordnung, Sinnlosigkeit, Unberechenbarkeit. An

diese Bedeutungen allein denkt, wer die Darwinische Erklärung ablehnen zu müssen glaubt, weil sie unbestreitbar Zufallselemente enthält. Die Kritiker, die so argumentieren, übersehen indes, daß der Begriff Zufall weit mehr Bedeutungen enthält als nur diese negativen Aspekte. Zufall hat z.B. etwas mit Freiheit zu tun. Als »zufällig« bezeichnen wir einen Ablauf, wenn wir Grund haben zu der Annahme, daß er nicht gesetzlich festgelegt (determiniert) ist.

Wenn es den Zufall im Universum nicht gäbe, dann wäre diese Welt nichts anderes als eine gigantische, nach festliegenden Regeln ablaufende Maschine. Dann wären Vergangenheit und Zukunft in jedem Augenblick prinzipiell berechenbar, lückenlos zu rekonstruieren bis in die fernste Vergangenheit und in allen Einzelheiten voraussagbar bis zum Ende aller Tage. Dann wären Willensfreiheit, historische Verantwortung und Gesetz illusorische, da in Wahrheit überflüssige Begriffe, weil der durch Ursachenketten lückenlos festgelegte Weltlauf den Freiheitsraum gar nicht enthielte, der moralische Forderungen erst sinnvoll und notwendig werden läßt. Bekanntlich gibt es extreme philosophische Positionen, von denen aus behauptet wird, daß es in Wahrheit so sei. Tatsächlich haben auch die Naturwissenschaftler (genauer: Naturphilosophen) in einer früheren Epoche unter anderem auch dieses Bild einer lückenlos determinierten Welt als Möglichkeit entworfen. Der erste Schritt in die entgegengesetzte Richtung wurde mit der berühmten »Unschärferelation« von Heisenberg getan. Damit ist die Entdeckung gemeint, daß es grundsätzlich unmöglich ist, den Ort und den Impuls eines Elementarteilchens gleichzeitig genau zu bestimmen.«

Ein Elementarteilchen verhält sich demnach »undeterminiert«. Es hat gewissermaßen einen Spielraum für freie Wahl. Dann aber ist auch der Ausdruck Zufall völlig unangebracht! Es ist ein Rückfall in veraltete Vorstellungsweisen, wenn H. v. Ditfurth als begeisterter Neodarwinist die Entwicklungssprünge in der Natur noch immer mit dem Mutationsprozeß begründet. Die gleiche Motivierung gibt der dialektische Materialismus mit seiner These: »Die Materie befindet sich in ewiger Bewegung und Veränderung. Anfangs waren die Veränderungen gering, d. h. quantitativ. Sie bezogen sich vornehmlich auf Ausmaße der Materie. Ist aber ein Höchstmaß von Veränderungen erreicht, dann erfolgt ein »dialektischer Sprung«, d. h. es entsteht dann plötzlich ein neues, ein vollkommen anderes Ding – ein Wassertier, ein Landtier, ein Vogel, ein Affe, ein Mensch.« In der Terminologie des dialektischen Materialismus ist dies eine »qualitative«, eine wesentliche Veränderung. Mit keinem Wort wird dabei erklärt, auf welche Weise eine solche Höherentwicklung überhaupt möglich ist. Des-

halb kann Gerhard Bergmann kontern: »Diese Entstehung neuer Wesenheiten einfach aus dem Inneren der Materie selbst erklären zu wollen, ist eine Behauptung, aber kein Beweis.«

Über das plötzliche Auftreten neuer Typen berichtet Karl Weiß in Übereinstimmung mit Chamberlain: »Das Erscheinen der Fische ist eines der abruptesten und drastischsten Geschehnisse in der Erdgeschichte; sie erscheinen sofort von einem verhüllten Ursprung her in breitem Zug. Von Anfang an stehen zahlreiche ganz verschiedene Typen nebeneinander, und zwar Haie, Rochen, Chimären, Lungenfische, Panzerfische.« – »Die Vögel treten im Jura plötzlich auf. Der bekannte »Urvogel« (Archaeopteryx) wurde früher vielfach als Übergangsform zwischen Reptilien und Vögeln bezeichnet, er hat sich indessen als richtiger Vogel mit vier Zehen und echten Federn erwiesen. Wir kennen kein Geschöpf, das uns einen Fingerzeig geben könnte, wie jemals aus den Hornschuppen eines Reptils die Federn eines Vogels hervorgegangen sind. Die Säugetiere sind zu Beginn des Tertiärs mit zahllosen Ordnungen, Familien und Gattungen plötzlich da . . . Von Übergangsformen ist überhaupt nichts zu finden.«

Auch Konrad Lorenz betont in seiner Schrift »Die Rückseite des Spiegels«, daß auf jeder Entwicklungsstufe des Lebendigen Neues auftritt, das aus der tieferen Stufe auf keine Weise ableitbar ist. Kurt Eggenstein zieht das Fazit: »Heute, nach mehr als hundertjähriger emsiger Forschungsarbeit, müssen die Evolutionisten zugeben: Es gibt keine Übergangsformen, es gibt keine Entwicklung, sondern plötzliches Vorhandensein. Die einzelnen Arten stehen da wie die Pfeiler einer gesprengten Brücke. Diese Feststellung ist vernichtend für den Evolutionismus. Alle Fakten weisen zwingend darauf hin, daß ein Schöpfer am Werk war, der die einzelnen Arten erschaffen hat, und zwar stufenweise in immer höheren Formen . . . Obwohl die Fakten den Evolutionisten fast die Augen ausstechen, bleiben sie bei ihrer Theorie und betrachten, wie zum Beispiel Heberer, Lenkungsfaktoren, die von einem Schöpfergeist ausgehen, als »emotionale Imponderabilien.«

Anstelle von Mikro-Mutationen (Klein-Mutationen in sehr langsamer Entwicklung) nehmen die Evolutionisten heute Veränderungen der Arten durch Makro- oder Mega-Mutationen (Groß-Mutationen) an. Dies steht im genauen Gegensatz zu ihren früheren Lehren und erweist aufs neue, nach K. Eggenstein, daß sich der Evolutionismus und Neodarwinismus im Rückzug befindet. Makro-Mutationen müßten in einer unerhörten Zufallsleistung »eine unvorstellbare Zahl von Zufälligkeiten vereint in einem Augenblick ergeben . . .« Daß diese neue Theorie, die den Begriff »Evolution« zum Paradoxon macht, eine reine Verlegenheitslösung ist, erkennt man auf den ersten Blick: »Die Makro-Mutation ist

ein reines Phantasieprodukt, denn Großmutationen, die auch die Baupläne verändern, sind noch niemals beobachtet worden.« Auch über die Genetik sagt Otto Spülbeck: »Praktisch hat sie es im Genom bisher nur mit den sekundären Merkmalen zu tun.« Und Adolf Portmann stellt fest, »daß wir bis heute nur etwas von der Mikroevolution wissen, während uns die Makroevolution, die Bildung von neuen Typen, gänzlich unbekannt ist«. Wortwörtlich spottet er, daß es »Theorien gibt, an denen die schweifende Phantasie allzu frei mitgestaltet hat«.

Alle diese Tatsachen wollen die rein materialistisch eingestellten Wissenschaftler nicht einmal ins Auge fassen. Dabei hatte Darwin selbst gar nicht die Mitwirkung des Schöpfers am Evolutionsprozeß ausgeschlossen. In seinem Hauptwerk »Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl« schrieb er: »Es ist wahrlich eine große Einsicht, daß der Schöpfer den Keim allen Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat und daß, während unser Planet den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt.«

Über Darwins innere Entwicklung und seine Lehre hat der allzu früh verstorbene international anerkannte Zoologe und Ökologe Joachim Illies, ein Schüler und Freund Adolf Portmanns, wohl die gründlichsten Untersuchungen angestellt. Mit unübertroffener Klarheit und Objektivität weist er in seinem Buch »Der Jahrhundertirrtum« (mit dem Untertitel »Würdigung und Kritik des Darwinismus«) unwiderlegbar nach, daß der Darwinismus keine wissenschaftlich erwiesene Tatsache, sondern reine Spekulation sei. Zwar sei der Mensch, was den Körper angeht, bis in die tiefsten Wurzeln mit dem Tierreich verbunden; aber durch das Besondere seiner »Innerlichkeit, den Geist« sei er als das ganz Andere im Reiche des Lebendigen dem Tierreich weitgehend entrückt. Auch Max Thürkauf hat den Menschen in seiner wundervollen Schrift »Christuswärts; Glaubenshilfe gegen den naturwissenschaftlichen Atheismus« als das »im Körper gebundene, aber im Geist freie Wesen« definiert. Gerade darin aber bestünde seine Gottebenbildlichkeit. Illies kritisiert vor allem die Enge und Einseitigkeit des Darwinismus, mit dem Hinweis, daß im eigentlichen Sinn nicht Darwin, sondern nur seine Interpreten und Epigonen Darwinisten sind.

Erst mit zunehmendem Alter ist Darwin nach der Veröffentlichung seines lange zurückgehaltenen Werkes »Entwicklung der Arten durch natürliche Zuchtwahl« (1859) der Skeptiker geworden, der die einst so geliebte Bibel unter dem Zwang eigener Theorien beiseite schob. Erst jetzt stellte er auch fest, daß das Christentum eine »abscheuliche Lehre« sei, weil dort »Ungläubige, und ich müßte zu ihnen meinen Vater zählen,

ewige Strafen verbüßen müssen«. Die schlimmen Folgen einer dogmatischen Irrlehre machten damit Weltgeschichte. Dennoch wurde der zweifelloso große Gelehrte »durch die erhabene Gewalt der Tropennatur« und »dieses ungeheure und gewaltige Weltall« so tief beeindruckt, daß er es im Gegensatz zu seinen Nachfolgern für völlig ausgeschlossen hielt, dies alles sei »das Resultat des blinden Zufalls oder der Notwendigkeit«. Ja, er schließt daraus: »Ich verdiene mit Recht Theist genannt zu werden.« Illies schreibt darüber: »In diesem Sinne hat er zeitlebens eine scheue und spröde Religiosität gezeigt, die von der Existenz eines Schöpfers noch tief überzeugt war. Seine ideologische Vereinnahmung als Erzvater des Atheismus, wie sie in unserem Jahrhundert vor allem im Rahmen des dialektischen Materialismus erfolgte, ist also völlig unangebracht. Man spürt vielmehr deutlich, wie er selbst bedauert, daß ihm jede tiefere und konkretere Frömmigkeit abhanden kam. Schrieb er doch: »Es beschlich mich langsam der Unglaube, bis ich am Ende völlig ungläubig wurde; man könnte treffend sagen, daß ich ein Mensch bin, der farbenblind geworden ist.«

Von dem »farbenblinden« alten Mann, dessen Lebensabend von Tragik umwittert ist, sagt auch Johannes Hemleben in seiner Darwin-Biographie: »Den hohen Gewinn, den seine Lebensanschauung ihm brachte, mußte er mit dem Verlust religiöser und musischer Elemente bezahlen.« Tatsächlich gestand Darwin am Ende ein, es sei ihm, als habe er einen Mord begangen. Zu diesem »Mord« haben sich leider der bekannte englische Biologe Huxley, ebenso wie Ernst Haeckel in Jena, Karl Vogt in Genf und andere Materialisten (auch Friedrich Nietzsche reihte sich ein in dieser »Frevler Rotte«) bedenkenloser bereit erklärt. Haeckel setzte seine »Natürliche Schöpfungsgeschichte« (1868) dem biblischen Schöpfungsbericht entgegen. Den Naturwissenschaftlern insgesamt wurde die »peinliche Alternative« (Vischer) gestellt, entweder Darwin oder Moses anzuerkennen.

Es folgte noch Darwins zweibändiges Werk über »Die Abstammung des Menschen« (1871) mit der These, daß der Mensch von affenartigen Vorfahren abstamme, aus denen er sich durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl allmählich entwickelt habe. Friedrich Engels schrieb nach dieser Lektüre frohlockend an Karl Marx: »Die Teleologie (d. h. die Vorstellung von einer göttlichen, zielgerichteten Absicht in der Natur, d. Vf.) war nach einer Seite noch nicht kaputt gemacht; das ist jetzt geschehen.« Für Karl Marx war die Deszendenztheorie eine willkommene »naturwissenschaftliche Unterlage« für sein kommunistisches System. Bezeichnend ist, daß selbst der deutsche Arzt Rudolf Virchow, der bekanntlich die Existenz einer unsterblichen Seele leugnete, von Darwins Abstammungslehre so erschreckt wurde, daß er im Jahre 1877

öffentlich vor dem Darwinismus warnte als dem »Wegbereiter des Sozialismus und der Revolution«.

Die Nivellierung von Tier und Mensch machte nach Joachim Illies möglich, »was eine Generation später mit Sigmund Freuds Psychoanalyse als dritte Demütigung des Menschen einleitete (so hat Freud später selbst seine Lehre gekennzeichnet, wobei er sich an die dritte Stelle hinter Galilei und Darwin setzte). Aus der psychoanalytischen Heilmethode wurde in der Tat eine demütigende Lehre, die in unserem Jahrhundert als angewandter, radikaler Darwinismus eine evidente Gefahr darstellt: Das ›Tier in uns‹ (die Triebe, vor allem der Sexualtrieb) wird zum Eigentlichen«.

Und Illies fährt fort: »Doch ist der Weg dieser Selbstbefreiung des Menschen überall dort, wo er ausfert und in Mißbrauch entartet, von Katastrophen begleitet, die der Größe seines Hochmuts angemessen sind: Vernichtungskriege, Flucht in Illusion und Rausch, Vergottung des Körpers und der rohen Kraft; aber auch Leiden an Unmenschlichkeit und Sinnlosigkeit, elende Gottesferne und verzweifelte Rückfälle in Magie und Dämonie. Dies alles zeigt sich in unserer Welt heute in einem Ausmaß, das in krassem Widerspruch steht zu dem vergangenen Optimismus der gelösten Welträtsel und des technischen Fortschritts einer neuen Humanität. Zukunftsromane unserer Zeit schildern daher eine apokalyptische Welt, in der den Menschen vor seiner Gottähnlichkeit graut.«

Auch Illies stellt als Wissenschaftler fest, »daß die zu erwartenden Großmutationen nicht aufzufinden sind und daß Selektion und Isolation aus einem Gemisch von Mutanten nur auslesen können, was darin aus unbekannter Ursache enthalten ist. Die Darwin-Faktoren im Verbund mit dem Zufall können also die Erklärung der Vielfalt der Tier- und Pflanzenarten nicht befriedigend leisten«. Sprünge in der Natur ohne jedes Zwischenglied (Missing link) sind also unleugbar. Im Gestaltenwandel sind es gerade die höherentwickelten Formen, die ganz unabhängig voneinander plötzlich auftreten. Sie weisen auf eine direkte Neuschöpfung hin. Daß die Selektion (das Ausleseprinzip), wie sie Darwin vertritt, zwar die besten Exemplare einer Art erhalten kann, niemals aber einen neuen Typus hervorbringt, wird heute nicht mehr bezweifelt. Und was die Deszendenztheorie anbelangt (d. h. die direkte biologische Abstammung des Menschen vom Affen), so wissen die Wissenschaftler von heute ebenfalls, daß sie auf sehr schwachen Füßen steht. Sogar Gerhard Heberer mußte als Vertreter einer antimetaphysischen Methode in seinem großen Sammelwerk »Die Evolution der Organismen« (1968) zugeben: »Das vulgäre und manchen noch immer perhorreszierende Schlagwort, der Mensch stamme vom Affen ab, ist erledigt.«

Wie ist es da zu begreifen, daß Hoimar v. Ditfurth entgegen diesem ganzen Stimmenchor die Behauptung wagt: »Mir ist nicht ein einziger von der Wissenschaft ernst genommener Autor bekannt, der heute noch daran zweifelt, daß die Darwinische Erklärung im Grundsatz richtig ist. Alle Entdeckungen seit den Tagen Darwins haben sie immer aufs neue bestätigt und ihr nicht in einem einzigen Falle widersprochen«? Es ist ein großes Verdienst von K. Eggenstein, daß er in seinem aufschlußreichen Werk »Der Prophet Jakob Lorber« nicht nur sich sehr viel Mühe gab, im Anschluß an die Aussagen des Herrn bei J. Lorber, die Darwinische Entwicklungslehre durch eine geistige, vom Metempsychosgedanken getragene Evolutionslehre zu ersetzen, sondern auch eine stattliche Reihe von Zitaten prominenter Wissenschaftler anzuführen, aus denen eindeutig hervorgeht, wie veraltet und unhaltbar das ganze Darwinische System inzwischen geworden ist. Da werden Namen von Kapazitäten genannt, die ganz gewiß nicht zu den »von der Wissenschaft nicht ernst genommenen Autoren« gehören. So etwa die bekannten Gelehrten Adolf Portmann, Arnold Gehlen, Max Westerhofer, Paul Overhage, Edgar Daqué und viele andere.

Alle diese Biologen oder Paläontologen, die zum Teil selbst einmal den Darwinischen Evolutionismus vertraten oder ihm sogar jetzt noch teilweise anhängen, äußerten in ihren wissenschaftlichen Werken Meinungen, aus denen in sehr vielen Fällen hervorgeht, daß diese Art von Entwicklungslehre als Ganzes am Abdanken ist. Davon aber erfährt die breite Öffentlichkeit so viel wie nichts, und noch immer werden auf den Hochschulen die alten Irrtümer weiter verbreitet. Daß Marx und Engels die Evolutionslehre begeistert aufnahmen, führte leider dazu, daß die Grundthese Darwins materialistisch verfälscht wurde, ebenso wie die christliche Anthropologie Hegels. Es wurde aus ihr eine »Art Religion oder Antireligion«, wie Grützmacher konstatiert: »Für die Zoologen und Biologen aber, die alle in den Strudel hineingezogen wurden, ein Heiligtum. Wer dagegen sprach, stellte sich bloß oder wurde aus seiner Stellung verdrängt.« Es gibt eben auch in der Wissenschaft eine Art Massenpsychose! Von Goethe aber hören wir, daß für eine Wahrheit »nichts schädlicher ist als ein alter Irrtum«.

b) Christusedemontage und Atheismus im geistlichen Gewande

Es gab einst eine Zeit, in welcher der Glaubensabfall, so sehr er sich auch bereits in einzelnen Ideologien durchgesetzt hatte, auf jeden Fall noch als Katastrophe empfunden wurde. Auch die Abgefallenen selbst schrien ihre Klage zum Himmel, daß kein Gott mehr sei. In ihnen allen

stand die Frage auf: »Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen! Stürzen wir nicht fortwährend, rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? ... Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort Nacht und mehr Nacht? Wie trösten wir uns, die größten aller Mörder?« (Nietzsche). Auch Jean Paul hat in seiner geträumten »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott ist« die abgründige Ohnmacht, das starre, stumme Nichts des Menschen ohne Gott geschildert: »Und es kommt kein Morgen und keine heilende Hand und kein unendlicher Vater ... Da erwachte ich. Und meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten durfte.«

Obwohl Friedrich Nietzsche selbst als der »Philosoph mit dem Hammer« auf eine »Umwertung aller Werte« drängte, sah er doch deutlich voraus: »Der Nihilismus hat seinen Siegeslauf angetreten und ist nicht mehr zu bannen.« Daß der Mensch vor der Bedrohung des Nichts steht, wurde erst in diesem Jahrhundert überzeugend klar. Was geistig sich nach und nach vorbereitet hatte, trat mit einem Mal auch äußerlich sichtbar in Erscheinung. Mit der Erfindung der furchtbarsten aller Waffen, der Atombombe, war der Fortbestand der Menschheit unmittelbar bedroht. Wieder ist es ein Dichter, der seherische Worte dazu fand. In Friedrich Dürrenmatts Drama »Die Physiker« wird ausgerechnet von einem Vertreter dieser gelehrten Zunft die Überzeugung ausgesprochen, daß die Menschheit einer Vernichtung durch Atombomben kaum noch entrinnen kann. Und er fügt die Schlußworte hinzu: »Irgendwo kreist dann immerzu und sinnlos die radioaktive Erde.« Dies ist die düstere Zukunftsschau derer, die selbst durch ihren Erfindergeist das Vernichtungsmittel schufen. Lakonisch stellt der englische Philosoph und Mathematiker Bertrand Russell (1872–1970) fest: »Seit Adam und Eva von dem Apfel aßen (am Baum der Erkenntnis, d. Vf.), hat sich der Mensch keiner Dummheit enthalten, deren er fähig ist.« Die größte Dummheit, die der Mensch von jeher sich leistete, kommt in der Klage des Herrn zum Ausdruck: »Die Menschen wollen sich von meinem (Gottes) Geist nichts sagen lassen.«

Der kleine Erdengott ist sich eben selbst genug, weswegen auch alles Unheil über ihn hereinbricht. Vielleicht aber kommt es am Ende der Zeiten, wenn der Spuk des Letzten Gerichtes vorüber ist, noch einmal zu der Frage Gottes an den Menschen: »Adam, wo warst du?« Nach dem feinsinnigen Philosophen Theodor Haecker würde dann wohl die reuige Antwort lauten: »Ich war im Fortschritt begriffen!« Der Fortschrittsglaube ist heute geradezu allmächtig geworden. Daß er uns unaufhaltsam dem Untergang entgegenführt, leugnen nur noch die ganz Blinden. Welche Zerstörung hat der Mensch allein schon an der Natur angerich-

tet! Die Weiterentwicklung von Wissenschaft und Technik und besonders die industrielle Revolution waren ihm dabei behilflich. Dennoch hätte es nicht zu einem solchen Ausmaß an landschaftlichem und sonstigem Ruin kommen müssen, wenn die Verantwortlichen moralisch intakt geblieben wären. Die Aufforderung Gottes an das erste Menschenpaar: »Machet euch die Erde untertan!« wurde zwar gründlich befolgt, jedoch in der verkehrten Richtung. Als Heger und Pfleger der Natur sollte sich der Schützling Gottes betätigen und dadurch sich ein Paradies auf Erden schaffen. Vor allem ist es dem hemmungslosen Gewinnstreben einzelner zu verdanken, daß das genaue Gegenteil eintrat. Mit Erschrecken stehen wir heute vor dem Siechtum aller uns umgebenden Naturwelt. Der eigene Lebensraum ist von allen Seiten her bedroht. Welche Zukunft können da kommende Geschlechter noch erhoffen?

Noch schlimmer als der Schaden an der Natur ist der Ruin auf seelisch-geistigem Gebiet. Depressionen und Neurosen nehmen ständig zu, aber auch das Ausmaß der Verbrechen ist bestürzend. Was Wunder, nachdem der Sinn des Lebens ganz verloren ging über den Einflüsterungen falscher Ideologien! So hat besonders die materialistische Lebenseinstellung allergrößte Schuld. Wo Gott nicht mehr seine schützende Hand über die Menschheit hält, treibt alles dem Untergang entgegen. Die Mächte der Finsternis haben da ein freies Spiel. Dem allem könnte wohl ein Damm entgegengesetzt werden. Haben wir nicht das Evangelium mit seiner frohen Botschaft? Und haben wir nicht grundsätzlich in allen Teilen dieser Erde Religionen, die eine Versittlichung des Menschen anstreben? Es ist wohl die tragischste aller Entwicklungen, daß auch auf diesem Gebiet der Fortschritt triumphiert. Der Einbruch des Unglaubens sogar in die Theologie ist an sich ein Paradoxon; aber der Fortschrittsglaube machte es möglich. So empfindet es zum Beispiel der evangelische Theologe Rudolf Bultmann als »unzumutbar, im Zeitalter des elektrischen Lichts, der Radioapparate und der modernen medizinischen Mittel« noch an den »Mythos« zu glauben, worunter er im besonderen die Wunder Jesu, seine Auferstehung und das Leben im Jenseits versteht. Auch der berühmte Anthropologe und Arzt Rudolf Virchow wertete bereits vor über hundert Jahren das Christentum als »Köhlerglauben« ab. Er war ein Anhänger der liberalen Fortschrittspartei. Zu seinem Freund, dem bekannten Archäologen Heinrich Schliemann, sagte er: »Ich habe bei meinen Sezessionen noch nie eine Seele entdecken können.« Atheist zu sein gehörte damals in Gelehrtenkreisen zum guten Ton. Auch Schliemann postulierte: »Nicht Anastase (persönliches Fortleben nach dem Tode), sondern Athanastase (Unsterblichkeit als Nachruhm)!«

Der Glaube an die Transzendenz erlitt jedoch seinen heftigsten Stoß

mit dem Aufkommen einer »Gott-ist-tot-Theologie« innerhalb der christlichen Kirchen*. Nur die schreiendsten Widersprüche zum Geist des Evangeliums seien hier kurz dargestellt. Vor allem ist auch in diesem Falle der ungeheure Einfluß der materialistischen Schulwissenschaft nicht zu übersehen. Als reine Diesseitsmenschen, für die sich ein Fortleben nach dem Tode biblisch »erledigt« hat, predigen diese Neorationalisten entweder einen verkürzten Gottesglauben, der nur noch Bezug nimmt auf die mitmenschlich-sozialen Verhältnisse, oder sie ersetzen das Wort Gott durch ein Scheinwort. Da hören wir zum Beispiel die Sätze: »Gott –, das ist der alltägliche Mensch« (die Kölner Dozentin Dorothee Sölle-Steffenski) oder »Gott ist eine Chiffre, ein Name« (Theologieprofessor Gerd Otto). Es ist nicht schwer zu erraten, was solche Aussagen letztlich meinen: Zwar ist der Name »Gott« unverzichtbar (»denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein«, Goethes »Faust«), er bedeutet aber nicht die Existenz eines persönlichen Gottes. Und das ist reinster Atheismus. Bestätigt wird dies durch folgende Formulierungen: »Gott ist nicht zu verstehen als der für sich Existierende, sondern... als das Woher meines Umtriebenseins..., als eine bestimmte Art von Mitmenschlichkeit (Theologieprofessor Herbert Braun) oder »Wer den Unsichtbaren meint, muß sich an den sichtbaren Mitmenschen halten« (Theologieprofessor Manfred Mezger).

Noch deutlicher wird der letztgenannte Autor mit den Worten: »Es gibt einen Bodensee, es gibt einen Himalaja, aber Gott gibt es nicht.« Auch vergleicht er die Begriffe »Gott« und »Heiliger Geist« mit einer Währung, »die längst nicht mehr gedeckt ist«. Man müsse Gott »in voller Diesseitigkeit sagbar« machen. Alle Vorstellungen von Gott, und seien sie noch so fromm und ehrfurchtsvoll, müßten verschwinden. Wenn Sölle-Steffenski davon redet, daß Gott »tot« ist, daß er »abwesend« oder »verreist« ist, will sie damit sagen: »Der theistische Gott«, wie ihn naive Fromme sich heute noch vorstellen, der Gott, der regiert, herrscht, schützt oder magisch eingreift, existiert nicht mehr; diese Art Gott sei »weltgeschichtlich unmöglich geworden«. So lautet das Fazit ihrer Weltanschauung: »Um Christ zu sein, brauche ich nicht an Gott zu glauben.« Wortwörtlich sagt sie: »Gott ist eine Chiffre, ein Name, eine leere Vokabel.« Als Person existiert er nicht.

Wie steht es aber nun mit dem Glauben an Christus und die Lehren des Evangeliums? Da sagt einer der bekanntesten Vertreter der sogenannten Neuen Theologie: »Die neutestamentlichen Zeugnisse lassen keinen Zweifel darüber, daß Jesus ein wirklicher Mensch war und nicht ein Himmelswesen« (Dr. theol. Heinz Zahrnt). Und der Verfasser betont

* Siehe dagegen das Werk »Das Ewige Evangelium«, 2 Bände, von Franz Deml.

ausdrücklich: »Nichts Übergeschichtliches, Übernatürliches oder gar Unnatürliches spielt hier herein.« Die Gottessohnschaft Jesu wird also völlig abgeleugnet. Man nannte dies »Erziehung zum denkenden Glauben«. Aber Zahrnt ist nur der Sprecher für viele seinesgleichen. Wir müssen uns da fragen: Was bleibt in dieser Perspektive noch vom Erlösungscharakter des Christentums übrig? – Verfolgen wir die Glaubensvorstellungen Zahrnts weiter! Da gibt er wiederholt kund: »Es gibt für uns nur noch eine Wirklichkeit«; die materielle natürlich, die Weltwirklichkeit! Und das ist reinster Materialismus! Ausführlicher lesen wir in seinem Buch »Es begann mit Jesus von Nazareth«: »Gerade die heutige Generation verlangt klares Verstehen und intellektuelle Redlichkeit, auch vom christlichen Glauben. Das macht: es gibt für uns nur noch *eine* Wirklichkeit, die uns umgibt und in der wir leben, und nicht irgendeine metaphysische Sonderwirklichkeit oder auch eine christlich zurechtgestutzte und damit immer schon verfälschte Wirklichkeit. Vorbei ist es mit dem alten Schema von den beiden Welten, mit dem unheilvollen, schizophrenen Denken in zwei Räumen, mit der Aufspaltung der einen Wirklichkeit in ein Diesseits und ein Jenseits, in Weltgeschichte und Heilsgeschichte, in oben und unten...« Halten wir dagegen die Worte Jesu: »Ihr seid von unten her, ich bin von oben her« (Joh 8,23) oder das Zeugnis des Täufers: »der von oben her kommt ist über allen. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde. Der vom Himmel kommt, der ist über allen und zeugt, was er gesehen und gehört hat; und – sein Zeugnis nimmt niemand an. Wer es aber annimmt, der besiegelt, daß Gott wahrhaftig ist« (Joh 3,31–33).

Wie kommt H. Zahrnt überhaupt dazu, sich an dem ursprünglichen Text der Bibel so zu vergreifen? Es ist leider überaus einfach heute, gestützt auf die moderne Bibelkritik oder die sogenannte Hermeneutik (Übersetzung von Bibelinhalten in moderne Denkweisen), Worte des Evangeliums willkürlich umzudeuten! Pfarrer Paul Deitenbeck spricht in diesem Zusammenhang mit Recht von einer »Christusdemontage erschreckenden Ausmaßes«. Für die Soteriologie zum Beispiel, das heißt für die Erlösung durch das Blutopfer Christi ist in dieser Theologie kein Platz mehr. Wenn Jesus nur ein Mensch war und nicht auch Gottes Sohn, ist das konsequent. Bei Johannes aber lesen wir: »... Das Blut Jesu Christi, seines (Gottes) Sohnes, macht uns rein von aller Sünde« (1. Joh 1,7). Der Soter, wie das griechische Wort für den Erlöser heißt, soll jedoch nach Prof. Ernst Fuchs »existential überwunden« oder doch wenigstens »korrigiert« werden.

Zur »Atomisierung« der Bibel trägt im besonderen die These von der »Gemeindeftheologie« bei. Der Tübinger Professor Ernst Käsemann umreißt sie mit den Worten: »Zugleich wies die formgeschichtliche Arbeit

nach, daß die von den Synoptikern (den drei ersten Evangelisten) dargebotene Botschaft Jesu größtenteils nicht authentisch, sondern Ausprägung des urchristlichen Gemeindeglaubens in seinen verschiedenen Stadien ist.« Von »Nachgewiesen« kann allerdings nicht die Rede sein, denn die meisten Theologen kamen bei unvoreingenommener Forschung zum gegenteiligen Ergebnis. Ernst Käsemann aber bleibt dabei: »Aus allem Genannten folgt, daß die übergroße Zahl der evangelischen Wundergeschichten als Legende angesprochen werden muß. Was sich als historisch glaubwürdig erweist, sind so harmlose Vorfälle wie die Heilung der Schwiegermutter Petri von einem Fieber.« Wunder an der Natur, wie sie zahllos im Alten und Neuen Testament geschildert werden, widersprechen von vorneherein dem modernen Wissenschaftsbegriff, nach dem sich die Neue Theologie sklavisch ausrichtet. Aber lesen wir nicht in der Bibel: »Bei Gott ist kein Ding unmöglich«?

Das Offenbarungsbuch kennt andere Dimensionen als der Hirnverstand des Menschen. Es berichtet uns auch über das Wunder der Auferstehung Christi. Für die Neutheologen ist dies ganz unfaßbar; widerspricht es doch scheinbar allen Naturgesetzen. Dagegen lesen wir bei Paulus: »Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube null und nichtig . . .« Der Osterglaube ist zweifellos das tragende Gerüst für die Hoffnung auf Erlösung. Mit ihm steht und fällt das ganze Christentum. Wo Christus nicht mehr der »Heiland« ist, der Retter aus allen unseren Nöten, mit seiner von Gott verliehenen Macht, auch Sünden zu vergeben, wo er nicht mehr in seiner Allgegenwart bei uns ist als die Offenbarung des Vaters selbst, kann er auch nicht mehr im Mittelpunkt unserer Gebete stehen. Dann reduziert sich das Herzstück unseres Glaubens auf ein Minimum. Es wird unwirklich und schemenhaft. Tatsächlich bekennt Rudolf Bultmann: »Ich muß gestehen, daß ich die Rede von der personalen Beziehung zu Christus auch für mythologisch halte.« Mit dieser Demontage Jesu Christi durch die theologischen Steigbügelhalter einer materialistischen Weltanschauung ist auch eine Umwertung des Begriffes Sünde verbunden. Wozu braucht es noch einen Erlöser, wenn man wie Rudolf Bultmann Sünde nicht mehr als Abfall von Gott, sondern als Abfall des Menschen von sich selbst versteht? (Was sie ja im Grunde auch ist, aber nicht allein!) In der verschrobene Ausdrucksweise der Existentialisten sagte einmal ein Vertreter dieser Richtung: »Sünde ist Existenzverlust in der Jemeinigkeit meines Selbstverständnisses.« Die Remissio peccatorum, die Vergebung der Sünden durch Gott, steht erst recht bei den Vertretern der »Gott-ist-tot-Theologie« im Widerspruch zur eigenen Lehre. Dorothee Sölle begnügt sich damit: »Sünde ist der Mangel an weltverändernder Liebe.« Diese Formulierung ist zwar nicht völlig abwegig, aber ohne Gottesbild ganz ungläubhaft.

Die neorationalistischen Theologen kennen natürlich auch keine Erbsünde. Für Bultmann ist Erbsünde sogar »ein untersittlicher und unmöglicher Begriff«.

Aber genug der Irrlehren! Bleibt nur noch die Frage nach den geistigen Hintergründen einer solchen Entwicklung. Gerhard Bergmann meint in seinem beachtenswerten Buch »Alarm um die Bibel«: »In Kant liegt schon die heutige moderne Theologie in ihrem Ansatz beschlossen. Schon für Kant gab es keine Offenbarung und darum keine Jungfrauengeburt Jesu, keine Wunder in seinem Leben, keinen Sühnetod, keine Auferstehung, keine Himmelfahrt, keine Wiederkunft, darum auch kein Gebet zu Jesus. Es ist geistesgeschichtlich einfach unmöglich, diesen rationalistischen Ausgangspunkt der modernen Theologie zu leugnen.« Kant liegt jedoch weit zurück, ebenso wie die liberale Theologie von einst, die im Rationalismus sich erschöpfte. Auch die historisch-kritische Forschung ist heute nicht mehr von gleicher Bedeutung wie die Bibelkritik der jüngsten Zeit. Diese aber geht hauptsächlich aus vom modernen Wissenschaftsbegriff und der Philosophie des Existentialismus.

Als in der Französischen Revolution die Göttin Vernunft in Gestalt einer nackten Tänzerin auf den Altar von Notre-Dame erhoben wurde, war dies nur ein symbolisches Zeichen für den Sieg des Rationalismus. Er ging mit der Aufklärung Hand in Hand. Und daraus wieder entstand, wie schon früher ausgeführt, der philosophische und dialektische Materialismus, vor dem auch die Naturwissenschaftler ihren Kniefall machten mit der Evolutionslehre Darwins. Die Anthropozentrik all dieser Richtungen erreichte schließlich ihren Höhepunkt in der Existenz-Philosophie. Sie gipfelt in einer Überschätzung des Menschen. So ist Bultmann zum Beispiel bei Martin Heidegger in die Schule gegangen. Während Kierkegaard (1813–1855) als der eigentliche Begründer der Existenz-Philosophie noch ein tiefgläubiger Denker war – er prägte unter anderem den Satz: »Die Bibel ist nicht dazu da, daß wir sie kritisieren, sondern dazu, daß sie uns kritisiert« –, zweifelt doch schon Karl Jaspers trotz Bekenntnis zum Christentum an der Gottessohnschaft Jesu. Statt des jedermann geläufigen Wortes »Gott« wählt er den reichlich abstrakt klingenden Ausdruck: »Das Umgreifende« (im deutschen Idealismus hieß es einmal »Das Absolute«).

So sehr auch der Existentialismus in seinen verschiedenen Färbungen ernst zu nehmende Fragen aufwirft, hat er sich doch einseitig und hoffnungslos in jene »Abgründe der eigenen Existenz vergafft«, für die eigentlich nur das Christentum als Erlösungsreligion den Ausweg zeigen kann. Er hat »zum Studium der Verwesungserscheinungen geradezu mikroskopische Methoden der Analyse entwickelt« (nach Ernst Benz »Schöpfungsglaube und Endzeiterwartung«). In dieser negativen Per-

spektive, die allein auf den Menschen ausgerichtet ist, mußte es natürlich zu bedenklichen Halbwahrheiten kommen. Gerade jene Erfahrungen der Seele, die mit dem Sündenfall zusammenhängen, wie Angst, Leiden, Tod und Nichts, werden überdimensioniert herausgehoben. Von Gottes ursprünglicher Lichtwelt und ihrem Gnadenangebot ist kaum noch die Rede. In der Dichtung Jean Paul Sartres oder auch Franz Kafkas führt das existentialistische Gebärdenspiel bis an die Grenze schizophrener Irreseins. Doch gibt es auch eine biblisch fundierte Richtung des Existentialismus, von der aber die Anhänger Bultmanns keinen Gebrauch machen. Sie halten sich lieber an das Schlagwort vom »In-der-Welt-Sein«. Dieses »In-der-Welt-Sein« ist nach ihrer Auffassung bereits Metaphysik, es ist »das Jenseitige«. In paradoxer Ausdrucksweise ließe sich dazu mit Gerhard Bergmann sagen: »Die Existenz-Philosophie hat nur eine innerweltliche Überweltlichkeit.« Und damit ist der Zusammenprall mit der Bibel von vornherein gegeben. Indem die Theologie sich zur Magd der Philosophie erniedrigt und außerdem noch Anleihen nimmt bei dem materialistischen Denken der Naturwissenschaften und dem marxistischen Sozialismus, gerät sie in jene unheilvolle Sackgasse, die sie schließlich sogar auf eine Linie bringt mit dem Atheismus.

Es ist merkwürdig festzustellen, daß darüber die hundertprozentigen Atheisten gar nicht so sehr glücklich sind. Es zeigt sich bei ihnen wieder eine Erscheinung, die wir schon bei Nietzsche und anderen Glaubensfeinden beobachten konnten. Wählen wir ein Beispiel! Obwohl Jean Amery sich brüstet, ein »totaler Atheist« und »Agnostiker« zu sein, hat er doch in seinem Aufsatz »Provokationen des Atheismus« (als Beitrag zu dem Sammelband »Wer ist das eigentlich, Gott?«) es lebhaft bedauert, daß die »aufgeklärten und fortschrittlichen Theologen« mit ihrer »God is dead-Theorie« den Atheisten die Möglichkeit nehmen, sich »mit den metaphysischen Spekulationen moderner Theologie noch weiterhin auseinanderzusetzen«. Als Exempel führt er Dorothee Sölle an, die in ihrem Aufsatz »Atheistisch an Gott glauben« gleich von Anfang an unumwunden zugibt, daß Glauben bei ihr »als eine Art Leben verstanden wird, das ohne supranaturale, überweltliche Vorstellung eines himmlischen Wesens auskommt, ohne die Beruhigung und den Trost, den eine solche Vorstellung schenken kann«. Darüber, daß »die tradierte Religion« auf diese Weise sich selber preisgibt, triumphiert, nach Aussage Amerys, »der Atheist und Agnostiker« in keiner Weise, »er sieht nur mit höflichem Erstaunen einen Prozeß ablaufen, der es ihm, dem Atheisten, als überflüssig erscheinen läßt, noch mit freidenkerischem Eifer auf den Plan zu treten. Die größte Provokation des Atheismus besteht darin, daß er überhaupt nicht mehr provoziert und nicht mehr provozieren will. So wenig die modernen theologischen Bemühun-

gen seine rationalistische Streitbarkeit herausfordern, so wenig ist er geneigt, Kampfesfreude einzusetzen, um die Theologie zu provozieren«.

Und er fährt an anderer Stelle fort: »Das, was ich hier die Selbstsäkularisierung des Christentums nenne, setzt den Glauben und damit auch den Unglauben außer Kraft.« Amery findet es vor allem sehr bedauerlich, daß auf diese Weise die »vielfach schon vollzogene Kooperation christlicher und glaubensfreier Kräfte bei der geschichtlichen Verwirklichung von etwas Neuem und anderem – das man ›Gott‹ nennen mag oder den ›Menschen‹ – aufs schwerste belastet wird«. Trotzdem wagt er zu prophezeien: »Die Zukunft gehört der christlich-atheistischen Zusammenarbeit an der Errichtung einer befriedeten Welt.« Natürlich sind das allzu optimistisch-illusionistisch gestimmte Töne; wir entnehmen aber daraus, daß es dem Atheisten nicht um die Verfestigung seines eigenen Standpunktes geht, der grundsätzlich ehrlich gemeint sein mag trotz aller geistigen Kurzschlüsse, sondern daß er zur Findung der Wahrheit den antithetischen Standpunkt des gläubigen Menschen geradezu braucht. Damit rühren wir an ein Problem, das nicht nur den Atheisten, sondern auch den Christen unmittelbar angeht. Kardinal Joseph Ratzinger hat es eingehend behandelt in seinem allgemein geschätzten Werk »Einführung in das Christentum«.

Ausgehend von der Einheit des Seins, die nach christlicher Auffassung vom Absoluten (Gott) getragen wird, glaubt dieser Theologe mit Bestimmtheit sagen zu können, daß sowohl Polytheismus wie Atheismus Erscheinungsformen sind, die »allenfalls den ewigen Widerstreit eines Urgegensatzes« darstellen. In diesem Sinne vertrete auch der Marxismus als »die wirksamste Form des Atheismus« die »Einheit des Seins in allem Seienden«; ja sogar in ihrer strengsten Form, »indem er alles Sein als Materie deklariert«. Unwillkürlich erinnere diese Art von Absolutheit wieder an den Gottesgedanken als Geist, zu dem sie in einem antithetischen Verhältnis steht.

Das antithetische Spannungsverhältnis zwischen geistigem Monismus und materialistischem Monismus setzt sich aber bis in die Seele jedes einzelnen fort. Auch Ratzinger weiß davon, daß es selbst »im Gläubigen die Bedrohung der Ungewißheit gibt, die im Augenblick der Anfechtung mit einem Mal die Brüchigkeit des Ganzen, das ihm gewöhnlich so selbstverständlich scheint, hart und unversehens zutage treten läßt«. Als Beispiel führt er die Heilige und Mystikerin Therese von Lisieux an: »Für sie war Religion wirklich eine selbstverständliche Vorgegebenheit ihres täglichen Daseins; sie ging damit um, wie wir mit den faßbaren Gewöhnlichkeiten unseres Lebens umgehen können. Aber gerade sie, die scheinbar in ungefährdeter Sicherheit Geborgene, hat uns aus den letzten Wochen ihrer Passion erschütternde Geständnischiffren hinterlassen,

die ihre Schwestern dann in ihrer literarischen Hinterlassenschaft erschrocken abgemildert hatten und die erst jetzt durch die wörtlichen Neuausgaben zutage getreten sind. So etwa, wenn sie sagt: »Die Gedankengänge der schlimmsten Materialisten drängen sich mir auf.« Ihr Verstand wird bedrängt von allen Argumenten, die es gegen den Glauben gibt; das Gefühl des Glaubens scheint verschwunden, sie erfährt sich »in die Haut der Sünder« versetzt. Das heißt: In einer scheinbar völlig bruchlos verfugten Welt wird hier jählings einem Menschen der Abgrund sichtbar, der unter dem festen Zusammenhang der tragenden Konventionen lauert – auch für ihn. In einer solchen Situation steht dann nicht mehr dies oder jenes zur Frage, um das man sonst vielleicht streitet – Himmelfahrt Marias oder nicht, Beichte so oder anders. All das wird völlig sekundär. Es geht dann wirklich um das Ganze, um alles oder nichts. Das ist die einzige Alternative, die bleibt, und nirgendwo scheint ein Grund sich anzubieten, auf dem man in diesem jähen Absturz sich dennoch festklammern könnte. Nur noch die bodenlose Tiefe des Nichts ist zu sehen, wohin man auch blickt.«

Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang an so bedeutende Christen wie Reinhold Schneider oder Romano Guardini. Letzterer hatte sich noch kurz vor seinem Tode verzweifelt mit dem Problem der Theodizee herumschlagen, und auch Reinhold Schneider überfielen heftige Glaubenszweifel. So ist es mehr als eine schöne Geste gegenüber dem Atheismus, wenn Ratzinger das Thema abschließt mit den Worten: »Der Glaubende wie der Ungläubige haben, jeder auf seine Weise, am Zweifel und am Glauben Anteil, wenn sie sich nicht vor sich selbst verbergen und vor der Wahrheit ihres Seins. Keiner kann dem Zweifel ganz, keiner dem Glauben ganz entrinnen; für den einen wird der Glaube gegen den Zweifel, für den anderen durch den Zweifel und in der Form des Zweifels anwesend. Es ist die Grundgestalt menschlichen Geschicks, nur in dieser unbeendbaren Rivalität von Zweifel und Glauben, von Anfechtung und Gewißheit die Endgültigkeit seines Daseins finden zu dürfen. Vielleicht könnte so gerade der Zweifel, der den einen wie den anderen vor der Verschließung im bloß Eigenen bewahrt, zum Ort der Kommunikation werden. Er hindert beide daran, sich völlig in sich selbst zu runden, er bricht den Glaubenden auf den Zweifelnden und den Zweifelnden auf den Glaubenden hin auf. Für den einen ist er seine Teilhabe am Geschick des Ungläubigen, für den anderen die Form, wie der Glaube trotzdem eine Herausforderung an ihn bleibt.«

Ohne die relative Wahrheit dieser Aussagen in Frage zu stellen, sei an dieser Stelle aber doch einmal erlaubt, auf eine gewisse Art von Manieriertheit hinzuweisen, mit der man heute aus Loyalitätsgründen den Ungläubigen in die Nachbarschaft des Gläubigen stellt. In Wirklichkeit

trennt sie beide eine tiefe Kluft. Eines jedenfalls ist gewiß: Daß die Heilige von Lisieux oder Reinhold Schneider und Guardini noch in so später Stunde von Glaubenszweifeln gequält wurden, hängt nicht nur mit dem bei Johannes vom Kreuz als »dunkle Nacht der Seele« bezeichneten inneren Zustand zusammen, der auch Christi Verhalten am Ölberg charakterisiert – es ist das zeitweise Ausbleiben der sonst so stark empfundenen Nähe Gottes um der Prüfung der Seele willen –, vielmehr offenbart sich hier etwas, das notwendigerweise einmal sich einstellen muß, gerade in der tiefsten Konzentration des Christen auf sich selbst hin: Der Konflikt, den gewisse unausgereifte oder gar völlig falsche Lehren der Kirche in jedem Gläubigen erzeugen müssen. Der Fall bei Guardini ist klar: Ein so hohes geistiges Genie, dem nun einmal die kirchliche Auslegung der Leiden und aller Unvollkommenheiten in der Welt nicht genügen konnte, mußte wenigstens in diesem Punkte beunruhigt werden. Gerade die Liebe zum Mitmenschen und zu aller Kreatur läßt ja die Frage immer brennender werden: Wie konnte Gott eine Schöpfung ins Werk setzen, in welcher der Abgrund des Leidens solche Ausmaße annimmt, daß er kaum noch überbrückbar scheint? Und zeugt sie nicht von der Unvollkommenheit des Schöpfers selbst? Was in der christlichen Prophetie Jakob Lorbers, der sogenannten Neuoffenbarung, so befriedigend und eindeutig geklärt wird – im Zusammenhang mit der Präexistenzlehre und der Unterscheidung von Erstschopfung (Archäum) und Zweitschopfung (physisches Universum) – bleibt in der kirchlichen Lehre ein völlig ungelöstes Problem. Und es gibt noch genug andere Fragwürdigkeiten sowohl im Dogma selbst wie im kirchlichen Gehaben, an denen ein denkender Christ irre werden muß.

Gerade von den Atheisten weiß man – und dies zeugt wieder für den gläubigen Menschen, der zumeist durch seine Hingabe an den Herrn von einem tiefen inneren Frieden getragen wird, einem Frieden, »den die Welt nicht kennt und der über alles Begreifen geht« –, daß lebenslang eine Wolke von Melancholie über ihnen hängt. Die desperaten Töne etwa in der Dichtung des Nobelpreisträgers und Atheisten Albert Camus, der in seinem literarischen Realismus nüchterner Lebensbewältigung das Wort redete und alle religiösen »Illusionen« entbehren zu können glaubte, kristallisieren sich in den Worten: »Aber was heißt das schon, die Pest? Das ist das Leben, sonst nichts«, oder in dem Ausruf: »Die Welt ist absurd . . . Man ist verzweifelt!« (Aus seinem Roman »Die Pest«).

Jean Amery hat für sich den Freitod gewählt. Oft steht hinter dem Atheisten die reine Hybris. So müssen sie den bitteren Kelch ihres überschärften Intellekts oder ihrer inneren Trotzhaltung gegenüber Gott bis zur Hefe auskosten. Dafür ist gerade Nietzsche als der »Mann mit dem

verwaisten Herzen«, der »gottlose Selbstgott«, dem man immerhin auch einen »Atheismus aus Religion« (Joseph Bernhart) zubilligt, das klassische Beispiel. Reumütig ruft er in einem seiner Gedichte aus: »Auch ich war in der Frevler Rotte.« Als der Wahnsinn seinen Geist verwirrte, bildete er sich hartnäckig ein, er habe die Welt erschaffen.

Depressionen schlimmster Art befallen den Menschen ohne Gott; denn es ist, wie der katholische Theologe Josef Hirschvogel sagt: »Aber dieses schreckliche Wort ›Gott ist tot‹ stürzt doch nicht Gott, sondern den Menschen in den Abgrund! Wird nicht das ›Gott alles in allem‹, das die Bibel kennt, zum ›Tod alles in allem‹?« Dieses Hinabstürzen in die Atmosphäre letzter Bedrohung kann dennoch schon der erste Schritt zu einer neuen Sinnfindung sein. Augustinus bezeugt es von sich selbst: »Der Mensch wird heilsam niedergeworfen« und »von ferne zog dein treues Erbarmen seine Kreise über mir; wie tief ich auch sank . . . in allem traf mich deine Liebe.« Und in einem alten Hymnus heißt es: »Die Mitte der Nacht ist schon der Anfang des Tages, die Mitte der Not ist schon der Anfang des Lichts.«

Das Apostolische Glaubensbekenntnis und die Geistkirche der Zukunft

1. Der Glaube an Gott

In einer ökumenischen Neufassung haben sich die katholische und die evangelische Kirche innerhalb des deutschen Sprachraums auf einen gemeinsamen Wortlaut des Apostolischen Glaubensbekenntnisses geeinigt. Dabei gab es wie beim Vaterunser gegenüber früher auch leichte Veränderungen. So heißt es zum Beispiel jetzt nicht mehr: »Ich glaube an Gott-Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde«, sondern in mehr betonter Form: »Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde . . .« Warum das Wort »der Allmächtige« nun für sich allein steht, wird in einer weitverbreiteten Aufklärungsschrift damit begründet, »daß nicht nur gesagt werden soll, Gott sei der allmächtige Schöpfer, sondern weil gemeint ist, Gott ist überhaupt der Allmächtige«.

Zu diesem ersten Glaubensartikel stellte man sich früher kaum einmal die Frage: »Wer ist das eigentlich, Gott?« (Siehe dazu das gleichnamige Gemeinschaftswerk von Theologen und Laien, Köselverlag, München!) Nicht einmal im Heidentum war man sich darüber im Zweifel, daß es diesen Gott gibt. Und man gab ihm auch im allgemeinen die gleichen Attribute, besonders in den Hochreligionen. Eine einzige Ausnahme bildet der Buddhismus, der jedoch in sich selbst gespalten ist und zum Teil sich in der Negation erschöpft (Hinayana), zum Teil aber auch Vielgötterei betreibt (Mahayana). Im Polytheismus haben sich im Grunde nur die Eigenschaften des einen Gottes – und fast alle Religionen kennen eine oberste Gottheit – zu selbständigen Göttergestalten entwickelt.

Das Christentum, das aus der jüdischen Religion hervorgeht, kennt nur den einen Gott; ebenso der Islam. Durch ungenaue Formulierungen des Trinitätsgedankens konnte allerdings das Mißverständnis aufkommen, als gäbe es nicht nur eine, sondern drei göttliche »Personen«. Auch heute kostet es noch große Mühe, diesen Irrtum auszuräumen und durch eine Neuinterpretation der Trinitätslehre endlich Klarheit zu schaffen. Selbstverständlich dürfte es nicht heißen »drei Personen«, sondern besser »drei Hypostasen« (Seinsweisen der einen göttlichen Person). Den Moslems ist unsere Dreipersonenlehre mit Recht ein Greuel.

Wo Offenbarung das Wesen einer Religion bestimmt, tritt die Gottheit personhaft in Erscheinung, am stärksten im alten Judentum. Eine Hierarchie von Kräften steht ihr zur Seite, die ebenfalls personhaften Charakter haben, zum Beispiel die Engel. Aus der Verehrung solcher Wesenheiten entstand ganz von selbst – oft in wuchernder Übertreibung – das kultische Gebaren. Fast von Anfang an waren damit Opferhandlungen verbunden, und oft auch stand in seinem Mittelpunkt der Gedanke einer substantiellen Einswerdung mit der Gottheit (communio, siehe den Somatrunk im vedischen Opferkult oder das sakrale Trinkgelage bei den Orphikern!). Dazu bedurfte es aber eines Heilbringers, der sich zu den Menschen herabließ und als »Mittler« die Erlösung anbahnte. Ihren markantesten Ausdruck fand diese Idee erst im Christentum, das eine ausgesprochene Erlösungsreligion darstellt.

Eine solche »Heilsgeschichte«, die das Merkmal aller Religionen ist und gemeinschaftsbildend wirkt, mangelt gewöhnlich dem profanen Gottesglauben, der aus rein philosophischen Erwägungen hervorgeht. Da wird Gott nicht mehr personhaft gesehen – was für viele Denker der Neuzeit als Anthropomorphismus gilt, das heißt als unerlaubte Übertragung menschlicher Eigenschaften auf das Göttliche (wie in der Projektionstheorie Ludwig Feuerbachs) –, sondern als reiner absoluter Geist, etwa als »Weltvernunft« (Hegel). Man erkennt in ihm den Schöpfer aller Dinge und bewundert in ehrfürchtigem Staunen seine große Weisheit, die in der gedanklichen Struktur des Weltalls, in Ordnung, Zahl und Maß zum Ausdruck kommt. Auch ist man empfänglich für das Sittengesetz (Ethik), ohne das keine Art von Gemeinschaft denkbar ist. Aus der Zweckhaftigkeit alles Geschaffenen schließt man auf ein höchstes Ziel in der Vervollkommnung allen Seins (teleologischer Gottesbeweis).

Zum Vorwurf des »anthropomorphen« Gottes kann man eigentlich nur Stellung nehmen von der Offenbarung her. Daß Gott auch eine Gestalt besitzt, wie es die Bibel lehrt, ist kein Widerspruch zu der Aussage des Johannes: »Gott ist Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten« (Joh 4,24). Vor allem ist es ein Irrtum, von vornherein anzunehmen, daß nur das Materielle Form und Gestalt hat. Tatsächlich gibt es, wie aus der Religionsgeschichte grundsätzlich hervorgeht, überhaupt nichts Formloses, weder in der materiellen noch in der geistigen Welt. Und was ist »Schönheit« anderes als Formvollendung, die besonders im Reiche der Geister höchste Seligkeit bedeutet? Die vollendetste Schönheit finden wir in Gott selbst, denn er hat auch die vollendetste Gestalt. Von den Engeln heißt es in der Bibel, daß sie allezeit sein Angesicht schauen. Wo Gott in einem »unzugänglichen Lichte« wohnt, das heißt in seiner höchsten Glorie, kann er allerdings nicht ohne weiteres angeblickt werden. Zu stark ist die von ihm

ausgehende Lichtkraft. Selbst die höchsten Engel müssen da ihr Angesicht verhüllen, wenn sie sich ihm nahen.

Es ist eine Frage der inneren Entwicklung, wieweit ein Mensch das Angesicht Gottes ertragen kann. Im Neuoffenbarungswerk sagt einmal der Herr: »Zu dem Ich käme und bliebe bei ihm, der würde von Mir verschlungen; denn das Feuer Meiner Liebe ist zu unendlich, als daß es zu ertragen imstande wäre ein noch sterbliches Wesen! So aber jemand frei zu Mir kommt, nachdem er Mich zuvor gesucht hat in seinem Herzen, der hat sich gefestigt und ist stark geworden, darum Ich ihn aufnehmen kann und werde zur ewigen Anschauung Meiner Unendlichkeit und zum ewigen freien Genuß der Ausflüsse Meiner unendlichen Liebe und Gnade!« (HG I, 142,17). Am stärksten kommt der Personcharakter Gottes bei Moses zum Ausdruck. Einmal forderte er vom Herrn: »Wenn du nicht in Person mitziehst, so laß uns lieber nicht von hier fortgehen!« Und der Herr antwortete ihm: »Auch diese Bitte will ich dir erfüllen.« (2. Mose 33,15,17) Als Moses bat: »Laß mich doch dein Angesicht schauen!« (andere Lesart: »Zeige mir doch deine Majestät!«), antwortete der Herr: »Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn ein Mensch, der mich schaut, bleibt nicht am Leben.« (2. Mose 18,20)

Wenn in der Bibel von einem »Thron« und von einer »Wohnung« Gottes die Rede ist, so dürfen wir das nicht bloß symbolisch auffassen. Als Person muß Gott ja auch einen Ort haben (nach der Johannes-Apokalypse im »Himmlischen Jerusalem«). Das Problem der Gestalt Gottes stellt sich freilich nicht ganz so einfach dar, wie es nach dem Bibeltext erscheinen mag. Befragen wir die Kabbala, welche mit ihrem Geheimwissen die esoterische Seite der jüdischen Religion verkörpert, dann stoßen wir auch auf das »gestaltlose En-Sof« (siehe darüber das Buch von Gershom Scholem »Von der mystischen Gestalt der Gottheit«). Als ein Zwischenglied zwischen göttlicher Erscheinungsherrlichkeit und dem gestaltlosen En-Sof erscheint in der Vision Daniels der »Alte der Tage«, dessen Haupt weiß ist »wie Schnee«, dessen Haar wie »reine Wolle«. Er ist der ganz entrückte, transzendente Gott. Rabbi Simon ben Jochai (um 150 n. Chr.) sagt über ihn: »Bevor der Alte der Alten, der Verborgene der Verborgenen die Gestalt des Königs und die Krone der Kronen bereitstellte, war weder Anfang noch Ende. Er zeichnete und maß aus und breitete vor sich einen Vorhang, in den er die Urkönige (Erzengel) einzeichnete.« Gerade bei denjenigen jüdischen Propheten, die am meisten die Erhabenheit Gottes und seine absolute Geistigkeit preisen, erleben wir auch die stärksten Vermenschlichungen (besonders auffallend bei Hiob). Jesaja zum Beispiel schaute die Gottheit auf hohem ragenden Throne sitzen, und Ezechiel schildert uns in seiner berühmten Thronwagenvision eine Gestalt »anzusehen wie ein Mensch,

oben darauf«. Auch beschreibt er den feurigen Glanz, der von dieser Gestalt ausgeht in den Farben des Regenbogens. Es ist die göttliche Kabod (der Ausglanz, die Doxa, die Glorie Gottes). Sie gehört mit zu seiner Gestaltwerdung.

Nach einigen Hymnen der jüdischen Merkaba-Mystiker sind die Himmel eine Ausstrahlung der mystischen Gestalt Gottes. Dies deckt sich mit dem »Großen Lichtmenschen« bei J. Lorber, der die ganze erlöste Schöpfung in sich faßt. Auch Swedenborg hatte diese große Schau, bei der Gottes ursprüngliche Menschengestalt (hebr. Schi'ur Koma) sich hinausprojiziert in das ganze All. »Gott ist der Urmensch«, heißt es bei J. Lorber. Wie könnten wir daran zweifeln, nachdem wir in der Genesis lesen: »Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn« (1. Mose 1,27)? Wohl hatten die Juden ein strenges Verbot, sich von Gott ein Bild zu machen. So heißt es zum Beispiel im Deuteronomium: »Denn ihr habt keinerlei Gestalt gesehen am Tage, als Gott zu euch am Horeb aus dem Feuer sprach.« Aber der Mensch als gefallenes Wesen hatte ja nicht einmal sein eigenes Urbild in Erinnerung; in ihm selbst war der »innere Spiegel« zerbrochen, der Gottes Wesen getreu hätte abbilden können. So konnte er sich in Anpassung an seinen gefallenen Zustand höchstens noch ein Zerrbild von Gott ausdenken; dies aber hätte zur Entweihung der Majestät des Höchsten geführt.

Theophanie ereignete sich deshalb nur noch im Wort der Prophetie oder auch ganz konkret in der »Wolke über dem Heiligtum«. Nur der Hohepriester, der auch den mystischen Gottesnamen kannte, durfte im Allerheiligsten mit Gott Zwiesprache halten. Überhaupt dürfen wir das »Schauen Gottes« (Epopie), das uns als höchste Erfüllung unseres Menschseins verheißt, nach einem Worte Jesu bei Jakob Lorber nicht bloß als ein »Wahrnehmen mit den Augen« verstehen, sondern als »Das-sich-völlige-Nahen dem Grundwesen der Gottheit« (GS I 16,14). Das »Schauen der Sonne um Mitternacht« von dem die alten Mysterien sprechen, war zunächst nur ein Schauen der Gnadensonne, die das Urbild des Heiligen Geistes ist. Es wurde den Auserwählten aller Religionen auf mystischem Wege zuteil.

In der Metaphysik der Gegenwart (außerhalb der Religionen) sind es ganz bestimmte Vorstellungen, die man sich von Gott macht. Wir müssen uns allerdings erst an die philosophische Sprache gewöhnen, wenn wir etwa hören: Gott ist »das Urgegebene des menschlichen Bewußtseins«; er ist »heilig und absolut seiend«, während der Mensch dem Bereich des »relativ und zufällig Seienden« angehört (die Inder sprechen da von einer Maja-Welt = Scheinwelt). Vor allem ist das Göttliche ein »Reich der Werte« (Ethik), das der Mensch in sich selbst verwirklichen soll. Nur auf diese Weise kann es ihm gelingen, göttähnlich zu werden.

Die Bedeutung des Menschen liegt vor allem darin, daß er »als Mitvollzieher von Gottes Schöpfungsfolge« tätig werden soll. Er ist demnach »der einzige Ort, in dem und durch den das Urseiende sich nicht nur selbst erfaßt und erkennt, sondern er ist auch das Seiende, in dessen freier Entscheidung Gott sein bloßes Wesen zu verwirklichen und zu heiligen vermag«. Die Bestimmung des Menschen ist es also, mehr als nur ein gehorsamer Diener Gottes zu sein, sondern ein »Kind des Höchsten«. (Zitiert aus Heinrich Schmidt: »Philosophisches Wörterbuch«) Nach dem christlichen Philosophen Max Scheler habe er »in seinem Menschsein, das ein Sein der Entscheidungen ist, die höhere Würde eines Mitstreiters, ja Mitwirkers Gottes«. Er habe die ihm »mit dem Weltprozeß sich verwirklichende Deitas« voranzutreiben.

a) Gottesbeweise und Gotteserkenntnis

Daß diese Formulierungen moderner Denker dem Geiste des Christentums sehr nahe stehen, ist offensichtlich. Ebenso klar erkennbar ist aber auch ihre Wurzel im philosophischen Idealismus. Unsere Zeit ist in der Hauptsache naturwissenschaftlich orientiert, weswegen man sie am ehesten für den Schöpfergott interessieren kann. Gottes Wunderwerke in der Natur sind so überzeugend, daß die Annahme eines Urhebers sich geradezu aufdrängt. Wie es keine Uhr gibt ohne Uhrmacher, so kann auch die große Weltenuhr, das Ineinandergreifen von Millionen und Abermillionen Rädern und Rädchen, unmöglich ein bloßer Zufall sein. Es muß ein planender Geist dahinterstehen. Auf dieser Erkenntnis beruht vorzugsweise der Gottesglaube jener Wissenschaftler, die bewundernd vor der unendlichen Durchdachtheit des Weltalls stehen. So spricht Werner Heisenberg von einem »zentralen Ordnungsprinzip« im ganzen Kosmos. Schon Nikolaus Kopernikus (Begründer der modernen Astronomie, 1473–1543) stellte einst die Frage: »Wer sollte nicht, wenn er bei der mit göttlicher Weisheit geleiteten, herrlichen Anordnung des Weltgebäudes sinnend verweilt, durch die stete Betrachtung davon und sozusagen durch den vertrauten Umgang damit, zum Höchsten angetrieben und zur Bewunderung des allwirkenden Baumeisters der Welt geführt werden, in dem die höchste Glückseligkeit ist?«

Ebenso hat Isaac Newton (1643–1727), Begründer der klassischen Physik, erklärt: »Die bewunderungswürdige Einrichtung der Sonne, der Planeten und Kometen konnte nur aus dem Ratschlusse und der Herrschaft eines allweisen und allmächtigen Wesens hervorgehen . . . Es folgt daraus, daß der Gott ein lebendiger, unsichtbarer und allmächtiger Gott ist, daß er über das Weltganze erhaben und durchaus vollkommen ist.«

Pierre Simon Laplace, französischer Mathematiker und Astronom (1749–1827), bekannte: »Man kann wetten Milliarden gegen Eins, daß eine solche Anordnung (wie die des Rotierens der Planeten um die Sonne) nicht die Wirkung eines Zufalls ist – wir müssen also annehmen, daß eine erste Ursache die Bewegung bestimmt hat.« Der deutsche Chemiker und Naturforscher Justus von Liebig (1803–1873) macht die Erkenntnis Gottes fast ausschließlich von der Naturbetrachtung abhängig. Überzeugt ruft er aus: »Die Kenntnis der Natur ist der Weg zur Bewunderung des Schöpfers. Sie liefert uns die rechten Anschauungsmittel der Majestät Gottes. Ohne Kenntnis der Naturgesetze und Naturerscheinungen scheidet der menschliche Geist in dem Versuche, sich eine Vorstellung über die Größe und unergründliche Weisheit des Schöpfers zu machen.« So einseitig diese Gottesidee auch scheinen mag, so stimmt sie doch mit den Worten des Herrn bei Lorber überein: »Eine rechte Naturerkenntnis ist dem Menschen vonnöten; denn wie wollt ihr Gott lieben, wenn ihr Ihn nicht in den Werken Seiner Schöpfung erkennt?«

Der philosophische Materialismus unserer Tage hat leider die Menschen dafür blind gemacht, daß gerade die bedeutendsten Naturforscher durch ihre Beschäftigung mit der Welt der Materie zu gläubigen Menschen wurden. So hatte der Nobelpreisträger und Begründer der Quantentheorie Max Planck (1858–1947) die entscheidende Erkenntnis: »Als Physiker, also als Mann, der sein ganzes Leben der nüchternen Wissenschaft, der Erforschung der Materie diene, bin ich sicher von dem Verdacht frei, für einen Schwarmgeist gehalten zu werden. Und so sage ich nach meinen Erforschungen des Atoms folgendes: Es gibt keine Materie an sich! Alle Materie entsteht und besteht nur durch eine Kraft, welche die Atomteilchen in Schwingung bringt und sie zum winzigsten Sonnensystem des Atoms zusammenhält. Da es im ganzen Weltall aber weder eine intelligente noch eine ewige (abstrakte) Kraft gibt – es ist der Menschheit nie gelungen, das heiß ersehnte Perpetuum mobile zu erfinden –, so müssen wir hinter dieser Kraft einen bewußten intelligenten Geist annehmen. Dieser Geist ist der Urgrund aller Materie. Nicht die sichtbare, aber vergängliche Materie ist das Reale, Wahre, Wirkliche (denn die Materie bestünde, wie wir es gesehen haben, ohne diesen Geist überhaupt nicht!), sondern der unsichtbare, unsterbliche Geist ist das Wahre. Da es aber Geist an sich nicht geben kann und jeder Geist einem Wesen zugehört, so müssen wir zwingend Geistwesen annehmen. Da aber auch Geistwesen nicht aus sich selbst sein können, sondern geschaffen worden sein müssen, so scheue ich mich nicht, diesen geheimnisvollen Schöpfer ebenso zu nennen, wie ihn alle alten Kulturvölker der Erde früherer Jahrtausende genannt haben: Gott!«

Ein anderer Nobelpreisträger von höchstem wissenschaftlichem

Rang, Albert Einstein, Urheber der Relativitätstheorie (1879–1955), begründete seinen Gottesglauben mit den Worten: »Das kosmische Erleben der Religion ist das stärkste und edelste Motiv wissenschaftlicher Forschung. Das tiefste und erhabenste Gefühl, dessen wir fähig sind, ist das Erlebnis des Mystischen. Aus ihm allein keimt wahre Wissenschaft. Wem dieses Gefühl fremd ist, wer sich nicht mehr wundern und in Ehrfurcht verlieren kann, der ist seelisch bereits tot. Das Wissen darum, daß das Unerforschliche wirklich existiert und daß es sich als höchste Wahrheit und strahlendste Schönheit offenbart, von denen wir nur eine dumpfe Ahnung haben können – dieses Wissen und diese Ahnung sind der Kern aller wahren Religiosität... Meine Religion besteht in der demütigen Anbetung eines unendlichen geistigen Wesens höherer Natur, das sich selbst in den kleinen Einzelheiten kundgibt, die wir mit unseren schwachen und unzulänglichen Sinnen wahrzunehmen vermögen. Diese tiefe gefühlsmäßige Überzeugung von der Existenz einer höheren Denkkraft, die sich im unerforschlichen Weltall manifestiert, bildet den Inhalt meiner Gottesvorstellung.«

Sowohl Max Planck wie Albert Einstein leiteten bekanntlich durch ihre umwälzenden Erkenntnisse ein neues wissenschaftliches Zeitalter ein. Religiös gesehen steht es unter dem Vorzeichen dessen, was der Herr bei Jakob Lorber voraus verkündete mit den Worten: »In jener Zeit (Weltwende) will Ich den alten Baum der Erkenntnis segnen, und es wird durch ihn der Baum des Lebens im Menschen wieder zu seiner alten Kraft gelangen. Denn zur rechten Zeit werde Ich Menschen erwecken für die reinen Wissenschaften und Künste... Diese werden zu einem unbesiegbaren Vorläufer und Vorkämpfer für Mich gegen den alten Aberglauben werden. Denn mit der reinen Wissenschaft der Menschen wird sich Meine reinste Lehre leicht vereinen und so den Menschen ein vollständiges Lebenslicht geben« (GrEv IX 90,11). Wir dürfen freilich nicht in jedem Fall erwarten, daß der Gottesglaube bedeutender Geister auch christliche Züge trägt. Von einem Gott als Person hat Einstein nichts wissen wollen. Den »anthropomorphen« Gott von Juden und Christen hielt er für das Produkt einer »moralischen Furchtreligion«. Seine »kosmische Religiosität« erschöpfte sich »im verzückten Staunen über die Harmonie der Naturgesetzlichkeit«, in einem »tiefen Glauben an die Vernunft des Weltenbaus« und »in der Sehnsucht nach dem Begreifen wenn auch nur eines geringen Abglanzes der in dieser Welt geoffenbarten Vernunft«. Ihr gegenüber war nach seiner Meinung »alles sinnvolle menschliche Denken und Anordnen ein gänzlich nichtiger Abglanz«. Der Gottesbegriff dieses großen Mathematikers und Physikers deckt sich in etwa mit jenem »Gott der Philosophen«, der oft als das Absolute, die Weltvernunft, der Weltgeist (Hegel) oder auch, wie bei den

Neuplatonikern, als »das Eine« bezeichnet wird (bei Karl Jaspers »das Umgreifende«).

Nun gibt es aber auch große Gelehrte, die unabhängig von den Ergebnissen ihrer Forschung – und mögen sie dabei auch auf materialistische Abwege geraten sein wie Charles Darwin – von der Offenbarung her an einem Gottesglauben festhielten. Selbst Darwin (1809–1882) schrieb einmal: »Die Frage, ob ein Schöpfer und Regierer des Weltalls existiert, wurde von den größten Geistern, welche je gelebt haben, bejahend beantwortet.« Ein anderer englischer Forscher, der Physiker James Clerk Maxwell (1831–1879), der die elektromagnetische Lichttheorie entwickelte, hat uns ein christliches Bittgebet hinterlassen mit folgendem Wortlaut: »Allmächtiger Gott, der du den Menschen nach deinem Ebenbilde geschaffen und ihm eine lebende Seele gegeben hast, daß er dich suchen und über deine Geschöpfe herrschen soll, lehre uns die Werke deiner Hände so zu erforschen, daß wir die Erde zu unserem Gebrauch unterwerfen und unsere Vernunft für deinen Dienst kräftigen, und laß uns dein heiliges Wort also aufnehmen, daß wir an jenen glauben, den du gesandt hast, uns die Wissenschaft des Heiles und die Vergebung unserer Sünden zu schenken! Worum also wir bitten in dem Namen desselben Jesus Christus, unseres Herrn.«

Ein Hohes Lied auf die Größe Gottes sang sogar der Rationalist Baruch Spinoza, der bekanntlich die Willensfreiheit des Menschen leugnete: »Alles, was ist, ist in Gott, und nichts kann ohne Gott sein oder vorgestellt werden. In der Natur gibt es kein Zufälliges, sondern alles ist vermöge der Notwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt, in einer gewissen Weise da zu sein und zu wirken. Die Dinge konnten auf keine andere Weise und in keiner anderen Ordnung von Gott hervorgebracht werden, als sie hervorgebracht sind. . . . Die Liebe zu Gott ist das höchste Gut, das wir nach dem Gebot der Vernunft erstreben können, und sie ist allen Menschen gemeinsam, und wir wünschen, daß sich alle ihrer erfreuen.« Und von dem deutschen Philosophen und Polyhistor Gottfried Wilhelm Leibniz stammen die Worte: »Der letzte Grund der Dinge muß sich in einer notwendigen Substanz vorfinden, in welcher sämtliche Veränderungen formaliter, als in ihrem Urquell, ihren Grund haben, und diese ist es, welche wir Gott nennen. . . . So ist Gott allein die ursprüngliche Einheit oder die einfache ursprüngliche Substanz, deren Produktionen alle abgeleiteten oder geschaffenen Monaden sind, welche, wenn man sich dieses Bildes bedienen darf, von Moment zu Moment durch beständige Ausstrahlungen der Gottheit entstehen, welche in ihrer Tätigkeit nur durch die wesentlich begrenzte Empfänglichkeit der Kreatur beschränkt wird.«

Die Liste großer Namen, die entschieden für den Gottesglauben ein-

treten, ließe sich endlos fortsetzen. Sie alle widerlegen die vage Behauptung, daß der philosophische Materialismus zumindest als Arbeitshypothese auf dem Felde der Naturwissenschaften ganz unentbehrlich sei. Wenn die meisten Physiker von heute zugestehen, daß die Welt der Materie auch eine transzendente Dimension besitzt, so ist doch die logische Folge, daß wirklich fruchtbare Forschung nur möglich ist unter Berücksichtigung dieser Tatsachen. So spricht der Nobelpreisträger Heisenberg etwa von »geisterhaften Zuständen« im Bereich des Subatomaren. Jean Mussard wagt sogar den Satz: »Vielleicht ist ein Atom Materie nichts anders als ein Partikel Geist« (in seinem dreibändigen Werk »Gott und der Zufall«). Auch Prof. Heinz Haber macht darauf aufmerksam, daß »dem Stoff der Schöpfung metaphysischer Charakter verliehen ist und deshalb der Erkenntnis der Wissenschaft Grenzen gesetzt sind«. Paul Chauchard bemerkt mit Recht: »Jedes Lebewesen ist gleichzeitig Materie und Geist; das Geistige offenbart sich nicht nur im menschlichen Gehirn, sondern in der ganzen materiellen Welt, proportional zur Höhe der Organisation, Komplexität und Ordnung.« Bernhard Bavink stellt fest: »Die stoffliche Welt erscheint uns heute als vielleicht vorübergehende Materialisation eines durchaus geistigen Konzepts.« Die Schlußfolgerung ist unabweisbar, daß ein höchstes geistiges Wesen, Gott, dahintersteht. Goethe prägte den schönen Satz: »Die Werke der Natur sind immer ein erstausgesprochenes Wort Gottes.«

Bei Materialisten reinsten Wassers finden solche Erkenntnisse kein Gehör. Für sie existiert allein der Stoff, und sie leiten aus ihm den Geist ab, statt umgekehrt. Zu einer solchen Einstellung sagt der Herr im Neuoffenbarungswerk: »Das, was die Gelehrten beobachten, sind lauter grobe Prozesse in den Retorten und Destillierapparaten; sie sehen wohl eine große Konsequenz, begreifen sie aber nicht. . . . Den Geist wollen sie nicht finden« (LG, S. 80 f). – »Sie wollen keinen Gesetzgeber anerkennen, wenngleich sie bei jedem Schritt auf seine Spuren stoßen. Wären sie vorurteilsfrei, könnten sie denselben gewiß nicht leugnen« (SGh, S. 35). – »So legen sie den Stoffen die Intelligenz bei und sagen: sie folgen nur diesem und jenem Impuls, wie sie selbst der eigenen materialistischen Vorstellung, das heißt der des Irrwahns, folgen« (LG, S. 81). – »Aber das Leben ist geistig, und da hilft kein Mikroskop, um dasselbe in seiner Wirkungssphäre zu belauschen« (Hi 1, Text vom 16. 8. 1840 [Forts.], Abs. 7).

Einem Essäer namens Roklus machte Jesus klar: »Weil dein Geist durch die Masse der starren materiellen (Schein-)Wahrheit wie zu Tode erdrückt war, so mußt du notwendig jede Spur vom Dasein eines Gottes verlieren, da Gott pur Liebe ist in seinem Urgrunde und nur durch die Liebe begriffen werden kann!« (GrEv V 60,7). Und er fügte

hinzu: »Du hast bis jetzt alles mit dem eiskalten Verstande gesucht, und der Hebel zu deinem Suchen war deine ebenso kalte Vernunft, die nichts als wahr annahm, was sich nicht mit einem der Sinne wahrnehmen ließ. So suchtest du auch Gott mit der Rechentafel in der Hand, das heißt mit der kalt rechnenden Vernunft, die keiner inneren, geistigen Anschauung fähig ist. Da also dein kaltes Verstandesforschen dein Gemüt nie erwachen ließ, so fändest du auch den Grund des Lebens nicht« (GrEv V 61,5 ff).

Für viele, denen der Sensus für höhere Dinge abgeht – denn sie haben, nach einem Wort des Herrn, ihren menschlichen Geist zu tief »in die Materie vergraben« –, wäre es vielleicht eine große Hilfe, könnte man ihnen das Dasein Gottes verständlich beweisen. Tatsächlich unternahmen schon die Scholastiker im Mittelalter allergößte Anstrengungen, um die Existenz Gottes auch für die Ratio zugänglich zu machen. Heute zählt man im allgemeinen folgende Gottesbeweise auf: 1. der *ontologische*: In ihm wird von der subjektiven Idee eines höchsten Wesens auf dessen objektives Dasein geschlossen. Hauptvertreter waren Augustinus und Anselm von Canterbury; 2. der *kosmologische*: Er führt die Existenz der Welt auf einen Urheber zurück, wie auch ihre Bewegung auf einen ersten Beweger (schon bei Aristoteles!); 3. der *teleologische*: Er gründet speziell auf der Zweckmäßigkeit und Ordnung der Welt (schon bei Sokrates!); 4. der *moralische*: Er schließt aus der Unbedingtheit der sittlichen Forderung (das Gewissen als Stimme Gottes; Röm 2,14) auf einen Urheber des sittlichen Bewußtseins als Garanten für den schließlichen Ausgleich von Tugend und Glück (besonders Kant!); 5. der *psychologische*: Er geht vom Vorhandensein der Idee Gottes im Bewußtsein aus (d. h. vom Erleben Gottes); 6. der *voluntaristische*: Da der Mensch in der dreifachen Stufenreihe des Seienden am höchsten steht, dennoch aber nicht alles tun kann, was er will, muß es über ihm noch eine höhere Macht geben, die allmächtig ist, Gott.

Alle diese Gottesbeweise schließen jedoch einen Unsicherheitsfaktor in sich: das ist unser unzulänglicher menschlicher Verstand. Und so hören wir denn auch durch den Herrn selbst in den Schriften der Neuoffenbarung: »Mit dem kalten Kopfverstand läßt sich das göttliche Wesen nie erfassen und ergreifen. Was sollte denn die Seele im Gehirn finden? Nichts als innehaftende Bilder dieser Welt, die dem, was des Geistes und des Lebens ist, alle um vieles ferner stehen wie sie (die Seele) selbst« (GrEv IX 84,3). »Wohl soll der Mensch seinen Gehirnverstand recht wohl ausbilden und vernünftig zu denken lernen – aber nicht nach der Weise der Welt, sondern nach der Weise der wahren Kinder Gottes!« (GrEv IX 100,14). Dazu heißt es ergänzend: »Alles in der Naturwelt, was sich nur immer in ihren drei Reichen befindet, ist Schrift und Spra-

che für die erleuchtete Seele des Menschen. ... Denkt aber ein Mensch darüber nach, so wird ihm eine innere Stimme sagen, daß alles das nicht irgend von und aus sich selbst hat entstehen können, sondern daß ein höchst weiser, liebevoller und allmächtiger Schöpfer dagewesen sein muß, der alles dieses geschaffen und geordnet hat, es jetzt noch fort erhält und in einer stets veredelteren und vervollkommneteren Art ewig fort erhalten wird, weil Er es schon seit undenklichen Zeiten bis jetzt so getan hat. – Wer so sich einen Gott und Schöpfer vorstellt, der muß dann ja auch eine große Achtung vor Ihm und Liebe zu Ihm stets mehr in sich wachrufen. Ist aber diese einmal da, so ist auch der Anfang zum inneren Lebendigwerden der Seele da und wächst dann fort mit der Zunahme der Liebe zu Gott – weil der Liebegeist die Seele stets mehr und mehr erleuchtet und sie über das Wesen Gottes in eine stets größere Klarheit versetzt« (GrEv VIII 102,1; GrEv VI 111,11 f).

Wir sollten uns also vom Suchen im Äußeren oder in den Wissenschaften auf die Suche ins eigene Innere begeben, denn erst durch den göttlichen Geistfunken in uns selbst können wir Gott in seiner ganzen Größe erfassen. Das aber ist dann schon eine »Gotteserkenntnis« und nicht bloß ein »Gottesbeweis«. Wie hart sich das pure Denken tut, einen letztgültigen Gottesbeweis zu liefern, erkannte bereits Thomas von Aquin. So lehnte er den ontologischen Gottesbeweis des Anselm von Canterbury als nicht überzeugend ab. In seinem Eifer, einen überweltlichen persönlichen Gott nachzuweisen, wie ihn die Offenbarung lehrt, verlegte er sich ganz auf den »aposteriorischen« Charakter unserer Gotteserkenntnis. Er setzte, nach Clemens Baeumker, anstelle »des rein begrifflichen Gottesbeweises« die »kausale Beweisführung«. Die Lehre des Aquinaten zusammenfassend sagt Martin Grabmann: »Der Satz ›Gott existiert‹ ist sonach eine Wahrheit, die nicht unmittelbar und intuitiv erfaßt wird, sondern aus anderen Erkenntnissen abgeleitet werden kann und muß. ... Man kann nach Thomas auch nicht von einer angeborenen Gottesidee reden; denn das dem Menschen eingesenkte naturhafte Streben nach Glückseligkeit schließt an sich noch nicht notwendig unmittelbar die Erkenntnis in sich, daß Gott das einzig wahre, dieses Sehnen befriedigende Gut ist.«

Im ganzen gesehen sind diese Überlegungen wohl richtig, bis auf eine Ausnahme: Wenn die Gottesidee den Menschen »nicht angeboren« ist, wie Thomas behauptet, wie sollte die Seele dann je zur Gotteserkenntnis gelangen? C. G. Jung würde in diesem Fall von einem »Archetypus Gott« im Unterbewußtsein sprechen. Größte Bedenken macht auch Immanuel Kant gegen die Gottesbeweise geltend. In seiner »Kritik der reinen Vernunft« bezeichnet er das Dasein Gottes schlechterdings für unweisbar. Damit wollte dieser Philosoph jedoch nicht sagen, daß es kei-

nen Gott gebe. Im Gegenteil: In seinen Schriften »Kritik der praktischen Vernunft« und »Kritik der Urteilskraft« ist es gerade der teleologische Gottesbeweis, von dem er sagt, er »verdient jederzeit mit Achtung genannt zu werden. Er ist der älteste, klarste und der gemeinen Menschenvernunft am meisten angemessene. Und es würde nicht allein trostlos, sondern auch ganz umsonst sein, dem Ansehen dieses Beweises etwas entziehen zu wollen«. Dennoch ist auch dieser Gottesbeweis aus dem Buche der Natur für Kant nicht unbedingt zwingend wie etwa ein mathematischer Lehrsatz; vielmehr habe er nur Wahrscheinlichkeitscharakter. Dagegen läßt der Königsberger Denker das dem Menschen angeborene Sittengesetz (den sog. Kategorischen Imperativ) als sicheres Argument für einen höheren Gesetzgeber gelten. Aber auch dieser Schluß ist mehr gefühlsmäßig zu werten, und nicht so sehr von der Logik her. Allbekannt und zutiefst einprägsam sind Kants unsterbliche Worte: »Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.«

Wir erinnern uns unwillkürlich wieder an Einsteins »kosmische Religion«, die immerhin schon ein Anfang wahrer Gotteserkenntnis ist. Dennoch sagte Jesus einmal zu einem seiner Jünger: »Was nützt es deiner Seele, wenn du an einen fernen Gott hinter allen Sternen glaubst und auch daran, daß Er von dort aus vermöge Seiner Allmacht alles hört, sieht, erschafft, erhält und regiert und überall gegenwärtig ist? So kennst du Gott dennoch nicht und bist in deinem Gemüt durch deine dunstige Nachterkenntnis Gottes noch sehr ferne von Ihm, kannst Ihn unmöglich lieben, sondern nur eine halbgläubig-dumpfe Ahnung und Ehrfurcht vor Ihm haben. In dieser Erkenntnis- und Gemütsstellung kann niemand bei Gott sein, und von einer wahren Liebe zu Ihm ist dabei keine Rede!« (GrEv VI 233,5). Gott finden und an ihn glauben ist eben nur möglich, wenn wir nicht nur unseren abstrahierenden Verstand betätigen; denn Gott ist die größte aller Wirklichkeiten. Er will nicht nur gedacht, sondern auch empfunden und mit dem Gemüt erfaßt sein, d. h. letztlich geliebt werden. Erst auf diesem Wege gibt es ein wahres Erkennen. So sagt einmal der Jünger Johannes im »Großen Evangelium«: »Du mußt Gott zuerst erkennen, und dazu hast du einen geordneten Verstand. Aber beim Verstande allein darf es nicht verbleiben! Was du verstehst, mußt du ehest in dein Herz und in dein Leben aufnehmen, es damit beleben, und du wirst dann schon auf dem rechten Wege sein! Denn wie Gott wirkt in der großen Außennatur der Welten, ebenso wirkt Er auch durch Seine Lebensgnadensonne im Menschenherzen« (GrEv V 178,6.8).

Nachdrücklich betont auch Jesus: »Gott so vollkommen wie möglich erkennen, ist das erste Erfordernis für jeden Menschen. Wer Gott nicht richtig erkennt, kann nie vollkommen an Gott glauben, noch weniger Ihn über alles lieben und somit auch des Geistes Gottes nie völlig teilhaftig werden. Denn aus einer unrichtigen Erkenntnis Gottes entstehen mit der Zeit, vermöge des freien Willens der Menschen, allerlei Irrtümer, die wie eine tausendköpfige Hydra fortwuchern, die Menschen zu Götzendienern machen und ihnen die Pforte zum wahren, ewigen Leben verammen« (GrEv VI 228,18 f). Beim rechten Wahrheitssucher vollzieht sich folgendes: »Wer einmal anfängt, daran zu denken, daß es einen Gott gibt, der alles, was da ist, erschaffen hat, erhält und leitet, der wird auch bald einsehen, daß alles, was da ist, gut und zweckmäßig eingerichtet ist. Er wird aus der weisen Einrichtung auch bald dahin ins klare kommen, daß der Schöpfer alles dessen höchst gut sein muß. Beurteilt der Mensch also Schöpfer und Geschöpfe, so wird er den Schöpfer zu lieben anfangen, und es wird sich die Liebe zu Gott im Herzen des Menschen mehren und festens, und diese Liebe ist dann eben der jenseitige Geist des Menschen, von dessen Licht die Seele durchdrungen und von dessen Lebenswärme sie belebt wird. Ist das einmal der Fall, so ist es dem Menschen nicht mehr möglich, einen Tod in sich zu denken« (GrEv VI 111,8).

Jesus ist Pragmatiker; er begnügt sich nicht damit, daß wir uns mit verständlichen Syllogismen aristotelischer Art herumschlagen, von denen Dante in seiner »Göttlichen Komödie« sagt, daß sie »ihren Flügelschlag nach unten richten«. Gerade bei seiner Wanderung durch die höheren Sphären des Paradieses, die ja ganz in Licht getaucht sind, wird dem Florentiner Dichter voll bewußt, welch erstickender »Erdendunst« um die Erkenntnisorgane irdischer Seelen lagert: »Der Geist, der Licht hier ist, ist Rauch dort unten.« Wegen der Unzulänglichkeit unserer irdischen Erkenntnisorgane kommt uns der Himmel selbst zu Hilfe durch »Offenbarung«. Grundsätzlich unterscheidet Jesus zwei Arten von Gottesoffenbarung: »Die mittelbare (äußere, durch Forschung erlangte) Offenbarung gibt dem suchenden Menschen nur darüber Licht, worüber er eins haben möchte, und gleicht einem guten Lampenlicht, mit dem man ein dunkles Gemach hell erleuchten kann. Die unmittelbare Offenbarung von Gott aber gleicht der Sonne am hellsten Mittag, deren mächtiges Licht die ganze Welt allenthalben erleuchtet« (GrEv III 204,4). Wie auf unsere Zeit gemünzt scheinen die Worte: »Ist die Menschheit einmal (durch Naturbeobachtung und Belehrung) zu der Erkenntnis Gottes gelangt, dann werden größere Offenbarungen zugelassen, aus denen die Menschen schon heller und mit größerer Zuversicht das Gottwesen und dessen Willen erkennen, aber dabei doch noch

einen großen, freien Spielraum haben, das ihnen Geoffenbarte als Wahrheit anzunehmen und danach zu handeln oder auch nicht« (GrEv VI 204,9).

Tatsächlich wurde die größte Offenbarung, welche der Menschheit je zuteil wurde, erst in unserer Zeit möglich. Besonders waren es die Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiet, die dem »Ewigen Evangelium« den Boden bereiteten. Die Siegelöffnung über die Geheimnisse auch der Natur, ja der ganzen Schöpfung, ist bei Lorber vollständig, denn – wie der Herr sagt –: »Die Kinder Gottes müssen eingeweiht sein in die große Haushaltung ihres Vaters von Ewigkeit.« An die Adresse derjenigen, die glauben, ohne Offenbarung auskommen zu können, richtet der Herr die Mahnung: »Wer da forscht und grübelt ohne Meine Gnade, der geht fehl. Wer aber zu Mir kommt und lernt es von Mir in seinem Herzen, der hat es (das Wissen um Gott und damit auch um die Schöpfung) in der Fülle der Wahrheit« (Hi I, S. 100). Den materialistischen Scheingelehrten schreibt Jesus ins Stammbuch: »Es ist ganz löblich, sich in der Natur ein wenig umzusehen; denn sie ist ein großes Buch, geschrieben von der allmächtigen Hand Gottes, und gibt jedem biedereren Forscher die schönsten Beweise von der Liebe, Weisheit und Macht Gottes, des Schöpfers und Vaters im Himmel. Aber ein zu erpichter Forscher kann bei seinen zu emsigen Forschungen auch leicht auf Irrwege geraten, auf denen er von Gott ganz abkommt und am Ende alles Werden und Sein allein von den blinden und stummen Kräften der Natur ableitet« (GrEv V 251,6).

Nur im Einklang mit der Offenbarung kann der Mensch sein Lebensziel erreichen. Darum gibt Jesus zu bedenken: »Wer die göttliche Offenbarung nicht annimmt, sondern sich allein auf seine Vernunft und seine Erfahrungen verläßt und danach handelt, der begeht darum keine Sünde; aber er bleibt dennoch zurück und wird um vieles länger zu tun haben, bis er zur reinen Erkenntnis Gottes und zur Vollendung seines inneren, wahren Lebens gelangt« (GrEv VI 204,10).

Daß für ein erfolgreiches Denken die Intuition unerlässlich ist, wissen alle großen Geister. Dem Verstandesdenken muß das Herzdenken zu Hilfe kommen, die Eingebung von oben, selbst bei großen Erfindungen und Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Echte Wahrheitserkenntnis ist eben nur möglich durch »Conscientia«, das heißt durch ein Mitwissen dessen, was Gott selber denkt, wie Franz Xaver von Baader uns klarmacht. »Denken allein hilft nicht zum Denken«, sagt Goethe in überspitzter Formulierung. Sein Denken war ein Schauen in platonischem Sinne. Wenn wir nicht über das Herz mit den Quellen des Lebens in Verbindung treten, gelangen wir niemals zur Wahrheit. Wir mögen logische Akte vollziehen soviel wir wollen: der Verstand bleibt

immer in einem Labyrinth unfruchtbarer Spekulationen gefangen. In das Herz sendet Gott die Lichtstrahlen seiner Wahrheit. Das Gehirn hat nur eine untergeordnete Funktion und gehört einer anderen Wirklichkeitsebene zu als der Geist. Seine Aufgabe ist es, die höhere Wirklichkeit ins gewohnt Materielle zu übersetzen. Diese Tatsache ist unendlich wichtig, wenn es nicht nur um Gottesbeweise, sondern um Gotteserkenntnis geht.

Hören wir noch die folgenden Verheißungen, die Jesus den echten Wahrheitssuchern gibt: »Wer Mich wahrhaft liebend in seine Seele aufgenommen hat, aber nicht nur gläubig dem vernommenen Worte, sondern vollkommen der Tat nach, zu dem werde Ich allzeit im Geiste kommen, Mich ihm offenbaren und ihn erleuchten wie die hell aufgehende Sonne die finsternen Gefilde der Erde. Mit einem inneren geistigen Blick wird er mehr vom tiefsten Grunde aus erkennen als durch das alleinige Lesen in tausend Jahren« (GrEv V 124,7 f).

Und noch einmal: »Wer an Mich glaubt, Mich liebt und Mein leichtes Gebot der reinen Liebe hält, der erkennt Mich auch im vollen Lichte seines Herzens als den Vater! Und zu ihm werde Ich Selbst allzeit kommen und Mich ihm offenbaren, ihn lehren und führen; und Ich werde seinem Willen Kraft verleihen, so daß ihm im Notfalle alle Elemente gehorchen sollen« (GrEv III 225,8).

b) Das Wesen Gottes

Im »Großen Evangelium Johannes« bei J. Lorber spricht der Herr zu seinen Jüngern das lapidare Wort: »Ihr könnt Mich nicht eher im Geiste und in aller Wahrheit fassen, als bis euer Innerstes auch zu eurem Äußersten wird.« – Das Innerste des Menschen ist sein göttlicher »Geistfunke«, von dem alle Mystiker sprechen und der wohl zu unterscheiden ist von dem Eigengeist des Menschen, jenem gefallenem Wesen, das durch den Sündenfall die Verbindung mit Gott weitgehend verloren hat. Erst durch die »Wiedergeburt im Geiste« (man könnte auch sagen »des Geistes«) kehrt alle Erkenntnisfähigkeit in uns zurück, die wir einst hatten als ungeschaffene Wesen. Es ist das Licht des Heiligen Geistes, das uns mit Auftun der »inneren Sehe« die Gottheit dann so schauen läßt, wie sie wirklich ist.

Es ist zwar für jeden denkenden Menschen ein leichtes, das Dasein Gottes als solches aus den Werken seiner Schöpfung verstandesmäßig richtig abzuleiten; auch macht es keinerlei Schwierigkeiten, aus allen Erscheinungsbildern der Natur und des Menschenlebens Rückschlüsse zu ziehen auf Gottes Eigenschaften. Wenn es aber, wie häufig, nur bei

einem ehrfürchtigen Staunen und andächtiger Bewunderung des Schöpfergeistes (des Absoluten) verbleibt, kann dennoch zwischen dem Urheber allen Seins und unserem eigenen Ich keine echte Heilsbeziehung entstehen. Der Mensch bleibt unerlöst und in sich selber vereinsamt, solange ihm Gott nicht auch sein Vaterherz eröffnet. Nur ein festes Liebesband zwischen Schöpfer und Geschöpf gibt allem Dasein die letzte Sinngebung. Von allem Anfang an gab es darum nach den Mitteilungen der Neuoffenbarung sowohl für die Engel wie auch für den Menschen das Gebot: »Du sollst Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften!«

Als Folge des Sündenfalls ist es zweifellos die große Gottesferne, unter der wir am meisten zu leiden haben. Manchmal stellt gerade die heutige Jugend ob der vermeintlichen Sinnlosigkeit ihres Daseins die desperate Frage: »Warum hat Gott überhaupt etwas geschaffen?« Wenn wir uns vor Augen halten, welches »Risiko« (nach einem Wort Martin Luthers) der Welterschöpfer damit einging, daß er Wesen freien Willens schuf, die in äußersten Gegensatz zu ihm treten konnten, so müssen auch wir uns fragen: Hatte denn Gott nicht genug an seiner eigenen inneren Wesensfülle? Naiv gedacht könnten wir tatsächlich von der Einsamkeit Gottes sprechen, solange er diese Wesensfülle nicht ganz aus sich herausstellte. So sagt der Herr einmal im Großen Evangelium Johannes zu einem seiner Jünger: »Meinst du denn, daß (ohne ebenbildliche, Mich erkennende und liebende Wesen) Mir Meine unendliche, ewige Lebensvollendung zu etwas frommte und Mir eine Seligkeit abgab? – Wahrlich nicht! In dem Mitwachsen Meiner zahllos vielen unvollendeten Kindlein, in ihrem zunehmenden Erkennen und Vollkommenerwerden und in ihrer daraus erwachsenden Tätigkeit liegt auch Meine eigene höchste Seligkeit. Ihre Freude über eine mühsam errungene, vollendetere Tätigkeit ist auch Meine stets höchste Freude. Und Meine unendliche Vollkommenheit bekommt erst dadurch den unschätzbaren Wert, so sie von den noch unmündigen Kindlein stets mehr und mehr angestrebt wird und sich auch in ihnen unverkennbar wachsend zu erkennen gibt. – Wäre es nicht also, meinst du, daß Ich je eine Welt und irgendein lebendes Wesen auf ihr gestaltet hätte? – Alles das ist Mir schon von Ewigkeiten her ein unerläßliches Bedürfnis gewesen, ohne welches nie eine Erde erschaffen und mit allerlei Wesen belebt worden wäre« (V 157,7 ff).

Als ebenbürtig bis zu einem gewissen Grad in ihrer Freiheit und Selbständigkeit sollten die geschaffenen Wesen die Resonanz geben können, das Liebesecho auf die Liebe des Schöpfers. Es sollte ein tönendes, das ganze All durchdringendes harmonisches Miteinander werden, ein Jubelchor um das Angesicht des Allerhöchsten. Nach dem Abfall Luzifers und seiner Scharen waren die erstgeschaffenen Wesen, die Engel, in zwei

Lager gespalten. Das enge Band zwischen Gott und den nichtgefallenen Engeln, so hören wir im Neuoffenbarungswerk, wurde nun wegen ihrer Bewährung dadurch immer fester, daß »die ewige Liebe« sich ihnen zum ersten Mal »persönlich« offenbarte. Ein entscheidender Schritt war damit getan auf die letzte Sinnerfüllung ihrer Geschaffenheit hin. Nun durften sie Gottes Herrlichkeit in ihrer ganzen Größe erschauen. Ein Angesicht zeigte sich vor ihnen, das in seiner unendlichen Schönheit und Liebemächtigkeit sie zu ekstatischer Anbetung hinriß.

Auch in der Geschichte der Menschheit geschah etwas Ähnliches. Nach dem Sündenfall von Adam und Eva gab es auch hier das Angebot der Liebe des ewigen Vaters an seine Kinder, nachdem sie allertiefste Reue gezeigt hatten. Es wurde ihnen die Verheißung gegeben, daß der kommende Messias sie erlösen werde von ihren Sünden; und nicht genug damit, sie sollten durch ihn, ebenso wie die Engel, zu direkter »Got-tesschau« (griech. Epoptie) gelangen in der Heimkehr an das Herz des Vaters. Um in solch verborgensten Tiefen des Allerhöchsten einzudringen, genügt aber nicht »die Weisheit dieser Welt«; vielmehr muß man das besitzen, was Paulus als die »Weisheit bei den Vollkommenen« bezeichnet. Das heißt, man muß vom göttlichen Geiste selbst erleuchtet sein. Erst dann kann sich das verwirklichen, was das Schriftwort uns verheißt mit den Worten: »Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gedungen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben« (I. Kor 2,9).

Der prophetisch ausgerichtete Pneumatiker Paulus verkündet es im Jubelton: »Uns hat es Gott durch seinen Geist geoffenbart; denn der Geist ergründet alles, auch die Tiefen der Gottheit. Wer kennt das Innere des Menschen außer dem Geist, der im Menschen ist? Ebenso kennt auch niemand das Innere Gottes als nur der Geist Gottes. Wir aber haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott ist, damit wir erkennen, was uns von Gott geschenkt worden ist...« (I. Kor 2,10 ff). Man muß auf die Stimme Gottes selber hören, wenn man Anspruch darauf erheben will, »in alle Wahrheit« eingeführt zu werden. Erst im demütigen Hinhorchen auf die Offenbarung und auf das eigene Herz gibt es jene »Daseinserhellung« (K. Jaspers), die uns der verheißene Heilige Geist jederzeit zu schenken bereit ist.

Wir wissen von der Bibel her, daß es gar nicht so selten war, daß Gott hin und wieder in »erscheinlicher« Gestalt (zumeist ein hohes Engelwesen als Werkzeug benützend) mit den Menschen der Frühzeit Umgang hatte, genauso, als sei er ihresgleichen. Dabei bestürmten ihn die Hellwachsten unter ihnen mit allerlei Fragen, die quälend auf ihren Herzen lasteten. Vor allem erschien es ihnen als ein unlösbarer Widerspruch, daß Gott als der höchste Geist, der die ganze Unendlichkeit in sich faßt,

sich ihnen dennoch in begrenzter Menschenform zeigen konnte. Darauf erwiderte ihnen der Herr: »Die Liebe allein ist der Maßstab für Meine Göttlichkeit und mit keinem anderen Maßstabe bin Ich ermeßlich. Denn Ich bin wahrhaft ein unendlicher Gott! Was jedoch Meine räumliche Unendlichkeit betrifft, so ist diese nur eine für die Zeit bedingte Erscheinlichkeit; im Geiste aber ist das nur die Machtvollkommenheit Meines Willens und Meiner Liebe und Weisheit. Die gestaltliche Wesenheit (Meines Ichs) aber ist eine und dieselbe, nach der ihr alle seid gemacht worden zu Meinen wesenhaften Ebenbildern!« (HG II 138,26).

Den letzten Worten können wir eindeutig entnehmen, daß Gott auch eine Person ist. Die Verkündigung, daß der Schöpfer aller Dinge auch eine Gestalt habe, und zwar die eines Menschen – »Gott ist der Urmensch« heißt es bei J. Lorber –, will vielen selbst hochgebildeten Geistern nur sehr schwer eingehen. Oft hängt es damit zusammen, daß der Begriff Person auch im philosophischen Sprachgebrauch keine einheitlich festgelegte Deutung erfuhr. Das Wort leitet sich ursprünglich vom lat. *persona* ab, was eigentlich Maske (die Rolle des Schauspielers) bedeutete. Es hat seine Wurzel in dem lateinischen Wort »*personare*« = durchtönen. Allgemein aber versteht man unter Person ein »geistiges Individuum, ein geistbegabtes Einzelwesen, das sich seiner selbst bewußt ist« (Herder-Lexikon). Wenn wir uns fragen: Wodurch ist denn der Mensch eine Person?, so kann es nur die Antwort geben: Dadurch, daß er als ein geistbegabtes Wesen (im Unterschied zum Tier) ein ausgeprägtes Ichbewußtsein besitzt in der Einheit von Denken, Empfinden, Wollen und Handeln. Nicht daß der Mensch auch eine Gestalt hat, weist seinen Personcharakter aus. Ebenso müßte man Gott als dem allerhöchsten Ichbewußtsein zumindest zubilligen, daß er eine Person sei, auch wenn er keine Gestalt hätte.

Der »anthropomorphe« Gott ist heute für viele gelehrte Leute, selbst wenn sie im Judentum ihre Wurzeln haben wie Albert Einstein und Sigmund Freud, zu einem Ärgernis geworden. Bei J. Lorber aber sagt der Herr zu einem Hohenpriester der Urzeit: »Du kannst Mich nicht lieben als Gott, sondern nur als Mensch; denn welche endliche Brust könnte wohl ertragen den unendlichen Gott, welche das endlose Feuer der göttlichen Liebe, welcher endlich geschaffene Geist die endlose Fülle der göttlichen Weisheit?!« (HG II 24,16). Wir sehen also, daß die Gestaltwerdung Gottes geradezu ein Erfordernis der Liebe ist. Im »Wörterbuch der Religionen« (Hg. A. Bertholet) lesen wir denn auch: »Der Gedanke der Persönlichkeit (muß wohl heißen »Personhaftigkeit«, d. Vf.) Gottes erhält sich bis in die höchsten Religionen, nur daß er dann freilich in die Problematik hinein verstrickt ist, wie sie mit der Absolutheit und Unbegrenztheit Gottes vereinbar sei, da doch unser Begriff der Persönlichkeit

(Person) die Abgrenzung gegen anderes in sich schließt – ein Zeichen dafür, wie menschliches Reden über Gott stets in den Bereich des Unzulänglichen gebannt bleibt.«

Den Erzvätern leuchtete es unmittelbar ein, daß es keine Herzensbeziehung zur Gottheit geben kann, solange sie sich nicht auch gestaltlich offenbart; denn, so vermuteten sie mit Recht, »ein unendliches Gottheitswesen ist für alle endlichen Wesen so gut wie völlig undenkbar und sonach auch so gut wie kein Gott«. Da aber ihre Bedenken wegen der begrenzten Menschengestalt des Schöpfers nicht so leicht auszuräumen waren, verdeutlichte der Herr ihnen ein zweites Mal: »Was ihr des Raumes Unendlichkeit nennet, ist der Geist Meines Willens, der von Ewigkeiten her eben diese endlose Räumlichkeit gestellt und erfüllt hat allenthalben mit Wesen aller Art. Dieser Geist aber hat einen Mittelpunkt wesenhaft gestaltlich, in dem alle Macht dieses unendlichen Geistes vereinigt ist zu *einem* Wirken. Und dieses Machtzentrum des unendlichen Gottgeistwesens ist die Liebe als das Leben eben dieses Geistes; und diese Liebe bin Ich von Ewigkeit. Obschon sich aber der Geist Gottes überall wirkend äußern kann, so kann Er Sich aber dennoch nicht wesenhaft gestaltlich äußern ohne die Liebe. Wo aber Gott Sich für endliche Wesen, wie ihr es seid, gestaltlich äußert, da äußert Er Sich sonach durch Seine Liebe, welche da ist das eigentliche Grundwesen Gottes und der Sammelpunkt aller Macht, Kraft und Heiligkeit des unendlichen Geistes! Sehet, das ist das Wesen Gottes in aller Wahrheit und kann nur mit dem Herzen, aber nie mit dem Verstande begriffen werden!« (HG II 139,20 ff).

Die Liebe ist also die eigentliche Ursache, warum Gott sich seinen Geschöpfen in Menschengestalt zeigt, die er allerdings von Anfang an in sich selbst besitzt. Von dieser Grundeigenschaft Gottes sagt Jesus zu seinen Jüngern im Großen Evangelium Johannes: »Gott, der ewig Wahre, ist pur Liebe und also auch die höchste Weisheit Selbst, aus welcher Er alle Welten und Menschen aus Sich heraus erschaffen hat. Da Er also Selbst pur Liebe ist, so will Er auch, daß alle Menschen Ihn vor allem über alles lieben sollen und dann aber auch, weil alle Menschen Sein Werk sind, sich untereinander, wie ein jeder sich selbst liebt. Denn wenn Gott alle Menschen mehr als ein bester Vater seine Kinder liebt, warum sollten dann auch die Menschen Ihn nicht wieder über alles lieben, so sie Ihn recht erkannt haben!? Wahrlich, Ich sage euch: Ohne die rechte Liebe werdet ihr Gott nicht finden, Ihn nie recht erkennen und werdet euch sonach auch nie Ihm nahen können. Nur die Liebe zeigt euch den sicheren Weg zu Ihm« (VI 138,15 ff).

Aus der gegenseitigen Liebe von Mensch und Gott entspringt jener Zustand, von dem im Großen Evangelium Johannes ein Erleuchteter

namens Mathael zu sagen weiß: »Für Gott als den Schöpfer und Vater aller Welten, Engel und Menschen muß allein das die größte Wonne sein, alle jene, die Ihn und Seine Werke stets mehr und mehr erkennen und lieben, auch stets seliger zu machen! Aus diesem Grunde erfüllte Er den unendlichen Raum mit zahllosen Werken, die Seiner endlosen Weisheit und Macht entsprechen und erschuf denkende, mit Weisheit begabte Wesen. Diese, im höchsten Grade ergriffen von solcher Weisheitstiefe und Macht in Gott, forschen und bewundern die göttliche Weisheitstiefe und Macht des Schöpfers und werden bei jeder neuen Enthüllung wieder zur Bewunderung und Anbetung und stärkerer Liebe hingerissen. Dieses einzige muß für Gott die eigentliche Seligkeit sein! Um für uns Menschen dieser Erde, für die Engel aller Himmel und alle Geschöpfe der Unendlichkeit eine desto größere Seligkeit zu bereiten, kam Er auch Selbst als ein Mensch zu uns auf diese Erde, um Sich uns, wie ein Mensch dem andern, zu offenbaren« (III 238,4 ff).

Dies also ist das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Jesus, daß er uns ein nahbarer und schaubarer Gott werden wollte, denn nur auf diese Weise können wir unsere ganze Liebe an ihn verschenken! Freilich mußte er auch das Opfer seines Sohnes für uns bringen, denn die göttliche Gerechtigkeit, die das Ordnungsprinzip – einen der »sieben Geister Gottes« – in sich hütet, erheischte die Schuldabtragung. Aber es ist auch zutiefst wahr, daß sich mit dieser Opferung ein Aspekt in Gottes Wesen auftat, der seiner Liebe zu uns Menschen den allersichtbarsten Ausdruck verlieh. Alle Tragik und Dramatik, welche die verbotene Frucht im Leben Adams ausgelöst hat, war ja auch eine Tragik des Weltenschöpfers selbst. Der gotterfahrene große Mystiker Angelus Silesius war sich bewußt:

»Gott ist so viel an mir wie mir an Ihm gelegen,
Sein Wesen helf ich Ihm wie Er das meine hegen.«

Die »süße Frucht der Sünde«, auf welche die katholische Kirche in ihrer Osterliturgie zu sprechen kommt, wurde so zum Anlaß, Gottes Liebe in ihrer ganzen Tiefe zu offenbaren.

Ohne antlitzhaftes Erfassen könnten wir zu keiner wirklichen »Gottesschau« gelangen, die schon an den antiken Mysterienstätten das höchste Ziel der Einweihung war. Ein jeder Liebende weiß es: das geliebte Wesen – wir könnten mit der »Offenbarung Johannis« auf die Worte »Braut« und »Bräutigam« hinweisen, womit die in der ewigen Sophia vereinigte Summe der erlösten Seelen (die Geistkirche Ekklesia) in ihrer Beziehung zu Christus gemeint ist – muß schaubar vor uns stehen, wenn wir zu wahrer Beseligung gelangen wollen. Am wenigsten

ist der Himmel eine Welt des Nurabstrakten, Nurgedachten; vielmehr ist er eine immerwährende Offenbarung der Schönheit und Herrlichkeit Gottes, der sich in seiner höchsten Glorie auch gestalthaft darstellt.

Wie wir sehen, geht es im Grunde gar nicht um die Personhaftigkeit Gottes, denn die ist unbezweifelt. Was Anstoß erregt, ist hauptsächlich das Anthropomorphe in seinem Wesen. Äußerst wichtig ist immer wieder die Aussage des Herrn, daß Gott in sich ein Zentrum besitzt, von dem alle seine Gedanken und Ideen ausgehen. So heißt es zum Beispiel in dem Lorberwerk »Die Fliege«: »Um das unendliche, vollkommenste, freieste Leben Gottes zu begreifen, denket euch einen unendlichen Raum, in dem sich ein Mittelpunkt befindet, von welchem nach allen Seiten endlose Strahlen auslaufen, deren Anfang zwar der Mittelpunkt, aber deren Ende ewig nirgends anzutreffen ist. In diesem Zentrum ist alle lebende Kraft der ganzen Unendlichkeit vereinigt und geht von diesem Zentrum wieder in die ganze Unendlichkeit aus. Damit aber diese lebende Kraft sich nicht zu sehr ins Unendliche zerstreue und dadurch in sich selbst schwächer werde, so hat sie sich durch die ganze Endlosigkeit des ewigen Raumes endlos viele Lebensammelpunkte geschaffen, in welchen sich das Leben gewisserart selbst auffängt und sodann zurückkehrt zu seinem urewigen Zentralsitz« (Kap. 7,5 f).

Über die Allwissenheit Gottes gibt der Herr seinen Jüngern folgende Aufklärung: »Der unendliche Schöpfungsraum ist allenthalben erfüllt mit Meinem Geiste, welcher da ist pur Liebe, also Leben, Licht, Weisheit, klarstes Selbstbewußtsein, ein bestimmtes Fühlen, Gewährwerden, Schauen, Hören, Denken, Wollen und Wirken. In Mir ist dieses einen und ewig gleichen Geistes Brennpunkt, der aber eins ist mit seinem die Unendlichkeit erfüllenden Außenlebensäther, der bei Mir mit dem Hauptlebensbrennpunkt stets mit allem, was er faßt, in innigster Verbindung steht. Dieser Mein Außenlebensäther (die Aura Gottes, d. Vf.) aber durchdringt und umfaßt alles in der ganzen ewigen Unendlichkeit und sieht, hört, fühlt, denkt, will und wirkt überall auf eine und dieselbe Weise. Sehet, darauf gründet sich klar und faßlich die Allwissenheit Gottes« (GrEv IV 257,10 ff).

Die Frage nach der Wahrheit beantwortet sich eigentlich von selbst. So kann sogar ein ganz junges Mädchen namens Jarah, vom Herrn erleuchtet, darauf antworten: »Was kann sonst die volle, ewige Wahrheit sein als Gott Selbst, der, von Ewigkeit alle Vollendung in Sich fassend, im Geiste stets ein und derselbe ist, also für ewig unwandelbar! Gott ist der alleinige, ewige Urgrund allen Seins; alles, was da ist, sind seine festgehaltenen Gedanken, ihr Sein ist sonach auch ein Gottessein und ihr Leben ist Gottes Leben. In Gott ist darum volle, ewige Wahrheit, weil außer Gott nichts sein kann. In uns Menschen aber ist sie nur

insoweit, als wir eins mit Seinem heiligsten Geiste sind durch die reine Liebe zu ihm. Sind wir aber das, da wird alles reinstes Licht, wohin wir uns auch wenden mögen. Und dieses Urlicht in der höchsten Reinheit des Geistes ist eben die ewige, unwandelbare Wahrheit« (GrEv II 199,4 f).

Ungewohnt für theologisches Denken ist die Aussage des Herrn, daß alles Licht, welches von Gott her in die Schöpfung ausströmt, aus einer einzigen zentralen Quelle fließt, der sogenannten Gnadensonne. Damit rühren wir bereits an das Geheimnis des Heiligen Geistes, der sich in dieser Gnadensonne sozusagen auf naturhafter Ebene sein Erscheinungsbild schuf. Auch im antiken Einweihungswesen war diese geistige Sonne wohlbekannt, und wer sie mit innerem Auge schauen durfte im Vorgang der Eoptie (bekannt als »das Schauen der Sonne um Mitternacht«), hatte zumindest eine Seite des Gottheitswesens direkt wahrgenommen: das Licht des Heiligen Geistes. Einem lichtsuchenden Zöllner gab Jesus einmal den Bescheid: »Wenn du fragst: ›Wo ist denn Gott und wie sieht er wohl aus?‹, da sage Ich dir: ›Das eigentliche Gottwesen kann niemand sehen und leben; denn es ist unendlich und allgegenwärtig und als Reingeistiges auch das Innerste eines jeden Dinges und Wesens, das heißt in Seinem auswirkenden Willensmachtlichte! In und für Sich Selbst ist Gott aber ein Mensch wie du und wohnt in einem unzugänglichen Lichte, das in der Welt der Geister die Gnadensonne genannt wird. Die Gnadensonne aber ist nicht Gott Selbst, sondern nur das Auswirkende Seiner Liebe und Weisheit. – Wie die Sonne dieser Welt wirkt durch den beständigen Ausfluß ihres Lichtes nach allen Richtungen hin, also ist auch der göttlichen Gnadensonne allenthalben wirkende Kraft als ein aus ihr wirkendes Licht in allen Wesen schaffend und belebend gegenwärtig« (GrEv VI 88,3.4).

Während im Lichte Gottes und den davon ausgehenden Schwingungskräften sich der Heilige Geist manifestiert, ist Gottes Sohn als »das Wort«, das aus dem Vater hervorgeht, nach dem Zeugnis im Prolog des Johannes-Evangeliums, eine weitere Hypostase der göttlichen Dreieinheit. Von diesem »Wort«, dem ewigen Logos, kündigt bereits der größte Prophet der Urzeit, Henoch: »Es hat von Ewigkeit in Gott gewohnt. Gott Selbst war im Worte, wie das Wort in Ihm. Alle Dinge und auch wir sind entstanden aus diesem Worte. Es ist aber dieses Wort der eigentliche Name Gottes, und dieser Name ist die unendliche Liebe des heiligsten Vaters, und wir sollen diese Liebe erkennen in uns und mit dieser Liebe dann lieben aus allen Kräften Den, dessen Liebe wir das Dasein verdanken« (HG I 70,10). Die ganze Christologie des Paulus läßt sich aus solchen Gedankengängen entwickeln; denn wer anders kann dieses »Wort« sein als der inkarnierte Gottessohn Jesus Christus? Alle Aus-

sagen des Johannes oder des Paulus deuten darauf hin, daß in Jesus »die ganze Fülle der Gottheit«, das heißt sowohl der Vater als die ewige Liebe, der Sohn als die ewige Weisheit und der Heilige Geist als die ewige Kraft Gottes, in einer Person vereinigt war. Von Gott als Person sagt der Lieblingsjünger Jesu, Johannes, in dem Lorberwerk »Bischof Martin«: »Seinem Gottwesen und Willen nach ist Gott unendlich und somit auch allgegenwärtig. Aber als wesenhafter Gottmensch und als wahrster Vater Seiner Kinder wohnt Er nur unter Seinen Kindern im Himmel der Himmel« (Kap. 198,1).

Nun gibt es in der ganzen religiösen Literatur, selbst innerhalb des Monotheismus, eine Fülle von Aussagen, die Gott als eine Vielheit von Kräften oder Emanationen darstellen. Schon der altjüdische Gottesname Elohim, eine Pluralform von El oder Ela, ist ein Hinweis darauf. Erst recht aber spricht die Kabbala (jüdische Geheimlehre) von den zehn Sephirots, deren Eigenschaften zugleich Attribute der Gottheit sind. Sie können auch als Logoi, das heißt Urideen verstanden werden. Bei Jakob Böhme werden in dem polarischen Wesen der Gottheit »sieben Quellgeister« oder »Quellbrunnen« aufgezählt, die manchmal auch »Qualitäten« genannt werden. Wir rücken damit schon sehr nahe heran an die »sieben Geister Gottes«, über welche uns im Neuoffenbarungswerk bei J. Lorber wichtige Aufschlüsse gegeben werden.

Dr. W. Lutz berichtet darüber in seinem großen Werk »Die Grundfragen des Lebens« kurz zusammenfassend: »Die nach Beseligung drängende Liebe Gottes zeitigt, um ihr Willensziel zu erreichen, in sich schöpferische Gedanken und Ideen ohne Zahl. Es wird sozusagen in ihr Licht, und so entspringt aus ihr die göttliche Weisheit. Beide, Liebe und Weisheit, wollen ihre Schöpfungsgedanken verwirklichen, und so erwecken sie die ausführende Kraft und Macht, den sogenannten Heiligen Geist. Durch ihn bekommen die gedachten Wesenheiten Wirklichkeit und Leben. Liebe, Weisheit und Macht nennt man daher auch die drei Haupt- oder Grundgeister Gottes. – Es kommen aber, aus ihnen entspringend, noch vier weitere ›Geister Gottes‹ hinzu: die Ordnung, die den Wesen Zweck und Form gibt, der Ernst, der ihnen Bestand, Gedeihen und Fortpflanzung verleiht, die Geduld, welche die ruhige Reifung in selbst ausgedehntesten Zeiträumen gewährleistet; und als höchste Eigenschaft die Barmherzigkeit, die selbst der gottfeindlichen widerspenstigsten und tiefst gefallen Wesen sich annimmt, und schließlich alles mit höchster Liebesgeduld, Weisheit und Macht zur Vollendung bringt.«

Es liegt auf der Hand, daß alle diese Eigenschaften als streitende Gegensätze auftreten müssen, wo sie sich nicht wie bei Gott von vornherein in größter Ausgewogenheit zueinander befinden. Der Mensch als das Imago Dei (Bild Gottes) ist vielleicht gerade dadurch, kühn gespro-

chen, ein »werdender Gott«, daß er alle diese Grundeigenschaften in seinem eigenen Wesen birgt. Da in ihm aber der reine Spiegel Gottes zerbrochen ist, muß er erst die allergrößten Anstrengungen machen, um sie wieder »in volle und gleiche Tätigkeit« zu bringen und dadurch sein eigenes Wesen zu konsolidieren. Erst nach der Mobilisierung und Harmonisierung dieser sieben Geister Gottes in sich selbst steht ihm der Weg in den Himmel offen.

In der Praxis sieht sich das so an, wie der Erzengel Raphael im Großen Evangelium Johannes es detailliert beschreibt: »Nur wenige Menschen gibt es, die alle die sieben Geister (Liebe, Weisheit, Willenskraft; Ordnung, Ernst, Geduld und Barmherzigkeit) schon auf Erden in sich zur vollen und gleichen Tätigkeit bringen und dadurch wahrhaft Gott und uns Engeln gleich werden. Denn gar viele kümmern sich wenig darum und erkennen sonach das wahre Geheimnis des Lebens in sich ganz und gar nicht. Solche blinden und halbtoten Menschen können dann auch den ihnen zugrundeliegenden Zweck des Lebens nicht erreichen, weil sie sich nur von dem einen oder dem andern der sieben Geister leiten und beherrschen lassen.

So lebt der eine pur aus dem Geiste der (alles an sich ziehenden) Liebe und achtet der anderen Geister gar nicht. Was ist dann ein solcher Mensch anderes als ein freßgieriges und nie genug habendes Raubtier? Solche Menschen sind stets voll Eigenliebe, voll Neid und Geiz und sind gegen alle ihre Nebenmenschen hartherzig.

Andere wieder haben eine erleuchtete Liebe und sind somit auch recht weise und können ihren Mitmenschen ganz gute Lehren geben; aber ihr Wille ist schwach, und sie können darum nichts völlig ins Werk setzen. Wieder andere gibt es, bei denen die Geister der Liebe, der Weisheit und des Willens ganz tätig sind; doch mit dem Geiste der Ordnung sieht es schwach aus. Diese Art Menschen werden auch recht klug und manchmal sogar recht weise reden und auch hie und da etwas Vereinzelt ins Werk setzen; aber der aus allen sieben Geistern weise Mensch wird nur zu bald an ihren Worten, Reden und Werken ersehen, daß darin keine Ordnung und kein Zusammenhang waltet. –

Und wieder gibt es Menschen, welche Liebe, Weisheit, Willen und Ordnung besitzen; aber es fehlt ihnen der Geist des Ernstes. Sie sind darum ängstlich, furchtsam (und unstet) und können ihren Werken selten eine volle Wirkung verschaffen. Wieder andere sind dabei auch voll Ernst und Mut; aber mit der Geduld sieht es schwach aus. Solche Menschen überstürzen sich gewöhnlich und verderben mit ihrem geduldlosen Eifer oft mehr als sie gutmachen. Ja, Freund, ohne eine rechte Geduld gibt es nichts. Wer keine rechte Geduld hat, der spricht sich selbst ein gewisses Todesurteil; denn der Mensch muß warten, bis die Traube

vollends reif wird, wenn er eine gute Ernte machen will. Ist er damit widerwillig, nun, so muß er es sich am Ende selbst zuschreiben, so er einen untrinkbaren Säuerling erntet.

Die Geduld ist also in allem ein notwendiger Geist: Erstens zur Beherrschung und Zurechtbringung des oft ins Unendliche gehen wollenen Geistes, den ich Ernst nannte, weil dieser Geist in Verbindung mit der Liebe, Weisheit und dem Willen in den größten Hochmut ausartet, der bekanntlich beim Menschen dann keine Grenze findet. Und zweitens, weil die Geduld die Mutter des Geistes der Barmherzigkeit ist, welcher Geist als rückdurchwirkend erst allen vorhergehenden Geistern die göttlich-geistige Vollendung verleiht und der Menschenseele zur vollen und wahren Wiedergeburt im Geiste verhilft. –

Darum hat der Herr Selbst nun euch allen die Liebe zu Gott und dem Nächsten ans Herz gelegt und dazu gesagt: »Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist, und seid sanftmütig und demütig, wie auch Ich von ganzem Herzen sanftmütig und demütig bin! Der Herr gebot euch Menschen den siebenten Geist vor allem darum auszubilden, weil eben in diesem letzten Geiste alle vorhergehenden enthalten sind und durchgebildet werden. Wer demnach diesen letzten Geist mit allem Eifer bildet und stärkt, der bildet und stärkt auch die vorangehenden Geister und wird dadurch am ehesten und sichersten vollendet« (GrEv VII 20,1–9).

c) Die Gottesnamen und ihr mystisch-kabbalistischer Hintergrund

Die allgemeinste Bezeichnung für das, was wir als das höchste Wesen ansehen, ist das Wort »Gott« (hebr. El, lat. deus, griech. theōs, mex. teotl). Obwohl dieses Wort in jedermanns Gebrauch ist, stellt Karl Rahner an ihm doch »eine schreckliche Konturlosigkeit« fest; blickt es uns doch an »wie ein erblindetes Antlitz«. Dies kann allerdings nicht bedeuten, daß es nichts auszusagen hätte; im Gegenteil: Gerade das Unsagbare, »das Schweigende, das immer da ist und doch immer übersehen, überhört werden kann« (Rahner), drückt so sehr ein Ganzes aus, daß es mit einem spezifischen Namen nicht mehr benennbar ist.

Karl Marx hatte einst gehofft, daß dieser Begriff Gott einmal ganz verschwinden werde und mit ihm auch der Atheismus, da bejahend oder verneinend nicht mehr von Bedeutung. Die heutige Gott-ist-tot-Bewegung innerhalb der Theologie ließ sich von solchen Gedankengängen anstecken. Aber es haben hier alle noch so raffiniert ausgeklügelten Versuche, ein Ersatzwort dafür ausfindig zu machen oder einfach die große Lücke zu lassen, nichts gefruchtet. In einer »Meditation über das

Wort Gott« (in dem Buch »Wer ist das eigentlich, Gott?«) hat Karl Rahner die Frage gestellt: Was wäre, wenn diese Lücke tatsächlich bestehen bliebe? Und er antwortete darauf: »Dann wäre der Mensch nicht mehr vor das eine Ganze der Wirklichkeit gebracht, er würde in der Welt und in sich steckenbleiben. . . Er würde aufhören, ein Mensch zu sein. Er hätte sich zurückgekreuzt zum fündigen Tier.«

Leider wird es heute kaum noch klar genug gesehen, was dem Menschen seine eigentliche Bedeutung und Würde gibt und was ihn über die gesamte Natur erhebt, nämlich seine Fähigkeit zu denken und aus dieser Geistbegabung »worthaft und in Freiheit das Ganze von Welt und Dasein« zu erfragen. Man will es in gewissen Kreisen, besonders der Neodarwinisten (s. Hoimar von Ditfurth!), einfach nicht mehr wahrhaben, daß der Mensch die »Krone der Schöpfung« sei, denn die Unterschiede verwischen sich ganz von selbst, wo Mensch und Tier auf eine Stufe gestellt werden. Daß der sonst so schätzenswerte Tierliebhaber und Naturfreund Prof. Dr. Grzimek nach eigener Bekundung (in seiner Autobiographie »Auf den Mensch gekommen«) nicht mehr an Gott glaubt, ist zweifellos eine Folge dieser nivellierenden Gleichstellung.

Das viel größere Problem der Gegenwart scheint jedoch zu sein, daß die allgemeine depressive Grundstimmung die Menschen dahin gebracht hat, an einen Gott nicht mehr glauben zu können, der all das Übel in der Welt zuläßt. Damit aber rühren wir an das äußerst heikle Problem der Theodizee (der Rechtfertigung Gottes), das leider mit den dogmatisch beengten Vorstellungen unserer kirchlichen Theologen nicht zu lösen ist. Im Grunde ist es sogar folgerichtig, wenn manche Leute sagen: »Eine böse Schöpfung muß einen bösen Schöpfer haben. Ein böser Gott aber ist unerträglich und absurd. Also kann es keinen Gott im alten Sinne geben; er ist leider mit Recht verstorben. Allerdings läßt sich ein Jenseits von Gut und Böse befindlicher, ein unpersönlicher metaphysischer Urgrund denken. Da aber ist es im Grunde gleichgültig, ob wir diesen Urgrund Materie, Sein, Transzendenz, Evolution oder Zufall nennen oder ob wir ihm sonst irgendeinen gelehrten und verblasenen Namen zulegen. Über einen unpersönlichen, also weder erkennenden noch liebenden oder hassenden Urgrund kann man nichts aussagen; er hat aber auch uns ebensowenig zu sagen wie wir ihm. Er schweigt nicht nur, er wäre vom Wesen nichtssagend.« (Albert Görres in »Wer ist das eigentlich, Gott?«)

Der Skeptiker sind heute zahllose, die gerade das »Schweigen Gottes« als ein Zeichen dafür ansehen, »daß dieser Gott für sie nur unendliche Gleichgültigkeit empfindet, die sie ihm nun mit gleicher Münze heimzahlen« (Görres). Aber schweigt Gott wirklich? Wer an der Idee eines unpersönlichen Gottes festhält, mag davon überzeugt sein. Wer sich

zudem auch ungläubig verhält gegenüber allen heilsgeschichtlichen Gottesoffenbarungen, trägt selbst die Schuld an seiner tragischen Verstricktheit in Unwissenheit und verdüsterter Gemütslage. Dennoch müssen wir die ungeheure Tragweite und Schwere solch desperater Töne als Christen äußerst ernst nehmen. Begegnen können wir ihnen aber nur, wenn wir auf Gott nicht mehr »die Schatten unserer Projektionen« (Görres) werfen, sondern von einem geweiteten theologischen Weltbild her – und das ist nur durch Neuoffenbarung möglich – die Zusammenhänge in der Heilsgeschichte besser verdeutlichen (z. B. Erstschopfung und Zweitschopfung, Sündenfall der Engel, Präexistenz der Seele, Willensfreiheit usw.). Dann kann es nicht mehr heißen mit dem bekannten englischen Kulturphilosophen und Biologen Julian Huxley: »Die Gotteshypothese ist heute wissenschaftlich nicht mehr verfechtbar. Sie hat ihren klärenden Wert verloren und lastet intellektuell und ethisch auf unserem Denken. Sie überzeugt und tröstet nicht mehr; sich von ihr loszusagen vermittelt ein tiefes Gefühl von Erleichterung. . . Wenn wir erst einmal mit einem Seufzer der Erleichterung ein überaltertes Möbelstück aus unserem Ideenspeicher über Bord geworfen haben, müssen wir etwas Neues an seine Stelle setzen.« – Ist das nicht die gleiche Fortschrittsutopie wie etwa bei Friedrich Heer?

Als Christen müssen wir tatsächlich alles tun, um Gott vor aller Welt nicht nur glaubhaft zu machen, sondern auch dafür zu sorgen, daß er wahrhaft wieder geliebt wird. Das kann er aber nur, wenn wir die rechten Erkenntnisse von ihm gewinnen, besonders aber seine Personhaftigkeit herausstellen. Heilsgeschichtlich war es zum Beispiel überaus bedeutsam, daß Gott in den verschiedensten Religionen den Kontakt mit den Menschen dadurch herstellte, daß er sich auf dem Weg über die Prophetie (s. Moses!) durch einen bestimmten Namen kundtat. Er wurde so anrufbar, und der Mensch konnte mit ihm das Band einer echten Ich-Du-Beziehung knüpfen. Man konnte sich in den Schutz der »Himmlischen« retten. Der Name Gottes gab sogar die Kraft zu divinatischem Handeln (denken wir nur an die Legende von Oberrabbiner Löw ben Bezaleel und seine künstlich geschaffene Menschenfigur, den sog. Golem!). Er wurde deshalb im Allerheiligsten gehütet und durfte niemals profaniert werden. Ganz besonders sind es die hebräischen Namen, von denen magische Wirkung ausgeht. Der Esoteriker Dr. Encause (Papus) verrät uns darüber in seinem berühmten Buch »Die Kabbala«:

»Hebräische Buchstaben kombinieren, heißt Zahlen und Ideen kombinieren; jeder Buchstabe ist als eine Macht mit den schöpferischen Kräften des Universums verbunden. Indem diese Laute (nach dem Grundsatz der Entsprechung) in den drei Welten, der mentalen, astralen und physischen Sphäre, Wirkungen auslösen können, ist jeder Buchstabe

der Ausgangs- und Endpunkt einer Vielheit von Beziehungen. Hebräische Namen und Wörter kombinieren heißt demnach auf das Universum selbst einwirken. Dies ist auch der Grund, warum wir in den magischen Formeln meist hebräische Wörter finden. Denn eine bestimmte Gruppierung der Buchstaben läßt nach mystischen Regeln Zentren wirksam werden, die der Mensch nach seinem freien Willen benützen kann.«

M. Kahir gibt dazu in seinem einzigartigen Werk »Das verlorene Wort« folgende Erläuterung: »Papus bezieht sich hier auf die inneren Geistorgane des Menschen, seine Strahlzentren (indisch Chakra), die zugleich den Sitz der Lautkräfte darstellen. Die ursprüngliche Bildung der Namen aller Wesen und Dinge geschah durch das geistige Wahrnehmen ihrer inneren Substanz, welches Erkennen zugleich die analogen Lautkräfte im Menschen aktivierte und zu ihrem Ausdruck im gesprochenen Wort führte.«

Von den göttlichen Namen im besonderen sagt Papus: »Jeder dieser Namen (als bestimmte Lautgruppierung) bezeichnet ein besonderes Attribut Gottes, das heißt ein geistiges Aktionszentrum und ein wirkendes Gesetz in der Natur (z. B. Jehova Elohim, das heißt, »Ich bin ewig in den Lichtern«; gemeint sind die sechs schöpferischen Strahlen der Gottheit, durch das Zentrum zur Siebenheit geeint).« – Gebet wurde von jeher als Anrufung einer geistbeseelten Kraft verstanden. M. Kahir deutet es so: »Vom Willen gelenkte und vom Gefühl belebte Gedankenkräfte setzen das entsprechende Abbild im Menschen mit dem ewigen Urbild, der göttlichen Idee, in einen unauslöschlichen Kontakt. Die Brücke dahin aber bildet das Wort im Menschen als Ausdruck der inneren Schöpferkraft seines Geistes.«

Bei den jüdischen Chassidim spielt der Begriff Baal-Schem, das heißt »Herr des Namens«, eine wichtige Rolle. »Ein Baal-Schem ist ein geistiger Seher, der die Dinge bei ihrem inneren Namen zu nennen weiß und durch dieses Erkennen Macht über sie gewinnt. Als den ersten Herrn des Namens müssen wir Adam bezeichnen, dem Gott in geistiger Schau »allerlei lebende Wesen vorführte, daß er sie benenne, wie er sie sähe« (1. Mose 2,19). Auch Moses selbst, der Schreiber der biblischen Schöpfungsgeschichte, war ein Baal-Schem gewaltigster Art, weshalb in den Namen und Bildsymbolen seiner fünf Bücher tiefste Schöpfungsgeheimnisse verborgen ruhen und ihrer Wiederenthüllung harren. Es ist daher zu verstehen, daß gemäß Lorbers »Großem Evangelium« Jesus Christus als Träger des Wortes und Urbild aller Namensgewalt seinen Jüngern wiederholt die inspirierte Geistsprache Mosis und der Propheten entschlüsselte und ihnen den Ursinn ihrer Lehren erhellte.«

Name bedeutet Wesen. Weil der mystische Name Gottes divinatorische Wirkung auslöst, sollten unbefugte und unreife Menschen davon

keinen Gebrauch machen dürfen. Es gibt sogar in der Bibel mehrmals eine Art Gestus der Zurückweisung in der Begegnung von Mensch und Gott. In Richter 13,18 zum Beispiel hat ein Mann namens Manoach eine solche Begegnung mit dem Herrn. Als er aber dessen Namen wissen will, wird ihm geantwortet: »Was fragst du nach meinem Namen, wo er doch ein Geheimnis ist?« Auch Jakob erhält während seines Ringens mit dem Unbekannten die abweisende Antwort: »Warum fragst du denn nach meinem Namen?« Beim Gottesnamen Zebaoth, der öfter zu dem Namen Jahve hinzutritt, ist sein Mysteriencharakter ungewiß. Gewöhnlich übersetzt mit »Heere« (»Jahve der Heerscharen«) mag er vielleicht die Herrschaft über alle Mächte des Kosmos (Engel, Gestirne usw.) bedeuten. In diesem Sinne wäre er identisch mit dem Worte Pantokrator, ein Attribut, das auch Christus zugehörig ist.

Die Juden wählten für den Namen Gottes Umschreibungen. Am häufigsten wird das Wort »der Herr« gebraucht. Ganz unbekannt ist aber auch nicht das Wort »der Vater«. Seine Seltenheit im Alten Testament wird im Neuen durch Jesus ganz aufgehoben. Ein weiteres geschieht außerdem: der eigentliche, lebendige Gottesname wird jedermann anrufbar durch den Namen Jesus Christus. Joseph Ratzinger sagt darüber: »Der Name ist nun nicht mehr bloß Wort, an das wir uns klammern, er ist nun Fleisch von unserm Fleisch, Gebein von unserem Gebein, Gott ist einer der unsrigen« (in »Einführung in das Christentum«). Besonders bei Johannes ist Jesus der Offenbarer des Gottesnamens. So lesen wir zum Beispiel: »Ich habe deinen Namen den Menschen kundgetan, die du mir aus der Welt gegeben hast« (Joh 17,6); »Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und werde ihn ihnen weiterhin kundgeben, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen sei und ich in ihnen« (Joh 17,26).

Über den Namen Jesus sagt M. Kahir: »Was bei den Indern Ishvara, das geoffenbarte Wesen der Gottheit, darstellt, das ist in der urchristlichen Wortmystik Jesua-Ra, das Königtum Jesu, das gestaltgewordene und in jeden Menschen keimhaft eingepflanzte göttliche Wort: Christus, der ewige Weltenlogos und sein Wirken in aller Schöpfung. Dieses Urwort oder Urlicht durchflutet unablässig den ganzen Kosmos und den Menschen. Seine vielfach differenzierten Lautkräfte erbauen alles Lebendige; ihre geistigen Strahlungen allein sind das große »Universale Agens«, das, alchimistisch gesprochen, das seelisch Ungeläuterte im Menschen zu edlem Gold zu verwandeln vermag.« Im vierten Evangelium wendet Jesus das »Ich bin« von Exodus 3 und Jesaja 43 auf sich selbst an. Auf diese Weise wird Name zur Person. Aber hat nicht auch Jesus, der Messias, eine ganze Reihe von Namen? Zum Beispiel kündigt der große Prophet Jesajas den Erlöser an mit dem Namen »Immanuel«, das heißt »Gottes Licht (oder Kraft) im Menschen«.

Die älteste von den Juden gebrauchte Gottesbezeichnung war das Wort »Elohim«. Es ist höchstwahrscheinlich auch in dem arabischen »Allah« enthalten. In der Lutherbibel wird Elohim kurzweg mit »Gott« übersetzt. Dies wird jedoch seiner ursprünglichen Bedeutung nicht gerecht. Genauer steht dafür in alten lateinischen Bibeln das Wort »dii« (dei), das heißt Götter. Elohim ist nämlich die Pluralform zu El oder Eloah, womit eine Vielheit von Kräften bezeichnet wird. Alle Engelsnamen enden auf diese Silbe El, aber auch der Name Israel. Die Deutungen von »El« gehen ebenso sehr auf »Kraft« wie auf »Licht«. Um die Gottesnamen – und das alte Israel kannte deren mindestens fünf, darunter Zebaoth und Schaddai – richtig auslegen zu können, müßte man auf älteste Geheimlehren zurückgreifen. Aus ihnen schöpft auch die jüdische Kabbala (schriftlich fixiert erst im 12. Jahrhundert nach Christus in Spanien), die jedoch nur den Restbestand einer Urkabbala (von hebr. kabal = überliefern) darstellt. Wir wissen zum Beispiel von Moses, daß er nicht nur von Gott unmittelbar Prophetie empfing, sondern auch in die höchsten Mysterien des alten Ägypten eingeweiht war.

Von den zwei Hauptwerken der Kabbala sollte man unbedingt wissen, was M. Kahir darüber ausführte: »Der ›Sohar‹ (Buch des Glanzes) ist eine überaus tiefe mystische Schau vom Wesen der Gottheit, der Urschöpfung und der Beziehungen des Menschen zu Gott. Wie die Gesichte der Propheten Altisraels urständet auch der Sohar in einer echt visionären Anschauung des Göttlichen, ja er nimmt geradezu christlich-fundamentales Glaubensgut vorweg. So zum Beispiel, wenn es im Sohar heißt: ›Erhabener als die Gottesfurcht ist die Liebe, denn in ihr ist das Geheimnis der Gotteseinheit! Nur die Liebe knüpft die niederen Stufen an die höheren und erhebt alles dahin, wo alles Eins sein muß...‹ Und es tut der Offenbarung des Johannes keinen Abbruch, wenn wir seine Schauung des ›Neuen Jerusalem‹ schon in einer Sohar-Betrachtung vorfinden: ›Wollt ihr wissen, wie sich die Seele mit Gott vereinigt? Im erhabensten Teil des Himmels steht der Palast der Liebe, dort sind die tiefsten Mysterien; dort sind alle Seelen, die vom himmlischen König geliebt werden; dort wohnt Er selbst, der Heilige, gepriesen sei sein Name, vereint mit allen Seelen, die in Ihm heilig geworden...‹

Wie der Sohar die Schöpfung als eine Emanation lehrt, eine Entwicklung vom Urgrund über Sphäre zu Sphäre, und zwar durch die ›Sephiroths‹, die gestaltenden Teilkräfte der Gottheit, so emaniert gleichsam aus den Ideen des Sohar das zweite Hauptbuch der Kabbala: ›Sepher Jezirah‹, das Buch der Formung. Es ist eine in der Sprache der Entsprechungen geschriebene Lehre von den Kräften des Wortes, die aus dem geistigen All heraus ebenso den großen Weltenbau wie den Mikrokosmos Mensch bildeten. Das Werk nennt ›32 geheimnisvolle Bahnen der

Weisheit, mit denen der lebendige Gott seinen Namen in die Schöpfung eingegraben hat. Diese Bahnen sind zehn in sich geschlossene Zahlen und zweiundzwanzig Grundbuchstaben. Unter diesen zehn Grundzahlen sind nicht die Ziffern 1–10 als bloße arithmetische Größen wie heute zu verstehen; es sind Ausdrucksformen und zugleich Kräfte geistiger Ideen, nach deren Plan alles Geschaffene entsteht und seinen Weg bis zur Vollendung nimmt. Diese ›Numerationen‹ bilden das Grundelement jeder geistigen Zahlenphilosophie (vgl. Pythagoras und Kepler!) und entsprechen den schöpferischen Aspekten Gottes, den zehn Sephiroths (göttlichen Sphären) des Sohar.«

Auch der Gottesname Elohim fehlt nicht in der Kabbala. Er bedeutet dort die siebenfache Emanation der Gottheit (analog den »sieben Geistern Gottes« bei J. Lorber). Kenner des Hebräischen behaupten oben drein, daß die Singularform zu Elohim eigentlich Eloah (oder Ela) sei, was ursprünglich »Göttin« bedeutet. Es wäre untersuchenswert, ob mit dieser weiblich bestimmten Form der Gotteskräfte etwas Ähnliches gemeint ist wie bei den »Shaktis« der Hindus. Der hochgeschätzte jüdische Religionswissenschaftler Gershom Scholem jedenfalls scheut sich nicht, in seinem äußerst lesenswerten Buch »Die mystische Gestalt der Gottheit« auch auf diese Frage einzugehen. Ausgehend von der Kabbala, wo innerhalb der zehn Sephiroths auch drei weibliche Manifestationen genannt werden (darunter die obere und die untere »Schechina«) stellt er fest: »Die obere Schechina oder Bina ist das Weibliche als voller Ausdruck der ungebrochenen Schöpferkraft, als etwas Empfangendes zwar, das aber spontan und ununterbrochen zum Gebärenden wird, da der Strom des ewig fließenden göttlichen Lebens in es eintritt. Ich möchte fast sagen, die obere Schechina sei, indisch gesprochen, die Shakti des latenten Gottes; ist sie doch durchaus aktive Energie, in der das Verborgene nach außen tritt.«

Die Parallele zu altvedischen Religionsvorstellungen ist klar gegeben. Schon immer war es in den heiligen Schriften der Hindus die weibliche Potenz (oder Energie = Shakti), welche die Gottheit zum Handeln befähigte (ähnlich unserem Heiligen Geist). Aus diesem Grunde ist den Göttinnen Durga, Kali, Devi usw. als Gattinnen des Gottes Shiva auch stets ein eigener Kult zuteil geworden. In den Tempeln der Göttin Durga wird heute noch täglich aus dem Buche Devi-Mahatmya (das heißt »Die Majestät der Göttin«) folgender Vers rezitiert: »Vor der Göttin, die durch eigene Kraft (Shakti) diese Welt ausgebreitet hat, deren Körper die Gesamtheit aller Kräfte (Shaktis), aller Götterscharen umfaßt, – vor ihr, der großen Mutter, die alle Götter und Weisen verehren, beugen wir uns.« Eine sehr ähnliche Bedeutung geben die Weisheitsbücher des Alten Testaments der weiblich personifiziert aufgefaßten Gestalt der

Kochma-Sophia. Wir dürfen in ihr wohl vor allem die Quelle der »höheren Seelenkraft« erblicken, jene echten Magiekräfte, die zum Beispiel auch im Gralsmythos eine Rolle spielen. Gershom Scholem stellt in diesem Zusammenhang direkt die Frage: »Kann die Schechina als kosmische Energie im Sinne der indischen Shakti-Vorstellungen bezeichnet werden?« Als Antwort bedient er sich eines Zitats aus dem »Meisterwerk« von H. Zimmer »Kunstform und Yoga«: »Der Gott und die Göttin sind die erste Selbstentfaltung des Absoluten, wobei das Männliche die Personifikation des passiven Aspektes, den wir als Ewigkeit kennen, das Weibliche aber die der aktiven, bewegenden Energie, den Dynamismus der Zeit darstellt. Scheinbar Gegensätze, sind sie im Wesen doch eines.«

Von der Shakti der Inder sagt Gershom Scholem: »Die Shakti ist der dynamische Aspekt der Weltsubstanz. Sie selber ist die Erscheinung ebenso sehr, wie sie in ihr ist und in ihr wirkt.« Zu der Auffassung Zimmers, das Weibliche in der Gottheit bringe »die Bewegung der Zeit« hervor, bemerkt er bestätigend, daß sich dies tatsächlich »mit einer frappanten Stelle des Buches Bahir«, des ältesten der Kabbala, deckt, wo gesagt wird, daß die Schechina »jener Edelstein« sei, »der die Jahre hervorbringt, das heißt die Zeit, die aus der in der Schechina zusammengefaßten Urzeit, den Urjahren, fließt«. Besonders für die obere Schechina gilt die Feststellung: »Sie ist der Mutterschoß der Sefiroths, der Äonen und der Weltzyklen, während andere Aspekte der Shakti in der letzten Sefira ihren Ausdruck finden, wie das Ewig-Weibliche und das Zerstörende. Aber die Auffassung des Männlichen als des rein Untätigen, Passiven, die der Lehre von der Shakti wesentlich zu sein scheint, liegt der Kabbala vollständig fern.«

Der Magna-Mater-Kult vergangener Zeiten, der besonders im östlichen Mittelmeerraum eine beherrschende Rolle spielte und teilweise auch schlimme Entartungen zeitigte, blieb in dieser oder jener Form (versteckt zum Beispiel auch in der katholischen Marienverehrung) bis in die Gegenwart erhalten. Denken wir nur an den weltbekannten indischen Heiligen Rama Krishna (gest. 1886), der sich völlig »seiner« Göttin (Kali) zu eigen gemacht hatte! Vom alten Judentum muß allerdings gesagt werden, daß es von Anfang an, im Unterschied zu seinen Nachbarvölkern, die Betonung auf das männliche Element der Gottheit legte, was jedoch nicht aus dem Namen Elohim eindeutig hervorgeht. Als Moses von Gott den Befehl erhielt, die in viele heidnische Völkerschaften zerstreuten Teile Israels wieder zusammenzuführen, wußten diese nicht einmal mehr, zu welchem Gottesnamen sie sich bekennen sollten. Darum die Frage des Moses an die Erscheinung im brennenden Dornbusch: »Wenn ich nun zu den Kindern Israels komme und zu ihnen

spreche: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt, und sie mich dann fragen werden: Wie heißt er? Was soll ich ihnen dann antworten?« Darauf entgegnete ihm der Herr: »Ich bin der Ich-bin!«, und er fügte unmittelbar hinzu: »So sollst du zu den Israeliten sprechen: Der Ich-bin hat mich zu euch gesandt!« (2. Mose 3,13 f).

Der bereits uranfängliche Monotheismus des Judentums, der sich zurückführte bis auf die Zeit der Erzväter, als es noch kein Volk Israel gab, stand seitdem wieder gefestigt da. Viele Theologen bemängeln heute an dem Gottesnamen Jahve, daß darin ein rein philosophischer Begriff, nämlich der des »Seins«, zum Ausdruck kommt. Emil Brunner zum Beispiel vermißt an ihm den mystischen Hintergrund. Auch ist man sich im unklaren, ob es diesen Namen nicht vorher schon irgendwo gegeben hat. Eine Andeutung dafür gibt uns das Neuoffenbarungswerk in der Prophetie J. Lorbers. Hier wird der uralte Name Jabusimbil (Felsentempel in Oberägypten) ebenfalls mit »Ich bin, der Ich war und sein werde« ausgelegt. Also muß doch wenigstens die erste Hälfte dieses Namens, »Jabu«, mit »Jahve« identisch sein. Und wie oft kehrt das »Ich-bin« in der ganzen Bibel wieder! Joseph Ratzinger mußte feststellen: »Ezechiel und vor allem Deuteroseia könnte man geradezu als die Theologen des Namens Jahve bezeichnen, die ihre prophetische Predigt nicht zuletzt von hier aus entfaltet haben.«

Im Deuteroseia stehen die Sätze: »Ich, Jahve, bin der erste und bei den Letzten bin Ich es« (42,4); »Ich bin der Erste, und nach diesem und außer mir gibt es keinen Gott« (44,6); »Ich bin es; Ich bin der Erste und werde auch der Letzte sein.« Johannes hat diese Formulierungen wieder aufgegriffen. Er tritt damit wie selbstverständlich die Nachfolge des Verfassers der Genesis an. Die Offenbarung prophetischer Art scheint damit lückenlos seit Abraham und Moses. Der Name Jahve war für die Juden trotz scheinbar begrifflicher Abstraktion so sehr in das Mysterium entrückt, daß man nach und nach dazu überging, ihn nicht mehr direkt auszusprechen, sondern nur noch zu umschreiben. In der griechischen Bibel (der Septuaginta) z. B. taucht er überhaupt nicht mehr auf, sondern wird einfach durch das Wort »der Herr« (Adonai) ersetzt.

Die subtilste Ausdeutung des Seinsbegriffes, der dem Gottesnamen Jahve zugrunde liegt, verdanken wir wohl den Scholastikern. Thomas von Aquin zum Beispiel sagt, daß unter allen Namen, mit denen Gott bezeichnet werden könne, der angemessenste »das Sein« sei (I. Sent. dist. 8,9 I, al). Diese Seinsphilosophie des Aquinaten, die im Gegensatz zu Kant oder den Existentialisten noch von der (an sich ganz natürlichen) »Conformitas rerum cum imagine« (der Übereinstimmung des Wesens der Dinge mit ihrem Erscheinungsbild) ausgeht, wurde neuerdings durch den Neuscholastiker Heinrich Beck zu neuem Glanz erweckt (in seinem

Buch »Der Gott der Weisen und Denker«). Dabei werden wir ganz von selbst gewahrt, daß auch in der scheinbar rein begrifflichen Struktur des Namens Jahve (»Ich bin der Ich-bin«) das Mysterium aufleuchten kann.

Mindestens ebenso stark wie die traditionelle christliche Philosophie beschäftigen sich die indischen Religionsschriften mit dem Begriff des Seins. Einer der berühmten Namen Vishnus ist zum Beispiel Vasudera, das heißt, »der in dem reinen Sein Wohnende«. Von seinem Wesen wird ausgesagt: »Auch wenn Er in der Welt weilt, ist Er ungerührt von den Naturgesetzen und den Gesetzen des menschlichen Denkens und menschlicher Logik. Auch insofern Vishnu in der Welt weilt, ist Er in der Ewigkeit, auch inmitten der Zeit ist er im Zeitlosen. Gleichzeitig ist Er als Paramatman der innere Lenker in jedem Wesen und der Träger und Kraftgeber in jedem Weltall. Und gleichzeitig ist Er auch Mahavishnu, der durch Seinen bloßen Blick von fern her den großen Impuls zur Schöpfung gibt. Doch während Er, ohne selbst etwas zu tun— wie ein Katalysator —, alles Weltgeschehen bewirkt, ist Er indessen auch in Seinem eigenen höchsten Reich mit Seinem inneren tief verborgenen Wesen bloß sich selbst hingegeben als »Gott in sich selbst.« (Aus W. Eidlitz »Der Glaube und die heiligen Schriften der Inder«)

Aus den indischen Shastras ergibt sich, »daß Vishnu kein anderer ist als das Brahman im Ursinne des Wortes, das ist »der lebendige Gott«, im Gegensatz zum Brahman im engeren Sinne: Der Glorie des lebendigen Gottes, dem bloßen Sein. Und jede Form Gottes ist Vishnu, das heißt das Innen und Außen von allem, ohne selbst ein Innen und Außen zu haben«. Der Guru lehrt in Indien seine Schüler, daß auch das Reich Gottes »aus ewigem Sein (sat), reiner Erkenntnis (cit) und göttlicher Wonne (ānanda) besteht . . . Die Zeit zersplittert dort nicht wie bei uns in jedem Augenblick schmerzlich in Vergangenheit und Zukunft. Ewige Gegenwart west. Und man kann dort ins Unendliche schreiten, ohne jemals an ein Ende zu kommen«.

In den Shastras wird die Fülle der Gottheit in folgende Attribute aufgeteilt: Fülle der göttlichen Schönheit; Fülle der göttlichen Macht; Fülle der göttlichen Kraft; ewiger göttlicher Ruhm; völliges Freisein von allem Anhaften an der Welt; Fülle der göttlichen Weisheit. — Wir mögen es als ungewöhnlich ansehen, daß die göttliche Schönheit dabei an erster Stelle steht. Sie gilt als Urquell aller göttlichen Eigenschaften. Jeder Guru betont: »Die erhabenste Schönheit, die intensivste Lebendigkeit auf Erden ist nur Staub und Schatten, ist ein Nichts vor der Schönheit und Lebendigkeit Gottes in seinen Reichen.« Alle Göttergestalten Indiens, die stets nur verschiedene Aspekte des »Einen« darstellen, sind ebenso wie ihre Shaktis und Avatare aus »Sein, Erkenntnis und Wonne« gebildet. In diesen Dreiklang ist auch ein Name eingebettet, der alle Gottes-

tesaspekte zusammenfaßt und auch den Namen des »lebendigen« Gottes Vishnu noch überhöht. Es ist der Name Krishna. Er allein spricht in allen Offenbarungsschriften das Geheimnis aus, »wie Gottes innerstes Wesen, Gott in sich selbst, erkannt wird: nicht durch Yoga, nicht durch Askese, nicht durch Ausübung aller gebotenen Pflichten, nicht durch Gaben und andere gute Werke, nicht einmal durch höchstes Wissen (jñāna), sondern stets nur durch die ganz lautere, dienende, erkennende Liebe, die unverhüllte Bhakti«.

In Krishna erhebt sich Vishnu über alle Gottesnamen. Wir erkennen darin, zumindest in der Bedeutung und selbst von der Wortwurzel her, unser Wort »Christus« wieder. Der Name Krishna faßt nach indischer Tradition alle Gottesbegriffe zusammen: »Er ist sowohl ein Avatar als auch der Aussender aller Avatare, der Avatarin. Er ist die ganze Fülle der Gottheit. Er ist die göttliche Urgestalt, Gott selbst« (W. Eidlitz). Als »Avatar aller Avatare« betrachten auch wir Christen unseren Erlöser. Auch von ihm sagen wir, daß er »die Fülle« allen Seins verkörpert. Und sein geschichtliches Leben im Lande Palästina, ist es nicht die Verwirklichung eines Wunschtraumes, den auch die Inder von ihrem Krishna hegten? Wie uralt ist also die Vorstellung von einem göttlichen Mittler!

Als geradezu »synthetisiert« mit der Erlösungslehre des Neuen Testaments erscheint für Arthur Schult die Erlösungslehre der Upanishads. Sie zielt vor allem auf die »Wiedergeburt der Erkenntnis« ab. So heißt es in einem ihrer Texte:

»Führ mich vom Wahn zur Wirklichkeit!
Führ aus dem Dunkel mich zum Licht!«

In den Upanishads wurde ein ähnlicher Versuch unternommen wie in der mittelalterlichen Scholastik; man wollte das Denken befähigen, in die zentralen menschlich-göttlichen Geheimnisse einzudringen. »Will das Christentum den Menschen befreien aus dem Reiche der Sünde, dem natürlichen Egoismus, so befreit die Upanishaden-Religion den Menschen aus dem Reiche des Irrtums.« (A. Schult in »Die Weisheit der Veden und Upanishaden«, Turm-Verlag, Bietigheim) Im Unterschied jedoch zur Scholastik mit ihrer übertriebenen »Denkfreudigkeit« (Guardini) gibt es in den Lehren der Upanishads immer nur Ganzheiten, nie nur Teile. »Alles analytische, logische, systematische Darlegen liegt ihnen fern« (Schult); sind sie doch samt und sonders aus geistiger Schau, das heißt Seherschaft hervorgegangen. »Es ist jene Wahrheit, die keine logische Beziehung, sondern ein Sein ist, die lebendige Wahrheit Gottes, in der Wirklichkeit und Wahrheit zusammenfallen als Gottes Leben, Lieben und Licht. Es ist jene seiende Wahrheit, die der Inder mit Sat-Cit-

Ananda bezeichnet (Sein, Erkenntnis und Wonne), das beseligende, sich öffnende Erhellen der letzten Wirklichkeit des Brahman« (A. Schult).

d) Gott als Vater

In einem jüdischen Gebet, dem sogenannten Sch'ma, das als tägliches Glaubensbekenntnis verstanden wurde, steht der Anruf: »Höre, Israel, Jahve, dein Gott, ist ein Einziger!« Diese Absage des alten Judentums an die Vielgötterei seiner Nachbarvölker, vor allem aber an das buntschillernde Pantheon Babylons, war von weittragender Bedeutung. Historisch gesehen ist sie zugleich eine Kampfansage an den römischen Kaiserkult mit seiner Verabsolutierung weltlicher Machtansprüche. Grundsätzlich aber richtete sie sich gegen jegliche Form von Aberglauben in jenen Fremdreigionen, die oft genug auch die Anbetung der Lust durch sanktionierte Prostitution betrieben. Für viele Israeliten bedeutete dies eine allergrößte Versuchung mit nachfolgendem Glaubensabfall (von den Propheten dargestellt unter dem Bilde eines Ehebruchs). Nur der Eingottglaube konnte gegen alle diese Gefahren einen wirksamen Schutz bieten. Die sittlich moralische Größe der jüdischen Religion bestand ja vor allem in einer Auffassung der Liebe begründet, die auch im alltäglich-menschlichen Bereich das Gottesverhältnis widerspiegelte.

So kann Joseph Ratzinger sagen: »Die Einheit, Endgültigkeit und Unteilbarkeit der Liebe zwischen Mann und Frau ist letztlich nur im Glauben an die Einheit und Unteilbarkeit der Liebe Gottes zu verwirklichen und zu verstehen. Wir begreifen heute immer mehr, wie wenig sie eine rein philosophisch abzuleitende, in sich stehende Aussage ist; wie sehr sie mit dem Zusammenhang des Glaubens an den einen Gott steht und fällt. Und wir begreifen immer mehr, wie sehr die scheinbare Befreiung der Liebe in die Belieblichkeit des Triebs hinein die Auslieferung des Menschen an die verselbständigten Mächte von Sexus und Eros ist, deren erbarmungsloser Sklaverei er verfällt, wo er sich frei zu machen wähnt. Wo er sich Gott entzieht, greifen die Götter nach ihm, und seine Befreiung geschieht nicht anders als indem er sich befreien läßt und aufhört, sich auf sich selber stellen zu wollen« (in »Einführung in das Christentum«).

Von Gottes Grundeigenschaft, der Liebe, leitet sich insbesondere jene Namensgebung ab, die Gott als den »Vater« signifiziert. Daß Jesus als Offenbarer des Gottesnamens (s. dazu Joh 17,6!) mit Vorliebe das Wort »Vater« für den Höchsten anwendet, hängt natürlich auch mit seinem ganz persönlichen unmittelbaren Sohnesverhältnis zusammen. Dies ist aber nicht der alleinige Grund. In ein Sohn-Tochter-Verhältnis sollte jede

einzelne Seele zu Gott treten dürfen, denn das war ja gerade die besondere Sendung des Erlösers, alle Menschen durch die Unio mystica mit sich selbst in den Stand der Kindschaft Gottes zu erheben. Insofern unterscheidet sich der Alte Bund grundsätzlich von dem Neuen, weswegen wir im Alten Testament die Gottesbezeichnung »Vater« nur relativ selten antreffen. So hält Moses dem Volke Israel eine Strafrede mit den Worten: »Der Fels (= Gott) – untadelig ist sein Tun, denn alle seine Wege sind recht! Ein treuer Gott und ohne Freveltat, gerecht und redlich ist er! Arg handelten seine Söhne gegen ihn, ein verdrehtes, verschrobenes Geschlecht! Vergiltst du dem Herrn in diesem Maß, du törichtes, unweises Volk? Ist er nicht dein Vater, der dich erschaffen, Sein und Bestand dir verliehen?« (5. Mose 32,4 ff).

Dem »Samen« (d. h. den Nachkommen) Davids verspricht der »Herr der Heerschaaren« durch den Propheten Nathan: »Vater will ich ihm sein, und er ist mein Sohn! Vergeht er sich, so werde ich ihn mit Menschenruten und mit Menschenschlägen züchtigen« (2. Samuel 7,14). In Psalm 68,6 wird Gott verherrlicht als ein »Vater der Waisen« und im Psalm 89,27 f läßt der Herr den David sagen: »Er rufe mich an: ›Mein Vater bist du, mein Gott und der Fels meines Heiles!‹ – Sogar zu meinem Erstgeborenen bestimme ich ihn, zum Höchsten unter den Königen auf Erden.« Aus tiefster Not ruft Jesajas zum Herrn: »Blicke vom Himmel herab, von deinem heiligen, prachtvollen Hochsitz! Wo bleibt dein Eifer und deine Kraft, deines Herzens Wallung und dein Erbarmen? Halte dich nicht zurück, denn unser Vater bist du! Fürwahr, Abraham kennt uns nicht, und Israel weiß nicht um uns: Du, Herr, bist unser Vater, ›Unser Erlöser von Urzeit an‹ ist dein Name« (Jes 63,15 f). An ganz Israel ist die Klage des Herrn gerichtet: »Es war meine Absicht, dich unter die Söhne zu versetzen und dir zu geben ein herrliches Land, unter den Völkern ein gar köstliches Erbe! Ich meinte, da würdet ihr ›Vater‹ mich nennen und euch nicht abkehren von mir. Doch ach, wie ein Weib treulos wird ihrem Freunde zulieb, so wurdet ihr treulos an mir, Haus Israel!« (Jer 3,19 f).

Wiederholt hören wir die Beteuerung, wie in Jeremias 31,9: »Ich bin Israels Vater.« Bei Maleachi stellt Jahve die Frage: »Bin ich ein Vater, wo bleibt meine Ehre?« (Mal 1,6). Ebenso heißt es beim gleichen Propheten: »Haben wir nicht alle einen Vater, erschuf uns nicht ein einziger Gott?« (Mal 2,10). Wenn bei Jesajas der verheißene Messias (Immanuel) neben anderen Attributen auch den Gottesnamen »Ewig Vater« trägt (Jes 9,5), ist das ein sicheres Zeichen dafür, daß in Jesus sich der Vater selbst inkarniert hat, was ganz besonders in der Prophetie Jakob Lorbers hervorgehoben wird. Erst recht aber geht aus den »Ich-bin-Worten« des Johannes-Evangeliums (besonders Kap. 17) unweigerlich

hervor, daß in Jesus »die Dornbuschgeschichte erst zu ihrem wahren Sinn gelangt« (J. Ratzinger). Für die Personhaftigkeit Gottes (»Ich bin der Ich bin«) gibt es kaum eine gültigere Bestätigung als seine Menschwerdung in Christus. »Auf der einen Seite«, sagt J. Ratzinger, »steht das Element des Persönlichen, der Nähe, der Anrufbarkeit, des Sich-Gewährens, das sich in der Namengebung zusammenfassend verdichtet, sich im Gedanken ›Gott der Väter, Abrahams, Isaaks und Jakobs‹ vorher schon ansagt und später wiederum in dem Gedanken ›Der Gott Jesu Christi‹ konzentriert. Immer geht es um den Gott von Menschen, den Gott mit Angesicht, den personhaften Gott; auf ihn richtete sich die Anknüpfung, die Wahl und die Entscheidung des Väterglaubens, von dem aus ein zwar langer, doch gerader Weg zum Gott Jesu Christi führt« (in »Einführung in das Christentum«). In Jesus war das Band der Ich-Du-Beziehung zwischen Mensch und Gott so fest geknüpft, daß ein für allemal auch eine Vergottung des Menschen in Aussicht gestellt war.

Die Trinitätslehre mit den drei Hypostasen (Seinsweisen oder Erscheinungsweisen) Vater, Sohn und Geist stellt uns zunächst vor die Schwierigkeit, daß der »Gott-mit-uns« (Immanuel) in erster Linie als Sohn auftritt und nicht als Vater. Man könnte daraus schließen, daß es in Gott sowohl ein Ich wie auch ein Du geben müsse. Dieses »Wir« in Gott offenbart sich bereits auf den ersten Seiten der Bibel, wo es zum Beispiel heißt: »Laßt *uns* den Menschen machen . . . « (Gen 1,26). In den Psalmen lesen wir sogar einmal: »Es sprach der Herr zu meinem Herrn« (Ps 110,1). Ein Dialog im Inneren Gottes findet da statt, der dennoch nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß Gott nur »Einer« ist. In dem Zueinander von »Wort« (Logos) und »Liebe« (Vater) wird die Einheit des höchsten Wesens nicht aufgehoben, weswegen Augustinus formulieren kann: »Vater wird er (Gott) nicht in Bezug auf sich, sondern nur in der Beziehung zum Sohn hin genannt; auf sich hin gesehen ist er einfach Gott« (in *Enarrationes in Psalmos* 68). Demnach ist das Wort »Vater« also ein reiner Beziehungsbegriff, was J. Ratzinger dadurch bestätigt, daß er sagt: »Die erste Person zeugt nicht in dem Sinn den Sohn, als ob zur fertigen Person der Akt des Zeugens hinzukäme, sondern sie *ist* die Tat des Zeugens, des Sich-Hingebens und Ausströmens. Sie ist mit dem Akt der Hingabe identisch.«

Allein auf dieser Basis läßt sich letzten Endes von Christus sagen, daß in ihm der Vater Mensch geworden. Die Aussage Jesu im Johannes-Evangelium: »Ich und der Vater sind eins« (Joh 10,30) hebt das Relationsverhältnis nicht auf, sondern festigt es erst recht durch die totale Rückbezogenheit des Sohnes zum Vater. Leichter faßbar wird das Problem, wenn wir Jesus bei J. Lorber von sich selbst sagen hören: »In Mir war der Geist Gottes als Vater von Ewigkeit. Ich aber war und bin

dessen Seele. Diese besitzt zwar ihre eigene Erkenntnis und Fähigkeit als die höchste und vollendetste aller Seelen. Aber dennoch durfte diese Seele nicht tun, was sie wollte, sondern nur, was Der wollte, von dem sie ausgegangen ist« (EM 70,8). Und wiederum sagt Jesus: »Ich bin, als nun ein Mensch im Fleische vor euch, der Sohn und bin niemals von einem andern als nur von Mir Selbst gezeugt und darum Mein eigener Vater von Ewigkeit. Wo anders könnte da der Vater sein als nur im Sohne, und wo anders der Sohn als im Vater, also nur ein Gott und Vater in einer Person! Ich bin darum durchgängig Gott; in Mir ist der Vater, und die von Mir nach Meiner Liebe, Weisheit und nach Meinem allmächtigen Willen ausgehende Kraft, die den ewig endlosen Raum allenthalben erfüllt und überall wirkt, ist der Heilige Geist.« – Ergänzend heißt es im Großen Evangelium: »Die Schrift der Propheten sagt und erklärt, daß Ich, namens Jesus Christus – auch Menschensohn genannt, der wahre Gott sei, obschon Gott unter verschiedenen Namen, wie Vater, Sohn und Geist, bezeichnet und benannt wird. Gott ist nur *eine* persönliche Herrlichkeit in der vollkommensten Form eines Menschen! Wie aber beim Menschen die Seele, ihr Außenleib und ihr innerster Geist so geeint sind, daß sie nur ein Wesen oder gewisserart nur eine individuelle Substanz ausmachen, unter sich aber doch eine wohl unterscheidbare Drei sind, ebenso geeint sind Vater, Sohn und Geist« (GrEv VIII 27,1.2; 25,14.15).

Ziehen wir mit Dr. Walter Lutz ein letztes Fazit: »Vater, Sohn und Heiliger Geist sind nur Wesensseiten dieses alleinigen Gottes. Der Vater ist das göttliche Machtzentrum der Liebe, der Sohn ist die gleichsam ausstrahlende Weisheit, der Heilige Geist ist die ausstrahlende Kraft. In Jesus waren Vater, Sohn und Heiliger Geist, oder Liebe, Weisheit und Kraft in einer schaubaren, menschlichen Offenbarungsform vereinigt« (in »Die Grundfragen des Lebens«). Mit dieser Klarstellung kommen wir endlich auch von der unsinnigen und schizophrenen Dreipersonenlehre los, die immer noch von kirchlichen Lehrinstanzen als Irrlehre festgehalten wird. Das Apostolische Glaubensbekenntnis weiß dank seiner frühen Entstehung noch nichts von drei Personen, wie die spätere Dogmatik; vielmehr läßt es das Mysterium der Trinität in biblischer Namensnennung bestehen. Da steht an erster Stelle der »Vater« mit den nachfolgenden Attributen »der Allmächtige, der Schöpfer des Himmels und der Erde«. Daß mit der Bezeichnung »Vater« nicht zuallererst Gottes Schöpfermacht, sondern seine unendliche Liebe angesprochen wird, steht außer Zweifel. Im »Hohen Lied der Liebe« hat Paulus dieser Grundeigenschaft Gottes, die sich auch in den Kindern Gottes offenbaren sollte, ein einmaliges Denkmal gesetzt. Vom Vater geht alle Liebe aus, und sie bedeutet zugleich Schutz, Geborgenheit, Umfangensein,

höchste Seligkeit. Mit den Worten: »Die Liebe Gottes sei mit euch allen!« (2. Kor 13,13) schließt Paulus seine Briefe an die Korinther, die wohl in ihrem ganzen theologischen Gehalt unüberboten sein dürften.

»Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?« könnten auch wir mit Paulus (Röm 8,35) fragen, wenn wir in Anfechtung stehen und die Welt uns hart zusetzt. Johannes bringt uns zum Bewußtsein: »Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm« (1. Joh 4,16) und »Die Liebe Gottes ist wahrhaft vollkommen« (1. Joh 2,5). So ist der Begriff Vater grundsätzlich identisch mit dem Begriff Liebe, der sich zum Beispiel gar nicht vertragen will mit der dogmatischen Lehre von der »Ewigkeit der Höllenstrafen«. Über die Vaterschaft Gottes sagt der bekannteste Theologe der Gegenwart, Karl Rahner, in seinem »Kleinen theologischen Wörterbuch«: »In einem spezifisch christlichen Sinn ist Gott Vater der Menschen, insofern er sie durch die Selbstmitteilung seines göttlichen Wesens übernatürlich gnadenhaft zu seinen eigenen Kindern macht, gleichgestaltet dem Bilde seines Sohnes, beseelt von seinem Pneuma, teilhaftig der göttlichen Natur, gezeugt aus Gott.«

Sehr häufig verbindet sich das »Abba, lieber Vater!« (Röm 8,15) mit dem Gedanken an die Barmherzigkeit Gottes. »Gelobt sei Gott, der Vater der Barmherzigkeit!« ruft Paulus aus. Schon im Alten Testament wird die Barmherzigkeit Gottes (bei Lorber der letzte der sieben Geister Gottes) als Ausfluß seiner Gnade auf das höchste gepriesen. So stehen im zweiten Buch Mosis 34,6 die Worte: »Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!« oder im 5. Buch Mosis 4,31: »Der Herr, dein Gott, ist ein barmherziger Gott.« Auch im Psalm 78,38 wird gesagt: »Er aber war barmherzig und vergab die Schuld«, ebenso im Psalm 103,8: »Barmherzig und gnädig ist der Herr.« In der ganzen Heiligen Schrift stoßen wir auf den Lobpreis der Barmherzigkeit Gottes; denn was war für die Nachkommen Adams wichtiger als der Gedanke der Schuldvergebung? In diesem Punkt unterscheidet sich der Glaube Israels wesentlich von der unerbittlichen Karmalehre östlicher Religionen, ganz besonders des Buddhismus. Durch seine Lehre von der Rechtfertigung und Gnade, wie sie Paulus sowohl den Christen als auch den Juden nahezubringen versuchte, hat freilich erst der Neue Bund die Bande gelockert, die das Gesetz einst schmiedete. Sie waren in sich selbst schon ein »Gericht«; dagegen konnte Jesus sagen: »So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahingegeben hat, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe« (Joh 3,16).

Ohne das Verständnis für die erlösende Funktion des menschengewordenen Gottes, an den viele Theologen heute nicht mehr glauben wollen, im alleinigen Festhalten des »Menschensohnes«, kann es keinen Zu-

gang geben zum Wesenskern des Christentums, der einzig darin besteht, daß Karma aufgehoben wird durch Gnade. Wer Christus verschmäht, hat nicht teil an seiner erlösenden Kraft; er bleibt weiterhin dem strengen Gesetz des Karmas verfallen. Christus allein ist »der Weg, die Wahrheit und das Leben«. Äußerst ernst zu nehmen sind deshalb die Worte: »Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde. Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er an den Namen des eingeborenen Sohnes nicht geglaubt hat« (Joh 3,17 f).

Von der Liebe Gottes, die Hand in Hand geht mit seiner Barmherzigkeit, heißt es in den Sprüchen Salomonis 10,12: »Liebe deckt alle Übertretungen zu.« So lautet auch eine der Vaterunserbitten: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!« Es sollte dabei nicht übersehen werden, daß auch wir selbst ein an uns begangenes Unrecht durch Liebe zudecken können. Es wirkt sich dann nicht mehr in seiner letzten Folge aus. Freilich kommt alles darauf an, daß der Sünder durch eine tief empfundene Reue bei der Reinwaschung von Schuld mitwirkt. In der griechischen Mythologie gab es den Lethe-Quell, aus dem die Seelen der Verstorbenen Vergessenheit trinken durften, wenn sie zum Aufstieg für höhere Sphären für reif befunden wurden (dargestellt in Dantes »Göttlicher Komödie«). Eine andere Art von Vergessen, oder besser Erinnerungslosigkeit an Zustände in einem vorgeburtlichen Dasein, sei es im Jenseits oder schon früher im Diesseits, bringt die Inkarnation auf Erden mit sich. Damit fallen die Schatten der Vergangenheit mit all ihren karmischen Belastungen zeitweise von der Seele und der Weg ist frei für eine ungehinderte Höherentwicklung. Sollte man nicht auch dies als einen Gnadenerweis Gottes betrachten? Die griechische Mythologie kennt außerdem noch das Stärkungsbad im Jenseits durch Untertauchen in den Fluß Eunoë (ebenfalls bei Dante dargestellt). Dabei wird die Seele für ihren »Aufschwung zu den Sternen« so sehr von Kraft durchströmt, daß sie sich »ganz umgeschaffen fühlt gleich der jungen Pflanze, wenn sie mit frischem Laube sich erneuert« (Dante). Alle diese Vorstellungen weisen darauf hin, daß in einem entscheidenden Augenblick unserer Entwicklung das Karmagesetz außer Kraft gesetzt ist.

Wohl niemand hat dazu Bedeutsameres zu sagen als der Apostel Paulus in seiner Rechtfertigungslehre. Da lesen wir zum Beispiel: »Jetzt aber ist die Rechtfertigung durch Gott ohne Gesetze offenbar geworden, auf die schon das Gesetz und die Propheten hinwiesen. Die Rechtfertigung durch Gott aufgrund des Glaubens an Jesus Christus für alle und über alle, die an ihn glauben. Es gibt da keinen Unterschied, denn alle haben

gesündigt und sind der Herrlichkeit Gottes verlustig gegangen. Sie werden aber gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, aufgrund der Erlösung durch Jesus Christus. Ihn hat Gott durch den Glauben als blutiges Versöhnungsoffer hingestellt, um seine Gerechtigkeit zu erweisen« (Röm 3,21 ff).

Das Vaterunser enthält die Bitte: »Dein Reich komme!« Es ist nur folgerichtig, daß unmittelbar darauf die Zusicherung erfolgt: »Dein Wille geschehe!« Wie könnte auch das Reich Gottes in unseren Herzen Wurzel fassen, ohne daß wir uns in Einklang bringen mit dem Willen des Herrn? Sowohl die Vertreibung des Menschen aus dem Paradiese wie auch der Sturz einer großen Schar von Engeln aus dem Archäum, dem urcherschaffenen Kosmos, ist ja darauf zurückzuführen, daß man sich in Widerspruch setzte zur Ordnung der Himmel Gottes und damit zum Willen des Schöpfers. Über diesen Willen Gottes verrät uns der Erzengel Michael im Neuoffenbarungswerk: »Es gibt keinen andern Stoff in der ganzen Unendlichkeit als den Willen Gottes. Alles, was du siehst, vernimmst, fühlst und durch irgendeinen Sinn wahrnimmst, sind Gedanken Gottes, und so Er will, so sind sie auch schon wesenhaft da. Was aber Gott als dem urewigen Geiste als in Ihm und durch Ihn möglich ist, das ist dem Geiste Gottes auch im Menschen möglich« (GrEv X 17,5 f).

Welch eine Verheißung für ein kommendes sinnerfülltes Dasein, in dem alle schöpferischen Kräfte unseres innersten Geistwesens zur Entfaltung gelangen! In der Teilnahme am göttlichen Leben wird sich schließlich auch das verwirklichen, was den eigentlichen Himmel ausmacht und wovon selbst die heiligen Schriften der Hindus Zeugnis ablegen: das reine Sein, die vollkommene Erkenntnis und immerwährende Wonne. »So soll der Mensch voll wahrer Liebegier diesen Gott eifrigst suchen, aber nicht von heute bis morgen, leichtsinnigen Kindern gleich, sondern von Tag zu Tag mit stets zunehmendem Eifer und Fleiß und mit einer in der Liebe zu Ihm wachsenden Sehnsucht, und Gott wird Sich von einem solchen Sucher finden lassen . . . Solchen treuen Suchern wird Gott dann auch kundtun, was sie nach Seinem weisesten Willen fürder zu tun und wie sie zu leben haben, um in Seiner Liebe und Gnade zu verbleiben und von Ihm zum ewigen Leben der Seele erweckt zu werden« (GrEv X 78,10 f). Einem liebeerfüllten Herzen ist Gott bereit, »alle Geheimnisse der Himmel und der Welten« aufzuschließen. »Diese Erweckten werden im Schauen sein und eine große Freude haben«, heißt es im Großen Evangelium IV 109,12 f.

Aus dem Willen Gottes resultiert die Ordnung Gottes. Auch darüber belehrt uns Raphael mit den Worten: »Gott ist in Sich die reinste Liebe, also in Sich auch das reinste Lebensfeuer, dadurch auch das reinste und hellste Licht und somit in Sich die höchste Weisheit und dadurch auch

die höchste allwirkende Macht und Kraft. Dieser höchsten Macht und Kraft weiseste Ordnung ist das ewige Gesetz, nach dem sich alle Dinge zu richten haben« (GrEv X 17,6 f). Daß das Reich Gottes bereits in Christus zu uns gekommen ist, ist leider noch den wenigsten Menschen ganz bewußt. Um diese höchste Seinserfüllung in uns selbst zu verwirklichen, sollten wir die Vaterunserbitte um das tägliche Brot noch dahingehend erweitern, daß wir allzeit beten: »Herr, gib uns das Brot des Lebens, das wir in deinem Sohn empfangen, um dich zu leben!«

Daß Gott, der Vater, zugleich jener »Herr« ist, von dem das Alte Testament berichtet, daß er schon den Urvätern ab und zu »erscheinlich« geworden, bezeugt eine Stelle im Neuoffenbarungswerk. Da sagt der Herr zu einem Mädchen namens Püra: »Wisse in deinem Herzen, daß Ich nicht nur Jehova, der allmächtige Gott und Schöpfer aller Dinge bin, sondern im Verhältnis zu euch vielmehr der allein wahre, heilige liebevollste Vater, der da niemanden je richten will zum Verderben, sondern jedermann aufrichtet zum ewigen Leben!« (HG II 120,18). An die »Kinder der Höhe« gerichtet waren die Worte: »Der Sklave hat einen Herrn, die Natur hat einen unerbittlichen Gott zum Schöpfer und zum Richter. Vor Jehova muß alles vergehen, denn der Ewige und Unendliche duldet nichts in und außer Sich. Seine Heiligkeit ist unantastbar. Nur der Vater kennt Seine Kindlein, und diese sollen allein Ihn erkennen und rufen: »Abba, lieber Vater!«, so wird Er sie allzeit hören und ihnen geben alles, was Er Selbst hat, nämlich das vollkommene ewige Leben und dessen endlose Schätze« (HG II 156,4).

Und noch einmal hören wir aus gleichem Munde: »Was sind alle Freuden und Seligkeiten Meiner Himmel für Mich gegen die, von Meinen lieben Kindern als einziger, wahrer Vater geliebt zu sein! Siehe, alle Seligkeiten gebe Ich euch für diese einzige, die Ich für Mich bestimmt habe« (HG I 3,10 f). – Die Schwachen haben nichts zu fürchten. Auf die Frage des Königs Lamech von Hanoach nach der Rangordnung in Gegenwart Gottes antwortete der Herr mit folgendem Gleichnis: »Wenn ein liebevoller Familienvater nach Hause kommt, dann laufen alle Kinder, was sie können, dem lieben, guten Vater entgegen, und das flinkste fällt zuerst in aller Liebe über den Vater her, und dann die anderen, wie es ihnen ihre Füße gestatten. – Das jüngste Kind bleibt freilich zurück; aber der gute Vater sieht, wie es mit pochendem Herzen ihm entgegentrippelt, nimmt es alsbald auf seine Arme, drückt es an seine Brust und küßt und kost es nach seiner großen Herzenslust. – Siehe, Mein Lamech, gerade also ist auch Meine göttliche und himmlische Hausordnung und Hofsitte bestellt! Wer zuerst kommt, der mahlt auch zuerst; und den Letzten und Schwächsten will Ich auf Meine Arme nehmen und will ihn kosen und herzen, weil auch er in seiner Schwäche den Vater erkannt hat und dann mit schwachen Füßen Mir entgegengiebt!« (HG III 61,17 ff).

Zu dieser wahrhaft göttlichen Erbarmlichkeit auch dem Sünder gegenüber paßt der Ausruf des einstigen Bischofs Martin, der im Jenseits feststellen muß: »Gott, der ewige Geist in all Seiner göttlichen Vollkommenheit, deren Größe keines Himmels Gedanke ewig je in der Fülle wird denken können, ist unser Vater, wandelnd unter uns, als wäre er nicht mehr als wir! Oh, erhöhen wir Ihn darum in unseren Herzen, da Er Sich so endlos tief zu uns Sündern herab erniedrigt!« (BM 86,9). Eine wichtige Ermahnung spricht der Herr im Jenseits gegenüber einer Chinesin namens Chanchah aus: »Meine Kindlein sollen Mich nicht als ihren Gott, sondern stets nur als ihren liebevollsten Vater erkennen und ersehen, lieben und anbeten! – Fürchte dich nicht vor Mir, da du Mich nun erkennst; denn du wirst an Mir ewig keine Veränderung gewahren, außer daß du fürder alle Schätze Meiner Vaterliebe und Weisheit in ewig steigender Überfülle genießen wirst« (BM 120,12 f). Auch anderen seligen Geistern versichert der Herr: »Mir macht nur das Freude, was Meinen Kindern Freude macht. Nicht Meine Gottheit, nicht Meine Weisheit und Allmacht, und so auch nicht Meine Allwissenheit, sondern allein die große Liebe zu Meinen wahren Kindern, die Mich lieben wie ihr alle nun um Mich Versammelten, macht die höchste Seligkeit Meines Wesens aus« (BM 186,8).

Wie also müssen wir uns Gott vorstellen, wenn wir uns nicht zu weit von seinem Vaterherzen entfernen wollen? Nicht so sehr das Tremendum, die furchterregende Macht und Kraft seines Schöpfergeistes sollten wir in erster Linie sehen; ebensowenig das numinose, geheimnisvoll verhüllte Wesen der Gottheit, wie es in alten Religionen gewöhnlich der Fall war. Wollen wir je zur Erlösung gelangen, dann muß es der Vater sein, zu dem wir uns ganz hinwenden. Die Brücke dazu ist Jesus, denn mit Jesus ist ja das Liebesband neu geknüpft worden. Darum kann der Herr zu uns Menschen sagen: »Ihr seht in Mir wohl Gott, den unendlich Großen, der durch Sein Wort erschuf Himmel und Erde; aber den liebenden Vater, der es nicht für unter Seiner Würde hält, sogar die Flügel einer Mücke in Bewegung zu setzen und die Schimmelpflanze an einer feuchten Brotkrume zu pflegen, daß sie gedeihe, – sehet, dieser Sich so tief herablassende, dieser sanftmütigste, geduldigste und liebevollste Gott und Vater ist mehr oder weniger fremd euren Herzen! Jesum, der die Sünder auf Seine Schultern lud, der die Müden und Beladenen zu Sich rief, Jesum, den allein guten Hirten, kennet ihr noch nicht!« (Hi II, S. III,3 f).

Jesus als Vater: Wie weit ist gerade die heutige Menschheit davon entfernt, in ihrer armseligen Verstandesherrlichkeit in diese Wahrheit einzudringen! Sie ist aber der Schlüssel zur Erlösung. In Jesus können wir auch erkennen, was oft übersehen wird und doch zu den wesentlich-

sten Eigenschaften Gottes zählt, seine Sanftmut und Demut! Daß Gott auf die Erde kam aus seinen Himmeln, ja daß er sogar Mensch wurde aus großer Liebe zu seinen Geschöpfen, ist noch verständlich; daß er sich aber so klein macht, so demütig bescheiden, wer hätte es erwartet? Dieses liebevolle Sichherabneigen und im Antlitz eines Kindes den Menschen sich Zurschaubegeben ist wohl die süßeste Melodie der Welt. Gerade dieses Geschehen zwingt uns, neben Gottes Allmacht und Liebe, neben seiner Weisheit und Güte, seine Demut gebührend zu würdigen. Viele werden fragen: Ist dieses Wort überhaupt auf Gott anwendbar? Wenn wir es richtig auslegen, unbedingt.

Bei Romano Guardini findet sich die Stelle: »Man sagt wohl, einer sei demütig, wenn er sich vor der Größe eines anderen Menschen neigt; oder wenn er eine Begabung hoch schätzt, die seine eigene übersteigt; oder wenn er fremdes Verdienst neidlos würdigt. Das ist aber nicht Demut, sondern Ehrlichkeit. So schwer es zuweilen werden mag, eine Größe anzuerkennen, die das eigene Sein und Können verdunkelt, es zu tun ist doch nichts anderes als Anstand des Geistes. Demut aber geht nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten. Sie bedeutet nicht, daß der Kleinere den Größeren anerkennt, sondern daß dieser sich vor dem Kleineren in Ehrfurcht beugt. Ein großes Geheimnis, an dem erhellt, wie wenig die christliche Gesinnung aus dem Irdischen abgeleitet werden kann. Daß der Große sich zum Kleinen gütig herabläßt und ihn in seiner Bedeutung schätzt; daß er das Rührende der Schwäche empfindet und sich vor ihre Wehrlosigkeit stellt – das kann man verstehen. Demut ist erst, daß der Große sich vor dem Kleinen in Ehrfurcht beugt.« (Aus »Der Herr«)

Das Ideal in der Blütezeit des Mittelalters ist nicht nur der »Hohe Mut« gewesen, wie aus den Ritterepen hervorgeht, sondern auch die Demut. Beide zählen sie zu den sieben Kardinaltugenden des Ritters, neben Keuschheit, Barmherzigkeit, Mitleid, Treue und Hohe Minne. Demut, das war der »Mut zum Dienen«; also keineswegs eine verächtliche Haltung. Das größte aller Menschenkinder sagt von sich selbst: »Ich bin sanftmütig und demütig von Herzen« (Mt 11,29). Dürfen wir dieses Bekenntnis nur auf die menschliche Natur in Jesus beziehen und nicht auch auf die göttliche? Tatsächlich beteuert der Herr selbst in der Prophetie J. Lorbers: »Die Demut ist die innerste, allerhöchste Kraft, Macht und Gewalt in Mir Selbst. Alles, was da füllt die ganze Unendlichkeit ist durch die Demut entstanden und ist aus ihr hervorgegangen« (HG II 11,14). Eine neue Gotteswirklichkeit strahlt uns aus diesen Worten entgegen. Sie hat sich am stärksten in der Person und im Schicksal Jesu Christi geoffenbart. Wie hoch im Kurs die Demut auch bei Paulus steht, beweist seine Ermahnung an die Epheser: »Wandelt in aller Demut und

Sanftmut!« (Eph 4,2), oder an die Philipper: »In Demut achte einer den anderen höher als sich selbst«, oder an die Kolosser: »Zieheth nun an Freundlichkeit, Demut und Sanftmut!«

Auch Petrus ruft den Christen zu: »Leget alle untereinander das Gewand der Demut an; denn den Stolzen widersteht Gott, den Demütigen aber gibt er Gnade!« (I. Petr 5,5). Nach dem Alten Testament gibt es Weisheit nur bei den Demütigen (Sprüche 11,2), und es wird ihnen verheißen, daß sie Ehre empfangen werden (Sprüche 29,23). Bei Jesajas versichert der Herr: »In der Höhe und als Heiliger throne ich und bin doch bei den im Geiste Zerschlagenen und Demütigen, um zu erquickem der Demütigen Geist und zu beleben der Zerschlagenen Sinn!« (Jes 57,15). In Micha 6,8 wird als wichtigste Lebensregel anempfohlen: »Liebe üben und in Demut wandeln mit deinem Gott!«

Ähnliche Lebensregeln waren es auch, die der Herr seinen Jüngern mit auf den Weg gab. Ein bekehrter Grieche hatte Jesus einmal beim Abschiednehmen gebeten: »Herr, Herr, Gott und Meister von Ewigkeit in Deinem Geiste! Du verlässest uns nun zwar in Deiner sichtbaren Persönlichkeit, aber wir bitten Dich, daß Du mit Deinem höchsten Gottgeiste bei uns bleiben und uns dann und wann ein Zeichen geben wollest, das uns Bürge sei, daß Du unser gedenkest und im Geiste bei uns bist!« – Darauf antwortete Jesus: »Nicht nur ein Zeichen, sondern mehrere sollet ihr allzeit haben davon, daß Ich im Geiste bei und in euch gegenwärtig bin. Diese sicheren, niemals trügenden Zeichen werden allzeit folgende sein: Erstens, daß ihr Mich mehr liebet denn alles in der Welt! Wer Mich wahrhaft liebt über alles, der ist durch solche Liebe in Mir und Ich bin in ihm. – Ein zweites Zeichen Meiner Gegenwart bei euch sei das, daß ihr aus Liebe zu Mir eure Nächsten ebenso liebt wie euch selbst; denn wer seine Nächsten nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht? – Ein drittes Zeichen Meiner Gegenwart bei, in und unter euch wird sein, daß euch allzeit gegeben wird, um was ihr den Vater in Mir in Meinem Namen ernstlich bittet. Aber es versteht sich, daß ihr Mich nicht um törichte, nichtige Dinge dieser Welt bittet. – Ein viertes Zeichen Meiner mächtigen Gegenwart wird sein, daß so ihr den leiblich Krankten aus wahrer Nächstenliebe in Meinem Namen die Hände aufleget, es mit ihnen besser wird, wenn dies zum Heil ihrer Seelen dienlich ist. Dabei saget allzeit im Herzen: »Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!« – Ein fünftes Zeichen Meiner Gegenwart bei, in und unter euch wird sein, daß ihr, so ihr Meinen Willen allzeit tut, in euch des Geistes Wiedergeburt erreicht. Das wird eine wahre Lebens- taufe sein, da ihr dabei mit Meinem Geiste erfüllt und in alle Weisheit eingeführt werdet. Nach diesem fünften Zeichen strebe ein jeder vor allem! An wem sich dieses Zeichen erweist, der wird schon in dieser

Welt das ewige Leben haben und tun und vollbringen, was Ich tue; denn er wird dann eins sein mit Mir!« (GrEv IX 43,1–11). –

e) Gott als Schöpfer

Wenn es in der Genesis heißt: »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde«, so scheint bereits in dieser ersten Aussage der Bibel ein Widerspruch vorzuliegen. Daß Gott keinen Anfang haben kann und deshalb auch nicht seine schöpferische Tätigkeit, ist von vornherein einleuchtend. Aus diesem Grunde können wir das Bibelwort nur dann richtig deuten, wenn wir nicht nur eine, sondern mehrere, ja unendlich viele Schöpfungsperioden zugrunde legen. Somit wäre auch unsere gegenwärtige Welt nur eine von vielen Neuschöpfungen Gottes, die in ihren genau festgelegten Entwicklungsphasen bis zu ihrer völligen Ausreifung unermessliche Zeiträume benötigt. Der Ausdruck »am Anfang« bezieht sich demnach einzig und allein auf die jetzige Schöpfungsperiode. Und so war es auch in der großen Prophetie des Moses gemeint, wie uns der Herr selbst im Neuoffenbarungswerk versichert.

Im Bilde gesprochen ist es wie ein Ein- und Ausatmen Gottes, mit dazwischenliegenden Ruhepausen der Sammlung, wenn in endloser Kette Schöpfung auf Schöpfung erfolgt. Die Weisheit Altindiens spricht in diesem Falle von den »Tagen und Nächten Brahmas«. Ganz sicher würde es unsere Vorstellungskraft übersteigen, wenn wir in solchen Dimensionen von Raum und Zeit zu denken versuchten. Eine kleine Nachhilfe erteilt da der Herr im Großen Evangelium Johannes, dem Hauptbuche seiner göttlichen Offenbarungen, einem aufgeschlossenen Jünger namens Mathael mit den Worten: »So Ich dem Geiste nach von aller Ewigkeit her als immerwährend ein und derselbe Gott bestehe, denke, will, handle und wirke aus der stets gleichen Liebe und Weisheit, die in sich durch jede Schöpfungsperiode sich freilich durch das für alle künftigen Ewigkeiten vollendet gelungene Werk auch vollendeter und seliger fühlen müssen, so könnet ihr Weiseren es euch wohl von selbst denken, daß ich, wie der Vater nun in Mir und aus Mir spricht, bis zu dieser (gegenwärtigen) Schöpfungsperiode sicher nicht in irgendeinem Unendlichkeitspunkte im ewigen Raume eine Art Winterschlaf gehalten habe! Möge eine Schöpfungsperiode von ihrem Urbeginn an bis zur gesamten geistigen Vollendung auch tausendmal Tausende Äonen von Tausendjahres-Zyklen andauern, so ist solch eine Schöpfungsperiode dennoch nichts gegen Mein ewiges Sein, und ihre für euch unmeßbare Ausdehnungsgröße ist dem Raume nach ein Nichts im unendlichen Raum!« (GrEv IV 254,3).

Demokrit hatte gelehrt, daß alles Geschehen auf eine »Mechanik der Atome zurückzuführen ist, die verschieden an Gestalt und Größe, Lage und Anordnung, sich im leeren Raum in ewiger Bewegung befinden und durch ihre Verbindung und Trennung die Dinge und Welten entstehen und vergehen lassen«. (Philosophisches Wörterbuch, begr. v. Heinrich Schmidt). Von der Seele sagte Demokrit, sie sei »identisch mit dem Element des Feuers, bestehe aus kleinsten, glatten und runden Atomen, die durch den ganzen Leib verbreitet sind. Organ des Denkens sei allein das Gehirn. Die Empfindungen kämen dadurch zustande, daß von den Dingen ausgehende Ausflüsse, sich loslösende »Abbilder« in die Sinnesorgane eindringen und die Seelenatome in Bewegung setzen«.

Diese immerhin erstaunliche Lehre, die aber nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar (auf Umwegen) aus ältestem Mysteriengut geschöpft sein kann, konnte allerdings durch Ungenauigkeiten und veräußerlichte Darstellung auch Unheil heraufbeschwören. So leiteten Naturforscher des 18. Jahrhunderts, die diese Atomlehre Demokrits begierig wieder aufgriffen, aus ihr eine rein materialistische Welterklärung ab. »Sie lehrten, daß es viele Arten von Atomen geben müsse – man nannte sie Elemente –, und daß diese Elementaratome (z. B. Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Gold, Eisen usw.) sich nach gewissen »Naturgesetzen« untereinander verbinden, und daß durch solche naturgesetzlichen Verbindungen ganz von selbst, d. h. ohne daß es eines Schöpfergottes bedürfe, die sichtbare Welt entstanden sei und sich fort und fort, ohne einen göttlichen Plan und ohne eigentliches Vernunftziel, weiterentwickle.« (Dr. W. Lutz in »Die Grundfragen des Lebens«)

Durch den Jenaer Zoologen Ernst Haeckel fanden solch unerleuchtete Ideen am Ende des vorigen Jahrhunderts weiteste Verbreitung durch seine Schrift »Die Welträtsel«. Auch er lehnte die Annahme eines Schöpfergottes ab; desgleichen Lenin, der ein großer Verehrer Haeckels war und dessen sogenannten materiellen Monismus (d. h. einzige, allen Dingen zugrundeliegende Wirklichkeit ist die Materie) politisch ausschaltete. Genau im Gegensatz dazu lehrt Jesus im Neuoffenbarungswerk einen »geistigen Monismus«, der auch der biblischen Auffassung voll gerecht wird. In dieser »Alleinheitslehre« (= Monismus) geht alle sogenannte Materie, die auch für die Inder nur eine Scheinwelt (Maja) darstellt und auf Sinnestäuschung zurückzuführen ist, einzig und allein aus dem Geist hervor. Da ist Gott die Urquelle aller Erscheinungsformen, und die Urelemente des geschaffenen Universums sind nichts anderes als eine Gedankenkraft seines Geistes. »Diese Gedankenkraft bekommt Form aus dem Leben des Schöpfers«, heißt es bei J. Lorber in »Erde und Mond«. »Der Schöpfer gibt die neu belebte Form frei von sich, gibt ihr aus seinem Urlichte ein Eigenlicht, das heißt eine eigene Intelligenz,

durch welche die neu belebte Form sich erkennt und ihrer selbst wie ein selbständiges Wesen bewußt wird. Hat die Form sich also erkannt, dann wird ihr die Ordnung, ein Gesetz allen Seins, gegeben; mit dieser Ordnung das innerste Feuer der Gottheit, ein Funke der ewigen Liebe. Aus ihm geht hervor der Wille. Nun hat die neue Lebensform also Licht (d. h. Erkenntnisfähigkeit), Selbstbewußtsein, die Ordnung und den Willen und kann ihren Willen der Ordnung gemäß einrichten oder dieser Ordnung auch zuwiderhandeln« (Kap. 27,5 ff).

Im Großen Evangelium wird uns ergänzend mitgeteilt: »Siehe, Gottes Gedanken in der nie versiegbaren endlosen Fülle von einer Ewigkeit zur andern sind die eigentlichen Ursubstanzen und Urstoffe, aus denen alles, was da auf Erden und in den Himmeln gemacht ist, durch die ewige Macht des göttlichen Willens besteht« (GrEv VII 17,3) und »Gott ist dem Geiste nach ewig und unendlich. Alles, was da entsteht, vom Kleinsten bis zum Größten, ist die ewig endlose Fülle der Gedanken und Ideen Gottes. Er denkt sie im klarsten Lichte Seines Selbstbewußtseins und will, daß sie zur Realität werden, und sie sind schon das, was sie – uranfänglich – sein müssen« (VI 226,8). Außerdem erfahren wir vom Herrn: »Mein ewig freier Wille ist das Gesetz über Meine Gedanken und Ideen, die zwar von Ewigkeit in Mir ihr nur für Mich beschauliches Dasein haben. Wenn es Mir aber nach Meiner Liebe wohlgefällig ist, sie in ein festes und selbständiges Dasein treten zu lassen, so bestimmt Meine Weisheit Meinen Willen zum Gesetz über Meine Gedanken und Ideen und sie werden zu Realitäten, gleichsam wie außerhalb Meines Seins, und müssen so fortbestehen als äußere selbständige Realitäten, solange Meine Liebe und Weisheit Meinen Willen als das Gesetz aller Gesetze über sie zweckdienlich waltend erhält« (GrEv VIII 37,7).

Entscheidend ist bei alledem, daß diese »Urfunken« oder Urgedanken der Schöpfung keine toten, nur mechanisch bewegte Bausteine sind, wie sich die Materialisten dies vorstellen, sondern daß ihnen allen eine lebendige »Intelligenz« und »Potenz« innewohnt. Dazu hören wir: »Die Naturforscher haben wohl in aller Materie gewisse Grundkräfte entdeckt, als da sind die anziehende und die abstoßende Kraft. Daneben sind noch die Dehnkraft, die Teilbarkeit und die Durchdringbarkeit der Materie ganz gelehrt abgehandelt und unter die Grundeigenschaften der Materie eingeteilt worden. Allein, hätten diese Gelehrten, als selbst lebende Wesen, nur einen einzigen Schritt weiter getan und hätten der alles erfüllenden und alles beherrschenden Lebenskraft einen Platz in ihren Faszikeln eingeräumt, so wären sie schon lange in ihrem Wissen eine ganz gewaltige Stufe vorwärts gekommen und hätten nicht notwendig, tote Kräfte – was ein allerbarster Unsinn ist – abzuwägen und zu zergliedern; sondern sie hätten sogleich mit jener Grundbedingung allen

Seins zu tun bekommen, in welcher sie sich selbst und alle harte Materie vom rechten, allein wahren Standpunkt aus schon lange erkannt hätten. Aber so tappen, was eigentlich das Allerdümmste und Lächerlichste ist, die Lebendigen in lauter toten Kräften herum und wollen am Ende gar noch beweisen, daß die lebendige Kraft ein Mixtum und Kompositum (ein Zusammengesetztes) von lauter toten Kräften sei! –

In welcher Logik kann denn eine wirkende Kraft als tot angesehen werden? Kann es etwas Unsinnigeres geben, als bestimmten, ersichtlichen Wirkungen einen toten Grund zu unterbreiten – was ebensogut wäre, wie wenn man von einer Wirkung gar keinen Grund annähme! – Wenn in und an der Materie wirkende Kräfte entdeckt werden, so sind sie nicht tot, sondern lebendig und intelligent! Denn ohne Intelligenz in einer oder der anderen bestimmten Art läßt sich ebensowenig eine Wirkung denken wie ohne Kraft! Wie sich nämlich die Kraft aus der Wirkung erkennen läßt, so läßt sich auch die Intelligenz der Kraft aus der stets gleichmäßig geordneten Planmäßigkeit der Wirkung erkennen. Geht nicht der Graswuchs und der Wuchs jeder anderen Pflanze nach einem inneren Plane vor sich, der sich leicht erkennen läßt von jedem, der nur je eine Pflanze aufmerksam betrachtet?! Ebenso ist es mit der Verwesung der Fall und mit allen Erscheinungen, denen Kräfte unterbreitet sein müssen! Woraus jeder aber leicht den Schluß ziehen kann: Wo nichts als lauter Wirkungen erschaut werden, da muß es auch ebenso viele Kräfte wie Wirkungen geben, und weil alle diese Wirkungen geordnet und planmäßig sind, so müssen auch ebensoviele Intelligenzen als Kräfte vorhanden sein. – Und aus diesem Schlusse wird denn auch begreiflich, daß die ganze Materie in Wahrheit aus lauter Intelligenzen besteht, welche von höheren Intelligenzen nach Ordnung und Notwendigkeit (zur Gestaltung der Schöpfungsgebilde) zeitweilig festgehalten werden« (EM, Kap. 41).

Wie glücklich können wir uns schätzen, daß neueste Forschungen in der Wissenschaft zu genau den gleichen Erkenntnissen geführt haben! Besonders seit Einstein (Relativitätstheorie) und Max Planck (Quantentheorie) kann man »nicht mehr einerseits von einer greifbaren Masse, d. h. Materie, und andererseits, als ihr entgegengesetzt, von einer »unmateriellen« Energie sprechen. Einstein und Planck haben die Handhaben für die weltverändernde Einsicht geliefert, daß diese beiden (Materie und Energie) wesensgleich sind!« (Jean Gebser in »Abendländische Wandlung«) Die von dem Physiker W. Heisenberg entdeckte »Unschärferelation« legt sogar den Gedanken nahe, daß ein Elementarteilchen wegen der nachweislichen »Undeterminiertheit« einen Spielraum für eigenes Handeln besitzt. Das heißt aber, daß auch in ihm schon eine Art Willensfreiheit vorhanden ist, die auf ein geistiges Wesen mit Intelligenz

hinweist. So bekennt auch R. E. Vestenbrugg: »Die Materie scheint sich im Grunde einem Zustand zu nähern, der einzig und allein nur Geist ist, und das spricht für die hohe Geistigkeit der Weltordnung.« (In »Eingriffe aus dem Kosmos«) Bernhard Bavink schreibt: »Die stoffliche Welt erscheint uns heute als vielleicht vorübergehende Materialisation eines durchaus geistigen Konzeptes.« (In »Die Wissenschaft auf dem Weg zur Religion«) Eddington ist schließlich überzeugt: »Der Stoff der Welt ist der Stoff des Geistes.« (Zitat aus Arthur Koestler »Die Wurzeln des Zufalls«)

Daß es Materie im traditionellen Sinne gar nicht gibt, erweist heute die gesamte Physik. Damit aber stehen wir nach dem Physiknobelpreisträger Percy W. Bridgman »an der Schwelle einer neuen Ära menschlichen Denkens«. (Zitat bei Mussard »Gott und der Zufall«) Der reine Materialismus hat völlig abgewirtschaftet. A. Koestler knüpft daran folgende Betrachtung: »Wir haben einen ganzen Chor von Physiknobelpreisträgern vernommen, die uns verkündet haben, daß die Materie, die Kausalität und der Determinismus tot sind. Wenn das so ist, wollen wir sie mit einem elektronischen Requiem würdig zu Grabe tragen. Es ist für uns an der Zeit, von der nachmechanistischen Naturwissenschaft des 20. Jahrhunderts zu lernen und uns aus der Zwangsjacke zu befreien, die der Materialismus des vorigen Jahrhunderts unserem philosophischen Weltbild auferlegte.« (»Die Wurzeln des Zufalls«) –

Gott als Schöpfer offenbart sich uns manchmal auch in seiner Majestät. Es gibt Augenblicke im Leben, wo uns die Schöpferkraft Gottes in einer überwältigenden Weise zum Bewußtsein gebracht wird. So berichtet Alexander von Humboldt von einem Landschaftserlebnis auf der Insel Teneriffa, nahe dem Städtchen Orotava, das ihn förmlich zur Anbetung auf die Knie zwang. Der bekannte Reiseschriftsteller und spätere Erzabt von St. Peter in Salzburg Dr. Petrus Klotz, sagt über den Gran Cañon: »Ich kenne wenige Dinge auf der Welt, die so gewaltig vom göttlichen Baumeister künden wie der Gran Cañon mit seiner urweltlichen Einsamkeit, seinen ungeheuren Ausmaßen und seinem Reichtum und wunderlichen Aufbau der Formen. ... Der Mensch wird stumm und fühlt sich klein und vernichtet vor diesen gigantischen Abgründen. ... Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich, ungesehen von aller Welt, in die Knie sank, um im Tempel dieser großen Natur dem göttlichen Schöpfer die menschliche Ehrfurcht zu erweisen.« (In »An fremder Welten Tor«)

Es gehört zu den ergreifendsten Szenen im Offenbarungswerk Jakob Lorbers, wenn der Herr seine Jünger durch Auftun »der inneren Sehe« die Schöpfungswunder der Kleinstwelt erleben läßt. Da blicken sie tief hinein etwa in den Bau des menschlichen Gehirns, in die äußerst kompli-

zierte Zusammensetzung eines Kieselsteins oder in die innerste Einrichtung einer Blume. Aber auch ferne Landschaften sogar auf Planeten und Sternen oder gar in Jenseitsbereichen bekommen sie zu schauen. Die unsagbare Schönheit und abenteuerliche Fremdheit dieser Welten läßt ihnen den Atem stocken. Menschliche Bauwerke in ihrer künstlerischen Ausführung erhöhen den Reiz der naturgeschaffenen Dinge. Unvorstellbar, welche Herrlichkeiten uns drüben erwarten! »Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, was in keines Menschen Herz gedungen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben« (I. Kor 2,9).

Gottes Größe wird uns am stärksten bewußt bei Betrachtung des nächtlichen Sternenhimmels. Von dem steirischen Seher wissen wir, daß er gar oft mit großer Begeisterung den Schloßberg in Graz bestiegen hat, um von dieser einzigartigen Warte aus mit seinem selbstgebastelten Fernrohr die Himmelstiefen zu durchforschen. Meer und Hochgebirge sind ebenfalls Landschaften, die sich der menschlichen Seele zutiefst einprägen, und oft wird selbst die Schönheit der Wüsten gerühmt. Aber auch das Idyll des kleinsten Gartens mit seinen Blumen, Bäumen und Sträuchern kann uns zu einem Eden werden. Mit den wechselnden Jahreszeiten wechseln auch die Bilder und Stimmungen um uns herum. Wir möchten mit dem Dichter Klopstock ausrufen: »Groß ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht!«

Einmal gab es eine urchaffene Welt, das sogenannte Archäum. Diese creatio prima, wie sie von den Theologen genannt wird, war vor dem Sturz Luzifers und seiner Scharen in ihrer Urnatur makellos rein und schön; denn was aus Gottes Händen unmittelbar hervorgeht, kann gar nicht anders sein als formvollendet. Gott hatte aber auch zusammen mit der Natur eine Unzahl von lebenden Wesen (Engeln) erschaffen, die alle mit freiem Willen begabt waren. Machen wir uns einmal klar bewußt, was hinter diesem Geschehen stand! Als Gott die Wesen schuf, trennte er sie gleichsam von sich ab. Er stellte sie aus ihrem »Innesein als Idee« in einen Raum der Freiheit, in dem sie sich selbständig entwickeln konnten; denn es verlangte Gott nach einem Gegenüber, dem er seine ganze Liebe schenken und in dem er sich selbst beschauen konnte. Unmöglich hätte er aber Gefallen gefunden an einem bloßen Spiel mechanischer Puppen und Marionetten. So mußte er ihnen einen eigenen Willen gewähren. Die »Voluntas dei«, würden die Theologen sagen, schränkte sich freiwillig ein auf eine »Noluntas dei«. Und damit begann auch das »Risiko Gottes« (nach einem Wort von Martin Luther), das er mit der Welterschöpfung einging.

Zwei Prinzipien wurden vor die Wesen hingestellt, zwischen denen sie »Wahlfreiheit« (Thomas von Aquin) hatten: Das Prinzip des Guten und

das Prinzip des Bösen. Daß Gott über diesen beiden Prinzipien steht und in einem gewissen Sinn weder gut noch böse ist, hängt damit zusammen, daß sich bei ihm alle Verhältnisse in der größten Ausgewogenheit befinden; denn das Böse ist ja nur ein Verlust an Harmonie, ein Nichtmehrteilhaben am Ganzen der Schöpfung, ein selbstisches Sichabsondern (daher auch das Wort Sünde!), eine Verkapselung im Eigenwillen. Der Raum dieser relativen Willensfreiheit aller neugeschaffenen Wesen war der Urkosmos.

Wir wollen uns nicht aufhalten bei der schon geschilderten sogenannten Katabolä, dem Sturz eines Teiles der Engel. Was uns an Gottes Schöpfungswerk am meisten fasziniert, sind die Engel überhaupt. Es mag manche Leute erschrecken, wenn es bei J. Lorber heißt, daß auch die Menschenseelen auf dieser Erde nichts anderes sind als gefallene Engelwesen. Aber gerade diese Erkenntnis macht uns alle jene Erscheinungen erklärlich, die sonst immer als ungelöstes Rätsel auf uns lasten, wie das viele Leid und Elend auf dieser Welt; aber auch die Grundverschiedenheit der einzelnen Schicksale unter den Menschen. Wir könnten von den östlichen Religionen einiges lernen, denn vor allem dort ist ja die Präexistenz der Seele eine Selbstverständlichkeit. Auch bei den antiken Philosophen ist diese Lehre fest verankert, so zum Beispiel bei Platon, der in seiner Schrift »Phaidros« ausführt: »Der Zweck der Mysterien ist, die Seele dort wieder hinauf zu ziehen, von wo sie herabgefallen ist.« Bei G. Mayerhofer sagt der Herr: »Ihr waret Geist und werdet wieder Geist werden« (PH, S. 21). Nicht östliches oder antikes Lehrgut in seiner ungereinigten Form kann uns die volle Wahrheit schenken, sondern allein die ursprüngliche christliche Gnosis. Sie war als Erbe, meist in mündlicher Überlieferung, von den Aposteln übernommen worden.

Hauptvertreter der Präexistenzlehre in den ersten christlichen Jahrhunderten war der Kirchenlehrer Origenes (185–254 n. Chr.). Dieser Adamantius (d. h. Mann von Stahl, wie er von Eusebius genannt wurde) lehrte unter anderem, daß die Verschiedenheiten der Menschen auf Erden und das Maß der Gnaden, die Gott einem jeden zuteilt, sich nach der vorweltlichen Verschuldung richten. Ein Hauptpunkt seiner Lehre war die »Wiederbringung alles Verlorenen« (Apokatastasis ton hapan-ton). Sie steht in direktem Gegensatz zum Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Von den sündigen Seelen sagt Origenes: Sie kommen nach dem Tode in ein Läuterungsfeuer (Purgatorium), aber allmählich steigen alle, selbst die Teufel, von Stufe zu Stufe höher. Am Ende werden sie ganz gereinigt in ätherischen Leibern auferstehen, und Gott ist dann wieder alles in allem. Wörtlich heißt es dazu: »Die Vollendung ist erreicht, wenn einmal alle Seelen ihre Rettung in der Engelwerdung gefunden haben. Alle Kreatur kehrt zu Gott zurück.« Ganz im Sinne der

Neuoffenbarung ist auch die Behauptung, daß vor dieser Schöpfung schon andere Schöpfungen bestanden haben und nach ihr in endloser Folge weitere Welten entstehen werden. (Die meisten dieser Lehren finden sich in der Schrift »Peri archon«, lat. »De Principiis«.)

Wir sind dankbar für dieses urchristliche Zeugnis, in dem die Lehren der Neuoffenbarung so auffallend bestätigt werden. Von der Schönheit der nicht gefallenen Engel können wir Menschen uns kaum eine Vorstellung machen. Einen blassen Abglanz davon vermittelt uns die Stelle beim Propheten Ezechiel, wo der Herr den Versuch macht, dem übermütig gottlosen König von Tyrus ins Gewissen zu reden. Dabei erinnert er ihn an seine vorzeitlich präexistenzliche Herrlichkeit als Engelsfürst mit den Worten: »Der du das Bild der Vollkommenheit warst, voll von Weisheit und vollkommen an Schönheit, in Eden, dem Garten Gottes, befandest du dich! Allerlei Edelsteine bedeckten deine Gewandung: Karneol, Topas und Jaspis, Chrysolith, Beryll und Onyx, Saphir, Rubin und Smaragd. Aus Gold waren deine Einfassungen und Verzierungen gearbeitet; am Tage deiner Erschaffung wurden sie bereitet. Du warst ein gesalbter Cherub, der da schirmt; ich hatte dich dazu bestellt. Auf dem heiligen Gottesberge weiltest du, inmitten feuriger Steine wandeltest du. Unsträflich warst du in all deinem Tun vom Tage deiner Erschaffung an, bis Schuld an dir gefunden wurde. Infolge deines regen Verkehrs (mit Luzifer) füllte sich dein Inneres mit Frevel. Als du dich versündigt hattest, trieb ich dich vom Gottesberge weg und stieß dich, du schirmender Cherub, aus der Mitte der feurigen Steine. Dein Sinn war hochfahrend geworden infolge deiner Schönheit, und du hattest deine Weisheit außer acht gelassen um deines Glanzes willen. Darum stürzte ich dich auf die Erde hinab. . . . Infolge der Menge deiner Verschuldungen durch die Untreue deines Tuns hast du deine Heiligtümer entweiht. Darum habe ich ein Feuer aus deiner Mitte hervorgehen lassen, das dich verzehrt hat, und ich habe dich zum Staub auf der Erde gemacht vor den Augen aller, die dich sahen. Ein Ende mit Schrecken hast du genommen und bist dahin für unabsehbare Zeiten« (Ezechiel 28,12-19). —

Was können wir vom Menschen sagen in seiner Gefallenheit? Etwas sehr Wichtiges erfahren wir durch die Neuoffenbarungslehre. Danach ist der Mensch als ursprüngliches »Ebenbild Gottes« zugleich ein Spiegelbild von Gottes Trinität. Sein dreifaltiges Wesen äußert sich in der Dreieinheit von Leib, Seele und Geist. Von größter Bedeutung ist die Aussage des Herrn bei J. Lorber: »Jeder Mensch, der hier auf dieser Erde geboren wird, bekommt einen Geist unmittelbar aus Gott und kann durch ihn nach der vorgeschriebenen Ordnung die vollkommene Kindschaft Gottes erhalten. Auf den anderen Weltkörpern bekommen die Menschen

Geister aus den Engeln. . . . Sie sind demnach nur Nachkinder und nicht wirkliche Kinder aus Gott, können jedoch auf dem Wege einer Wiedereinzeugung auf dieser unserer Erde wohl auch zur Kindschaft Gottes gelangen« (EM 53,12 f).

Den »Gottesgeist« oder »Gottesfunken« im Menschen müssen wir wohl unterscheiden von seinem »Eigengeist«, der ein Ausfluß seiner Seele ist. Der Ausdruck »Wiedergeburt im Geiste« oder »Wiedergeburt des Geistes« bezieht sich allein auf den Gottesfunken. Dieser ist sein eigentlicher und innerster Wesensgrund, der vom Sündenfall der Seele völlig unberührt blieb und Gott unmittelbar zugehört. Er muß so lange in der Verborgenheit bleiben, als ein Gefangener gleichsam unseres niederen Selbstes, bis wir unsere Ichhaftigkeit überwunden haben und jene »heilige Hochzeit« sich vollziehen kann zwischen Seele und Geist, in der sich die Seele als »Geistseele« und Hülle des Gottesgeistes wieder in ihre ursprüngliche Schönheit zurückverwandelt.

Was die Seele für sich selbst ist, kann uns nur die Neuoffenbarung richtig deuten, denn psychoanalytische Forschung reicht dazu nicht aus. Nach Lorber wurzelt die Kraft der Seele ausschließlich im Geist. Auf eine ganz einfache Formel gebracht, können wir von ihr sagen: »Die Seele eines Erdenmenschen ist eine Zusammensetzung vieler Lebesteilchen, die, von Satan genommen, in der Masse des Erdkörpers als Materie gefangengehalten werden, von dieser dann durch die Pflanzenwelt in die vielen Stufen der Tierwelt übergehen, sich endlich als eine Potenz, bestehend aus zahllosen Urseelenteilchen, zu einer Menschenseele ausbilden, bei der Zeugung im Schoße der Weiber Fleisch annehmen und dann in diese Welt geboren werden« (GrEv II 169,3). Diese »höchstpotenzierte Zusammenfügung von Mineral-, Pflanzen- und Tierseelen hat für ihre Vorexistenz keine Rückerinnerung, weil die einzelnen Seelenteile in den drei Naturreichen keine eigene und streng gesonderte, sondern für ihre Art nur aus dem allgemeinen Gottraumleben entlehene Intelligenz besaßen. Es sind zwar in einer Menschenseele alle die zahllos vielen Vorintelligenzen beisammen, und das bewirkt, daß die Menschenseele aus sich alle Dinge wohl erkennen und verständlich beurteilen kann, aber ein Rückerinnern an die früheren Bestands- und Seinsstufen ist darum nicht denkbar und möglich, weil in der Menschenseele aus endlosen vielen Sonderseelen nur *ein* Mensch geworden ist« (GrEv VIII 29,11).

Wichtig ist zu hören: »Die Seele hat einen ätherischen Leib, der ebenso Leib ist wie dem Fleische sein leiblicher Leib« (GrEv IV 51,3). Ja, die Seele ist im Grunde die eigentliche Matrize des grobmateriellen Körpers, denn sie baut diesen auf (mit Hilfe des Geistes). »Anima format corpus«, lehrte auch Thomas von Aquin. Im Großen Evangelium

stellt ein Schriftgelehrter die Frage: »Was ist die Seele des Menschen und wo hat sie ihren Sitz?« Darauf antwortet ein vom Herrn erleuchteter Römer: »Die Seele als eine geistige Substanz ist ganz vollkommen Mensch, sowohl der Gestalt als auch allen Bestandteilen des Leibes nach. Die Hände der Seele befinden sich in den Händen des Leibes. Ihre Füße in des Leibes Füßen, und so fort alle Teile der Seele in den entsprechenden Teilen des Leibes. Wird der Leib krank, so ist die Seele in den kranken Leibestteilen gegenwärtig und sehr bemüht, diese wieder gesund zu machen. Gelingt ihr das nicht, so wird sie darin untätig, und die Folge davon ist, daß dann ein solcher Leibestteil gelähmt und untätig erscheint« (GrEv VI 218,1).

Was also im Leibe »fühlt, hört, sieht, riecht, schmeckt, denkt und will, das ist das unsterbliche Wesen der Seele und nicht der an und für sich tote Leib, dessen Scheinleben nur durch das wahre Leben der Seele bedingt ist« (GrEv IX 167,6). Eine unverdorbene Seele, die in der Ordnung Gottes lebt, vermag auch den Leib bei steter Gesundheit zu erhalten. Sie darf allerdings von ihrem Geistigen her sich nicht von den »Reizungen« des Leibes zu sehr betören lassen; dann sinkt sie nämlich hinab in ihre »eigene Hölle«. Die kunstvolle Maschine des Leibes dient der Seele nur als »ein Werkzeug zur Tätigkeit nach außen und sonach zu ihrer Ausbildung; das Denken, Lieben, Wollen und Handeln nach den erkannten Wahrheiten ist Sache der Seele« (GrEv VIII 129,5*).

Die Erde als vorübergehende Wohnstätte des Menschen hat für alle Seelen, die sich darauf inkarnieren, eine ganz außergewöhnliche Bedeutung. In der gesamten Heilsgeschichte nimmt sie nämlich eine Mittelpunktstellung ein, da auf ihr einerseits das geistige Wesen Luzifers seinen kerkerlichen Wohnsitz hat (im Inneren der Erde nach Dante und J. Lorber!); andererseits von ihr die Erlösung ausgeht für den gesamten materiellen Kosmos mit seinen Jenseitsbereichen. Gott selbst ist ja hier Mensch geworden, um die Rückführung aller gefallenen Wesen einzuleiten. Es gibt sie nicht ohne Christus. Als eine »Seelenläuterungsschule« müssen wir die Erde auffassen. Daß sich hier nicht nur gefallene Wesen »von unten« (etwa 98 Prozent nach Lorber), sondern auch nach dem Vorbild Christi nichtgefallene Engel »von oben« oder Wesen von den Sternen (etwa 2 Prozent nach Lorber) inkarnieren, macht ihren einzigartigen Wert aus. In dieser Verbindung hilft eines dem anderen wieder empor zur endgültigen Erlösung. Ja, die Avatare und Bodhisatvas, möchte man mit den Indern sprechen, sind mitten unter uns. Sie sind die Führungskräfte der Menschheit.

* Weitere Aufschlüsse über Leib, Seele und Geist enthält das umfassende Werk von Franz Deml »Das Ewige Evangelium des Geistzeitalters«.

Auf der Erde ist der Mensch noch völlig entscheidungsfrei. Seine Entwicklung geht deshalb hier rascher vor sich als in den jenseitigen Sphären, die schon einen gerichteten Zustand darstellen. So gilt es, das Erdendasein moralisch und religiös in jeder Beziehung zu nützen. Die »Kinder Gottes«, die in Jesus Christus zu ihrer Wiedergeburt gelangen, erfahren das Himmelreich bereits auf dieser Erde. Viel langwieriger und schwieriger gestaltet sich der Vollendungsweg auf anderen Himmelskörpern. Es ist noch die spiralförmige Aufwärtsbewegung nach dem Gesetz von Schuld und Sühne (Karma), die stufenweise in mühsamer Selbstentfaltung ohne die unmittelbar tragende Kraft Christi vor sich geht. Zahlreiche Gründe sind dafür maßgebend. Einer der wichtigsten ist die Tatsache, daß nach einem inneren Gesetz »jede Gegensätzlichkeit eines Geistes zu Gott auch eine Änderung des geistigen Odleibes zur Folge hat. Dieser wird getrübt, verliert die rein geistige Gestaltung und erhält eine größere Verdichtung. Dadurch wird nicht nur die Erkenntnis geschwächt, sondern dem Geist vor allem die Erinnerung an das frühere Dasein genommen. Daher konnten sich die Geister in der Paradieses-Sphäre nicht mehr der Herrlichkeit erinnern, die sie vor ihrem Abfall im Reiche Gottes besaßen. Sonst wäre ja auch eine Prüfung dieser Geister im Paradies unmöglich gewesen. Denn eine Rückerinnerung an den früheren Zustand des Glückes und der Vergleich mit dem jetzigen hätte sie keine Sekunde schwanken lassen, für wen sie sich entscheiden wollten. Aber weder die verlorene Herrlichkeit noch der erfolgte Geisterkampf, noch ihr eigener Abfall bei diesem Kampf war ihnen bekannt. Sie kannten bloß ihr jetziges Dasein, so wie ihr Menschen auch bloß euer jetziges Leben kennt und keine Rückerinnerung mehr an eure früheren Daseinstufen habt, so daß die meisten Menschen glauben, sie seien bei ihrer jetzigen menschlichen Geburt zum ersten Mal ins Leben getreten. Weder von dem früheren Verweilen bei Gott, noch von den darauf folgenden irdischen Verkörperungen ihres Geistes wissen sie etwas. Nur bei wenigen besteht noch eine dunkle Ahnung, daß sie schon früher gelebt haben«. (Aus medialen Angaben bei Pfarrer Greber in seinem Buch »Der Verkehr mit der Geisterwelt«)

Wenn wir Menschen von unserem beschränkten Erdenhorizont aus das Schöpfungsgebäude betrachten, bleibt uns weitaus der größte Teil desselben verborgen. Nach dem indischen Weisen Shri Yukteswar sind zum Beispiel schon die Astralbereiche, die den physischen Weltkörpern unmittelbar angegliedert sind, so unermesslich groß, daß das materielle Universum daran hängt wie eine winzige Gondel an einem riesigen Luftballon. Noch unendlich viel ausgedehnter sind die oberen Welten des Paradieses und der Himmel. Die Stufung des Jenseits mit seinen verschiedenartigsten Sphären reicht von der untersten Hölle über das

sogenannte Mittelreich (oder Purgatorium) und das »Paradies« bis in den dritten und höchsten Himmel (nach Lorber). Es lohnte sich einmal, in den umfangreichen Jenseitswerken der Neuoffenbarung diesen Teil der Schöpfung Gottes, der ja der allerwichtigste ist, gründlich kennenzulernen. Es ist eine unerschöpfliche Quelle für unsere innere Anschauung und für das Vorauserleben der eigenen nachtodlichen Existenz. Warum haftet der Blick der meisten Menschen in so kurzsichtiger Weise nur an ihrem irdischen vergänglichen Dasein? Man kann es kaum begreifen.

2. Der Glaube an Jesus Christus

a) Der »Eingeborene« vom Vater als Gottessohn

Es ist ein Dilemma der neuzeitlichen Theologie, daß sie stets von der Alternative umgetrieben wird: Jesus oder Christus. Das historisch Greifbare (Jesus) wird dabei stets gegen vermeintlich Ungreifbares (Christus als Sohn Gottes) ausgetauscht. Der evangelische Theologe Harnack hatte zu Beginn des Jahrhunderts den Satz geprägt: »Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündet hat, hinein.« Den entgegengesetzten Standpunkt vertrat bekanntlich Bultmann und die sogenannte Neue Theologie. Für sie war an Jesus überhaupt nur wichtig, daß er existiert hat. Damit schränkte sich der Glaube »auf das Wortereignis der Verkündigung« ein, »durch welches die verschlossene menschliche Existenz eröffnet wird zu ihrer Eigentlichkeit hin«. So »magerte« nach Joseph Ratzinger der historische Jesus »zu dem menschlichsten aller Menschen ab, dessen Menschlichkeit in einer entgöttlichten Welt ihnen als der letzte Schimmer des Göttlichen erscheint, der nach dem »Tode Gottes« geblieben ist«. Der nicht mehr aufzufindende Gott fand einen Ersatz in der Stellvertretung durch den Menschen Jesus, dessen »Humanität« als Ermutigung gewertet wurde, »weiterzugehen«.

Liberalismus und Rationalismus sprechen bei Harnack und Bultmann ihre unverkennbare Sprache! Was beide aber außer acht gelassen hatten, war die Tatsache, daß nach dem Selbstverständnis des Glaubens »Jesus nicht ein Werk getan, das von seinem Ich unterscheidbar und davon abgetrennt darzustellen wäre. Ihn als den Christus verstehen bedeutet vielmehr, überzeugt zu sein, daß er sich selbst in sein

Wort hineingegeben hat. Hier ist nicht (wie bei uns allen) ein Ich, das Worte macht – er hat sich so mit seinem Wort identifiziert, daß Ich und Wort ununterscheidbar sind: Er *ist* Wort... sein Werk ist das Geben seiner selbst«. (J. Ratzinger in »Einführung in das Christentum«) Es wäre also ein Unsinn, Amt und Person voneinander trennen zu wollen, denn mit »Christus (= Messias)« ist zuallererst sein Amt bezeichnet, mit Jesus dagegen eine Person. Machen wir uns also frei von allen Unzulänglichkeiten zeitgebundener Meinungsmacher und hören wir die Bibel selbst! Da beteuert uns der Apostel Johannes bereits im Prolog seines Evangeliums: »Niemand hat Gott je gesehen; der Eingeborene, der Gott ist und im Schoße des Vaters ruht, hat Kunde von ihm gebracht« (Joh 1,18).

Der »eingeborene Sohn Gottes«, der auch in das Apostolische Glaubensbekenntnis einging, wird hier eindeutig mit Gott selbst identifiziert, und es ist unleugbar, daß Johannes gerade darauf den größten Wert legt. Als »Sohn Gottes« verkörpert er zugleich den ewigen Logos, aus dem die Welterschöpfung hervorging, denn er ist das gesprochene »Wort« des Vaters, von dem Johannes bekundet:

»Im Anfang war das Wort,
und das Wort war bei Gott,
und das Wort war Gott.

Dies war im Anfang bei Gott.

Alles ist durch das Wort geworden,
und ohne das Wort ward nichts von allem,
was geworden ist.« –

Wort, das ist hörbar gemachter Gedanke, durch Ton und Hauch (Pneuma) als Schwingungselemente. Eine tönende, geistdurchhauchte Urschöpfung entstand, in den Sphärenharmonien ihre Einheit bekundend. – Leben, das ist Dasein, in Gott geborgen. Es ist Seinserfüllung in der Seligkeit schöpferischen Wirkens. Im Psalm 36,10 lesen wir: »Denn bei dir (Gott) ist die Quelle des Lebens, und in deinem Lichte sehen wir das Licht.« – Licht, das bedeutet Sichtbarmachung, Klarheit, Helle; in tieferem Sinne auch geistige Erkenntnis und Erleuchtung. Das Lumen mentis, über alle Dinge ausgestreut, kennzeichnet den Mystiker. In diesem Licht strahlt auch für Bonaventura »per irradiationem regularum aeternarum«, das heißt durch die Einstrahlung der ewigen Idee in den Geist, von einem jeden Ding sein Wesen, sein Wert und Urbild auf. Guardini sagt von diesem Licht, daß man es unter Umständen sogar in der äußeren Natur antreffen könne: »Als ich sah, wie dieses Licht sich um die Bäume legte, um Blattrand, Zweig und Gestalt; was es aus den

Bergen machte, am späten Nachmittag, wenn alles sich verwandelt, da habe ich geahnt, welche Bewandnis es wohl mit der Lehre von der Verklärung haben müsse.«

In diesem Licht ist Herrlichkeit (d. h. Ausglanz, Doxa, hebr. Schechina). Als solche kennzeichnet es auch das Wesen des Heiligen Geistes. Christus sagt von dieser Herrlichkeit, daß er sie einstmals beim Vater hatte, noch ehe er in diese Welt kam. Er bekundet sich damit deutlich als den Logos im Strahlenkranz des Heiligen Geistes. Auf dem Berge der Verklärung wird ein Stück davon wieder sichtbar. Wenn es im Logoshymnus heißt: »Das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen«, so ist doch einwandfrei erkennbar, daß mit Finsternis nur diese Schein- und Schattenwelt, in der wir leben, gemeint sein kann. Finsternis entsteht im Übergang von wahrhaft göttlichem Sein in eine davon abgefallene, in sich gespaltene Welt. Das wahre Geistlicht steht über dem Gegensatz von Hell und Dunkel (weswegen ja auch in Dantes »Göttlicher Komödie« die Seelen in der Jenseitswelt keine Schatten mehr werfen!). Jakobus spricht einmal von Gott als »dem Vater des Lichtes«, bei dem »keine Veränderung ist, noch Wechsel von Licht und Finsternis«.

Wenn Johannes über den »Eingeborenen« sagt, daß er »im Schoße des Vaters ruht«, so bekräftigt dies noch einmal seine göttliche Herkunft. Im Großen Evangelium Johannes bei J. Lorber gibt der Herr selbst darüber folgende Erläuterung: »Die Urweisheit Gottes oder das eigentliche innerste Gottwesen ist in der Liebe, gleichwie das Licht in der Wärme zu Hause ist, ursprünglich aus der Liebe mächtiger Wärme entsteht und entspringt und endlich durch sein Dasein abermals Wärme erzeugt, und diese allzeit wieder Licht. Ebenalso entsteht aus der Liebe, die gleich ist dem Vater und im Grunde des Grundes der Vater Selbst, das Licht der göttlichen Weisheit, das da gleich ist dem Sohne oder der eigentliche Sohn Selbst, der aber nicht Zwei, sondern völlig Eins ist mit Dem, das da »Vater« heißt, gleichwie da Licht und Wärme oder Wärme und Licht eines sind, indem die Wärme fortwährend das Licht und das Licht fortwährend die Wärme erzeugt« (I 4,13).

Daß der Logos als der »Eingeborene vom Vater« auf Erden Mensch wurde und denen, die ihn aufnahmen, die Kindschaft Gottes verhielt, macht ihn zum Stammvater einer neuen Menschheit. So wie er selbst aus Gott geboren ist, wird nun das neue, »königliche Geschlecht« (Petrus) der Kinder Gottes durch seine Teilnahme an der göttlichen Natur Jesu Christi vom Vater »adoptiert« (Paulus in Röm 8,15 u. Gal 4,5 etc.). Diese Neugeburt ist eine wirkliche Zeugung und nicht bloß eine »Appropriation« (Aneignung). Wir sprechen deshalb auch von »Wieder-

geburt«. Entsprechend der Bedeutung Jesu Christi für unser gesamtes Menschsein – er »das Haupt«, wir »die Glieder« – wird er im Apostolischen Glaubensbekenntnis auch »unser Herr« genannt. Dieselbe Bezeichnung gibt ihm das Nicaeno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis, das auch die Ostkirche mit uns gemeinsam hat, mit der Hinzufügung: »Aus dem Vater geboren vor aller Zeit, Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater.«

Wenn wir bedenken, daß Jesus von sich sagt: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben« (Joh 14,6) und auch im Logoshymnus die Worte stehen: »Aus seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade«, so verstehen wir, daß Paulus ausrufen kann: »Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir« (Gal 2,20) oder »Leben wir, so leben wir dem Herrn« (Röm 14,8). Auch in der Apostelgeschichte steht der Satz: »In ihm leben, weben und sind wir« (17,28). Wie gerechtfertigt erscheint angesichts einer so engen Communio die Bezeichnung »der Herr« für Jesus! Das alttestamentliche Wort »der Herr«, das so oft anstelle des Namens Jahve gebraucht wurde, überträgt sich wie selbstverständlich auf Jesus. In ihm inkarnierte sich der gleiche »Herr«, der sich öfter den Erzvätern erscheinlich gemacht (durch das Medium eines Engels) und der durch die großen Propheten zu den Israeliten gesprochen.

In der Verdeutlichung: »gezeugt, nicht geschaffen«, die allerdings nur im Nicaenischen Glaubensbekenntnis zu finden ist, soll in erster Linie die Wesensgleichheit (gr. homoousios) mit dem Vater unterstrichen werden. Da dieser Ausdruck zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte – und nicht nur bei Swedenborg, sondern auch bei Lorber, wird dagegen Einspruch erhoben –, versucht J. Ratzinger zu klären: »Die erste Person zeugt nicht in dem Sinn den Sohn, als ob zur fertigen Person (Vater) der Akt des Zeugens hinzukäme, sondern sie ist die Tat des Zeugens, des Sichhingebens und Ausströmens. Sie ist mit dem Akt der Hingabe identisch. Nur als dieser Akt ist sie Person, also nicht der Hingebende, sondern der Akt der Hingabe; Welle, nicht Koruskel.«

Wenn wir auch Jesus und Christus nicht voneinander trennen können, da sie beide in einer Person vereinigt sind, so unterscheidet doch die Bibel sehr genau zwischen Gottessohn und Menschensohn. In der Botschaft des Engels Gabriel an Maria ist zunächst nur die Rede vom Gottessohn. Der Text lautet dort: »Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade gefunden bei Gott! Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären; dem sollst du den Namen Jesus geben. Er wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. ... Der Heilige Geist wird auf dich herabkommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich

überschatten. Dann wird auch das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes heißen« (Lk 1, 30 ff). Von »Göttersöhnen« ist die Rede in vielen Mythologien der antiken Welt. Sie sind aber nicht vergleichbar mit dem »eingeborenen Sohn« Gottes. Was haben wir uns bei Jesus darunter vorzustellen? Darauf antwortet der Herr im Großen Evangelium Johannes: »Ich als Mensch, wie Ich nun vor euch stehe, bin kein Gott, wohl aber ein Gottessohn, was eigentlich ein jeder Mensch sein sollte. Denn die Menschen dieser Erde sind berufen, Kinder Gottes zu werden und zu sein, wenn sie nach dem erkannten Willen Gottes leben. Einer von ihnen aber ist von Gott aus und von Ewigkeit her bestimmt, der Erste zu sein, das Leben in Sich zu haben und es jedermann zu geben, der an Ihn glaubt und nach Seiner Lehre lebt. Und dieser Erste bin Ich!« (VI 90,9.10).

Schon die Erzväter hatten die Verheißung empfangen, und zwar vom Herrn selbst in »erscheinlicher« Gestalt: »In der großen Zeit der Zeiten wird »das Ewige Wort« als der wesenhafte Grund aller Dinge in Sich Selbst Fleisch, in dem da wohnen wird alle Fülle Meines Wesens. – Die Welt aber wird das Fleisch töten, aber die im Fleische wohnende Gottesfülle, also die ewige Liebe, wird das Fleisch alsbald wieder beleben aus Sich, und dann wird wohnen die Fülle Gottes ewig in Seinem fleischgewordenen Worte als ein Mensch gegenüber Seinen Geschöpfen, und diese werden Ihn schauen und sprechen wie einen rechten Bruder. Dieser Gottmensch erst wird euch allen bringen das wahre, ewige Leben!« (HG II 252,18 ff). – Gott schauen und mit ihm sprechen wie ein Bruder mit dem andern, ist es nicht das Höchste, was ein Mensch ersinnen kann? Den Aposteln bringt der Herr zum Bewußtsein: »Ich war wohl schon von Ewigkeit her in Mir Selbst in aller Macht und Herrlichkeit, aber Ich war dennoch für kein geschaffenes Wesen ein schaubarer und begreifbarer Gott, auch nicht für einen vollkommensten Engel. So Ich Mich jemandem wie Abraham, Isaak und Jakob schaubar machen wollte, so geschah das dadurch, daß Ich einen Engel besonders mit dem Geiste Meines Willens also erfüllte, daß er dann auf gewisse Momente Meine Persönlichkeit darstellte. Aber von nun an bin Ich allē Menschen und Engeln ein schaubarer Gott und habe ihnen ein vollkommenstes, ewiges und selbständig freiestes und somit wahrstes Leben begründet« (GrEv VIII 57,14).

Die Heilsgeschichte, ja die ganze Schöpfungsgeschichte tritt damit in eine neue Phase, daß Gott schaubar wird und Umgang hat mit allen seinen Kindern. »Gott kann niemand schauen und leben«, heißt es in der Bibel. Verhüllen müssen sogar die höchsten Engel ihr Angesicht, wenn sie sich ihm nahen. Für unser Auge ist nicht einmal die Sonne unmittelbar erträglich. Sobald wir in ihr großes Auge schauen, müssen

wir Schutzmaßnahmen treffen. Welche Gewalt aber von Gott ausgeht, können wir nur ahnen. Selbst seine Lichtboten, die Engel, können einen Menschen niederwerfen, allein schon durch ihre Erscheinung. Ihre Schwingungsgewalt ist zu groß für menschlich Fleisch und Blut. Sie haben aber die Fähigkeit, mit ihrem Willen die starke Lichtkraft abzublenden und, ebenso wie Gott, eine uns gleiche menschliche Gestalt anzunehmen. Das Tremendum schwindet dann mit einem Male dahin, zumal ihr erster Gruß an die Menschen immer lautet: »Fürchtet euch nicht!« –

Um jedes Mißverständnis aus der Welt zu schaffen, betonte Jesus gegenüber seinen Jüngern mehrere Male: »Mein Fleisch ist nicht Mein Ich, sondern Mein Geist ist Mein wahres Ich. Mit Meinem Geiste aber bin Ich allenthalben gegenwärtig und wirke in einem fort durch die ganze Unendlichkeit« (GrEv VI 142,14).

Nur wenige Menschen, und auch nicht allzu viele Theologen, finden sich zurecht in der Unterscheidung zwischen Menschensohn und Gottessohn. Da ist es befreiend zu hören, was Jesus einst zu seinen Jüngern sagte: »Der Geist in Mir ist wohl Gott, doch Ich als purer Menschensohn nicht; denn auch Ich habe als Mensch, jedem Menschen gleich, durch viele Mühe und Übung Mir die Würde eines Gottes erwerben müssen und konnte Mich danach erst einen mit dem Geiste Gottes. Nun bin Ich wohl eins mit Ihm im Geiste, aber im Leibe noch nicht. Doch Ich werde auch da völlig eins werden (mit Ihm), aber erst nach einem großen Leiden und gänzlicher, tiefst demütigender Selbstverleugnung Meiner Seele« (GrEv VI 90,12). Vom »Gottessohn« ist in den Evangelien nur bei ganz bestimmten Anlässen die Rede; im allgemeinen lesen wir häufiger – etwa 80 mal – das Wort »Menschensohn«. Vor allem vermeidet es Jesus selbst, von sich als dem Gottessohn zu sprechen. Was war der Grund dafür? Es ist leicht erkennbar, daß psychologische Gesichtspunkte ausschlaggebend waren.

Gar oft haben die Pharisäer in der Auseinandersetzung mit Jesus das Argument vorgebracht (wie in Joh 8,13): »Du zeugst für dich selbst; dein Zeugnis hat keine Kraft!« Er mußte sich also wappnen, um nicht in die Fallstricke seiner Gegner zu geraten. Wie schnell hoben sie Steine auf, um nach ihm zu werfen! So war es also zunächst nicht ratsam, von Anfang an schon den »Gottessohn« nach außen zu kehren. Er führte seine messianische Sendung anders ein: Bewußt zog er die Selbstbezeichnung »Menschensohn« vor. Nie nannte er sich bei seinem Eigennamen. Die Tatsache, daß er so oft von sich in der dritten Person spricht, ist ganz außergewöhnlich. In Indien sind allerdings auch Fälle von Mystikern bekannt, die immer nur von sich in der dritten Person sprechen. Sie empfinden sich selbst nicht mehr als eigenständige Wesen. Ein Höheres hat von ihnen Besitz ergriffen.

Das gewöhnliche Volk hatte keinen Anlaß, an der Selbstbezeichnung Jesu als »Menschensohn« (hebr. ben adam; aram. barnasche) Anstoß zu nehmen. Diese ausgesprochen semitische Redeweise bezeichnete im Vulgärgebrauch nichts weiter als irgendeinen Menschen, aus einem Menschen geboren. Aber schon bei den Propheten lag ihre Bedeutung viel höher. Sie hatte dort einen esoterischen Sinn. Das Geheimnis der Messianischen Offenbarung war mit ihr verknüpft. Ezechiel verwendet den Ausdruck Menschensohn nicht weniger als 24mal. Am bekanntesten aber ist eine Stelle bei Daniel. Im Anschluß an die Vision vom Hochbetagten heißt es dort: »Während ich noch die Nachtgesichte hatte, kam einer, der aussah wie ein Menschensohn, auf den Wolken des Himmels. Als er bei dem Hochbetagten angelangt war, führte man ihn vor denselben. Ihm ward nun Herrschaft, Ehre und Reich verliehen. Ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern und nie vergehen. Niemals wird sein Reich zerstört werden.« In einem anderen jüdischen Text, in der »Zweiten Vision des Henoch«, heißt es vom Menschensohn, daß er »die Gerechtigkeit besitzt und die Geheimnisse der Nächte offenbaren wird«. Die gleiche rätselhafte Verkündigung enthält die Apokalypse des 4. Buches Esdras.

Als Bezeichnung für den Messias hat das Wort Menschensohn fast stets eine doppelte Bedeutung. Einerseits soll damit der König in seiner Glorie bezeichnet werden. Die Pharisäer erwarteten ihn mit dem Gebete Allennu: »Wir hoffen auf dich, um rasch die Herrlichkeit deiner Stärke zu sehen, auf daß von der Erde die Götzenbilder verschwinden und die falschen Götter zerstört werden!« Andererseits ist das leidende Opferlamm vordergründig in dem Namen mit enthalten. An der berühmten Stelle bei Jesajas wird der Menschensohn geschildert als »einer, der verachtet war, ein letzter der Menschen, ein Mann der Schmerzen, mit Leiden vertraut; wie einer, vor dem man sein Antlitz verhüllt« (Jes 53,3). Und im Psalm 22 ist der Erlöser »ein Wurm, nicht mehr ein Mensch«, »dessen Hände und Füße man durchbohren, dessen Gebeine man zählen wird«.

Der Doppelsinn des Namens »Menschensohn« war sicherlich zu Jesu Zeit nur wenigen mehr vertraut. Wer aber unter den Schriftgelehrten »Ohren hatte zu hören«, der mußte entweder an Jesu Selbstbezeichnung Ärgernis nehmen oder aber innerlich aufjubeln. R. L. Bruckberger bezeichnet die Situation richtig mit den Worten: »Die Juden in Jesu Umgebung täuschten sich nicht, wenn sie aus dem Titel »Menschensohn« einen allerhöchsten Anspruch ableiteten, der manchen gotteslästerlich erschien, den Anspruch nämlich, Gott selbst in der Ewigkeit, in der himmlischen und irdischen Herrschaft, im allumfassenden,

unvergänglichen Königtum und auch im Richteramt gleich zu sein, das eine solche Macht einschließt. Tatsächlich hat der von Jesus beanspruchte Titel »Menschensohn«, beladen mit Daniels Weissagung, ebensoviel Gewicht wie die erstaunliche Erklärung: »Ehe Abraham ward, bin ich.« (Aus »Die Geschichte Jesu Christi«).

Viele erwarteten damals mit Sehnsucht den Messias. Unter denen, die an Jesus glaubten, waren sogar einige Vorsteher des Tempels (nach Joh 12,42). Sie wollten sich aber nicht offen zu ihm bekennen, aus Angst vor den Pharisäern. Bekannt ist der nächtliche Besuch des Nikodemus bei Jesus. Die Streitgespräche Jesu mit den Pharisäern brachten diese aufs äußerste. Sie verstanden seine Rede kaum, wenn er vom »Vater« sprach und häufig von sich selber als dem »Sohn« (»Menschensohn« und »Gottessohn« fließen in diesem Wort zusammen). Zu sagen: »Ich bin das Licht der Welt« und »Ehe denn Abraham ward, bin ich«, schien ihnen nur die Auswirkung eines »bösen Geistes«. Der Beschluß des Hohen Rates, Jesus zu töten, bedurfte nur noch der Gelegenheit zur Ausführung. Noch vor dem Osterfest zu Jerusalem griff man sofort zu, nachdem die Volksmenge ihn begeistert zu ihrem König ausgerufen.

Der Prozeß brachte alles noch einmal ans Licht. Das Bekenntnis Jesu war vollständig, als dieser, im entscheidenden Augenblick unter Eid genommen, nicht nur bestätigte, daß er »der Messias«, der »Sohn Gottes« sei, sondern ergänzend noch hinzufügte: »Ich aber sage euch: von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten des allmächtigen Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen« (Mt 26,64). Der Hohepriester erregte sich und »zerriß sein Gewand«: »Er hat Gott gelästert! Wozu brauchen wir noch Zeugen? Ihr habt ja soeben die Gotteslästerung gehört!« Und fast alle, die da versammelt waren, Schriftgelehrte, Älteste und der ganze Hohe Rat, schrien voll Entsetzen: »Er ist des Todes schuldig!« – Es ist anzunehmen, daß Nikodemus und vielleicht auch Joseph von Arimathia im Saale mit anwesend waren. Ihnen ist es wohl auch zu verdanken – so vermutet man wenigstens, denn keiner der Jünger Jesu war zum Prozesse zugelassen –, daß die Kunde von dem genauen Wortwechsel in die Evangelien gelangte. Uns wundert es nachträglich, daß den Schriftgelehrten bei ihrer gründlichen Kenntnis der Propheten nicht wenigstens die Schuppen von den Augen fielen, als der »Menschensohn« durch ihre eigene fanatische Urteilsvollstreckung so ganz und gar das Bild eines »Mannes der Schmerzen«, eines leidenden Opferlammes bot.

Wenn wir heute die Bibel lesen, müssen wir gestehen: Eine heilige Strahlung geht von dem Worte »Menschensohn« aus. Ist es vor allem deshalb, weil etwas Einmaliges damit bezeichnet wird? Der exemplari-

sche Mensch, der das Menschsein in seiner höchsten Vollendung zur Anschauung bringt. Der Titel besagt außerdem, daß Jesus sich solidarisch erklärt mit der gesamten Menschheit. Ist er doch der »Neue Adam«, der nach den Anschauungen Teilhard de Chardins sogar bis ins Biologische hinein den »Evolutionssprung« ermöglicht. Personalisation und Sozialisation schließen sich nicht mehr aus; sie bestätigen sich in einer höchsten Einheit, dem »Leibe Christi«. »Ihr seid ein Einziger in Christus« (Gal 3,28), formulierte der Apostel Paulus. Nicht sinnlos erscheint in diesem Zusammenhang die Kreuzestheologie. Christus selbst gebraucht ja die Worte: »Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich alle an mich ziehen« (Joh 12,32). Es ist wirklich so, wie Joseph Ratzinger sagt: »Der Vorgang der Kreuzigung erscheint in den Evangelien als ein Vorgang der Öffnung, in der die verstreuten Mensch-Monaden in die Umarmung Jesu Christi, in den weiten Raum seiner ausgespannten Arme einbezogen werden, um in solcher Vereinigung an ihrem Ziel, am Ziel der Menschheit, anzukommen.«

Die Untersuchung über den Menschensohn wäre nicht vollständig, wenn wir nicht den Versuch machten, entsprechend dem jeweiligen biblischen Wortgebrauch und nach dem allgemeinen Verständnis, das Wort abzugrenzen. Vor allem gegenüber dem Begriff »Gottessohn«. Ganz klar hat E. Swedenborg die Trennungslinie gezogen: »Wenn von seiner Gottheit gehandelt wird, von seiner Einheit mit dem Vater, von seiner göttlichen Macht, vom Glauben an ihn, vom Leben aus ihm, dann nennt Er sich den Sohn und den Sohn Gottes; wo aber vom Leiden, vom Gericht, von der Ankunft und überhaupt von der Erlösung, Seligmachung, Umbildung, Wiedergeburt gehandelt wird, da nennt Er sich den Sohn des Menschen.«

Der Terminus »Menschensohn« hatte zunächst nach Jesu Tod ein seltsames Schicksal. Zu stark belastet mit jüdischen Assoziationen, unverständlich auch für Griechen und Römer, verschwindet er aus der Heiligen Schrift außerhalb der Evangelien. In der Apostelgeschichte ist er nur einmal anzutreffen (7,56 bei der Steinigung des Stephanus), in der Geheimen Offenbarung zweimal (1,13 u. 14,14). Paulus hat ihn nie verwendet. Immer stärker tritt an seine Stelle der Titel »Gottessohn«. Der Auferstandene gehörte ja der ganzen Menschheit. Darum lautet auch ein Vers aus dem apokryphen Barnabasbrief: »Heute ist Christus nicht mehr Menschensohn, sondern Gottessohn.« Der Mensch Jesus war ganz aufgegangen in seiner Göttlichkeit.

Es ist äußerst verhängnisvoll für die Botschaft des Evangeliums, daß viele Theologen den »Gottessohn« kaum noch gelten lassen wollen. Sie begnügen sich mit dem »Menschensohn«. Die Laien eifern ihnen darin nach; so zum Beispiel Rudolf Augstein in seinem niederreißenden Best-

seller »Jesus, Menschensohn«, oder auch Erich Wunderli in seinem Buch »Die Bibel im Lichte der Geisteswissenschaft«. Sie sollten sich doch einmal gewissenhaft davon überzeugen, wie oft in den Evangelien auch das Wort »Gottessohn« gebraucht wird. Aber mit Scheuklappen vor den Augen wird man eben leicht blind für die Wahrheit. Gerade an den Höhepunkten im Leben Jesu ist der Terminus »Gottessohn« gegenwärtig. Nicht nur der Engel sprach ihn aus gegenüber Maria, auch Johannes der Täufer bekundete bei Jesu Taufe am Jordan: »Siehe das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt! Dieser ist es, von dem ich sagte: Nach mir kommt ein Mann, welcher vor mir gewesen ist, denn er war eher denn ich« (Joh 1,29 f.). Und er bezeugte ihn als den »Sohn Gottes«. Auch Nathanael gebrauchte die Worte: »Meister, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel« (Joh 1,49). Bei den Jüngern dauerte es noch einige Zeit, bis sie Jesus ganz erkannten. Auf die Frage des Herrn, für wen sie ihn eigentlich hielten, gab Petrus die erleuchtete Antwort: »Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.« Und Jesus sprach zu ihm: »Selig bist du, Sohn des Jonas! Denn nicht Fleisch und Blut hat dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist« (Mt 16,16 f.). Jesus verband diese Vorstellung vom Gottessohn sofort mit seiner Sendung als Messias: »Alsdann schärfte er den Jüngern ein, niemand zu sagen, daß er der Messias sei« (Mt 16,20).

An einer Stelle der Bibel heißt es: »Wenn ihn die unsauberen Geister sahen, fielen sie vor ihm nieder, schrien und sprachen: »Du bist Gottes Sohn!« Und er bedrohte sie hart, daß sie ihn nicht offenbar machten.« Dieses Zeugnis der dämonisch-luziferischen Welt hat besonderes Gewicht. Wie oft bei Exorzismen und Teufelsaustreibungen, auch in unserer Zeit, hat es sich wiederholt! Die Hölle gibt dieses Bekenntnis nicht freiwillig her. Sie muß es unter dem Zwang Gottes ablegen, der damit ein außerordentliches Mittel wählt, um Christus als den Sohn Gottes zu bestätigen. Im Johannes-Evangelium sagt Jesus direkt: »Ich und der Vater sind eins« (Joh 10,30); »Wer mich sieht, der sieht den Vater« (Joh 14,9); »Der Vater, der in mir ist, der tut die Werke« (Joh 14,10). Bei Paulus findet sich sogar der Satz: »In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit lebendig« (Kol 2,9) und »Christus ist Gott über alles« (Röm 9,5) und »Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber« (2. Kor 5,19). Die Göttlichkeit Christi wird direkt ausgesprochen von Johannes: »Jesus Christus ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben« (1. Joh 5,20). Und der zweifelnde Thomas ruft ganz spontan beim Anblick des Auferstandenen aus: »Mein Herr und mein Gott!« In Joh 20,31 wird gesagt, »daß Jesus der Messias, der Sohn Gottes ist, und ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen«. Gott und Gottessohn werden von Johannes immer wieder gleichgesetzt.

Die Herrschaftsrechte Jesu über das ganze All (als Pantokrator) sind zurückzuführen auf seine Logosnatur. Die Worte: »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden« (Mt 28,18) kennzeichnen den Gottessohn als den »Eingeborenen« vor aller Zeit. Er allein weiß darum auch, was vor dem »Anfang« (d. h. der Weltschöpfung) war. Es gibt wohl keinen Zweifel, daß das gesamte Evangelium die Göttlichkeit Jesu Christi von Anfang an für selbstverständlich hielt. Am stärksten wird der Nachdruck bei Paulus und Johannes darauf gelegt. Die Apokalypse des Johannes nimmt den Ton seines Evangeliums wieder auf (auch in der Licht-Finsternis-Gegenüberstellung, die der Grundton seiner ganzen, ins Kosmische erweiterten Verkündigung ist). Völlig identisch mit dem Logos erscheint da der Gottessohn, der zugleich auch der Messias ist. Er ist das Alpha und das Omega, das Erste und das Letzte. Sein Mysterienname lautete schon immer: »Ich bin, der Ich war und sein werde« (Jahve). In der Apokalypse steht für »sein werde« die endzeitliche Verheißung: »der kommen wird, der Allmächtige«. Im Evangelium des Johannes tönt es mächtig an das Ohr der wahrheitsblinden Juden: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe denn Abraham ward, bin ich« (Joh 8,58) und »Ich bin das Licht der Welt« (Joh 8,12). An zahlreichen Stellen des Johannes-Evangeliums nennt Christus sich das »Licht«. —

b) *Jesus, der Menschensohn*

Nicht so leicht wie das Problem »Gottessohn« läßt sich das Problem »Menschensohn« bewältigen, wenn wir es nicht in seiner esoterischen, sondern in seiner allgemeinsten Bedeutung verstehen. Mochte auch die himmlische Heerschar den Niederstieg des ewigen Logos mit ihrer Lichtfülle begleiten; sehr bald kamen auch die dunklen Tage, da der »Menschensohn« sich selbst und seiner inneren Reifung überlassen war. Von »Herrlichkeit«, wie Johannes sie gepriesen, war da lange nichts mehr zu sehen. Wenigstens nach außen hin. Ja, ein ganz erbärmliches Schicksal wartete schließlich seiner. Wir erschauern unter dem Ausruf Jesu von der Höhe des Kreuzesbalkens herab: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?!« Solche Worte konnte nur der uns völlig gleiche »Menschensohn« sprechen, und sie sind auch nur in der Tatsache begründet, daß — wie bei jedem Sterbenden — sein Geist schon vor der Seele den Körper verlassen hat. Dieser Geist aber war der Vater in Jesus.

Aber schon in seiner Kindheit mußte Jesus zunehmend erfahren, daß sein eigener Gottesgeist in ihm (der Vater) sich immer stärker zurück-

zog, um dem »Menschensohn« eine freie Entwicklung zu gewährleisten. Bei Lorber sagt der Herr darüber: »Ich lebte bis zum dreißigsten Jahr wie jeder andere junge wohlgezogene Mensch und mußte durch den Lebenswandel nach dem Gesetze Mosis die Gottheit in Mir wie jeder Mensch erwecken. Ich mußte erst an einen Gott glauben lernen, und Ich habe ihn dann immer mehr mit aller Selbstverleugnung und mit stets mächtigerer Liebe erfassen müssen. So war Ich als der Herr Selbst für jeden Menschen ein lebendiges Vorbild, und deshalb kann nun jeder Mensch Mich geradeso anziehen, wie Ich Selbst die Gottheit in Mir angezogen habe, und kann selbständig mit Mir ebenso eins werden durch den Glauben und durch die Liebe, wie Ich Selbst als Gottmensch in aller Fülle vollkommen eins bin mit der Gottheit« (Vorrede zur »Jugend Jesu«).

Die gleichen Kämpfe, die gleichen Anfechtungen wie wir gewöhnlichen Menschen mußte der Menschensohn durchleiden. Wenn wir daher in der Schrift lesen: »Jesus aber nahm zu an Weisheit, Alter und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen« (Lk 2,52), dürfen wir nicht überrascht sein. Auch für ihn gab es erst noch die notwendigen Reife- prozesse. War er doch nach seinem eigenen Zeugnis ein Mensch, »in dem die alleinige, ewige Gottheit Sich geradeso untätig scheinend einkerkerte, wie da in eines jeden Menschen Wesen der Geist (als der göttliche Funke im Menschen) eingekerkert ist. Was aber ein jeder Mensch nach göttlicher Ordnung tun muß, um seinen Geist frei zu machen in sich, das mußte auch der Mensch Jesus vollernstlich tun, um das Gottwesen in ihm frei zu machen, auf daß er eins würde mit Ihm. Jesu Seele war wie die eines jeden Menschen und mit um so mehr Schwächen behaftet, weil der allmächtigste Gottgeist Sich Selbst in die gewaltigsten Bande legen mußte, um in Seiner Seele gehalten werden zu können. Also mußte die Seele Jesu auch die größten Versuchungen, sich selbst verleugnend, bestehen, um ihrem Gottgeiste die Bande abzunehmen, sich damit zu stärken für die endloseste Freiheit des Geistes aller Geister und so völlig eins zu werden mit Ihm. Und eben darin bestand denn auch das Zunehmen der Weisheit und Gnade der Seele Jesu vor Gott und den Menschen, und zwar in dem Maße, als Sich der Gottgeist nach und nach einte mit Seiner freilich göttlichen Seele, welche da war der eigentliche Sohn« (»Jugend Jesu«, Kap. 298).

Trotzdem war dieser Knabe ein Wunderkind in der Erkenntnis der Heilswahrheiten Gottes, und zuzeiten wurde er als Werkzeug mediumhaft von Gott gebraucht. Das beweist die Dreitagesszene im Tempel von Jerusalem, wo die göttliche Weisheit vor den Augen der staunenden Juden aus dem Zwölfjährigen unmittelbar sprach. »Auch fühlte er in sich fortwährend aufs lebendigste die allmächtige Gottheit«, heißt es

in dem Neuoffenbarungswerk »Die Jugend Jesu«. Wir können uns kaum einen Begriff davon machen, was Jesus bis zu dem Augenblick, da der Heilige Geist bei seiner Taufe am Jordan auf ihn niederkam, an inneren Kämpfen, Versuchungen und Selbstüberwindung durchzustehen hatte; ganz sicher mehr als jeder andere Mensch. Paulus sagt darüber in den Hebräerbriefen: »Christus hat in den Tagen seines Erdenlebens Bitten und Flehen mit lautem Geschrei und unter Tränen vor den gebracht, der ihn vom Tode (gemeint ist der geistige Tod) zu retten vermochte. Und er hat auch Erhörung gefunden und ist von der Angst befreit worden. Er hat, obwohl er Gottes Sohn war, an seinem Leiden Gehorsam gelernt. Nachdem er dann zur Vollendung gelangt war, ist er allen denen, die ihm gehorsam sind, der Urheber ewigen Heiles geworden« (5,7 ff).

Als während der Taufe des Herrn durch Johannes eine Stimme vom Himmel erscholl: »Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe«, begann mit der Herabkunft des Heiligen Geistes eine völlig neue Phase im Leben Jesu. Von nun an hatte sich der Vater mit ihm so sehr geeint – und das in steigendem Maße –, daß er als der wirkliche »Herr« auf den Plan treten konnte. Das Lehramt war ihm übertragen, und er konnte Wunder wirken aus der vollen Kraft, die ihm gegeben ward. Der Menschensohn und der Gottessohn gingen miteinander eine innigste Verbindung ein. Sein ureigenster Geist, nämlich Gott in ihm, kam immer sichtbarer zum Durchbruch. Die beiden äußersten Pole, in denen sich dieses Gott-Mensch-Dasein bewegte, kamen zur Ruhe. Die Spannungen lösten sich auf und eine Gestalt, die niemals in ihrer inneren Einheit ganz zu fassen ist, trat leuchtend hervor. Völlig anders als irgendwelche Prophetengestalten vor ihm oder nach ihm verkörperte Jesus das vollendete Geistige, ja Himmlische in seinem Dasein. Wir spüren es überwältigend in seinem ganzen Auftreten, daß mit ihm das Reich Gottes auf die Erde kam.

Im Großen Evangelium Johannes sagt Jesus zu einem Heiden, einem sogenannten Proselyten, der im Herzen bereits Jude war: »Ich bin kein Prophet, sondern derjenige, von dem die Propheten geweissagt haben, daß Er kommen werde, um alle, die an Ihn glauben, von den Banden des Truges, von der Nacht der Sünde, des Gerichtes, der Hölle und ihres ewigen Todes zu erlösen. Ich bin also der Herr und Meister Selbst und kein Diener; bin aber nun doch in dieser Welt, um allen Menschen, die guten Willens sind, mit Meiner Liebe, Weisheit und Macht zu dienen und ihnen zu geben das ewige Leben. Denn wahrlich, alle die an Mich glauben und völlig nach Meiner Lehre leben und handeln, die werden den Tod nicht sehen, fühlen und schmecken, sondern nach dem Abfalle ihres Leibes in einem Augenblick verwandelt werden und bei

Mir im Paradiese sein, und ihrer Seligkeit wird fürder kein Ende sein« (X 125,5 f).

Dennoch gibt es noch genug Stellen in der Bibel, wo Menschensohn und Gottessohn wie getrennt voneinander agieren; aber das war für Jesu innere Entwicklung eine Notwendigkeit. Bekannt ist die Szene im Evangelium, wo ein »Vornehmer« an den Herrn die Frage richtete: »Guter Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?« Worauf Jesus spontan erwiderte: »Was nennst du mich gut? Nur Gott allein ist gut« (Lk 18,19). Den Zweiflern ist dies ein Argument gegen die Göttlichkeit Jesu. Bei Lorber aber wird die so strittige Stelle ganz natürlich aufgeschlossen. Der Fragende hatte nämlich die Vorstellung von Jesus, daß dieser als ein großer Meister in eigener Machtvollkommenheit wirke. Diesen Irrtum mußte ihm der Herr verweisen. Er brachte ihm deshalb zum Bewußtsein, daß nicht er als Mensch, sondern ganz allein Gott in ihm der Urheber seiner Werke sei. Wer könnte auch letzten Endes übersehen, daß tatsächlich zu gewissen Zeiten das Menschliche im Herrn, und damit seine uns gleiche Schwachheit, auffällig hervortritt? War es doch der Wille des Vaters, daß er als Mensch noch einen Leidensweg zu gehen hatte. Nicht nur die letzte Bewährungsprobe stand ihm bevor, sondern auch das von Ewigkeit vorgesehene Opfer für die Menschheit.

Am erschütterndsten in seiner Menschlichkeit zeigt sich uns der Herr in den Angstzuständen am Ölberg, die bis zum Blutschwitzen führten (was allerdings nur von Lukas berichtet wird). Die schützende Kraft des Vaters war aus ihm gewichen, seine Seele blieb ganz auf sich allein gestellt. Im Großen Evangelium Johannes lesen wir: »Hier trat nun der Augenblick ein, wo die ganze Wucht des nahenden Unheils die Seele des Menschensohnes befiel und die Gottheit sich wiederum gänzlich zurückzog, um die freieste Entscheidung dem Menschen Jesus zu überlassen« (XI 72,4). Wir erinnern uns an eine Streitschrift des berühmten Celcus, eines eklektischen Philosophen des zweiten Jahrhunderts, der in seinem Kampf gegen das Christentum im Hinblick auf Gethsemane gehöhnt hat: Das ist mir ein rechter Gott, der im Augenblick der Gefahr nur stöhnt und jammert, statt daß er seine Macht durch einen wunderbaren Sieg über seine Feinde kundtut! – Es war ein gründliches Mißverständnis der Sendung Jesu. Was aber war diesem wirklich auferlegt? Daniel-Rops sagt darüber: »Den ganzen Plan Christi und den Zweck seines Kommens auf die Erde offenbart die Gethsemane-Szene; die Sünde des Menschen nimmt der Gottmensch in dem Augenblick auf seine Schultern, da sein Tod den Menschen loskaufen wird. Die ganze bange Furcht der Welt verherrlicht er und gibt ihr ihren Sinn« (in »Jesus«).

Warum aber sollte gerade durch das Opfer des einen Menschen die Schuld der ganzen Menschheit ausgetilgt werden? Paulus hat in seinem ersten Römerbrief viel Mühe darauf verwendet, diese wichtigste aller Fragen erschöpfend zu beantworten. Hieran schließt sich seine Rechtfertigungslehre. Sie ist nicht nur an die Christen, sondern auch an Juden und Heiden gerichtet. Nicht durch Gesetzeswerk wird der Mensch vor Gott gerechtfertigt. Wenn Christus auch das Lösegeld für alle gezahlt hat, so ist die Anwartschaft auf den Stand der Gnade doch nur durch den Glauben möglich. Dieser schließt ein mystisches Element in sich, nämlich das der Hingabe. Kann ein Mensch wirklich erlöst werden, ohne daß er mit dem Erlöser eine innigste Bluts- und Seelengemeinschaft eingeht? Der tiefe Sinn des Abendmahls schließt sich vor uns auf.

Wie stark mußte die Seele Christi sein, um den Forderungen der Liebe des Vaters standzuhalten! Wenn Christus die Seele des Vaters ist, ja die Urseele überhaupt, die Geistseele Gottes selbst, so unterstand sie dem Gehorsam unter den Willen des Vaters. Wir können uns weder von seinem Leiden noch von seiner weltumspannenden Liebe eine rechte Vorstellung machen, denn alles hat göttliches Ausmaß. Ihm standen die Legionen der Engel zur Verfügung! Er hätte sich seinem Leiden entziehen können. Wie sehr mußte seine Seele mit der Seele der ganzen Menschheit verbunden sein, daß er den Kelch annahm! Schon vorher aber war er sich seines Sieges bewußt. Hätte er sonst die kleine Herde verzagter Apostel und Jünger so unendlich trösten können und Verheißungen schenken, die ganz von seiner eigenen Tat abhingen? Einem jeden von ihnen als einem leidenden Mitgeschöpf blickte er tief in das Herz und sah ihre innere Not und Einsamkeit. Er erkannte ihre schwache Kraft und die Unmöglichkeit, sich selbst zu helfen. Dieses Mitgefühl stärkte ihn. Daß er den Kelch des Leidens austrank bis auf den letzten Rest, war unsere Gnadenstunde.

Noch einmal müssen wir fragen mit den Worten der Jünger Jesu, denen der Herr seinen Kreuzigungstod mehrmals voraussagte: »Ja, muß es denn so geschehen? Hat denn Er als der allweiseste und allmächtige Herr der Himmel und dieser Erde kein anderes Mittel, um die vielen Frevler zu bändigen und die an Ihn gläubig sich Haltenden zu beseligen?« Darauf antwortete der Herr: »Ich will es (an sich) nicht, daß es also geschehe, und Ich hätte der Mittel und Wege genug, Meine Kinder auch ohne das, was da geschehen wird, zu erlösen und selig zu machen. Aber die argen Menschen wollen es so. Darum lasse Ich es denn auch zu, daß es so geschehen möge, auf daß sich eben dadurch auch viele Frevler zur Reue, Buße und zum wahren Glauben an Mich bekehren mögen! Denn die Brut im Tempel sagt und schreit es ja laut

in einem fort: »Laßt uns ihn nur ergreifen und töten! Wenn er vom Grabe wieder auferstehen wird, dann wollen auch wir an ihn glauben!« Sie wollen also diese letzte Probe an Mir machen. Und so sei es denn auch einmal zugelassen! – Es werden dadurch viele, die jetzt noch stockblind sind, sehend und an Mich gläubig werden. Doch die Grundargen werden eben dadurch auch ihr Sündenmaß vollmachen und in ihr Gericht und in ihren ewigen Tod fallen. Ihr aber seid getröstet und freuet euch! Wenn Ich wieder aus dem Grabe erstehen werde, dann werde Ich auch zu euch kommen und euch selbst überzeugen von dem, was Ich nun zu euch geredet habe« (GrEv VIII 149,9 f).

In den letzten Augenblicken der Opferung am Kreuz erleben wir den Menschensohn in seiner äußersten Schwäche. Das »Eli, Eli, lama sabakthani! – mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?«, in seiner Bangigkeit noch unterstrichen durch die jäh hereinbrechende Finsternis, scheint Abgründe der Verzweiflung aufzureißen. In Wirklichkeit war es nur der erste Vers des 22. Psalms, der messianischen Charakter hat und gerade auch das leidende Opferlamm in drastischen Farben schildert. Kurz vorher noch hatten einige der anwesenden Rats herrn sich nicht enthalten können, Stellen daraus zu zitieren. Sie riefen dem Gekreuzigten zu: »Andern hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen. Ist er der König von Israel, so mag er jetzt vom Kreuze herabsteigen, und wir wollen an ihn glauben. Er hat auf Gott vertraut, der möge ihn jetzt befreien, wenn er ihn lieb hat. Er hat ja gesagt: Ich bin Gottes Sohn« (Mt 27,42 f). Jesus sah und hörte das, und wir müssen also annehmen, daß er diesen Psalm wieder aufgriff und bewußt intonierte. Aber nicht als Aufschrei eines Verzweifelten, der nicht mehr an die Nähe des Vaters glaubte, sondern im Gegenteil als Bekenntnis des Vertrauens. Die weiteren Stellen des Psalmes legen dies nahe. Da heißt es zum Beispiel: »Vom Mutterschoße an warst du mein Gott; verlaß mich darum nicht, denn die Bedrängnis naht und niemand ist, der hilft. ... Dann will ich deinen Namen meinen Brüdern künden und preisen dich inmitten der Gemeinde. ... Vom Herrn wird man erzählen dann dem künftigen Geschlecht, dem Volk, das da kommt, wird man verkünden das Werk des Heils, das er vollbracht.«

Schon Gethsemane hatte den Beweis erbracht, daß Jesus sein Menschliches überwunden und sich ganz im Vertrauen dem Vater übergeben hatte. Mit Recht sagt daher George M. Lamsa: »Auch Hiob bewahrte sich während all seines schweren Leidens sein Vertrauen zu Gott und wußte, daß es ihn nur mit Gottes Zustimmung heimsuchte. Keinem Märtyrer des Ostens ist je der Gedanke gekommen, daß Gott ihn in der Stunde der höchsten Not und Pein verlassen habe« (in seinem Buch »Die Evangelien in aramäischer Sicht«). Auch all die ande-

ren Worte, die Jesus am Kreuze noch gesprochen, wie: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« und »Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!« sind Ausrufe von solcher Überlegenheit über allen körperlichen Schmerz und so voll Liebe zur ganzen Menschheit, daß ein plötzlicher Vertrauensschwund geradezu unsinnig erschiene. Eher lassen diese Sätze darauf schließen, daß der Menschensohn erst recht am Marterholz eine besonders enge Verbindung mit dem Vater einging. Schließlich ist auch sein letztes Wort am Kreuz: »Es ist vollbracht!« eine Wiederaufnahme des 22. Psalms, in dem vom Werk des Heils die Rede ist.

Hinter dem Menschensohn stand der Gottessohn, das ist der Logos. Im Logos aber haben wir den Schöpfer des gesamten Weltalls. Daß die Sonne ihren Glanz verlor und der Leib der Erde erbebte, war ein Zeichen des furchtbaren Frevels am Heiligsten. Die ganze Natur litt offenbar mit, was der Menschensohn mit seiner Verwurzelung im Logos an Qualen ausstand. Im Großen Evangelium steht der Satz: »Auch ist es richtig, daß der Vorhang im Tempel zerriß, als ein äußeres Zeichen, daß es nun gar keine Schranke mehr gebe, um zum allerheiligsten Herzensraume des Vaters zu gelangen, ja, daß ein jeder dahin gelangen könne, um das ewige Leben daselbst zu empfangen« (XI 74,24).

Als äußerst anstößig erscheint heute vielen Theologen der Opfergedanke, wie ihn die Kirche bisher gepredigt hat. Als »Sühnetod« stellt der Hebräerbrief den Kreuzestod Christi heraus. Dieses geschlachtete Opferlamm – »das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt« – ist noch ganz auf die kultische Terminologie des Alten Testaments bezogen. Die »freiwillige personale Selbsthingabe Jesu« war – darin müssen wir dem katholischen Theologen Hans Küng recht geben (s. sein Buch »Christsein«!) – im Gehorsam gegen Gottes Willen und in der Liebe zum Menschen geschehen. »Eine solche Selbsthingabe konnte im Hebräerbrief nicht nur als ein Opfer unter anderen, sondern es mußte als das vollkommene Opfer verstanden werden, welches das Ende aller unvollkommenen menschlichen Opfer bedeutet. Mit dieser Selbsthingabe ist erreicht, was die Tieropfer schon immer intendierten: die Versöhnung des Menschen mit Gott« (Küng).

Aber nicht erst das Kreuzesopfer hat Gültigkeit vor Gott zur Abtragung der Menschheitsschuld, sondern, wie schon Johannes Damascenus klarzumachen versuchte, sein ganzes Leben und Leiden auf Erden, beginnend mit der Inkarnation im Fleische. Hätte der Kreuzestod Jesu, der auch nach Ansicht Guardinis keine Notwendigkeit war, nicht stattgefunden, so wäre Jesus doch »der erhöhte Herr, der ewige Priester geworden, der vor Gott unablässig für die Seinen eintritt« (Küng). Hans Küng ergänzt dazu: »Auch die kultische Opferbildlichkeit des

Hebräerbriefes steht ja ganz unter dem tiefen Eindruck des einzigartig gehorsamen, Gott und den Menschen hingebenen Lebens und Sterbens Jesu (Selbsthingabe, Lebensopfer).« Eine Satisfaktionstheorie, wie sie Anselm von Canterbury entsprechend mittelalterlich juridischem Ordnungsdenken konstruiert hat, läßt sich kaum in Einklang bringen mit dem, was der Herr selbst als den tiefsten Sinn seiner Opferung bezeichnet.

Den Jüngern sagte er: »Es muß das Bestreben der Gottheit Selbst sein, Ihre Geschöpfe, welche Sie aus Liebe und zu ihrer Rettung in den Materiegang einzwängte – nachdem diese die Grenze erreicht haben, von der aus der geistige Weg möglich ist –, auch zu Sich heranzuziehen und so in das Verhältnis des Vaters zum Kinde zu führen. Adam sollte diese Brücke in sich bauen und hatte es eigentlich sehr leicht, indem die Anreizungen der Materie sehr gering waren im Vergleich zu jetzt. Es bedurfte bei ihm nur der Selbstbesiegung, des Gehorsams, so war die Brücke geschlagen, und in ihm konnte das geistige Leben blühend erwachen, da Gehorsam gegen Gott bei einem Menschen, der sonst frei von jedweder Sünde ist, das einzige Prüfungsmittel darstellt. – Nun fiel Adam, und damit war ein Zurücktreten in die Materie, das heißt in diejenige Polarität geschehen, welche sich ebensoweit von Gott entfernen kann, als zu Gott Selbst zu immer höheren Seligkeiten aufzusteigen vermag. ... Wäre Adam nicht ungehorsam gewesen, so hätte auch keiner seiner Nachkommen ungehorsam sein können, weil er in sich so dann einen Keim vernichtet hätte, der dann nicht mehr fortgeerbt werden konnte. ... Gott hatte Adam ein Gebot gegeben: unbedingten Gehorsam. Er mißachtete es und fiel. Der Mensch Jesus gab sich aus Liebe zu Gott freiwillig dieses Gebot, nichts ohne des Vaters Willen zu tun, und ward dadurch das leuchtende Vorbild zur Nachfolge. Er erlang also in sich die Stufe, die Adam nicht errungen hatte, und versöhnte also in sich die Gottheit, die in Ihrer Heiligkeit durch das mißachtete Gebot verletzt war.

Die Weisheit gab das Gebot; der Wille, die Kraft, verlangte die Erfüllung. Die Liebe fand den Weg, in dem Menschen Jesus die Bedingungen zu erfüllen, welche notwendig waren, um den früheren Seligkeitszustand für alle Geschöpfe zurückzubringen. Darin aber, daß nun dieser Weg, der direkt zu Gott führt, eröffnet ist, und darin, daß dieser Weg von dem Menschensohne Jesus, der dadurch zum Gottessohne ward, erfüllt wurde, liegt die Erlösung. Das Sterben Jesu ist die Besiegung des unbedingten Gehorsams. Es wäre nicht notwendig gewesen; aber da die Menschheit in ihrem unbeschränkt freien Willen es durch Luzifers Hauch verlangte, so unterwarf sich Jesus auch dieser Forderung und starb leiblich« (GrEv XI 75,5–6; 20–21).

Über den Charakter der Sünde erfahren wir: »Das Verfallen von einer Sünde in die andere erzeugt stets größere Seelenhärte. Man spricht von versteinerten Herzen, um diesen Zustand auszudrücken. Wie weit das nun führen kann, ist unabsehbar. Die Materie, die äußere Lust, wächst immer mehr, und naturgemäß schwindet damit das Bewußtsein von irgendeinem geistig-seelischen Wesenskern immer mehr. Diese Verhärtung führt schließlich zu einem tierischen Zustande, der nichts weiter als Erhaltung und Fortpflanzung kennt, ohne geistige, innere Freiheit. Die Erlösung aus solchem Zustande bietet nur eine rein geistige Lehre, welche zum sittlichen Bewußtsein der Menschenwürde führt, und diese Lehre wurde gegeben in nicht mißzuverstehender Kürze und größtmöglicher Klarheit. . . . Ohne Mich kann niemand zum Vater gelangen, und ohne den Glauben an Jesus hat auch noch kein Weiser jemals das allgewaltige Gottwesen als den Urquell aller Liebe, die sich persönlich darstellen kann, empfunden. Das Unschau-bare wird zum Schaubaren nur in Jesus, und diese Vereinigung beider in Menschenform ermöglicht das Herantreten des Geschöpfes an den Schöpfer, das Aufgehen der Materie in den Geist, die Rückführung der entstandenen Sündenfolge aufwärts über die Scheidewand von Materie und Geist als sonst sich unmöglich berühren könnende Punkte hinweg. Brücke ist das Leben Jesu. . . . Mit diesem Sich-Offenbaren in der Geisterwelt entstand der Bau und die Bevölkerung des Neuen Jerusalem als der Stadt Gottes, und sie wird bestehen in Ewigkeit« (GrEv XI 75,22.27.32). —

Ein Unterschied zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen im Herrn ist während seines Erdenwandels häufig festzustellen. So lassen uns die Evangelien von Anfang an erkennen, daß Jesus durchaus nicht jederzeit alles wußte, was der Vater, sein göttlicher Geist in ihm, Zukünftiges plante. Im Großen Evangelium Johannes wundert sich darüber ein Jünger, dem der Herr sodann antwortet: »Du hast wohl recht, der Vater ist in Mir in aller Fülle; aber Ich als der äußere Mensch bin dennoch nur ein Sohn von Ihm und weiß in Meiner Seele auch nur das, was Er Mir offenbart! Ich bin wohl die Flamme Seiner Liebe, und Meine Seele ist das Licht aus dem Feuer der Liebe des Vaters. Ihr aber wisset ja, wie das Licht wirkt allzeit und allenthalben wunderbar. Die Sonne, von der das Licht ausgeht, hat eine wundersame innere und allerinnerste Einrichtung; diese aber ist nur dem Innersten der Sonne selbst bekannt. Das äußere, obgleich alles belebende Licht weiß nichts darum und zeichnet auch nirgends ein Bild hin, aus dem man der Sonne innere und innerste Einrichtung erschauen könnte. So ist es auch hier: Der Vater ist in Mir schon von Ewigkeit; aber Sein Innerstes offenbart sich auch nur dann in Meiner Seele, wenn Er es Selbst will. Er

hat gar vieles in Seinem Innersten, darum der Sohn nicht weiß. Und will der Sohn darum wissen, so muß auch Er den Vater darum bitten! — Aber es kommt bald die Stunde, da der Vater auch mit Seinem Allerinnersten vollends eins wird mit Mir, dem einzigen Sohne von Ewigkeit« (IV 252,1-4).

Auch in Jesu Worten und Taten zeigt sich deutlich ein Unterschied zwischen seinen beiden Naturen. Dr. W. Lutz erklärt dies so: »In den großen Lehrreden, bei den Zeichen und Wundertaten, äußerte sich und wirkte der Gottgeist. Im alltäglichen irdisch-menschlichen Reden und Tun, im Zagen und Herzenskampf in Gethsemane sowie bei manchen anderen von den Evangelien berichteten Gelegenheiten, redete und handelte offenbar der Menschensohn; ein Unterschied, den wir ja auch im Reden und Handeln der Propheten aller Zeiten ersehen, aus denen auch nur zeitweilig in der Berufung der Geist Gottes, sonst aber die irdisch-menschliche Seele sich kundtut« (in »Die Grundfragen des Lebens«, S. 104).

Den meisten Lesern der Bibel ist der Vorgang des medialen Sprechens, wie er auch bei Jesus stattfand, eine unerklärliche Sache. Ja, er kommt ihnen im allgemeinen nicht einmal voll zum Bewußtsein. Zu wenig wurden sie zeitlebens unterrichtet über dieses Phänomen. Im Großen Evangelium Johannes sagt einmal der Herr: »Nun rede Ich nicht als der Wunderarzt aus Nazareth, sondern als Der, der in Mir wohnt von Ewigkeit, als der Vater voll Liebe und Erbarmung rede Ich zu euch und als der einige Gott, der da spricht: »Ich bin das Alpha und das Omega, der ewige Anfang und das ewige Endziel der ganzen Unendlichkeit. Außer Mir gibt es keinen Gott.« (V 110,7). Am aufschlußreichsten ist die Bibelstelle bei Johannes 5,19f, wo der Menschensohn die Juden aufklärt: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Sohn kann nichts aus sich selbst tun; er kann nur tun, was er den Vater tun sieht. Was dieser tut, das tut gleicherweise auch der Sohn. Denn der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm alles, was er tut.« Und noch einmal betont er am Ende seiner Rede: »Ich kann nichts aus mir selbst tun; ich richte, wie ich es höre. Mein Urteilsspruch ist gerecht; denn ich folge nicht meinem Willen, sondern dem Willen dessen, der mich gesandt hat« (30).

»Sehen« und »Hören« sind die wiederkehrenden Worte, mit denen Jesus den Vorgang seiner eigenen inneren Geistempfängnis näher bezeichnet. Bei seinen Abschiedsreden an die Jünger verheißt er diesen ebenfalls den Heiligen Geist mit den Worten: »Er wird nicht aus sich selbst reden; er wird vielmehr reden, was er hört, und wird euch verkünden, was künftig ist« (Joh 16,13). Das »Hören« ist also der Aufnahmakt für den »Geist der Wahrheit« auch bei den Aposteln wie bei

allen Propheten! Die zeitweilige Besitznahme Jesu durch den Vater ließ dennoch der Seele des Menschensohnes noch genügend Spielraum für eigene Entwicklung. Noch immer war ja die völlige Einswerdung mit seinem göttlichen Urgeiste nicht abgeschlossen. Am ehesten konnte er dieses Ziel erreichen durch Hingabe im Gebet. Für den Menschensohn ging es in der Hauptsache darum, sich während seiner Lehrtätigkeit völlig vom Willen des Vaters leiten zu lassen. Im Großen Evangelium sagt er deshalb: »Es liegt nicht immer in Meiner Ordnung, im voraus zu bestimmen, was Ich tun werde; denn alles kommt auf Den an, der in Mir wohnt. Und Ich, als nun auch nur ein Mensch mit Fleisch und Blut und einer unsterblichen Seele, muß horchen auf diesen Geist in Mir. So Er zu Mir sagt: ›Geh dorthin und dahin, und tue dies und das!‹, dann erst weiß es auch Mein Fleisch und Mein Blut« (IX 146,3).

Der tiefe Einblick, den uns Jesus durch sein Wort der »Neuoffenbarung« in den Zusammenklang von Mensch und Gott in seinem Wesen gibt, bedeutet für uns auch den Schlüssel für die wunderbare innere Einheit der Jesusgestalt in den Evangelien. Man merkt dort keinen Zwiespalt zwischen beiden Naturen, nur daß unter gewissen Umständen bald die eine, bald die andere stärker hervortritt. Wir sollten eigentlich zutiefst getröstet sein, daß der Heiland sein Menschliches zum Beweis dafür, daß er uns darin ganz gleich ist, in den Augenblicken seines Losgelassenwerdens vom Vater so sichtbar demonstriert. Dennoch konnte er auch in diesem Punkte zu den Priestern sagen: »Wer von euch kann mich einer Sünde überführen?« (Joh 8,46). Auch der Mensch Jesus war immer noch stark genug, daß er, auf sich allein gestellt, das Rechte tat. Seine Kraft war allgemein größer als die anderer Menschen, und darin können wir vielleicht auch die Sicherung erblicken für das Gelingen seiner Aufgabe. Es ist doch ein fester Grund da für sein Menschliches, wenn Jesus zu den Pharisäern sagt: »Ihr stammt von unten, ich stamme von oben; ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt« (Joh 8,23). Wir wollen uns aber nicht weiter in diese Aussage vergrübeln, sowenig sie auch in ihrer ganzen Bedeutung von den Theologen erkannt wird.

Weshalb Jesus während seines Lehramtes die weitestgehende Einiung mit dem Vater erzielte, wird uns bei Lorber klargemacht mit den Worten: »Der Mensch Jesus hatte seine Lehramtsfähigkeit seinem Tun zu verdanken. Sein Handeln ging lediglich aus seiner fortwährend großen Liebe zum göttlichen Vater und ebenso aus der Liebe zum Nächsten hervor. Dabei widmete dieser Mensch tagtäglich eine Zeit von drei Stunden der allgemeinen Ruhe in Gott« (Der Herr in »Schrifttexterklärungen« 8,13). Gebet war also die konzentrierte Kraft, die ihn zum Handeln befähigte.

c) Göttliche Zeugung und Jungfrauengeburt

»Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria« ist ein Glaubensartikel, der gerade dem modernen Menschen größte Schwierigkeiten bereitet. Für ihn ist ja der Mythos als solcher endgültig abgetan zugunsten einer naturwissenschaftlich objektivierenden Alltagswelt. So ist ihm auch der »göttliche Mensch« oder auch der »Gottmensch« (theios anär), wie ihn die hellenisierte Welt der Antike noch kannte, ein völlig fremder Begriff. Im Personenkult von Diktaturen allerdings gibt es heute noch Beinahe-Vergöttlichungen (s. Hitler, Lenin, Ceausescu usw.), die wie eine Nachblüte einstigen Cäsarenkults anmuten. Eine solche Mythisierung hat aber nichts zu tun mit dem, was die Bibel unter »Sohn Gottes« versteht.

Wohl ist auch dies ein überlieferter Begriff aus orientalischen Königsriten, der schließlich im alten Judentum in entmythologisierter Form beibehalten wurde. Doch hatte er hier nur noch die Bedeutung von »Erwähltsein«. So läßt Jahve in Psalm 2,7 f dem König Israels bei dessen Inthronisierung sagen: »Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt. Verlange es von mir, und ich gebe dir Völker zum Erbe und die Welt zum Besitztum.« Die wirkliche Zeugungsvorstellung schaltet dabei völlig aus. In alten Texten wurde Israel insgesamt als Jahves erstgeborener, geliebter Sohn bezeichnet (wie in Exodus 4,22). Selbst im alten Babylon beinhaltete das Einsetzungsritual nur noch einen Rechtsakt. Anders im alten Ägypten: Hier wurde schon in den frühesten Dynastien der König als »Sohn des Re« gefeiert. In der Legende vom »Hieros Gamos« gilt Osiris als »geistiger Vater« bereits der dritten und vierten Dynastie. »Hinzu tritt die im Papyrus Westcar überlieferte Erzählung des mittleren Reiches, nach welcher die ersten Könige der fünften Dynastie von Re mit der Frau eines seiner Priester erzeugt sein sollen.« (Joachim Spiegel, »Das Werden der altägyptischen Hochkulturen«)

Natürlich verführt ein solcher Bericht die Skeptiker dazu, die ontologische Idee der Abstammung von Gott wie bei Jesus Christus grundsätzlich als Mythos zu entwerten. Das gleiche gilt von der Jungfrauengeburt, die ja ebenfalls aus Mythen hergeleitet werden kann. So sagt zum Beispiel J. Ratzinger: »Der Mythos von der wunderbaren Geburt des Retterkindes ist in der Tat weltweit verbreitet. Eine Menschheitssehnsucht spricht sich in ihm aus: Die Sehnsucht nach dem Herben und Reinen, das die unberührte Jungfrau verkörpert; die Sehnsucht nach dem wahrhaft Mütterlichen, Bergenden, Reifen und Gütigen und endlich die Hoffnung, die immer wieder aufsteht, wo ein Mensch geboren wird, die Hoffnung und Freude, die ein Kind bedeutet. ... Einfach be-

deutungslos ist ein solches Urmotiv der menschlichen Geschichte sicher nicht.« (Aus »Einführung in das Christentum«)

Die theologische Frage der Jungfrauengeburt ist allerdings für die »Aufklärer« unter den Theologen unmöglich zu lösen. Die Minimalisierung des neutestamentlichen Zeugnisses geht bei ihnen Hand in Hand mit der Entmythologisierung. Im Alten Testament aber ist der Geist Gottes noch eine Schöpfungsmacht. Wir können ihm daher Ungewöhnliches zutrauen. Im Großen Evangelium Johannes belehrt der Herr seine Jünger: »Nur das erste Menschenpaar erhielt den Leib aus der Willenshand Gottes; alle anderen Menschen sind aus einem Mutterleibe geboren. Und so ist auch dieser Mein Leib aus einer irdischen Mutter, wenn auch nicht durch einen irdischen Vater auf die gewöhnliche Art gezeugt, sondern allein durch den allmächtigen Willensgeist Gottes, was bei ganz reinen und gottergebenen Menschen sehr wohl möglich ist. Vor alters bei den noch ganz unverdorbenen einfachen und Gott sehr ergebenen Menschen war das eben nichts Seltenes, und es geschieht solches dann und wann auch noch in diesen Zeiten. Daß solche auf einem rein geistigen Wege gezeugten Menschen denn auch geistiger sind als jene auf dem gewöhnlichen Wege gezeugten, das ist klar. Denn Kinder sehr starker und völlig gesunder Eltern werden auch stark und gesund, Kinder schwacher und kranker Eltern dagegen werden gewöhnlich auch schwach und kränklich« (VI 90,8 f).

Im übrigen macht J. Ratzinger darauf aufmerksam, daß die Lehre von der Göttlichkeit Jesu auch dann nicht angetastet würde, wenn Jesus einer normalen menschlichen Ehe entstammte: »Denn die Gottessohnschaft, von der der Glaube spricht, ist kein biologisches, sondern ein ontologisches Faktum; kein Vorgang in der Zeit, sondern in Gottes Ewigkeit. Gott ist immer Vater, Sohn und Geist. Die Empfängnis Jesu bedeutet nicht, daß ein neuer Gott-Sohn entsteht, sondern daß Gott als Sohn in dem Menschen Jesus das Geschöpf Mensch an sich zieht, so daß er selber Mensch ist.« Das »Heilige« aus dem Schoße der Jungfrau setzt für die ganze Menschheit einen neuen Anfang: »Wenn schon jeder Mensch etwas unaussprechbar Neues, mehr als die Summe von Chromosomen und das Produkt einer bestimmten Umwelt darstellt, nämlich ein einmaliges Geschöpf Gottes, so ist Jesus der wahrhaft Neue, nicht aus dem Eigenen der Menschheit kommend, sondern aus Gottes Geist. Deshalb ist er Adam, zum zweiten Male (I. Kor 15,47); eine neue Menschwerdung beginnt mit ihm.«

Von wunderbaren Geburten berichtet das Alte Testament an mehreren Stellen. Sie geschahen immer an entscheidenden Wendepunkten in der Heilsgeschichte. Denken wir nur an Sara, die Mutter Isaaks (Genesis 18) oder an die Mutter Samuels (I. Sam 1 ff) und Samsons (Ri 13)!

Sie betrachteten sich selbst als unfruchtbar und hatten keinen Kindersegen mehr zu erwarten. Bei allen dreien machte Gott das Unmögliche möglich. Auch Elisabeth, die Mutter Johannes des Täufers, gehört in diese Reihe. Dies alles weist darauf hin, daß Gott nicht der Gefangene seiner Ewigkeit ist, daß er nicht begrenzt ist nur auf das Geistige hin, wie der Herr bei Lorber oft betont.

In rührend anschaulichen Bildern mit intimstem Einblick in das Leben Mariens schildert uns das Neuoffenbarungswerk »Die Jugend Jesu« die Ankündigung der Geburt des Herrn. Die erst vierzehnjährige Maria arbeitete gerade auf Geheiß der Priester mit anderen Tempeljungfrauen zusammen an jenem kostbaren Vorhang, der nach dem Bibelbericht das Allerheiligste vom übrigen Tempelraum trennte. Ihr war durch das Los die Aufgabe zugefallen, zu den »Goldfäden, den Seidenfäden und dem Amiant (eine Art Asbest)« den Scharlach- und den echten Purpurfäden zu spinnen. »Da sie aber diese stets annetzen mußte«, heißt es in der »Jugend Jesu«, »so mußte sie während der Arbeit öfter den Krug nehmen und hinausgehen, um Wasser zu holen.« Und da geschah es denn, daß der Engel sie zum ersten Male anredete: »Gegrüßt seist du, an der Gnade des Herrn Reiche! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern!«

Nicht wissend, woher die Stimme kam, eilte Maria voller Angst mit dem gefüllten Krug an ihre Arbeit zurück. Sie setzte sich auf ihren gewohnten Sessel, »um den Purpur wieder ganz emsig fortzuspinnen«. Da stand plötzlich der Engel des Herrn sichtbarlich vor ihr und sprach sie an mit den Worten: »Fürchte dich nicht, Maria, denn du hast eine endlos große Gnade gefunden vor dem Angesichte des Herrn; siehe, du wirst schwanger werden vom Worte Gottes!« Was weiterhin geschah, ist uns von der Bibel her vertraut: »Als aber Maria dieses vernommen hatte, da fing sie an, diese Worte hin und her zu erwägen, und konnte nicht erfassen ihren Sinn; darum sprach sie denn zum Engel: »Wie sollte denn das vor sich gehen? Bin ich doch noch lange nicht eines Mannes Weib und habe auch noch nie eine Bekanntschaft dazu gemacht mit einem Manne, der mich alsbald nähme zum Weibe, auf daß ich gleich anderen Weibern schwanger würde und gebäre ihnen gleich!«

Der Engel aber sprach zu Maria: »Höre, du erwählte Jungfrau Gottes! Nicht also soll es geschehen, sondern die Kraft des Herrn wird dich überschatten! Darum wird auch das Heilige, das da aus dir geboren wird, der Sohn des Allmächtigen genannt werden! Du sollst Ihm aber, wann Er aus dir geboren wird, den Namen Jesus geben; denn Er wird Erlösen Sein Volk von all den Sünden, vom Gericht und vom ewigen Tode.« Maria aber fiel vor dem Engel nieder und sprach: »Siehe, ich bin ja nur eine Magd des Herrn; daher geschehe mir nach Seinem Willen,

wie da lauteten deine Worte!« – Hier verschwand der Engel, und Maria machte sich wieder an ihre Arbeit.«

Die kleine Episode ist es wert, neben den Bibeltext gestellt zu werden; wird doch daraus klar ersichtlich, daß nicht nur der Bericht bei Matthäus, sondern auch die ausführlichere Geschichte beim Evangelisten Lukas Wort für Wort ernst zu nehmen ist. In der Prophetie Jakob Lorbers, der größten, welche der Menschheit je gegeben wurde, bestätigt der Herr selbst ihren Wahrheitsgehalt.

»Empfangen vom Heiligen Geiste«, wie es im Symbolum heißt, bezeichnet für die Geburt Jesu jenen Akt, von dem der Herr bei J. Lorber sagt: »Ich habe Mich Selbst gezeugt«. Der Vers bei Lukas 1,35: »Der Heilige Geist wird auf dich herabkommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten . . .« läßt jedoch eine Frage offen: Ist hier »Heiliger Geist« und »Kraft des Höchsten« miteinander identisch? Nach der Neuoffenbarungslehre wäre dies zu bejahen, denn stets wird dort der Hl. Geist als die Kraft (oder Macht) Gottes bezeichnet. Der Mystiker Jakob Böhme und die Sophiologen machen jedoch noch einen anderen Gesichtspunkt geltend. Da wird die ewige Sophia mit ins Spiel gebracht, jene weibliche Komponente der Gottheit, die eigentlich nach den Weisheitsbüchern des Alten Testaments mit dem ewigen Logos synergetisch verschmilzt.

Bekannt unter dem Namen »Lichtjungfrau« sagt sie von sich selbst: »Ich bin hervorgegangen aus dem Munde des Allerhöchsten, die Erstgeborene vor aller Schöpfung. Ich bewirkte, daß am Himmel das Licht aufging, das unversieglige. Und dem Nebel gleich überzog ich die Erde. Ich wohnte in der Höhe. Auf einer Wolkensäule stand mein Thron. Ich allein durchzog des Himmels Umkreis und bin gewandelt in des Abgrunds Tiefen. In des Meeres Wogen, auf der ganzen Erde stand ich« (Sir 24,4 ff). In den Sprüchen Salomonis gibt sie kund: »Als er (der Herr) den Himmel hergestellt, war ich dabei. . . Als er befestigte die Grundfesten der Erde, da stand ich ihm zur Seite als Bildnerin, war sein Entzücken Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit« (Spr 8,22 ff).

Im Anschluß an die Offenbarungen der Johanna van der Meulen (bekannt unter dem Pseudonym Intermediarius), einer Mystikerin dieses Jahrhunderts, sagt Kobilinski-Ellis zusammenfassend über die Sophia aus: »Die Weisheit ist ein wahres, lebendiges hypostatisches Wesen mit leuchtendem Antlitz. Sie ist die urbildliche Allseele des Himmelsreichs, die bildende, webende, lichtspendende Urmutter und Königin des Himmels, die ewige Baumeisterin des Kreatürlichen. Sie ist die Urschöpfung Gottes (aeternum prae creatum) und sein ewiges Schöpfungswort (Fiat) zugleich. Sie ist, als divina sapientia (hagia Sophia), das Signum und Speculum (Abbildung, Spiegel) der göttlichen, absolu-

ten Wahrheit (veritas), das Weisheitswort des göttlichen Wortes (des Sohnes-Logos) und das Urbild der Schöpfung, das Antlitz des höchsten Himmels. Sie ist die nächste, seelische Umgebung (Peripherie) des ewigen Gottmenschen Christus, der das geistige Prinzip und der Mittelpunkt der persönlichen (hypostatischen) Einheit des Göttlichen mit dem Kreatürlichen (Menschlichen) sub specie aeternitatis ist. In diesem Sinne wird sie das »corpus Christi mysticum« und das himmlische Urbild der universellen Kirche genannt. . . Als solche wurde sie auch als die ewige »Braut Christi«, als die himmlische (vorzeitliche) Kirche und die ewige Stadt Gottes, das »Himmlische Jerusalem« verehrt.« (Aus »Christliche Weisheit«) –

Sehr nahe rückt diese »himmlische« Weisheit sowohl beim alten Judentum wie in der Auffassung der Hindus dem ursprünglichen Wesen des Heiligen Geistes. Im alten Ägypten spielt die Göttin Isis die Rolle der Sophia. Die Sophiologen, allen voran Jakob Böhme, behaupten nun, daß mit den Worten »die Kraft des Höchsten wird dich überschatten« die ewige Sophia gemeint sei. Tatsächlich wird sie auch bei Salomon als ein »Hauch der Kraft Gottes« bezeichnet. Nach Böhme vollzieht sich »durch die Sophia jegliche Verwirklichung Gottes, durch sie hindurch wirkt der Logos als Schöpfer und Erlöser. Sie ist sowohl Mutter als Braut des Logos. . . Leibhaft wirksam wurde sie zuletzt in Maria und Christus«. (Zitat aus A. Schult »Maria-Sophia«) Das sind Gedankengänge, die wir schon deswegen nicht von der Hand weisen können, weil eine uralte Tradition für sie spricht. Ganz sicher scheint, daß Maria nicht eine direkte Inkarnation der Sophia ist wie Jesus die Inkarnation des Gottessohnes. Als »sedes sapientiae« wird sie in der katholischen Liturgie gepriesen, als »Sitz der Weisheit«. Das heißt aber, daß Maria nur ein Gefäß der ewigen Sophia ist und nicht ihre direkte Erscheinungsform. Schon aus diesem Grunde sollte man es vermeiden, Maria als die »Gottesgebäerin« (theodokos), als die »Muttergottes« zu bezeichnen. Sie ist und bleibt die leibliche Mutter Jesu, des Menschensohnes, in dem sich freilich der ewige Gott selbst inkarniert hat.

Man hat Maria fast alle Attribute der Sophia zugeeignet, besonders in der an die alte Isisverehrung anknüpfenden Lauretanischen Litanei. In dieser Perspektive wird die Weisheit Gottes zum Spiegel der göttlichen Dreieinigkeit, ja zum Weibe Gottes selbst. Wie nahe dabei auch Luzifer-Satana, dieser ursprünglich weiblich gestaltete Engel, eine Rolle spielt, geht aus den Worten des Herrn bei J. Lorber hervor: »Als Satana war dieser Geist von Gott aus so gestellt, wie das Weib gestellt ist gegen den Mann. Die Gottheit hätte in sein Wesen ihre ewigen Ideen ohne Zahl hineingezeugt, daß sie reif geworden wären in seinem gesammelten Licht, und es wäre dadurch eine Wesensschöpfung in

höchster Klarheit hervorgegangen« (EM 56,2). Satana selbst spricht in dem Neuoffenbarungswerk »Haushaltung Gottes« (III. 17,9) auf Geheiß des Herrn von ihrer einstigen »hehren Bestimmung, neben Gott wie ein zweiter Gott (Gegenpol) zu sein und zu herrschen mit Ihm, aber dennoch Ihn zu lieben über alles und Ihm zu sein, was da ein treues Weib ist dem Manne«.

Nach allgemeiner katholischer Auffassung ist Maria an die Stelle Luzifers getreten. Ihr Sinnbild ist die Rose wie einst schon bei Isis-Sophia. Und sie wird verehrt als die »Himmelskönigin«, die »Königin der Engel« und das personifizierte »Neue Jerusalem«. Sophia hat nach alter Auffassung als das »Licht aus der Gottheit« im Ratschluß des trinitarischen Wesens auch das »Plasma« des Alls empfangen, das heißt die Urstofflichkeit geistbelebter Seelensubstanz, weswegen sie als »immer belebend, immer gebärend, immer erneuernd« dargestellt wird. Sie ist nach Lorber »umflossen vom Liebelicht Gottes«, aus dessen »Ursammlicht« hervorgehend. Als das »holde Lächeln der göttlichen Hoheit«, als des Vaters »herrliches Kind«, als die »einzige Tochter des Alls« wird sie gepriesen. Die Sophiologen nehmen sogar an, daß Christus seine kosmisch-menschliche Hülle aus der Sophia empfangen habe. Häufig auch wird sie die »große Weberin« genannt. Zugleich verherrlicht man sie als das »ewige Lied«, »die Melodie, die Gott gesungen, als er austrat zur Zeugung«; stellt sie doch in der Hauptsache das irrationale Element in der Gottheit dar, die höchste Poesie des Alls. In ihrem Schutzmantel fühlen sich diejenigen geborgen, die reinen Herzens sind und darum die ewige Schönheit schauen dürfen von Angesicht zu Angesicht. Sie gibt sich aber nur jenen zu erkennen, die vorher schon Christus an sich gezogen haben und dadurch bereitet sind für die heilige Hochzeit von Seele und Geist. Die Geistseele des Menschen, aufgegangen in der Allseele Sophia, der Summe aller erlösten Seelen als wahre Ekklesia, geht schließlich jene Verbindung ein, die in der Johannes-Apokalypse geschaut wird im Bild von Braut und Bräutigam; der Bräutigam aber ist Christus.

Im Hinblick auf die weibliche Komponente der Gottheit gibt es auch in der Neuoffenbarung Hinweise genug, die uns ihrem Geheimnis näherbringen. So sagt zum Beispiel der Herr selbst in der »Haushaltung Gottes« zu den Urvätern: »Als Mann bin Ich die Liebe ewig selbst, das freie Leben selbst und alle Macht und Tatkraft selbst! Da Ich aber auch im Weibe bin zu Hause, muß Ich da nicht auch das Weib ganz völlig in Mir fassen? Die Weisheit aber ist der Liebe Gottes ewig eigentümlich, unzertrennlich rechtes Weib, mit dem Ich ewig ein'ger Gott doch alle Dinge hab' gezeugt und geschaffen« (III 27,6.9.13). Es ist wohl selbstverständlich, daß auch der Logos, ebenso wie der Vater selbst, eine

weibliche Komponente besitzt, und das ist eben nach den Schauungen der Mystiker »die Jungfrau Sophia«, die »Jungfrau der Weisheit Gottes« (J. Böhme). Hedwig Zluhan sagt dazu: »Jakob Böhme vergleicht sie mit einem Spiegel, in dem sich des Vaters Wille in Lust spiegelt und so in Gott beschaulich wird. Aus dieser Lust, als einem Spiel des Alls mit diesem Ich, sind ursprünglich das Wesen Luzifers und das große Ja und Nein, der Mensch und seine Welt, das Paradies geschöpft worden. Da war der Mensch das gottgleiche Geschöpf, Jüngling und Jungfrau, beides in einer Person« (in der Zeitschrift »Das Wort« 3/4 1977).

Wie sehr gerade Luzifer als der einstige Lichtträger aus ihren Wesenskräften geschöpft hat, in seiner ursprünglich weiblichen Gestalt als Satana, können wir nur ahnen; denn das, was wir »Weltseele« nennen, im Gegensatz zur »Allseele« Sophia, ist zweifellos jener Teil der ewigen Sophia, den Luzifer wie einen Raub an sich gezogen hat. Er muß, wie in den Büchern der Pistis Sophia dargestellt wird, wieder heimgebracht werden an seinen ursprünglichen Ort. Immerhin müssen wir Maria einen allerhöchsten Rang als der »Gebenedeiten unter den Weibern« zugestehen, auch wenn sie nicht die unmittelbare Inkarnation der Sophia ist. Es ist schon unendlich viel, daß Gott sie als Gefäß für seine Menschwerdung erwählte. Ihr gebührt also jederzeit liebevolle Verehrung, wobei sie aber nicht, wie manchmal in katholischen Kreisen, die Bedeutung Christi verdunkeln darf. Als Schutzmantelmadonna ist ihre hohe Seele vielleicht auch eine besonders innige Verbindung mit der ewigen Sophia eingegangen.

d) Jesu Leiden und Opfertod

Es war die Absicht Gottes, in seinem Sohne sich der Welt zu schenken, um diese wieder heimzuholen an sein Herz. Man nennt das in der Theologie »die Wiederbringung alles Verlorenen« (gr. Apokatastasis ton hapanton). Seit es nach dem Abfall eines Teiles der Engel und abermals durch den Sündenfall des ersten Menschenpaares den tiefen Riß in der Schöpfung gibt, besteht eine unüberbrückbare Kluft zwischen Gott und den gefallenem Wesen. Wer konnte sie wieder schließen, wer konnte die neu entstandenen physischen und astralen Welten, die aus der Sünde des Abfalls hervorgingen und zur neuen Wohnstätte des Menschen wurden – in einem Schwingungsbereich, der sehr viel tiefer lag als die ursprüngliche Geistschöpfung (Creatio prima), – zurückführen in das Strahlungsfeld des Heiligen Geistes?

Der göttliche Heilsplan konnte keinen anderen Weg einschlagen als den der Liebe. Schon hören wir das Wort aus dem Evangelium: »Nie-

mand hat eine größere Liebe als die, daß er sein Leben hingibt für seine Freunde« (Joh 15,13). Es ist das Gesetz der Erde, daß alles, was auf ihr geschieht, mit Leiden verbunden ist. Durch seine Sünde hatte der Mensch im Neinsagen zu dem göttlichen Willen nicht jene wirkliche Freiheit erlangt, die er sich erträumt hatte. Die gottfeindlichen Mächte griffen nach ihm, und es zeigte sich, daß sie stärker waren als er. Sie zogen ihn immer noch tiefer hinein in die Leidenssituation, die er sich selbst geschaffen hatte. Daß an ihrem Ende der Tod stand, war eher eine Wohltat als wirkliche Tragik; wurde doch hinter seiner schrecklichen Maske ein neuer Anfang möglich. Mit dem Ablegen des irdischen Leibes konnte sich wieder das Tor öffnen zu feinstofflichen Welten; eine Rückkehr in paradiesische Gefilde blieb nicht ausgeschlossen.

Einst war es das Geschenk des freien Willens, das Würde und Größe des Menschen ausmachte. Er konnte sich für oder gegen Gott entscheiden, denn Gott wollte keine seelenlosen mechanischen Puppen am Drahtgestelle seiner Schöpfungsregie. Die ewige Liebe hatte stets kein anderes Ziel – ja, wir dürfen sagen keine andere Sehnsucht –, als von allen ihren Geschöpfen ein Liebesecho zu empfangen. Selbst noch in ihrer Gefallenheit geht Gott den verlorenen Schafen nach, auch wenn es ihn das größte Opfer kostet. So war es im ewigen Heilsplan vorgesehen, daß der Sohn um der Menschen willen die Herrlichkeit verließ, die er beim Vater immer hatte, um sich auf Erden einzuzugehen. Er wollte denen ganz gleich sein, die von sich aus keine Möglichkeit ersahen, die Fesseln der Sünde abzustreifen mit all ihren bitteren Folgen. Daß Christus in seiner Eigenschaft als der Menschensohn noch tieferes Elend erleiden mußte als der Durchschnittsmensch, ja, daß er als das seit Ewigkeit vorgesehene Opferlamm (nach Johannes) sogar den Kreuzestod erlitt, geht über alles Begreifen. Schon der Täufer Johannes hatte in visionärer Schau dieses Schicksal vorausgesehen. Geben wir seine Rede mit den Worten der Neuoffenbarung wieder! Da sagt er zu seinen Jüngern: »Sehet Brüder! Dies ist das Lamm, das die Sünden der Welt von euch hinwegnimmt und euch den Weg bahnt zum ewigen Leben! Glaubt an Ihn und liebet Ihn über alles; denn Er ist der urewige Anfang und das urewige Ende, der Erste und der Letzte. Außer Ihm gibt es keinen Gott!« (GrEv IX 119,6).

Was Opfer im tiefsten bedeutet, vermag der heutige Mensch kaum noch richtig zu sehen. Grundsätzlich war Jesu Opfertod auch eine Anpassung an die Vorstellungswelt sowohl der Juden wie der Heiden, die beide, wenn auch verschieden im Grade ihres Verständnisses, gottesdienstliche Opfer abhielten, ebenso wie das Opfermahl. Schon die Geschichte von Kain und Abel bringt uns damit in Berührung. Eine primitive Opferauffassung wie in heidnischen Kulturen zeigt manchmal so-

gar noch das Auserwählte Volk. Im Unwillen darüber läßt der Herr den Propheten Jesajas sagen: »Was fange ich mit der Menge eurer Schlachtopfer an? Der Widder Brandopfer habe ich satt, der Mastkälber Fett, der Farren, der Lämmer, der Böcke Blut, es sagt mir nicht zu! Wenn ihr vor meinem Antlitz erscheint, wer fordert von euch, daß ihr meine Höfe zertretet? Bringt sinnlose Gaben nicht mehr dar! Räucherwerke verabscheue ich. Neumond, Sabbat und Festversammlung, Ruchlosigkeit und Festgepränge sind mir zuwider. Eure Wallfahrten und festlichen Tage haßt meine Seele. Sie sind mir zur Last geworden, und ich bin es müde, sie hinzunehmen! Breitet ihr eure Hände aus, so verhülle ich meine Augen vor euch; häuft ihr eure Gebete an, dann höre ich sie nicht, denn eure Hände sind voll der Blutschuld! – Waschet und reiniget euch! Schafft eurer Taten Bosheit aus meinen Augen fort und hört auf, das Böse zu tun! Lernt Gutes tun, fragt nach dem Schiedsspruch, steht den Unterdrückten bei, helft den Waisen zu ihrem Recht und führet den Rechtsstreit der Witwe!« (Jes 1,11 ff).

Diese denkwürdige Bibelstelle gibt ein drastisches Beispiel, wie von Gott her gesehen das wahre Opfer beschaffen sein sollte. Wirklichen Wert und Bedeutung hat es nur, wenn wir damit den Liebegedanken verknüpfen. Nur in der Hingabe unseres Eigenwillens, unserer Eigenliebe, vor allem aber im Dienst an dem Nächsten, kann sich der Opfergedanke ganz zum Ausdruck bringen. Eine solche Haltung steht bei Jesus im Vordergrund. Er hat sich nach einem Worte von Paulus »selbst dargegeben für uns als Gabe und Opfer« (Eph 5,2). Es ist nur eine scheinbare Parallelität zu den Blutopfern vorchristlicher Zeiten. Um »die Sünde aufzuheben«, wie Paulus im Hebräerbrief 9,26 sagt, hätte es nicht des blutigen Opfers bedurft. Am wenigsten ist der Satisfaktionsgedanke*, wie ihn die Kirche seit Anselm von Canterbury lange Zeit festhielt, bei Jesu Opfertod mitbeteiligt; denn Gott ist kein grausamer Tyrann, der Genugtuung fordert für verschmähte Liebe. Aber es gibt zweifellos eine Art Verletzung seiner Majestät, indem wir seine Größe nicht mehr erkennen und anerkennen, obwohl wir doch aus seinen Händen hervorgingen. Sosehr wir uns dabei selbst verdunkeln und aus seinem Lichtkreis treten, wir mögen noch so tief fallen, er wird uns dennoch weiterhin lieben, denn in jedem von uns erkennt er immer noch einen Funken seiner selbst, da wir nach seinem Bilde geschaffen sind. »Daran erkennen wir die Liebe Gottes«, sagt Paulus in Römer 5,8, »daß er uns liebte, als wir noch Sünder waren.«

In vertiefter Aussage gibt der katholische Theologe Ferdinand Krenzer den gleichen Gedanken wieder mit den Worten: »Selbst wo der

* Satisfaktion = Genugtuung.

Mensch die Sünde riskiert, kann er gewiß sein: Gott achtet auch diesen Willen. Gott ist treu. Er korrigiert nicht wie ein verärgerter Mensch seine Entschlüsse. Er trumpft mit seiner Macht nicht auf, er liebt eben wirklich« (in »Morgen wird man wieder glauben«). Wir mögen die Hand gegen Gott erheben, sie wird nicht im selben Augenblick verdorren als Strafe für unseren Frevel. Gott straft überhaupt nicht, und wir sind auf einer völlig falschen Spur, wenn wir ihn, analog dem Alten Testament, als rächenden Gott hinstellen. Nicht Gott straft die Sünde – sowenig wie er von sich aus eine Seele in die Hölle verbannt –, die Sünde straft sich selbst. In ihren Folgen spiegelt sich nach Paulus (Röm 5,12) nur die Abwesenheit Gottes von der Welt. Diese bedeutet in jedem Falle einen hohen Grad von Schutzlosigkeit, ein Ausgeliefertsein an die Mächte der Tiefe.

Um das Erlösungswerk Christi in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, ist es notwendig, nach dem Bösen überhaupt zu fragen. Wir wissen, daß das Böse nie und nimmer in Gott seine Wurzel hat, sondern daß es ganz allein aus dem Mißbrauch der Freiheit durch Gottes Geschöpfe entstehen konnte. Je weiter sich diese von Gott entfernten, um ihrem Eigenwillen zu frönen, desto mehr nahm ihre Welt gegengöttliche Züge an. Wenn man weiß, welches die Wesenseigenschaften Gottes sind, kann man sich selbst errechnen, wie eine gegengöttliche Welt aussehen muß: Schönheit verwandelt sich in Häßlichkeit, Fülle in Dürftigkeit, Freude in Leid, Liebe in Haß. Friede wird nicht mehr gespürt, anstelle eines harmonischen Ganzen (der Alleinheit in Gott) treten Dissonanzen. Auf diese Weise entstand die Hölle ganz von selbst, wobei auch zu beachten ist, welche Machtfülle dem Menschen von Anfang an eignete; riß er doch die ganze Natur in allen ihren Stufenreichen (Mineral, Pflanze und Tier), die in einer geheimnisvollen Beziehung zu ihm stehen, in sein Verhängnis mit hinein. Dies wäre nicht möglich gewesen, wenn der Mensch nicht tatsächlich »die Krone der Schöpfung«, nach Teilhard de Chardin »die Spitze der Evolution« in sich verkörperte.

Wohl niemand hat dieses Geheimnis tiefer erfaßt als der Pneumatiker Paulus, wenn er im Römerbrief 8,19 ff schreibt: »Denn die Schöpfung harret mit Sehnsucht der Offenbarung der Kinder Gottes. Sie wurde ja der Vergänglichkeit unterworfen, nicht nach eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen und die Hoffnung in sie gelegt hat, von der Knechtschaft der Verderbnis erlöst zu werden und zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu gelangen. Wir wissen ja, daß die ganze Schöpfung seufzt und in Wehen liegt bis auf diesen Tag. Aber nicht allein sie, auch wir, die wir die Erstlingsgabe, den Geist, bereits besitzen, wir seufzen in unserem Inneren, da wir auf die Kindschaft

Gottes harren, auf die Erlösung unseres Leibes.« Das ganze materielle Universum ist ausgerichtet auf den Menschen hin und schicksalhaft mit ihm verquickt. »So bedeutet das »Nein« der Sünde zugleich Sabotage am Ganzen; die Ordnung des Kosmos ist damit gestört« (F. Krenzer).

Durch die Erbschuld entstand das Leiden; aus dem Leiden aber kam der Ruf nach Erlösung. Es konnte jedoch nur einen Erlöser geben: Gott selbst. Kein Mensch kann sich nämlich von jener Erbsünde freihalten, in die wir durch unsere Gemeinschaft mit den anderen Menschen, vor allem aber durch unsere biologische Abstammung von Adam, ob schuldig oder nicht schuldig, hineingeraten sind. Der Ausdruck »Erbsünde« ist heute sehr umstritten. Man läßt sich nicht mehr so gerne die Schuld anderer anlasten, und so fragen sich allzu viele: Was habe ich mit der Sünde Adams zu tun? Tatsächlich ist es so, daß die eigentliche Sünde immer persönliche Tat und Verantwortung voraussetzt. Das ist aber bei der Erbsünde nicht gegeben, weswegen nach christlicher Lehre auch niemand wegen ihr allein von Gott verworfen wird. Dennoch wirkt von Adams Sündenfall her noch das »Gesetz des Fleisches« in uns nach, das dem »Gesetz des Geistes« konträr entgegensteht. Und so kann Paulus sagen: »Ich unglücklicher Mensch! Nicht das Gute, das ich vollbringen möchte, tue ich, sondern das Böse, das ich vermeiden will« (Röm 7,19).

Wir alle sind hineinverflochten in diese »Erbschuld«, wie man sie anstelle von »Erbsünde« besser nennen sollte. Mußte nicht ein neuer Adam kommen, um diese Erbschuld auf sich zu nehmen und durch Einpflanzung in sein neues, entsühntes Sein der Stammvater zu werden eines neuen »königlichen Geschlechtes« (Petrus)? Wie könnten wir uns sonst von den Fesseln des Bösen frei machen? Man bedenke, daß hinter allem Bösen eine dämonische geistige Macht steht, die wir mit dem Wort »Teufel« (Diabolus, d.h. Durcheinanderwerfer) zu bezeichnen pflegen. Aber es gibt viele Teufel, und ihr Anführer ist eben jener einstige höchste Engel und Lichtträger Luzifer-Satana, der alle anderen mit sich in die Tiefe riß. Wenn wir bei dem Ausdruck »Erbsünde« nicht nur an biologische Vererbung denken, sondern mehr noch an Teilhabe an einer Schuldgemeinschaft, dann wird schnell ersichtlich werden, daß es dabei nicht so sehr um eine Tat (Sünde), sondern um einen Zustand geht, in dem wir uns befinden. Es ist jener Mangel an Gemeinschaft mit Gott, den wir schon bei unserer Geburt zu spüren bekommen. »Jeder Mensch steht darum im Machtbereich der Sünde«, sagt F. Krenzer. »Das Versagen Adams ist nicht Vergangenheit, sondern aktuelle Gegenwart. Denn jeder Mensch bestätigt im Laufe seines Lebens immer wieder dieses Nein zu Gott, das am Anfang stand. So wird der Zustand der Gottesferne nun auch unsere persönliche Tat.«

Seit der Mensch die Freundschaft mit Gott aufgekündigt hat, wird er von Reuegefühlen hin- und hergerissen. Die Sünde wird ihm sehr wohl bewußt, denn die Stimme Gottes in seinem eigenen Inneren, die nie erloschen ist und gegen die er sich höchstens eine Zeitlang taub stellen kann, das sogenannte Gewissen (nach Franz Xaver von Baader ein »Mitwissen von Gott«, lat. conscientia), läßt ihm keine Ruhe. Die Abhängigkeit vom Schöpfer bleibt also bestehen, trotz allem Querstellen gegen dessen Willen. Vor allem aber wird diese Abhängigkeit zugunsten des Menschen gerade dort zur Schicksalsfrage, wo dieser aus dem Leiden herauskommen möchte. Das Leiden hat insofern einen erzieherischen Wert, als der Mensch wieder anfängt, nach Gott zu rufen. Es zwingt ihn zur Selbstbesinnung in all seinen Taten. Nun gibt es aber auch Leiden, die sich auf keine persönliche Schuld zurückführen lassen, wie zum Beispiel Naturkatastrophen, Unfälle, usw. Wie läßt sich der bethlehemitische Mord an unschuldigen Kindern mit Gottes Liebe vereinbaren? In der Dichtung von Albert Camus »Die Pest« sagt ein Arzt zu einem Priester: »Nein, Pater, ich habe eine andere Vorstellung von der Liebe, und ich werde mich bis in den Tod hinein weigern, die Schöpfung zu lieben, in der Kinder gemartert werden.«

Das Theodizeeproblem in all seiner scheinbaren Ausweglosigkeit mündet immer wieder in die Frage: Wer ist verantwortlich für das unermessliche Leidensmaß in dieser Welt? Wenn es einen Gott der Liebe gibt, wie kann er dabei untätig zusehen? Ja, man stellt sich sogar die Frage: »Wäre keine Welt nicht besser als diese? Gott hat die Welt geschaffen; fällt das alles nicht letztlich auf ihn zurück?« Wenn der gläubige Christ sich auch schwertut, bei der bisherigen starken Verkürzung und Verdunkelung seines Weltbildes durch erstarrte Dogmenbegriffe die rechte Antwort sofort parat zu haben – wie sie etwa aus der Präexistenzlehre, ja sogar aus dem recht verstandenen Karmagedanken hervorginge (und beide sind miteinander auf das engste verknüpft) –, so weiß er doch eines aufgrund der Heilsgeschichte: Ein Verzweifeln ist nicht möglich, denn der Erlöser hat allem einen tiefen Sinn gegeben. Erst die Sinnlosigkeit in einem Dasein ohne Gott kann jene äußersten Depressionen hervorrufen, unter denen so viele Menschen heute leiden. Wer und was aber gibt dem Leben allgemein und dem Leiden im besonderen seinen Sinn? Wenn die Sünde sich selber straft, weil die wichtigsten Ordnungen durch sie zerstört werden, so gibt es doch immer noch »die Treue Gottes«. Aus ihr mag auch das Wort von Paulus hervorgegangen sein, daß wir hoffen dürfen »gegen alle Hoffnung«. Da Gott das Leiden und das Böse zu keiner Zeit gewollt hat, blieb er auch als die personifizierte Liebe nicht untätig, als der Mensch sich selber immer tiefer ins Elend hineinmanövrierte. Alle Selbsterlösungsversuche

konnten ihm so wenig helfen, wie jemand sich am eigenen Schopf aus einem Sumpf herauszuziehen vermag.

F. Krenzer gibt dazu folgenden Kommentar: »Der Mensch hat sich zwar durch die Sünde selbstmächtig von Gott entfernt, die Nähe aber kann er von sich aus nicht wieder herstellen. Hilfe, Rettung – wir Christen sprechen von »Erlösung« – muß in der Überwindung der Gottferne bestehen, und das kann nur von Gott aus geschehen. Und es ist von Gott aus geschehen! In Christus ist Gott den Menschen wieder nahe gekommen, in ihm wird die von Gott gewollte Größe des Menschen noch großartiger wieder hergestellt. Durch ihn wird das Gute stärker als das Böse in der Welt. Gott hat das Kühnste getan, was geschehen konnte, und sich darin wieder als »die Liebe« erwiesen: Er trat in unsere von der Sünde gezeichnete Welt ein. Er selbst hat in seinem Sohn die Unheilssituation auf sich genommen, er ist einer von uns geworden, hat unseren Tod erlitten. Im Menschen Jesus von Nazareth wurde das Nein des Menschen zu Gott wieder zu einem Ja.«

Jesus war der erste wirklich »heile Mensch«, der Mensch im Voll-sinn des Wortes. Daß ihn sein Durchhalten im Guten an das Kreuz gebracht hat, war allein der Menschen Werk, wie der Herr bei Lorber versichert. Die Juden wollten es so. Diese schlimmste Peinigung hätte auf jeden Fall vermieden werden können. So sind wir hineingestorben in Jesu Tod, wie wir mit ihm auch der Auferstehung teilhaftig werden. Daß die Leiden dieser Welt nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die uns »drüben« erwartet, bringt uns Paulus zum Bewußtsein. Ein Mensch, der nicht an ein Fortleben nach dem Tode glaubt, muß zweifellos die Last des Leidens doppelt spüren, so er einigermaßen sensibel ist. Für ihn gibt es eine der Haupttugenden des Christen, die »Hoffnung«, nicht, die mit dem Glauben an ein Jenseits verbunden ist. »Aber auch christliches Leiden und Dulden in der Ergebung in den Willen Gottes, jene positive Ausrichtung unseres ganzen Lebens und Seins, die wir aus der Nachfolge Christi schöpfen, ist kein tatenloses Hinnehmen der Übel dieser Welt, sondern ein Sichstellen dem Bösen, wie sich Christus ihm gestellt hat; denn »Angst und Tod« sind nicht das Letzte der christlichen Botschaft. Die Liebe Gottes ist mächtiger als die Schuld, stärker als Leid und Tod. Dem Tod Jesu am Karfreitag folgt die Auferstehung am Ostermorgen. Christus lebt; damit ist auch unser Tod überwunden. Christus wurde Anfang einer »neuen Schöpfung« (vgl. Eph 1,21 ff) (F. Krenzer).

Im Grunde gibt es nur eine einzige Sünde: sich der Liebe Gottes verweigern. Gerade nach der Erlösungstat Christi dürfen wir uns einen Bruch mit Gott nicht noch einmal leisten. Die Unheilssituation von einst würde sich sonst verstärkt wiederholen. Was bedeutet also das

Opfer Christi für jeden einzelnen von uns? Das Opfer als solches hatte stets den Sinn, Verzeihung und Versöhnung zu erwirken. Wie sehr sich der Mensch mit aller Kreatur in einer inneren Einheit wußte, beweisen gerade seine Opfertaten. Sie sollten für ihn sprechen und Sühne leisten. Es mußte aber ein unbeflecktes Opfertier sein, denn es herrschte die Ansicht, daß die Unschuld allein erlösen hilft. Bei Paulus wird dies zum Hinweis auf Christus. Jesu »völliges Freisein von allem Anhaften an der Welt«, wie die indischen Shastras das niedergestiegene göttliche Wort attributisch bezeichnen, prädestinierte ihn geradezu nicht nur zum Opfer (als das »vorzeitliche Opferlamm« nach Johannes), sondern auch zum ewigen Hohenpriester. So war er beides zugleich, denn der Neue Bund brachte ja die Neuordnung im ganzen Tempelwesen.

Es war eines der wichtigsten Anliegen des Paulus, das alte Gesetz als das zu entlarven, was es immer nur sein konnte: »Es enthält nur ein Schattenbild der künftigen Güter, nicht das wahre Bild der Wirklichkeit. Darum ist es nicht imstande, durch die gleichen, jährlich immer wiederkehrenden Opfer die Opfernden vollkommen zu machen. Oder hätte man nicht aufgehört, sie darzubringen, wenn die Opfernden ein für allemal gereinigt sich keiner Sünde mehr bewußt wären? Im Gegenteil, durch sie wird die Erinnerung an die Sünden alljährlich erneuert. Aber unmöglich kann das Blut von Stieren und Böcken Sünden tilgen. Darum sagt Christus bei seinem Eintritt in die Welt: »Opfer und Gaben verlangst du nicht, einen Leib aber hast du mir gegeben. An Brand- und Sühneopfern hast du kein Wohlgefallen. Siehe, ich komme, um deinen Willen zu erfüllen, o Gott, wie in der Buchrolle von mir geschrieben steht.« Was war die Folge? »Aufgrund dieses Willens sind wir ein für allemal geheiligt durch die Hinopferung des Leibes Jesu Christi.« Ein Wort der Heiligen Schrift bezeugt diese Tatsache. Der Heilige Geist spricht dort: »Das ist der Bund, den ich mit ihnen schließe nach jenen Tagen: Ich lege mein Gesetz in ihr Herz und schreibe es in ihr Inneres. Ihrer Sünden und Übertretungen will ich nicht mehr gedenken.« Und Paulus ergänzt: »Wo aber diese vergeben sind, da bedarf es keines Opfers mehr für die Sünden« (Hebr 10,18).

Bereits bei den frühen Kirchenlehrern (z. B. bei Johannes Damascenus) wird das Opfer Christi nicht allein auf das Kreuz bezogen. Sie wußten, daß sein ganzes leidgetränktes Dasein Opfercharakter hatte. Schon der Niederstieg aus den Himmeln durch die jenseitigen Sphären mit ihren immer mehr sich verdichtenden Zuständlichkeiten erforderte den Verzicht auf seine »Herrlichkeit beim Vater«. Er mußte in allem sich anpassen an die Bedingungen der unteren Welten. Die Inkarnation auf Erden endlich bedeutete eine Einzeugung schmerzlichster Art: In dem Erdenleib, den er durch jungfräuliche Geburt von Maria erhielt,

wirkte noch das erbsündige Wesen Adams. Mit ihm hatte er sich als Mensch genau wie jeder andere auseinanderzusetzen. In dem Grade, wie er seine niedere Natur allmählich durch Selbstabtötung überwand, wurde auch sein Göttliches wieder frei. Die inneren Kämpfe, die er dabei zu bestehen hatte, übertrafen das Ausmaß jeder anderen Seele; denn der Widersacher wußte um seine Sendung und führte noch einmal wie am Anfang der Zeiten seine schärfsten Waffen gegen ihn ins Feld. Als Höhepunkte sind uns überliefert: Die Versuchung in der Wüste, die Ölbergstunde, die Kreuzigung. Die Kluft zwischen Gott und der gefallenen Schöpfung schloß sich in dem Augenblick, da Christus am Kreuz die Worte sprach: »Es ist vollbracht!« Nun konnte er sie alle an sich ziehen, die innerlich mit ihm verbunden waren. Während Jesus als Mensch die einzigartige Tat der Selbstverleugnung vollbringer mußte, sich ganz in den Willen des Vaters gebend, hat Christus durch seine göttliche Natur dem Opfer noch etwas hinzuzufügen: Als Sohn und Gesandter des himmlischen Vaters besaß er die Vollmacht der Sündenvergebung.

Sein stellvertretendes Opfer war allumfassend. Das ist wiederum nur verständlich, wenn man um seine ewige Bedeutung als Logos weiß. In ihm ist das ganze Weltall ein einziger Leib. Jedes Glied ist mit dem ganzen Leibe verbunden. Aus diesem Grunde kann Christus auch allen helfen. Der indische Mystiker Sadhu Sundar Singh bemerkt dazu: »Obwohl Christus in dieser Welt gekreuzigt wurde, die nur ein Teil des sichtbaren und unsichtbaren Weltalls ist, so wirkte sein Tod auf das ganze Weltall. Und obwohl er zur Erlösung der Welt an einem einzigen Ort gekreuzigt wurde, so hat doch die ganze Welt an seinem Opfer teil. Und wie der Geist im ganzen Leibe lebt, so ist Gott in seinem ganzen Weltall gegenwärtig.« Daß Christus sogar schon in diesem Leben das Kreuz derer teilt, die in ihm bleiben, verrät uns die Apostelgeschichte (9,4). Der Sadhu hört den Herrn darüber sagen: »Die Menschen sind zwar Geschöpfe, und Ich bin ihr Schöpfer. Dennoch verhalte Ich Mich zu ihnen wie der Geist zum Leib. Diese zwei, obgleich verschiedene Wesenheiten, sind doch so sehr miteinander verbunden, daß, wenn selbst das kleinste Glied des Leibes Schmerz fühlt, der Geist sogleich dessen inne wird. So bin Ich Leben und Geist Meiner Kinder, und sie sind sozusagen Mein Leib und Meine Glieder. Ich teile mit ihnen allen ihren Schmerz und Kummer und helfe ihnen im rechten Augenblick. Ich habe selbst das Kreuz getragen; deshalb kann Ich auch die Kreuzträger befreien und in vollkommener Geborgenheit erhalten, selbst wenn sie mitten durch die Feuer der Verfolgung schreiten.«

In einem Gleichnis von besonders eindringlicher Sprache, das zugleich die mögliche Kommunion des Menschen mit Christus verdeutlicht

chen will, lehrt uns der Herr beim Sadhu den letzten Grund des Leidens: »Wenn ein edler Baum auf einen unedlen gepfropft wird, spüren beide das Messer und müssen beide leiden, damit der unedle Baum edle Früchte trage. Ebenso mußten zuerst Ich selbst und danach auch alle Gläubigen die Qualen des Kreuzes leiden, damit in der Menschen böses und sündenvergiftetes Wesen geistliches und heiliges Leben einziehe und sie in Zukunft gute Früchte bringen und dadurch die herrliche Liebe Gottes offenbaren.«

Die Frage nach der Sünde und ihrer Bedeutung führt tief hinein in das enge Verhältnis zwischen Mensch und Gott. Das Unrecht im allgemeinen ist nicht nur ein Verstoß gegen eine Vorschrift (etwa das Sittengesetz) oder gegen einen unserer Mitmenschen, der eigentlich unserer Liebe bedürfte; es richtet sich gegen unser innerstes Selbst. Darüber hinaus ist es auch eine Verletzung von etwas Heiligem und Großem. Es richtet sich gegen die Majestät Gottes. Gerade darin hat es seine furchtbare Wurzel, die das Böse als solches heraufbeschwört. So bilden Sünde, Leid und Tod ein dunkles Ganzes. Darum fragten sich auch die Pharisäer bei der Heilung des Gichtbrüchigen entsetzt: »Wer kann Sünden vergeben? Doch nur Gott allein!« Und sie hatten recht. Oft findet sich bei modernen Menschen, die nichts mehr von den Zusammenhängen wissen, die selbstsichere Ansicht: »Unrecht ist Unrecht und bleibt es auch. Was soll da Vergebung? Der Mensch soll sich vornehmen, es nicht mehr zu begehen. Er soll sich bemühen, es besser zu machen. Im übrigen bleibt seine Verantwortung. Das Dasein eines Menschen ist die Summe seines guten und schlimmen Tuns, und daran ist nichts zu ändern. Gerade darin, daß ihm hier niemand etwas abnehmen darf, daß er da ganz in sich selbst steht, gründet ja die Würde des Menschen.« (Zitat aus R. Guardini, »Der Herr«)

Der ethische Heroismus, der solcherart sich kundgibt, gefällt sich in der Pose der Selbsterlösung. Wie in dem Weltbild vorchristlicher, meist östlicher Religionen bleibt hier die Rechnung von Schuld und Sühne, von guten und schlimmen Taten, wie ein Konto bestehen, dessen Saldo (Übertrag) wohl niemals zum Ausgleich kommt. Guardini sagt zur Sünde allgemein: »Im Letzten wiederholt die Sünde den alten Angriff Satans: sie ist der grausig sinnlose und doch bis in die Wurzel erregende Versuch, Gott abzusetzen, Gott herunter zu ziehen, Gott zu zerstören. So ist die Sünde auch gegen das heilige, von Gott entstammende Leben im Menschen gerichtet und wirkt sich dann in der Zerstörung des natürlichen Lebens aus. Sie bleibt nicht im Innenraum des Einzelgewissens, sondern wird zur Gemeinschaft von Schuld und Schicksal.« Dazu noch ein Wort von S. Müller-Markus: »Wer gegen die Natur sündigt, sündigt immer auch gegen Gott. Wer gegen Gott sich vergeht,

schändet immer auch seine eigene Natur. Daher das Bild vom Engel, der die Ureltern aus der paradiesischen Natur vertreibt. Sie sind ihrer nicht mehr würdig, denn sie haben die Natur selbst mißbraucht. Heute steht eine ganze Menschheit auf jener Schwelle, wo die Natur in ungeahnter Weise verhöhnt wird. Die Geheimnisse biologischer Zeugung werden nicht mehr nur durchleuchtet (was berechtigt ist), sondern von rasenden Menschen-Tieren mißbraucht. Die Geheimnisse der wissenschaftlichen Kreativität werden um der Massenvernichtung willen von gewissenlosen Betrügnern gekauft. Das Geheimnis künstlerischer Kreativität wird zum Geschäft erniedrigt. Ja, selbst die Natur wird durch die Verschmutzung der Umwelt geschändet, so daß der Mensch bald nicht mehr in ihr leben kann. Damit sündigt aber der Mensch sowohl an seiner eigenen biologischen und psychischen Natur wie an der natürlichen Umwelt. Die Folge ist ein Selbst-Zerfall in Form von kollektiven und persönlichen Neurosen. Das Ende ist Nihilismus« (in »Gott kehrt wieder«).

Wenn der Mensch die Tiefe der Sünde nicht klar erkennt, ist er auch zu keiner rechten Reue fähig. Nur sie vollzieht den Akt der Reinigung (symbolhaft in dem »Tränenbad« ausgedrückt). Derjenige, der die Gnade sucht, muß Demut lernen. Darum war auch Christi erstes Wort in der Öffentlichkeit: »Tuet Buße!« Aus der Tiefe zu Gott rufen, ist eine ähnlich heilsame Bewußtwerdung, wie sie der Psychiater mit seinen Mitteln am Patienten versucht. Denn nur das Licht der Bewußtmachung kann auch lösen. Das beweisen sogar die psychosomatischen Heilversuche im Hypnoseverfahren. Christus ist Gott; nur deshalb kann er Sünden wirklich vergeben. Sein letztes Geheimnis ist, daß er den Sünder von sich aus verwandelt, in sich hinein. Aus diesem Grunde ruft Paulus uns zu: »Ziehet an einen neuen Menschen, Jesus Christus!« Indem wir eine neue Kreatur, ein völlig anderer Mensch werden, mit ganz neuen Entscheidungen aus dem Ja-sagen zum Willen des Vaters heraus, fällt das alte Wesen von uns ab; Vergangenes wird schemenhaft. Wir haben keine Beziehung mehr zu ihm. Das ist die Erlösung.

Man kann die Erlösung nur verstehen, wenn man von Gottes Wesen beide Seiten kennt: Gerechtigkeit und Liebe. Sie scheinen einander zu widerstreiten. Die Gerechtigkeit kann nicht weichen um der Ordnung willen. Sie muß hart sein wie das Gesetz, und jede Abweichung von ihr führt unweigerlich in das Gericht. Die Liebe aber neigt zur Barmherzigkeit. Wenn sie sich zu uns herabläßt, verknüpft sie ihr eigenes persönliches Schicksal mit dem unsrigen in einem Akt der Vermählung. Das aber geschah durch Christus, der sich in die gefallene Schöpfung hineingeopfert hat. Das »Lamm« der Johannes-Apokalypse ist so sehr am Weltgeschehen beteiligt, daß es allein für würdig befunden wird,

das Buch mit den sieben Siegeln zu öffnen. Dies bedeutet im Grunde: Als »Urheber allen Heils« (Hebr 5,9) schenkt Jesus uns himmlische Erkenntnis.

e) Höhepunkte der Passion des Herrn

Die Apostel hatten sich stets sehr betrübt gezeigt, wenn Jesus von seiner Kreuzigung zu sprechen begann. Die Schwere seiner Worte wurde ihnen aber dennoch nie voll bewußt. Und das ist nicht verwunderlich! Die düsteren Ankündigungen erschienen ihnen so gänzlich unwahrscheinlich, daß sie kaum tiefer darüber nachdachten. Hatten sie doch ihren Herrn und Meister als Herrscher über alle Natur und Kreatur kennengelernt! Der große Wundertäter konnte sich unmöglich seinen Feinden überantworten, ohne seine Macht zu gebrauchen. Auch standen ihm Legionen von Engeln zur Verfügung, wie er mehrmals betonte. Sie wußten sich selbst in seinem Schutz geborgen und ahnten nicht einmal in Gethsemane, was ihm bevorstand. Während Jesus, der alles Kommende mit hellsehendem Auge bis in die kleinsten Details voraussah (s. darüber K. Emmerich!) und den schlimmsten Kampf mit seiner menschlichen Natur zu kämpfen hatte, gaben sie sich unbesorgt ihrem Schlafbedürfnis hin. Sie folgten nicht seiner dreimaligen Aufforderung, mit ihm zu wachen und zu beten. Um sie nicht zu erschrecken, hatte er ihnen dieses Mal sein unmittelbar bevorstehendes Leiden mit keiner Silbe erwähnt.

Johannes hat wohl ganz bewußt in seinem Evangelium die Angstzustände Jesu am Ölberg völlig verschwiegen. Ihm lag vor allem daran, zu zeigen, daß der Herr nach gänzlicher Überwindung seines Menschlichen erst recht gestärkt und geradezu todesmutig aus der Prüfung hervorging. Dies beweist die folgende Szene: Als mitten in der Nacht durch Anstiftung des Verräters Judas eine ganze Kohorte - etwa sechshundert Mann - römischer Legionäre, begleitet von der Tempelwache unter Anführung des Malchus, »mit Laternen, Fackeln und Waffen« gegen ihn heranrückte, stellte er sich ihnen unerschrocken entgegen. Hören wir den Wortlaut bei Johannes: »Jesus, der alles wußte, was über ihn kommen sollte, trat vor und fragte sie: ›Wen suchet ihr?‹ Sie antworteten ihm: ›Jesus von Nazareth!‹ Da sprach der Herr zu ihnen: ›Ich bin es.‹ Auch Judas, sein Verräter, stand bei ihnen. Als Jesus ihnen bekannte: ›Ich bin es!‹, wichen sie zurück und stürzten zu Boden. Nochmals fragte er sie: ›Wen suchet ihr?‹ Und wieder antworteten sie: ›Jesus von Nazareth!‹ Da entgegnete der Herr: ›Ich habe es euch schon gesagt, daß ich es bin. Wenn ihr also mich sucht, laßt diese gehen! -

So sollte sich das Wort erfüllen, das er (in den Abschiedsreden zum Vater) gesprochen hatte: ›Keinen von denen, die du mir gegeben hast, habe ich verloren.‹

Simon Petrus aber zog das Schwert, das er bei sich hatte, schlug damit auf den Knecht des Hohenpriesters ein und hieb ihm das rechte Ohr ab. Der Knecht hieß Malchus.

Jesus aber sagte zu Petrus: ›Stecke dein Schwert in die Scheide! Soll ich den Kelch nicht trinken, den der Vater mir gereicht hat?‹ (Joh 18,4 ff).

Daß Jesus noch immer im Vollbesitz seiner Macht war, können wir dem Umstand entnehmen, daß die waffenklirrenden Soldaten erst zu Boden stürzten, als er sich ihnen zu erkennen gab. Nur wenige Tage darauf waren es die Wächter am Grabe - diesmal ausschließlich eine Tempelwache -, die bei der Auferstehung des Herrn zu Boden geschleudert wurden. Die Schwingungskräfte, die vom Auferstandenen ausgingen, zusammen mit der gewaltigen Lichterscheinung, hatten dies bewirkt. Wir kennen das auch von den Engelserscheinungen her, die, wie bei Daniel, die Menschen niederwerfen können, solange sie nicht ihr starkes Licht eingezogen haben. Daß dies keine bloße Mär und fromme Erfindung ist, können sogar die zahlreichen Teilnehmer bei den Heilungsgottesdiensten der Kathrin Kuhlman (gest. 1976) bezeugen. Ihre Massenheilungen erinnerten sehr an die Wunder Jesu, gab es doch keine Krankheit und auch kein körperliches Gebrechen, das nicht geheilt werden konnte. Der Verfasser dieser Zeilen hat es selbst miterlebt: Wenn Kathrin Kuhlman einzelne Geheilte auf der Bühne zu sich herbat, geschah fast regelmäßig folgendes: Manchmal schon in ihrer Nähe, meist aber erst bei leichter Berührung mit ihrer Hand, wurde der Geheilte plötzlich stocksteif und fiel nach hinten zu Boden. Mehrere Helfer standen dann schon bereit, den Stürzenden aufzufangen.

Wie sollen wir uns diesen Vorgang erklären? Die Antwort lautet wohl: Solange Kathrin Kuhlman während des Gottesdienstes als Medium gebraucht wurde, durchströmten sie die gewaltigen Kräfte, die »von oben« in sie einströmten und die auch die Ursache der Heilungen waren. Von sich selbst bekennt dieses Werkzeug Gottes: »Oft ist die Kraft des Heiligen Geistes so gegenwärtig in meinem Leib, daß ich Mühe habe, mich aufrecht zu halten. Oft heilte seine bloße Gegenwart kranke Leiber vor meinen Augen; meine Seele ist dann dem Geist Gottes so völlig ausgeliefert, daß ich ganz genau weiß, welche Körper gerade geheilt werden. Ich weiß die Krankheit, die Schmerzen und in einigen Fällen auch die wirkliche Sünde in ihrem Leben. Und doch könnte ich mir nicht anmaßen, etwas über das Warum oder das Wie zu sagen« (aus ihrem Buch »Ich glaube an Wunder«). Daß solche und

ähnliche Ereignisse ein Glaubenszeugnis ohnegleichen liefern könnten, haben leider die christlichen Kirchen noch nicht begriffen. Hinderlich ist ihnen allen die Uneinigkeit im Lehrsystem und gegenseitiges Mißtrauen. Eine Ausnahme bildet die sogenannte Charismatische Bewegung innerhalb der katholischen Kirche, besonders in den USA.

Ein weiteres Wunder bei der Gefangennahme Jesu darf nicht unerwähnt bleiben. Von ihm erfahren wir allerdings nur durch den Evangelisten Lukas. Als Petrus im Übereifer sein Schwert gegen den »Knecht des Hohenpriesters« gezogen und diesem ein Ohr abgeschlagen hatte, mahnte Jesus die Jünger energisch: »Laßt ab, nicht weiter!« Dann berührte er des Malchus Ohr und heilte ihn. Es war echte Feindesliebe! Daß der Herr sich schließlich noch schützend vor seine Jünger stellte, so daß diese ungeschoren von dannen ziehen konnten, ist ein weiterer Beweis für seine Liebe und Fürsorge. Bei den Synoptikern, die allgemein über das Geschehen während der Gefangennahme Christi viel ausführlicher berichten als Johannes, erhebt Jesus gegen seine Häscher den Vorwurf: »Wie gegen einen Räuber seid ihr mit Schwertern und Knüppeln ausgezogen. Tag für Tag war ich bei euch im Tempel, und ihr habt nicht Hand an mich gelegt. Aber dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis!« (Lk 22,52 f).

Jesus wurde gefesselt und zunächst dem Hohenpriester Hannas vorgeführt. Über diesen heißt es bei Johannes: »Er war der Schwiegervater des Kaiphas, der in diesem Jahr Hoherpriester war. Kaiphas war es gewesen, der den Juden den Rat gegeben hatte, es sei am besten, wenn ein Mensch für das Volk sterbe« (Joh 18,13 f). Um die groteske Situation bei der nachfolgenden Gerichtsverhandlung richtig einzuschätzen, sei folgendes vergegenwärtigt: »Der Hohe Rat bestand aus Pharisäern und Sadduzäern. Sowohl Hannas als auch Kaiphas waren Sadduzäer. Die Sadduzäer, welche ihr Geschlecht von dem berühmten Zadok ableiten, dem ersten Oberpriester am neuerbauten Tempel Salomons, waren jener Zweig des Stammes Levi, aus dem seit den Tagen Salomons allein die Hohenpriester gewählt werden durften. Sadduzäer konnte niemand werden, der es nicht von Geburt an war. Innerhalb dieses Tempeladelsgeschlechtes herrschte ein exklusiv aristokratischer Adelsstolz. Mit Geringschätzung schauten die aristokratischen Sadduzäer herab auf den demokratischen Betrieb, der sich in den Lehrhäusern der Synagoge unter Führung der Pharisäer und Schriftgelehrten herausbildete. Die Pharisäer, welche ursprünglich einen esoterischen, vom Propheten Esra um 450 v. Chr. gegründeten Orden bildeten, wollten vor allem die Reinheit der jüdischen Blut- und Geistesströmung hüten. Pharisäer heißt soviel wie »die Abgesonderten«. Die Pharisäer entwickelten auch eine besondere messianische Eschatologie, wie wir sie in dem apo-

kalypischen vierten Buche Esra als eine Weiterbildung der apokalyptischen Schauungen des Ezechiel und Daniel finden. Das Schicksal der Menschen nach dem Tode, das Walten der Engel, das Kommen des Messias zum Gericht waren entscheidende Grundlehren dieser Esoterik. Getreu dem altjüdischen Satz »Wer Jehova siehet, stirbt«, konnten sie sich das Kommen der Messias-Gottheit nur so vorstellen, daß dadurch die Katastrophe des Weltunterganges ausgelöst würde.

Alle diese Anschauungen lehnten die Sadduzäer unter Berufung auf das alte mosaische Gesetz ab. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus sagt in seinem »Jüdischen Krieg« (II,8,14) von den Sadduzäern: »Da die Sadduzäer das Leben bis zur Neige auskosten wollten, verwarfen sie die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Toten und von einer Vergeltung nach dem Tode. Kurz, sie glaubten nicht, daß Gott die Werke der Menschen richten werde. Auch die Existenz der Engel leugneten sie. Gott habe, so sagten sie, mit dem Tun und Lassen der Menschen gar nichts zu schaffen, vielmehr seien gute wie böse Handlungen gänzlich dem freien Willen anheimgestellt, und nach eigenem Gutdünken trete ein jeder auf die eine oder andere Seite.« Es ist klar, daß durch solche Anschauungen jede tiefere Sittlichkeit zerstört wurde. Die Sadduzäer waren zur Zeit Christi die Vertreter eines freigeistigen und ungläubigen Judentums, das im wesentlichen nach machtpolitischen Gesichtspunkten handelte, um die Herrschaft nach tempelpriesterlicher zu wahren. Von Hannas schreibt Josephus in seinen »Jüdischen Altertümern« (Kap. 20,9,1): »Hannas wurde als der glücklichste Mensch gepriesen, weil alle seine fünf Söhne und auch sein Schwiegersohn Kaiphas das Amt des Hohenpriesters bekleideten. Dafür war sein Charakter ein sehr niedriger.«

Und im jüdischen Talmud heißt es: »Welch ein Unglück war die Familie des Hannas! Ihr Schlangengezücht sei verflucht! Sie selbst waren Hohepriester, ihre Söhne Geldeinnehmer, ihre Schwiegersöhne Oberbefehlshaber der Tempelwache, ihre Diener quälten das Volk mit ihren Stöcken« (Babyl. Pesachim 57a). Diese Familien waren es, welche den Hohen Rat, den obersten Gerichts- und Verwaltungshof des jüdischen Volkes beherrschten. Es war die in der Person des Hohenpriesters zusammengefaßte Macht des Geldes, der Tradition, der Autorität des Gesetzes, welche sich hier gegen das religiöse Erneuerungswerk Christi richtete.« (Aus Arthur Schult, »Das Johannes-Evangelium als Offenbarung des kosmischen Christus«)

Wie wenig die Gestalt Jesu in den Rahmen einer solchen Versammlung hineinpaßte, ist offenkundig. Das ganze Verhör drohte zu einer einzigen Farce zu werden. Da er hellsehend die Gedanken seiner Gegner durchschaute und auch ihr Inneres wie ein aufgeschlagenes Buch

offen vor ihm dalag, gab er auf alle Fragen, die zunächst Hannas und später Kaiphas an ihn stellten, nur sehr zögernde Antworten. Wußte er doch, daß sein Tod schon längst beschlossen war. Auf die Frage des Hannas nach seinen Jüngern und seiner Lehre antwortete er: »Ich habe offen vor aller Welt geredet, ich habe stets in den Synagogen und im Tempel gelehrt, wo alle Juden zusammenkommen; im Verborgenen habe ich nichts geredet. Frage die, die mich gehört haben; sie wissen, was ich gesagt habe!« (Joh 18,20 ff). Da gab ihm einer der Tempelknechte einen Backenstreich mit den Worten: »So antwortest du dem Hohenpriester?« Jesus erwiderte geduldig: »Habe ich unrecht geredet, so beweise mir das Unrecht; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?«

Die Mißhandlungen nahmen ihren Anfang. Kein Wunder, daß er immer einsilbiger wurde, was man ihm als Verstocktheit auslegte. Über das weitere Geschehen berichten am ausführlichsten Matthäus und Lukas, beide in etwas unterschiedlicher Folge. Bei Matthäus lesen wir: »Die Hohenpriester und der ganze Hohe Rat suchten nach einer falschen Zeugenaussage gegen Jesus, um ihn zum Tode verurteilen zu können. Aber trotz der vielen falschen Zeugen, die auftraten, erhielten sie für ihr Vorhaben keine brauchbare Handhabe. Zuletzt kamen noch zwei Zeugen hinzu mit der Aussage: ›Dieser hat behauptet: Ich kann den Tempel Gottes niederreißen und ihn in drei Tagen wieder aufbauen.‹ Da erhob sich der Hohepriester und fragte ihn: ›Sagst du nichts zu dem, was diese gegen dich vorbringen?‹ Jesus aber schwieg. Da sprach der Hohepriester zu ihm: ›Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, sage uns, ob du Christus, der Sohn Gottes, bist!‹ Jesus erwiderte: ›Ja, ich bin es. Aber ich sage euch, von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten des allmächtigen Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.‹ Da zerriß der Hohepriester seine Kleider und rief: ›Er hat Gott gelästert! Wozu brauchen wir noch Zeugen? Ihr habt ja soeben die Gotteslästerung gehört. Was dünkt euch?‹ ›Er ist des Todes schuldig!‹ antworteten sie. Nun spieen sie ihm ins Gesicht und schlugen ihn mit Fäusten. Andere gaben ihm Backenstreiche und höhnten: ›Messias, künde uns: Wer hat dich geschlagen?‹« (Mt 26,59 ff).

Zusammengenommen machen die Evangelien uns so recht bewußt, welch ein Schandgericht über Jesus ergangen ist. Bald kommt es zur Vorführung bei Pilatus, dem römischen Prokurator, und schließlich auch noch bei König Herodes. Der römische Landpfleger mußte sich mit der Anklage auseinandersetzen, Jesus habe dem Volke geraten, dem Kaiser keine Steuern zu zahlen, ja, er habe sich selbst zum König ausrufen lassen. So fragte er den Beschuldigten direkt: »Bist du der König

der Juden?« Bei Johannes antwortet der Herr: »Fragst du das aus dir selbst, oder haben andere dir über mich berichtet?« »Bin ich denn ein Jude?« entrüstete sich Pilatus. »Dein Volk und die Hohenpriester haben dich mir übergeben. Was hast du getan?« Jesus antwortete: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Anhänger gewiß darum kämpfen, daß ich den Juden nicht ausgeliefert würde. Aber mein Reich ist nicht von hienieden.« Pilatus fragte weiter: »Du bist also doch ein König?« Da erwiderte ihm Jesus: »Ja, ich bin ein König. Dazu bin ich geboren und in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe. Jeder, der aus der Wahrheit stammt, hört auf meine Stimme.« Da sagte Pilatus zu ihm das historische Wort: »Was ist Wahrheit?« ... (Joh 18,33 ff).

Daß der Landpfleger den Herrn nur widerwillig den Juden auslieferte, damit sie ihn kreuzigen konnten mit der Begründung: »Wir haben ein Gesetz und nach diesem Gesetz muß er sterben, denn er hat sich zum Sohne Gottes gemacht«, geschah allein aus Furcht vor den spitzfindigen Argumenten des Tempels; riefen sie ihm doch entgegen: »Wenn du diesen freigibst, bist du nicht des Kaisers Freund; denn jeder, der sich zum Könige macht, ist wider den Kaiser« (Joh 19,12). Die Juden gebärdeten sich plötzlich römischer als die Römer selbst: »Wir haben keinen anderen König als den Kaiser!« schrieten sie. Es ist zweifellos richtig, was A. Schult zu diesem Verhalten bemerkt: »Johannes betont mit Recht, daß nur die Hohenpriester dieses Wort sprechen und nicht das Volk, dem solche Gedanken fernlagen. Denn mit diesem Worte geben die Hierarchen die jüdischen Messiasidee preis und stellen sich auf den Boden des Cäsarenkultes. Das ist geradezu der geistige Selbstmord des Judentums. In ihrem grenzenlosen Haß gegen Jesus geben die Hohenpriester ihre heiligsten religiös-messianischen Hoffnungen preis. ... Der schauerliche Ruf des Volkes ›Sein Blut komme über uns und unsere Kinder‹, hat sich nur zu bald erfüllt, als im Jahre 70 n. Chr. Jerusalem und sein Tempel vom römischen Feldherrn Titus zerstört wurde und der größte Teil der Bevölkerung auf gräßliche Weise umkam. Die Schilderungen des Historikers Josephus vom Untergang Jerusalems gehören zu den grauenhaftesten Kriegsbildern der Geschichte.«

Die körperliche Züchtigung Jesu setzte sich verstärkt fort nach seiner Verurteilung zum Tode. Darüber heißt es bei Johannes: »Pilatus ließ hierauf Jesus ergreifen und geißeln. Die Soldaten flochten eine Krone von Dornen, setzten sie ihm aufs Haupt und legten ihm einen Purpurmantel um. Dann traten sie vor ihn hin und riefen: ›Heil dir, König der Juden!‹ und gaben ihm Backenstreiche« (Joh 19,1 ff). Da Pilatus von der Unschuld Jesu überzeugt war, ließ er nunmehr den Gemarterten

noch einmal vor die Augen der Juden treten: Er hatte die feste Absicht, ihn freizugeben, sobald es ihm gelang, angesichts dieser Spottfigur die Herzen der Juden zu erweichen. Doch jegliche Mühe war vergebens! Alle schrieten wie aus einem Munde: »Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!« Um nicht selbst das Urteil vollstrecken zu müssen, schickte Pilatus den Gepeinigten zu Herodes. Was bei diesem geschah, gibt Lukas mit den Worten wieder: »Herodes freute sich sehr, als er Jesus sah; denn er hätte ihn schon längst gern gesehen, weil er vieles von ihm gehört hatte und ein Wunder von ihm zu sehen hoffte. So richtete er denn viele Fragen an ihn. Allein Jesus gab keine Antwort. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten standen dabei und klagten ihn leidenschaftlich an. Da verhöhnte und verspottete ihn Herodes und sein Gefolge; er ließ ihm zum Spott ein weißes Kleid anziehen und schickte ihn so zu Pilatus zurück. An jenem Tage wurden Pilatus und Herodes Freunde, während sie vorher Feinde waren« (Lk 23,8 ff).

Der Kreuzweg begann! – Man muß bei Katharina Emmerich nachlesen, um zu erfahren, wie sehr hier ein Mensch, stellvertretend für die ganze Menschheit, den bittersten Leidenstrunk bis zur Hefe auskostete. Welch unsäglichen Belastungen war der Körper Jesu allein schon während des Kreuztragens – wobei er mehrmals zu Boden stürzte – und schließlich bei der Annagelung auf Golgatha lange Zeit ausgesetzt! Nach den vorhergegangenen Peinigungen mutet es wie ein Wunder an, daß er all diesen Grausamkeiten körperlich überhaupt noch standhielt und nicht schon längst der Tod eintrat. Selbst als man ihm auf roheste Weise die Kleider vom Leibe riß – sie waren an die vielen Wunden angeklebt –, blieb er noch Herr über seine Schmerzen. Der Mediziner Dr. R. W. Hynek hat in seinem Buch »Golgathas Geheimnis« wohl die treffendste und sachkundigste Darstellung der Situation gegeben.

Die Evangelien schildern uns zwar das äußere Geschehen ziemlich genau, nicht aber, was in der Seele des Menschensohnes vor sich ging. Wir könnten dies allenfalls erraten aus den sogenannten Sieben Worten Jesu am Kreuz. Sie ergeben sich aus der Zusammenschau der vier Evangelien. In der Mitte steht als viertes das zentrale Wort: »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« Es wurde schon früher erwähnt, wie dieser nur scheinbar verzweifelte Ausruf des Menschensohnes in Wirklichkeit zu deuten ist. Hören wir dazu noch eine Stelle aus dem Lorberwerk »Bischof Martin«. Da sagt der Herr zu Petrus und anderen Zuhörern im Jenseits: »Glaube Mir, Ich war endlos seliger am Kreuz, als da ich durch Mein allmächtiges Wort Himmel und Erde zu gestalten begann! Denn als Schöpfer stand Ich als ein unbittlicher Richter in der Mitte Meiner ewig unzugänglichen Gottheit; am Kreuze aber hing Ich als ein zugänglichster Vater voll der höchsten

Liebe, umgeben von so manchen Kindlein schon – die in Mir den Vater zwar noch nicht völlig erkannt hatten, da ihnen der gekreuzigte Sohn, d. i. des Vaters Leib, im Wege stand, aber Mich dennoch aus allen Kräften als den Sohn des allerhöchsten Vaters über alles liebten. Wahrlich, ich sage euch, ein Herz, das Mich wahrhaft liebt, gibt Mir mehr als alle Himmel und Welten mit ihrer Herrlichkeit!« (Kap. 186,9 f).

Daß mit dem Aufschrei Jesu ganz plötzlich eine jähe Finsternis über das Land hereinbrach, gehört zu jenen sogenannten Begleitwundern, die uns die kosmischen Hintergründe dieses Weltendramas auf allen Höhepunkten im Leben des Heilandes erahnen lassen. Bald gesellte sich dazu noch ein anderes Ereignis: Der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Tempel zerriß, worüber die Synoptiker gemeinsam berichten. Dieser Vorhang war aus einem Stück gearbeitet und trennte das »Allerheiligste« vom »Heiligen«, denn niemand außer dem Hohenpriester durfte sich dem Mysterium direkt nahen. Während das »Heiligtum«, das sogenannte Hekal, den Tisch mit den Schaubroten und dem berühmten siebenarmigen Leuchter enthielt, war das »Allerheiligste«, das sogenannte Debir, seltsamerweise völlig leer. »Es enthielt kein Standbild, kein Symbol, nichts als einen unbehauenen Stein, den »Nabel der Welt«, auf dem einmal jährlich der Hohepriester mit klopfendem Herzen, allein dem Unsichtbaren gegenüber, die Räucherpfanne niederlegte am Tag des Versöhnungsfestes.« (Daniel-Rops, »Die Umwelt Jesu«) War die Anwesenheit Gottes gerade in diesem von allem menschlichen Beiwerk frei gemachten »fast dunklen Raume«, der »in ewigem Schweigen« lag, besonders spürbar?

Wie einst am Berge Sinai unter Donner und Blitz die Gesetzestafeln empfangen wurden, war auch beim Tode Jesu die Natur in Aufruhr. »Die Erde erbebte, die Felsen zersprangen, die Gräber öffneten sich und viele Leiber von entschlafenen Heiligen standen auf«, heißt es bei Matthäus (27,52). Und hatte nicht Joel vorausgesagt: »Der Tag des Herrn naht im Tal der Entscheidung. Sonne und Mond verlieren ihren Schein, der Sterne Glanz verschwindet. Es brüllt der Herr von Sion aus, von Jerusalem aus läßt er seine Stimme erschallen, so daß Himmel und Erde vor Angst erzittern« (4,14 ff)? Es zeigten sich seltsame Phänomene. Viele Tote erschienen den Lebenden am hellichten Tage, wie Matthäus berichtet.

Das völlig verängstigte Volk konnte nicht anders, als alle diese Zeichen mit der frevelhaften Hinrichtung Jesu in Verbindung zu bringen. Die bisher Ungläubigen und die Feinde des Herrn mußten sich fragen: War er doch der Messias? Erschütternd sind die Visionen der A. K. Emmerich, die in vielen Einzelheiten auch die Reaktion der Hohenpriester Hannas und Kaiphas zur Anschauung bringen. Da heißt es zum

Beispiel: »Im Tempel herrschten Angst und Schrecken im höchsten Grade. Sie waren gerade mit dem Schlachten des Osterlammes beschäftigt, als plötzlich die Finsternis hereinbrach. Alles kam in Verwirrung. Da und dort brachen Wehklagen aus. Die Hohenpriester aber taten alles, um die Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Man zündete Lampen an. Hannas lief in größter Angst von einem Winkel in den andern, um sich zu verbergen.« (Aus »Leben und Leiden Christi«)

Das Erdbeben setzte nach Matthäus genau in dem Augenblick ein, als Jesus mit lauter Stimme ausrief: »Es ist vollbracht!« Die Seherin von Dülmen weiß zu berichten: »Ich entsinne mich, daß die beiden großen Säulen am Eingang des Heiligtums auseinanderwichen. . . Hier erschien der Hohepriester Zacharias, der einst zwischen Tempel und Altar erschlagen wurde. Er sprach drohende Worte und redete vom Mord an den Propheten. . . Am Altar erschien Jeremias. Er verkündete, das Opfer sei jetzt abgeschlossen und es beginne nun ein neues Opfer. Diese Erscheinungen und Reden hatten Kaiphas und die Priester allein gesehen und gehört. . . Es entstand auch ein großes Geräusch. Die Türen sprangen auf und es ertönte eine Stimme: ›Lasset uns von dannen ziehen!‹ Ich sah eine Schar von Engeln aus dem Tempel weichen. Der Rauchopferaltar erbebt und ein Weihrauchgefäß stürzte um. Auch der Behälter, der die Schriftrollen barg, brach zusammen und die Rollen fielen durcheinander.«

Wer die Geschichte des Alten Testaments kennt, ist längst darauf vorbereitet, auch solche unheimliche Begebenheiten für möglich zu halten. Der Himmel hatte eingegriffen, und so wurde die Kreuzigung Christi zur größten Demonstration für den Gottessohn. Es war ein Römer, nicht ein Jude, dem sich als erstem die Zunge löste. »Der Centurio exactor mortis, den sein Amt dazu verpflichtete, bis zum Ende bei den Hingerichteten auszuharren, hatte gehört, wie die Juden zu Pilatus sagten: ›Er muß sterben, weil er sich zum Sohne Gottes gemacht hat!‹ In diesem Augenblick hatte er nicht sehr gut hingehört. Aber der Aufruhr in der Natur, die überall sich ausbreitende Angst, das Grollen in den verborgenen Grundfesten der Erde, das alles war für ihn eine Offenbarung. Auf diesem in Finsternis gehüllten Friedhof, am Fuße der drei Galgen, strömte das Licht in seine Seele. ›Wahrlich, sagte er, ›der war Gottes Sohn!‹« (Daniel-Rops).

Es wäre doch höchst sonderbar, wenn die geschilderten Naturereignisse, die auch historisch nicht bezweifelt werden, nur zufällig zur Todesstunde des Heilands stattgefunden hätten. Gewiß, es konnte ein Einbruch des Chamsins sein, jenes »schwarzen Atems der Wüste«, der nicht allzu selten Judäa heimsuchte, besonders im April. Auch an Erdbeben war diese Gegend nicht gerade arm. Wie aber sollen wir das

Erscheinen von Toten vor den Augen der Lebenden in diesem Zusammenhang deuten? Es ist selbstverständlich, daß die Entschlafenen nicht in ihren verwesenen Leibern sichtbar wurden, sondern als Astralgestalten. Eine weitere Eigentümlichkeit des dramatischen Geschehens auf Golgatha ist die Inschrift, welche Pilatus demonstrativ auf einer Tafel über dem Kreuzbalken hatte anbringen lassen. Nach Johannes lautete sie: »Jesus von Nazareth, König der Juden« (INRI). Sie war in drei Sprachen zugleich abgefaßt, hebräisch, griechisch und lateinisch; für die ganze damalige Welt war sie somit lesbar. Ist auch dies nur ein Zufall? Oder hatte der Prokurator die »Eingebung von oben«? Schon kurz zuvor war seine Gemahlin Claudia Prokla von Warträumen heimgesucht worden, so daß sie Pilatus zuflüsterte: »Habe mit diesem Gerechten nichts zu schaffen!« (Mt 27,19). Den Hohenpriestern und Schriftgelehrten war diese Inschrift ein Ärgernis; darum sagten sie zu Pilatus: »Schreibe nicht ›König der Juden‹, sondern ›er hat gesagt: Ich bin der König der Juden!‹« (Joh 19,21). Doch diesmal blieb der Prokurator standhaft. Mit der Geste des Machthabers wehrte er ab: »Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben« (lat. = »Quod scripsi, scripsi«).

Im Apostolischen Glaubensbekenntnis lesen wir hintereinander die Worte: » . . . gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes.« Jesus war also wirklich tot und nicht nur scheinot, wie manche gern annehmen möchten. »Descendit ad infernos«, heißt es in der lateinischen Liturgie. Der Leib ruhte in der Erde; doch wohin war die Seele entflohen? Darüber sagt Petrus: »Lebendig gemacht nach dem Geiste ist er hingegangen und predigte den Geistern im Gefängnis (Scheol), die einst in den Tagen Noes ungehorsam waren« (1. Petr 3,18 f). Und nochmals bestätigt der Apostel: »Auch den Toten ist das Evangelium verkündet worden.« Mit dem Ausdruck »Reich des Todes« meint das Symbolum, wie die Bibel allgemein, nur einen Teilbereich des Jenseits, nämlich den der geistig Toten, die in den unteren Regionen der anderen Welt (Hölle und Mittelreich) auf ihre Erlösung harren. Daß der Erlöser gerade bei ihnen eine wichtige Mission zu erfüllen hatte, leuchtet von vornherein ein.

f) Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn

Der naturwissenschaftlich orientierte Mensch von heute hat es überaus schwer, an Wunder zu glauben. Besonders aber das Wunder der Auferstehung Christi will seinem Verständnis ganz und gar nicht eingehen; bedeutet es doch nach der klaren Aussage der Bibel, daß ein Mensch –

in diesem Fall der Gottmensch – seinen toten physischen Leib wieder zum Leben erweckte, wenn auch in einer anderen Zuständlichkeit als ehemals. Die Verwandlung des physischen Leibes in einen »geistig-physischen Auferstehungsleib«, wie Arthur Schult diesen Prozeß nennt, scheint vor allem in Widerspruch zu stehen zu den bekannten Naturgesetzen. Aber schon Augustinus mußte feststellen: »Wunder geschehen nicht im Gegensatz zur Natur, sondern im Gegensatz zu dem, was wir von der Natur wissen.«

Gerade die Physiker sind heute nahe daran, mit der Entdeckung feinstofflicher Materie hinter den grobphysischen Welten festgefahrene Ansichten von einst gründlich zu revidieren. Würden sie in den Gesamtbau der Schöpfung auch den »ätherischen Urstoff«, von dem der Herr bei Jakob Lorber spricht, mit einbeziehen, und erst recht den Geist, der alles schafft und lenkt, so würde ihnen auch die Natur des Wunders nicht länger verborgen bleiben. Um strenge wissenschaftliche Methoden ist auch die Parapsychologie bemüht, wobei okkulte Phänomene wie Telepathie, Psychometrie, Spukerscheinungen, Telekinese sowie sehr komplizierte Materialisationen und Dematerialisationen von lebenden Menschen zu ihrem Forschungsgebiet gehören. Bekannt sind die phänomenalen Fähigkeiten indischer Jogis und Magier aller Schattierungen im Wundererzeugen. Unter ganz bestimmten Voraussetzungen mobilisieren sie in sich selbst Verwandlungskräfte, die von einer höheren Ebene aus auf die Materie einwirken.

Erst recht konnte Christus als der Gottessohn, und damit selber Gott, die Materie seines physischen Leibes durch Molekularumwandlung zu einem Auferstehungsleib gestalten. Im Grunde geschieht dieses Wunder der Umwandlung von irdischer Stofflichkeit in energetische Seelensubstanz jeden Tag an Tier und Pflanze. A. Schult schreibt in seinem Buch »Das Johannesevangelium als Offenbarung des kosmischen Christus«: »Paulus ist davon überzeugt, daß Christus mit seinem physischen Leibe dem Grabe entstieg, daß er seinen physischen Körper entmaterialisiert und in einen verklärten geistig-physischen Leib verwandelt hat. Das ist etwas ganz anderes als bloße Unsterblichkeit der Seele und des Geistes, das ist Auferstehung des Fleisches. Sie ist die Grundursache für den Osterruf: Christ ist erstanden! Er ist wahrhaft auferstanden!« – Besonders der Auferstehungsbericht des Markus macht in allen seinen Details einen so überzeugend objektiven Eindruck, daß es schwerhält, auf den Gedanken von »Legendenbildung« zu verfallen wie die sogenannte »Neue Theologie«. Daß die Auferstehung wirklich stattgefunden hat, bekräftigt Paulus mit den Worten: »Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist euer Glaube null und nichtig; wir wären dann die armseligsten aller Menschen« (1. Kor

15,17 ff). Und Paulus erfuhr ja am eigenen Leibe die Lichtgewalt des Auferstandenen, die ihn auf seinem Weg nach Damaskus zu Boden streckte.

Wie die Jünger am Berge Tabor auf ihr Angesicht fielen, getroffen von der Stimme, die aus der Wolke kam, so stürzten auch die Wächter am Grabe Christi wie tot zu Boden. Vom Engel, der vom Himmel herabgestiegen war, um den Stein fortzuwälzen, sagt das Evangelium: »Sein Anblick war wie der Blitz und sein Gewand weiß wie Schnee« (Mt 28,3). Genauso hatten die Jünger den verklärten Herrn am Tabor erlebt. Und auch der Engel mußte den Frauen zurufen, wie Jesus einst den drei Aposteln: »Fürchtet euch nicht!« Ein »starkes Beben« hatte seine Erscheinung begleitet. Die Glaubenszumutung der Auferstehung Jesu war indessen so groß, daß viele seiner Jünger sich dagegen sperrten. Das Zeugnis der Frauen, die zum Grabe geeilt waren und dieses leer fanden (nach Lk 24,3), forderte zuerst eine Nachprüfung heraus. Sofort machten sich Petrus und Johannes auf den Weg. »Der andere Jünger aber«, heißt es bei Johannes, »war schneller als Petrus und kam zuerst zum Grabe.« Ähnlich war unter den Frauen Maria Magdalena, die häufig als »ein Apostel an den Aposteln« bezeichnet wird, die eiligste mit ihrer Botschaft vom leeren Grab. Ist es eine bewußte Heraushebung des Evangelisten Johannes, daß diese beiden Gestalten, er selbst und die einstige Sünderin, dem Herrn am innigsten anhängen? Es ist auffallend, daß auch eine andere Urkunde aus frühchristlicher Zeit, das gnostische Schriftwerk der Pistis Sophia (2. Jh.), gerade diese zwei bevorzugt erwähnt.

Den Frauen wurde vom Engel zugerufen: »Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden! Denket an das, was er zu euch gesagt, als er noch in Galiläa war, damals verkündete er euch, daß der Menschensohn den Händen der Sünder überliefert und gekreuzigt werden müsse, doch am dritten Tage wieder auferstehen werde« (Lk 24,4 ff). Bei Markus gibt der Engel noch folgende Weisung: »Aber geht und saget seinen Jüngern und dem Petrus, daß er euch nach Galiläa vorausgehen wird! Dort sollt ihr ihn sehen, wie er euch verheißen hat« (Mk 16,7). Wie die Engel jetzt in das Leben der Jünger treten, erzeugt in uns das Gefühl, daß ein neuer Umgang, ja eine neue Unmittelbarkeit zur jenseitigen Welt ihr weiteres Dasein bestimmt. Wir stehen ja auch dem Pfingstereignis schon viel näher!

Sehr bald nach seiner Auferstehung wird Jesus von Maria von Magdala gesehen. Als sie ihm aber zu Füßen fällt, um diese zu umfassen – einst hatte sie dieselben mit Narde gesalbt –, da warnt er sie eindringlich: »Rühr mich nicht an! Noch bin ich nicht zum Vater aufgefahren« (Joh 20,17). Über diese Worte ist viel gerätselt worden. War sie eine

Unreine? Oder hatte Jesu Leib noch nicht Konsistenz genug, um bei Berührung unbeschadet zu bleiben? Die einfachste Lösung ist wohl, daß zu starke elektrische Schwingungen, wie häufig bei Materialisationen, von seinem erst in Bildung begriffenen Auferstehungsleibe ausgegangen sind. Es ist dies ja auch das Geheimnis der Bundeslade! Nur kurze Zeit danach brauchte Jesus die Vorsichtsmaßnahmen nicht mehr zu treffen. Er konnte sich betasten und befühlen lassen!

Wo überall hat Jesus sich seinen Jüngern gezeigt? Beinahe jeder der Evangelisten berichtet von einer anderen Begebenheit oder doch von der gleichen mit etwas anderen Worten. Am ausführlichsten wird uns bei Lukas die Geschichte der Jünger von Emmaus erzählt. Aber auch bei Johannes, dem zuverlässigsten Zeugen, sind einige Szenen breit ausgesponnen. Die Jünger hatten sich aus Angst vor Verfolgung hinter verriegelten Türen versammelt. Da trat Jesus in ihre Mitte mit dem Gruß: »Friede sei mit euch!« Den ungläubig Staunenden mußte er erst seine Wundmale zeigen. Der Apostel Thomas aber, der nicht zugegen war, schenkte ihrem begeisterten Bericht lange keinen Glauben. Plötzlich erschien der Herr noch einmal bei ihnen. Er forderte den Thomas auf: »Lege deine Finger hierher und sieh meine Hände! Reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!« Da rief Thomas aus: »Mein Herr und mein Gott!« (Joh 20,26 ff).

Erschütternd ist dieses Bekenntnis eines in jeder Beziehung von der Wirklichkeit des Auferstandenen Angerührten. Dieser Jesus war kein Mensch wie alle anderen. Es genügte auch nicht, mit dem Hauptmann unter dem Kreuze zu erklären: »Dieser Mann war wirklich Gottes Sohn!« Jesu Sohnschaft als des Eingeborenen vom Vater unterschied sich grundsätzlich von gewöhnlicher Gotteskindschaft. Seine Gegenwart allein schon machte bewußt: Das ist der Höchste selbst in menschlicher Gestalt!

Einen sehr detaillierten Bericht gibt uns Johannes über die Begegnung mit dem Auferstandenen am See Tiberias. Das Kolorit dieser Landschaft zeichnet der Dichter Dimitri Mereschkowskij mit den Worten: »Hier am See Genezareth ist an diesem letzten Tage des Herrn noch alles so wie an jenem ersten; auch jetzt liegt ein goldener Schimmer gleich einer himmlischen Glorie über dem See, auch jetzt schimmern auf dem blauen Wasser die Segel der Fischerboote, spitz zulaufend wie Möwenflügel. Ebenso sitzen die Fischer in ihren Booten und flicken ihre Netze oder waschen sie und hängen sie zum Trocknen an Pfählen auf; ebenso mischt sich der Geruch des warmen Wassers und der Fische mit dem Duft der Zitronen- und Orangenblüten aus den Gärten von Bethsaida; und ebenso knirschen unter den Füßen des am Strand entlang Gehenden die unzähligen weißen Kalkmuscheln auf dem schwarzen Sande.« – (Aus »Jesus, der Auferstandene«)

Der Herr vollbringt hier noch einmal das Wunder des reichen Fischfanges. Als er am Ufer steht und die übernächtigten Apostel mit den Worten anredet: »Kinder, habt ihr nichts zu essen?«, erkennen sie ihn zuerst nicht. Er erscheint ihnen wie ein Gespenst (Phantasma), wie einst bei seinem Schreiten über die Wellen. Doch dann ist es Petrus, der stürmisch auf ihn zueilt, mitten durch das Wasser. An seiner Liebe hätte Jesus eigentlich zweifeln müssen, nach der dreimaligen Verleugnung beim Hahnenschrei. War er doch ein Mensch, der von Gemütsbewegungen hin- und hergerissen wurde. Erst zeigte er entschlossen Mut (bei der Gefangennahme Jesu) und dann übertriebene Furcht. War das wirklich ein Fels, auf den man bauen konnte? Der Herr hatte ihm bereits vergeben, und wir müssen annehmen, daß Petrus vor allen Aposteln ein Reuebekenntnis abgelegt hat. Für die Ausbreitung des Evangeliums war er durch seine Begeisterungsfähigkeit und Tatkraft besonders geeignet. Aus diesem Grunde spricht der Herr ihn noch einmal persönlich an. Entsprechend der dreimaligen Verleugnung stellt er dreimal an ihn die Frage: »Liebst du mich?« Und Petrus antwortet: »Herr, du weißt alles; du weißt auch, daß ich dich liebe!« Nun erst kann Jesus ihm die Mission anvertrauen: »Weide meine Schafe!«

Ein ähnlicher Auftrag wird auch den anderen Jüngern zuteil. Das bezeugen die Worte: »Ziehet hinaus in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!« (Mk 16,15) und »Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch« (Joh 20,21). Bei Petrus mußte sich Jesus erst noch einmal seiner Treue versichern. Doch Petrus hatte einen starken Glauben, das machte ihn künftig selber stark. Unter den Aposteln ist er einer der größten Wundertäter geblieben. Seine Predigt zu Pfingsten hebt ihn heraus aus der übrigen Schar. Ein wenig Eifersucht allerdings auf Johannes, den Lieblingsjünger des Herrn, hat ihn immer geplagt. Darum auch seine Frage: »Herr, was geschieht mit diesem?« Die Antwort des Auferstandenen war keineswegs eindeutig. Sein Blick mußte wohl in die Zukunft gehen, als er entgegnete: »Wenn ich will, daß er bis zu meiner Wiederkunft bleibt, was geht das dich an?« Zwischen Johannes und dem Herrn lag ein tiefes Geheimnis. Der Jünger offenbart es nicht in seinem Evangelium. Wir selbst können nur Mutmaßungen anstellen, daß seine Rolle am Ende der Zeiten – das heißt aber in unserer Gegenwart am Ende des Äons – eine höchst bedeutende sein wird. In seinem Geiste der Mystik und echten Gnosis, wie überhaupt des pneumatischen Menschen, wird das von Joachim von Fiori vorhergesagte Zeitalter des Heiligen Geistes eine endgültige Gestaltwerdung finden müssen.

Wenn heute so viel an der leiblichen Auferstehung des Herrn gezweifelt wird und kritische Theologen im besten Falle von Visionen reden,

die die Apostel gehabt haben könnten, so sei immerhin zugestanden: Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß nicht alle Menschen in gleicher Situation wie die Jünger Jesu den Herrn auch wirklich zu schauen bekamen. Wie oft hören wir bei bestimmten Anlässen, daß die Augen der Menschen »gehalten« waren! Am Anfang auch diejenigen der Jünger von Emmaus. Erst wenn der Herr es selber wollte, gab er sich den Seinen zu erkennen. Öfter wechselte auch die Dichte der Materialität seines Auferstehungsleibes. Wenn es heißt: »Und er verschwand vor ihnen«, wie in Lukas 24,31, dann bedeutet das: Er ging plötzlich aus dieser Welt in jene, aus unseren drei Dimensionen in die vierte. Wäre seine Erscheinung nur eine Halluzination, eine Art Wahngewalt gewesen, wie konnten ihn dann fünfhundert Menschen auf einmal schauen? Paulus behauptet nämlich: »Danach ist er gesehen worden von mehr als fünfhundert Brüdern zugleich« (1. Kor 15,6).

Eine vollständige Entrückung, ein Aufgehen in die Geistmaterialität seines himmlischen Leibes ereignete sich erst bei seiner Himmelfahrt. Das Erlebnis, dem Auferstandenen zu begegnen, machte viele nicht nur scheu, sondern auch furchtsam. Um die Jünger von seiner Leibhaftigkeit zu überzeugen, nimmt er mit ihnen sogar Speise zu sich. »Und sie legten ihm vor ein Stück vom gebratenen Fisch und Honigseim. Und er nahm es und aß vor ihnen.« So lesen wir bei Lukas (24,42 f). Und auch Petrus bekennt später: »Aber Gott hat ihn am dritten Tage auferweckt und ihn sichtbar erscheinen lassen, nicht dem ganzen Volke, wohl aber den von Gott vorherbestimmten Zeugen, uns, die wir nach seiner Auferstehung von den Toten mit ihm gegessen und getrunken haben« (Apg 10,40 f).

Etwas Unglaubliches trägt sich zu am See von Tiberias. Als die Jünger ihr Boot verlassen, mit den übervollen Netzen, sehen sie am Ufer, wo der Herr ihrer harret, »Kohlen gelegt und Fische darauf und Brot« (Joh 21,8 f). Der Herr hatte ein Mahl für sie bereitet. Wie war das zugegangen? »Jesus nahm nun gleich das Brot und reichte es ihnen, ebenso den Fisch« (Joh. 21,13). Ist das nicht wie beim Letzten Abendmahl? Und auch in der Geschichte der Emmausjünger heißt es: »Und es geschah, da er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, dankte, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet und sie erkannten ihn« (Lk 24,30 f). An der Mahlfeier erkennt man den Herrn. Sie ist ihm zugehörig als das Symbol der inneren Einheit und tiefsten Freude. A. Schult erläutert: »Bei Einsetzung des Abendmahls hatte Christus gesagt: ›Tuet dies zu meinem Gedächtnis!‹ Das heilige Mahl der Anamnesis und die verinnerlichte Erinnerung läßt die Aura des Auferstandenen eingehen in die Jünger. Vom Essen mit dem Auferstandenen spricht das Lukasevangelium so betont, weil die Doxa, der

Strahlenglanz, die Aura des Auferstandenen den Menschen leibhaft durchdringen soll. Die Geist-Leiblichkeit des Auferstandenen soll die Leiblichkeit des Menschen durchdringen und spiritualisierend verwandeln.« (In »Das Johannesevangelium als Offenbarung des kosmischen Christus«)

Johannes betont am stärksten die fleischliche Auferstehung des Herrn. An vielen Orten, sowohl öffentlich wie geheim, ist Jesus seinen Jüngern sichtbar geworden. Oft gab es eine ganz persönliche Begegnung mit ihm. Ob es wirklich Petrus war, der die erste Erscheinung vom Auferstandenen gehabt hat? Und nicht etwa Johannes oder Maria? Jedenfalls berichtet Paulus, daß »er gesehen worden ist von Kephas, danach von den Zwölfen«, und Lukas sagt: »Der Herr ist wahrhaft auferstanden und Simon erschienen«. Nach einem apokryphen Evangelium hat sich der Herr zuerst seinem Bruder (Stiefbruder) Jakobus gezeigt, da dieser gelobt hatte, so lange zu fasten, bis er den Auferstandenen gesehen habe. Derjenige, der sagen konnte: »Siehe, ich mache alles neu!« (Offb 21,5), war selbstverständlich auch imstande, sein eigenes Fleisch und Blut aus dem Todesschlaf zu erwecken und bis in die letzten Zellen und Atome hinein völlig umzuwandeln.

Geheimnisvoll erscheint jene Begebenheit, von der Matthäus berichtet: »Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf einen Berg, dahin Jesus sie beschieden hatte. Als sie ihn sahen, beteten sie ihn an, einige aber zweifelten. Da trat Jesus auf sie zu und sprach zu ihnen: ›Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker! Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe. Seht, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt!« (Mt 28,16 ff). Von dieser Gegend, die schon so oft der Schauplatz des Wirkens Jesu war, sagt Mereschkowskij: »Es ist dieselbe Bergwüste, wo sich zwischen den dunklen Basaltfelsen die bleichen Asphodeloswiesen breiten und die roten Anemonen wie zersprengte Blutstropfen sich von dem dunklen Grün der Heidekräuter abheben. Von den Bergen kommt derselbe kühle Wind und derselbe rauchige Duft der Morgennebel. Hoch oben schlagen, die Stille noch vertiefend, unsichtbare Lerchen und dazwischen ruft der Kuckuck, süß wehmütig wie die Erinnerung an die Heimat im fremden Lande. Wie damals steigt die Sonne hinter den kahlen Höhen von Galahad empor. Sie glühen rot wie erhitztes Schmiedeeisen. Unten aber, im tiefen Kessel zwischen den Bergen, noch ganz in Schatten gehüllt, schläft der See wie ein Kind in der Wiege. Und Erde und Himmel spiegeln sich im Wasser so deutlich, daß man bei längerem Anschauen meint, auch das Spiegelbild sei Wirklichkeit. Und einsam ist alles, feierlich stumm auf Erden und im Himmel, wie im

Hause des Bräutigams, das geschmückt ist zur Hochzeitsfeier und der Gäste harrt.« (In »Jesus, der Auferstandene«)

War es wohl das letzte Beisammensein der Jünger mit dem Herrn vor der Himmelfahrt? »Sie beteten ihn an...«, heißt es. Wir erinnern uns an den Ausruf des Thomas: »Mein Herr und mein Gott!« Vor dem auferstandenen Heiland war es eher möglich denn ehemals, ein Bekenntnis zu seiner Göttlichkeit abzulegen. Und die Jünger erfaßten diese ja auch nicht mit dem Verstand, sondern von dem Eindruck ihres Herzens her. Einst hatte er zu ihnen gesagt: »Wenn ich aber auferstehe, will ich vor euch hergehen nach Galiläa« (Mk 14,28). Der Engel am Grabe frischte das Gedächtnis der Jünger wieder auf und wies sie ebenfalls nach Galiläa. Zu wenig Zeugnisse künden davon, wie viele Begegnungen dort stattgefunden haben. An den vertrauten Orten um den See Genezareth (auch See von Tiberias oder Salzsee genannt), vielleicht sogar auf dem Berg der Seligpreisungen, mögen sich die Szenen von einst auf andere Weise wiederholt haben. Die großen Volksscharen aber blieben fern; nur die kleine Herde der Auserwählten war um Jesus versammelt.

Was A. K. Emmerich auf visionäre Weise über die Begegnungen der Jünger mit dem Herrn erfahren durfte, gibt uns eine eindringliche Vorstellung von dem Atmosphärischen, überirdisch Unerklärlichen, das mit dem Phänomen des Auferstandenen verbunden war. Da ist alles Licht und Glanz, ein Widerschein der Paradiesesherrlichkeit. Eine ihrer Schilderungen lautet: »Jesus war durch die geschlossene Tür eingetreten mit einem weißen, einfach gegürteten, langen Gewand. Sie (die Versammelten) schienen seine Nähe nur allgemein zu empfinden, bis er durch ihre Reihen unter die Lampe trat. ... Darauf sah ich den Meister lehren. Auch verlieh er ihnen verschiedene Kräfte (s. darüber auch Mk 16,17!). Wunderbar erschien mir, daß einen Teil seiner Worte nur die Apostel vernahmen. Ich kann nicht sagen, daß sie dies hörten; denn ich sah nicht, daß Jesus hierbei die Lippen bewegte. Er leuchtete. Es strahlte Licht aus den Wunden seiner Hände und Füße und seiner Seite. Auch aus seinem Munde drang Licht, und es war, als hauche er sie an (s. darüber auch Joh 20,22-24!). Dieses Licht floß in sie hinein, und sie wurden alles inne und vernahmen es.«

Im gleichen Abendmahlssaal (hinter verschlossenen Türen) erlebte sie ein anderes Mal folgendes: »Bald aber prägte sich auf ihren Gesichtern wunderbare Innigkeit und Erregung aus. Sie fühlten die Annäherung des Herrn. Ich sah Jesus in leuchtend weißem Gewande und mit weißem Gürtel über den Hof gehen. Er schritt zur Tür der Vorhalle, die sich vor ihm öffnete und hinter ihm wieder schloß. Die Jünger in der Vorhalle blickten nach der Türe und wichen nach beiden Seiten ausein-

ander. Jesus aber wandelte rasch durch die Halle und trat in den Saal. Auch da machten ihm die Apostel sofort Platz und ließen ihn hindurchschreiten. Sein Wandeln war aber kein gewöhnliches menschliches Gehen, auch kein Schweben, wie ich es bei Geistern sehe. Im Saal erschien auf einmal alles weit und licht. Jesus war mit Glanz umgeben, und die Apostel waren aus diesem Lichtkreis herausgetreten; sonst, meine ich, hätten sie den Heiland nicht zu sehen vermocht. Zuerst sprach Jesus: »Friede sei mit euch!« Dann trat er unter die Lampe, und es bildete sich um ihn ein enger Kreis.«

Von den Wundmalen Jesu sagt die Seherin: »Sie waren nicht wie blutige Male, sondern wie hellstrahlende kleine Sonnen.« Manchmal erschien ihr Jesus »geisterhafter als sonst«. Die Eindrücke wechselten. Die von Matthäus erwähnte Zusammenkunft auf einem Berge in Galiläa ortete die stigmatisierte Nonne »einige Stunden südlich von Tiberias«. Darüber erzählt sie: »Ich sah aber Jesus von derselben Seite her kommen, von der Petrus gekommen war. Er stieg den Berg hinan. Die heiligen Frauen, die am Pfad standen, warfen sich vor ihm zur Erde nieder. Im Vorbeigehen redete er mit ihnen. Als er aber so leuchtend durch die Menge schritt, schauderten viele und ängstigten sich. Dann trat der Herr in die Mitte, wo die Apostel versammelt waren...« Während nun Jesus seine Stimme erhob, »umgaben die Geister der Altväter die ganze Versammlung, doch niemand von den Anwesenden bemerkte es. Am Schluß verschwand Jesus in der Mitte wie ein erlöschendes Licht. Viele warfen sich auf das Angesicht. Dies war die letzte große Erscheinung des Herrn in Galiläa, wo er lehrte und allen seine Auferstehung kundtat. Die anderen Erscheinungen fanden mehr im geheimen statt.«

Neben dem Abendmahlssaal ist nach Katharina Emmerich vor allem das Haus des Lazarus in Bethanien Begegnungsort gewesen; manchmal auch Nazareth. Liebesmahle fanden statt. Wir können uns aber denken, daß wiederum Jesu Lehre im Mittelpunkt stand. Sein göttliches Wort floß sicher noch reicher, noch bewegender in die Herzen der Zuhörer. Was war wohl sein Inhalt? Gerade darüber liegt der dichteste Schleier, denn oft waren es Geheimnisse, die er nur einigen wenigen anvertrauen konnte. In der Apostelgeschichte des Lukas heißt es: »Vierzig Tage hindurch war er ihnen erschienen und hatte ihnen Weisungen über das Reich Gottes gegeben.« Nach den Aussagen der Pstis Sophia soll der Herr den Seinigen noch lange Zeit immer wieder sich gezeigt haben. Sein Licht wurde allmählich so stark, daß die Versammelten es kaum noch ertragen konnten.

Paulus sieht eine Zeit voraus, in der das Auferstehungsmoment zur allgemeinen Erscheinung wird. An jedem Menschen kann es sich ereig-

nen. Auch in diesem Falle meint der Apostel nicht nur einen seelisch-geistigen Prozeß, sondern die physische Verwandlung wie bei Jesus. Anlässlich einer ihm vom Herrn persönlich gemachten Offenbarung flüstert er den Griechen zu: »Ich sage euch ein Geheimnis; wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden, und dasselbe plötzlich, in einem Augenblick« (1. Kor 15,51 f). Ganz sicher müssen wir diesen Zeitpunkt auf die Vorgänge des Endgerichts datieren. Den endgültigen Abschied Jesu von seinen Jüngern beschreibt uns wiederum A. K. Emmerich. Bekanntermaßen widersprechen sich die Evangelisten in der Bezeichnung des Himmelfahrtsortes. Im ersten Evangelium (28,16) ist es ein unbekannter Berg in Galiläa; im zweiten (16,12–19) Jerusalem – man denkt wieder an den Abendmahlssaal –; im dritten (24,50 f) Bethanien; im vierten aber fehlt die Ortsangabe ganz. In der Apostelgeschichte wird der Ölberg genannt. Von ihm spricht auch die Seherin von Dülmen.

Hören wir ihre Schilderung: »Als Jesus auf dem Gipfel des Berges angekommen war, glänzte er wie weißes Sonnenlicht. Vom Himmel senkte sich zu ihm ein leuchtender Kreis, der wie in Regenbogenfarben schimmerte. Die anderen standen wie geblendet um den Meister. Jesus selbst leuchtete noch heller als der Strahlenglanz, der ihn umgab. Er legte die linke Hand auf die Brust und segnete mit erhobener Rechten die ganze Welt ringsum.« In einer aurischen Lichtwolke ist er sodann den Augen der Jünger entschwunden. Plötzlich standen zwei Männer da in weißen Gewändern. Von ihnen erfuhren die vereinsamt Zurückgelassenen: »Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden ist, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn zum Himmel habt auffahren sehen.«

Wie oft schon gab es für die Jünger ein Abschiednehmen! Und immer mußten die Verzagten hören: »Noch eine kleine Weile ... und wieder eine kleine Weile ...« Jetzt aber wurde ihnen gewiß, bevor noch der Pfingstgeist über sie kam:

»Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt!«

*g) In Jesus die Fülle der Gottheit leibhaftig
(Zusammenfassung der Christologie)*

Schon bei oberflächlicher Betrachtung der Evangelien wird uns bewußt: Auf zwei verschiedenen Ebenen vollzieht sich die Heilstat Jesu Christi. Das eine Mal von außen her in Vollmacht des Erneuerns auf kultisch-religiösem und sozialem Gebiet; das andere Mal von innen heraus durch sein Sühneopfer, erst recht aber durch die Macht der

Sündenvergebung und die Darreichung seiner selbst als das Brot des Lebens.

Die Umwandlung ist so gewaltig, daß nicht nur ein neuer Mensch, sondern auch eine neue Erde, ja eine neue Schöpfung daraus hervorgehen sollte. Als »Sohn des Allerhöchsten« (Lk 1,35) tritt Jesus auf den Plan. Die »Werke der Finsternis« zu zerstören, hat ihn der Vater in die Welt gesandt. »Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden« (Mt 28,18), sagt er von sich selbst. Welcher andere Menschheitsführer ist ihm zu vergleichen? Von Anfang an unterscheidet sich das »Fleisch gewordene Wort« von einem jeden der sogenannten Söhne Gottes. Selbst sein heiliger Name Jesus, den die Engel aus den Himmeln mit auf die Erde brachten, hat divinatorische Gewalt. So kann man mit seiner Hilfe durch Exorzismus Dämonen austreiben und Kranke heilen. Ja, die Geister der Tiefe sind ihm untertan. Das ist schon ein Stück jener Verherrlichung, die der Vater dem Sohne zu geben bereit ist (nach Joh 17,3–6).

Eine Kraftübertragung an seine Jünger findet mehrmals statt. Den Zwölfen sagt Jesus bei ihrer ersten Aussendung: »Geht hin und verkündet: Das Himmelreich ist nahe! Heilt die Kranken, weckt die Toten auf, macht die Aussätzigen rein, treibt die bösen Geister aus!« (Mt 10,7 f). Welche Wunder waren Jesus nicht möglich? Auch den Jüngern verheißt er, nachdem er einen unfruchtbaren Feigenbaum vor ihren Augen hat verdorren lassen: »Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr Glauben habt und nicht zweifelt, so werdet ihr nicht nur das zustande bringen, was an dem Feigenbaum geschah; sondern wenn ihr zu diesem Berge sagt: Hebe dich hinweg und stürze in das Meer!, so wird es geschehen. Alles, um was ihr im Gebet gläubig bittet, werdet ihr erhalten« (Mt 21,21).

Aber nicht so sehr die Wunderkraft ist es eigentlich, die Jesus heraushebt aus allen anderen Menschen. Die Kräfte der Natur gehorchen ja unter bestimmten Voraussetzungen einem jeden geübten Magier. Natürlich nicht in gleicher Weise wie dem Herrn, der als der inkarnierte Logos den Dingen unmittelbar einwohnt mit seinem Geiste. Das Außerordentliche an Jesus ist seine Macht, Sünden zu vergeben (zu »lösen« und zu »binden«). Auch diese Kraft hat er an seine Jünger übertragen. Immer aber ist es er selbst, der durch sie wirkt. Zudem hatte Jesus ihnen zugesichert: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bittet, so wird er es euch geben« (Joh 16,23) und »Wer an mich glaubt, wird die Werke vollbringen, die ich vollbringe, ja noch größere als diese, denn ich gehe zum Vater« (Joh 14,12).

Die Herrschaft, die Jesus ausübt über die ganze Schöpfung, ist ohne

Ende: »Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird in Ewigkeit über das Haus Jakob herrschen und seines Reiches wird kein Ende sein« (Lk 1,32 f). Diese Botschaft des Engels an Maria galt zunächst nur dem Verständnis der Juden. Aber schon Daniel hatte in seinem »Nachtgesicht« den »Menschensohn« als Herrscher »über alle Völker, Nationen und Zungen«, das heißt über die ganze Erde, thronen gesehen. Und auch bei ihm wird bekräftigt: »Seine Herrschaft wird ewig dauern und nie vergehen. Niemals wird sein Reich zerstört werden.«

In gleiche Höhe reicht einzig die Thronwagenvision des Ezechiel (hebr. Merkaba). Bei ihr ist es aber Gott unmittelbar, dessen ursprüngliche Menschengestalt (hebr. Schi'ur Koma) als »das Maß der Höhe« den Raum des Kosmos einnimmt. Für die spätere christliche Prophetie gibt es keinen Unterschied zwischen beiden Gestalten. Der »Menschensohn« ist dort der gleiche in seiner himmlischen Regentschaft wie »der König der Könige aller Könige«, Gott selbst.

Für den Durchschnitt der Juden reichte das Schriftverständnis nicht weiter als ihre nationalen Erwartungen. So war es vorauszusehen, daß sie den Herrn eines Tages im Vertrauen auf seine Wundermacht zum Könige ausrufen würden. Sie wollten frei werden von dem Joche der Fremdherrschaft; sie wollten ihr altes Reich in neuem Glanze wieder aufgerichtet sehen, wie einst unter David und Salomon. Dabei hatten sie vergessen, daß die alten Propheten für das erstmalige Erscheinen des Messias einen »Mann der Schmerzen« mit »durchbohrten Händen und Füßen« (Psalm 22 und Jesaja) vorausgesagt hatten; daß er erst in seiner Glorie sich zeigen wird bei seiner zweiten und endgültigen Epiphanie, nach einem allgemeinen Weltgericht. An ihrem Mißverständnis entzündete sich die Passion des Herrn. »Mein Reich ist nicht von dieser Welt!« gestand Jesus vor Pilatus. Wie oft hören wir in der Bibel auch das Wort vom »Fürsten dieser Welt!« Wir wissen, was damit gemeint ist. Immer setzt das Neue Testament voraus, daß die Urgeschichte, angefangen von der Erschaffung der Engel bis hin zum Sündenfall der Stammeltern, den Hörenden bekannt ist. Nur so ist der Einblick möglich in den Heilsplan Gottes.

Als Christus Pantokrator ist Jesus der denkbar mildeste Herrscher. Seine Botschaft ist das Verzeihen und die Sündenvergebung. Und welcher König hätte wohl mehr Recht, über ein Volk, ja über die ganze Erde zu regieren, als derjenige, der auch den Akt der Erlösung vollbringt?

»Erlösung« ist ein Wort, das in die Ewigkeit ausgreift. Es setzt eine gefallene Schöpfung voraus. Also mußte dieser »neue Adam« eine unerbörte Macht mit auf die Erde bringen. Vermochte er sie wirklich zu

verwandeln, bis daß sie wieder ganz in das reine Licht ursprünglicher Gottesnähe gehoben wurde? Vergegenwärtigen wir uns das Paradies, jenen ungetrübten Zustand der Natur, da nach dem Bericht der Genesis Pardel und Lamm noch friedlich nebeneinander weideten! Der Mensch war noch als Herrscher über seine Welt ein ungebrochener Spiegel des Ewigen. Er blickte mit seinen Geistesaugen tief hinein in die Schöpfungen über ihm, in die farbig schwingenden Kreise der oberen Welten. Aus ihnen traten die Engel zu ihm her; Gott selber hatte Umgang mit den ersten Menschen. Bis der Ungehorsam kam, die Verführung zur Sünde. Da erblindeten die zahllosen Herrlichkeiten und der Mensch mußte »sterben«, wie die Bibel es nennt. Entsprechend dem inneren Zustand des Gefallenen verwandelte sich nach und nach auch seine Welt. Sie wurde grobmateriell. Und die Not kam über ihn; das Ausgeliefertsein an die Kräfte der Natur, die ihm nun feindlich gegenübertrat. An seinem eigenen Leibe mußte er erfahren, daß Sünde (d. h. Abgesondertsein von Gott) in Wirklichkeit nur Schwäche und Disharmonien erzeugt. Durch sie kamen Krankheit und Tod in die Welt; am Ende wurden sie sogar sein Gesetz, das »Gesetz des Fleisches«, wie Paulus es nennt. Er blieb nicht mehr das Ebenbild des Allerhöchsten.

Tatsächlich gingen ihm die Augen nun weit auf »über Gut und Böse«, wie die Schlange es vorhergesagt. Er machte damit eine Erfahrung, die Schicksal abgründig heraufbeschwor. Der innerlich zerrissene Mensch in seiner Abhängigkeit von zwei entgegengesetzten Mächten war heimatlos geworden. Von den Flammenschwertern der Cherubime hinausgestoßen aus dem Garten Eden in die Welt der »Finsternis« (Johannes) sehnte er sich mit heißen Reuetränen zurück in seinen ursprünglichen Zustand. Und da kamen die Verheißungen! Sie gingen aus der Barmherzigkeit Gottes hervor. Mit ihnen aber auch als »Zuchtmeister« (Paulus) das »Gesetz«.

Wir dürfen darunter nicht nur die steinernen Tafeln vom Sinai verstehen. Der ganze Pentateuchos (d. h. die fünf Bücher Mosis), mit seiner Fülle von Weisungen nach dem Willen Gottes, bedeutete für die Juden »das Gesetz« (hebr. Thora). Sie betrachteten es als eine Gnadengabe Gottes, da es ein neues Band zwischen Gott und den Menschen im Sinne einer Heilsordnung knüpfen sollte. Zu seinen Satzungen zählten auch die kultisch-rituellen, die nach und nach übertrieben zu wuchern begannen. Dies führte zu einer Knechtschaft des einzelnen. Die Auseinandersetzung mit dem Gesetz wurde unvermeidlich. Und war es nicht schon längst genug, daß der Mensch zwischen dem »Gesetz des Fleisches« (seiner niederen Natur) und dem »des Geistes« (seiner höheren Natur) hin- und hergerissen wurde? Zwar verkündeten die Gesetze kein »Du mußt!«, sondern nur ein »Du sollst!«; sie schränkten also die

Willensfreiheit des Menschen nicht ein. Dennoch aber bestand keine Aussicht, allein durch Erfüllung der starren Gesetzesnormen zu endgültiger und rascher Erlösung zu gelangen. Noch weniger zu einer Rechtfertigung.

Dieses Grundproblem hat vor allem Paulus beschäftigt. Er stellte sich durch seine Gnadenlehre dem »Gesetz« entgegen. Auch für ihn offenbart das Gesetz den Willen Gottes, doch ist er sich klar bewußt: Das Heil kann nicht aus menschlicher Kraft durch Befolgung des Buchstabens, sondern allein aus der Gnade Gottes kommen (Röm 3 f). Jesus als der neue Stammvater der Menschheit, gleich Adam, hat sie uns gebracht. Im Kreuz Christi und in der Taufe (das heißt Wiedergeburt), letzten Endes aber in der mystischen Einswerdung mit Christus werden wir vom Joch des Gesetzes für immer frei. Von dieser Freiheit sagt Jesus zu den Juden: »Wenn ihr euch an mein Wort haltet, seid ihr meine echten Jünger; dann werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. . . . Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer Sünde tut, ist der Sünde Sklave. Der Sklave bleibt nicht für immer im Hause, der Sohn bleibt immer. Wenn nun der Sohn euch frei macht, seid ihr wirklich frei« (Joh 8,31 ff). Das ist ein Ausblick auf Rückkehr des erbsündigen Menschen zu seinem einstigen Paradieszustand; ja darüber hinaus zur Kindgotteswerdung.

Den Stammeltern wurde bereits der Mittler und Erlöser von Gott verheißen. Zur Schlange gewendet sagte der Herr: »Feindschaft will ich stiften zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen; er wird dir nach dem Haupte trachten, und du wirst nach seiner Ferse schnappen« (Genesis 3,15). Ein ungeheurer Zweikampf zwischen Licht und Finsternis, wie schon im Urbeginn der Schöpfung, kündigt sich an. Ein Ringen, das später die Johannes-Apokalypse in seiner höchsten Steigerung wiedergibt. Es ist der Kampf zwischen Christus und dem Antichrist; denn dieser Jesus ist ja der »Same aus dem Weibe«, der »Menschensohn«, von dem die Genesis spricht. Der Hinweis auf den Messias, den alle nachfolgenden Generationen nach Adam durch Offenbarung empfangen, ist seitdem wie ein großes Licht, aus dem die Menschheit immer wieder Hoffnung schöpfte. Kann es sein, daß derselbe Herr, der oft in den Kindheitstagen der Menschheit direkten Umgang hatte mit den Seinen in »erscheinlicher Gestalt«, der alles lenkte und leitete, was immer zum Heile der Völker notwendig erschien, zugleich auch der Erlöser ist?

Geradezu Ungeheures sagt Jesus von sich aus: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater als durch mich« (Joh 14,6). Solche Worte kann im Grunde nur Gott selber sprechen. Dazu treten noch jene anderen, die Jesus den Pharisäern entgeghält:

»Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ehe denn Abraham ward, bin ich« (Joh 8,58) und »Ich bin das Licht der Welt« (Joh 8,12). Den tiefsten Einblick in die Person und das Wesen des Messias gibt uns aber Johannes im Prolog zu seinem Evangelium. Ihm allein war es vorbehalten (als dem Gnostiker unter den Evangelisten), die göttliche Genealogie Jesu zu enthüllen. In feierlichen Worten verkündet er: »Im Anfang war der Logos, und der Logos war bei Gott, und der Logos war Gott.« Ton und Darstellungsweise des Johannes sind so ferngerückt, als stammten sie noch aus dem alten Mysterienwesen. Vor dem stets geheim gehaltenen Antlitz der Gottheit (besonders der Trinität) hat Johannes den Schleier fortgezogen. Eine Lichtfülle ohnegleichen strömt auf uns herab.

Was die anderen Evangelisten, die sogenannten Synoptiker, an Aussagen über den Menschensohn hinzugefügt haben, wird gleichsam getragen von diesem Grundakkord: »Alles ist durch das Wort geworden, und ohne das Wort wurde nichts von allem, was geworden ist.« Der Schöpfer selbst also kam auf diese Welt. Und wenn sie auch sein Eigentum war, sie hat ihn nicht erkannt. Und doch war er »das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen«. Die Menschen aber lebten in der Finsternis ihrer völligen Gottentfremdung. Für sie gab es nur schwer ein wirkliches Begreifen. Den Juden sagte Johannes: »Durch Moses wurde das Gesetz gegeben, durch Christus kam die Gnade und Wahrheit.« In diesen entscheidenden Worten kündigt sich die Zeitenwende an. Der alte Bund, gekennzeichnet durch das Gesetz, die Thora, geht über in den neuen. Ein ganzer Äon der Geschichte - von Adam, dem ersten Menschen, angefangen über Moses, den Gesetzesbringer am Sinai - läuft aus in dem einen Menschen Jesus Christus. Auf ihn ist alle Verheißung hin gerichtet. Sein Kommen wird erwartet mit dem Sehnsuchtsruf: »Herr, komme bald!« (Maran atha!).

Wenn auch bei dem Evangelisten Johannes mit seiner einmaligen seherischen Kraft das überzeitlich-überweltliche Geschehen weit in den Kosmos entrückt erscheint, beendet er doch seinen großen Hymnus mit den Sätzen: »Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater voll der Gnade und Wahrheit.« Wie oft haben große Meister der Musik den Ton dazu gegeben! Gibt es doch nichts Gewaltigeres, nichts Tröstlicheres auch, als diese Aussage: »Et incarnatus est . . .«. Daß Gott auf die Erde kam aus seinen Himmeln, ja daß er sogar Mensch wurde aus großer Liebe zu seinen Geschöpfen, ist noch verständlich; daß er sich aber so klein macht, so demütig bescheiden, wer hätte es erwartet? Dieses liebevolle Sichherabneigen und im Antlitz eines Kindes den Menschen sich Zurschaubegeben ist wohl die

süßeste Melodie der Welt. Nun erleben wir den Herrn der Schöpfung ganz unmittelbar.

Dazu muß freilich gesagt werden: Ein wirkliches Begreifen des Ereignisses von Bethlehem ist wohl erst dann möglich, wenn wir neben Gottes Allmacht und Liebe, neben seiner Weisheit und Güte seine Demut genügend würdigen. Viele werden nun fragen: Ist dieses Wort überhaupt auf Gott anwendbar? Wenn wir es richtig auslegen, unbedingt. Bei Romano Guardini findet sich die Stelle: »Man sagt wohl, einer sei demütig, wenn er sich vor der Größe eines anderen Menschen neigt; oder wenn er eine Begabung hochschätzt, die seine eigene übersteigt; oder wenn er fremdes Verdienst neidlos würdigt. Das ist aber nicht Demut, sondern Ehrlichkeit. So schwer es zuweilen werden mag, eine Größe anzuerkennen, die das eigene Sein und Können verdunkelt, es zu tun ist doch nichts anderes als Anstand des Geistes. Demut aber geht nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten. Sie bedeutet nicht, daß der Kleinere den Größeren anerkennt, sondern daß dieser sich vor dem Kleineren in Ehrfurcht beugt. Ein großes Geheimnis, an dem erhellt, wie wenig die christliche Gesinnung aus dem Irdischen abgeleitet werden kann. Daß der Große sich zum Kleinen götig herabläßt und ihn in seiner Bedeutung schätzt; daß er das Rührende der Schwäche empfindet und sich vor ihre Wehrlosigkeit stellt – das kann man verstehen. Demut ist erst, daß der Große sich vor dem Kleinen in Ehrfurcht beugt.« (Aus »Der Herr«)

Das Ideal in der Blütezeit des Mittelalters ist nicht nur der »Hohe Mut« gewesen, wie aus den Ritterepen hervorgeht, sondern auch die Demut. Beide zählen sie zu den sieben Kardinaltugenden des Ritters (neben Keuschheit, Barmherzigkeit, Mitleid, Treue und Hohe Minne). Es gab damals noch ein durchchristetes Europa. Demut – das war der »Mut zum Dienen«; also keineswegs eine verächtliche Haltung. Das größte aller Menschenkinder sagt von sich: »Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig« (Mt 11,29). Dürfen wir dieses Bekenntnis nur auf die menschliche Natur in Jesus anwenden und nicht auch auf die göttliche beziehen?

Was wissen wir Menschen überhaupt von Gott? Es ist gerade die schreiendste Not unserer Tage, das Gottesbild in seiner Tiefe nicht mehr fassen zu können. Zu oft wurde es in der Vergangenheit verzeichnet. Eine nicht geringe Schuld trifft da die Theologen. Meist haben sie den Höchsten, trotz allem Offenbarungswissen, so unendlich weit in die Ferne gerückt, daß er in der Vorstellung der Gläubigen eher wie ein Popanz als wie die Liebe in Person erschien. Überhaupt ist das Gottesbild in ständiger Gefahr, dem Bewußtseinswandel der Menschen angepaßt zu werden. Nur einer konnte uns voll und ganz vor Augen führen,

in ewig gültigen Maßstäben, wie Gott wirklich ist. Auf die Frage nach dem Vater antwortete Jesus: »Wer mich sieht, der sieht den Vater« (Joh 14,9). Was für eine Gotteswirklichkeit ist es also, die sich in der Person und im Schicksal Jesu offenbart?

Romano Guardini führt aus: »Wir machen uns doch klar, worum es hier geht? Daß Gott nicht nur einen Menschen erfüllt, begeistert, erschüttert – sondern daß Er selbst ›gekommen‹ ist? (Joh 1,11) Nicht mit dem Wehen seines Geistes, sondern ›in Person‹? Was Dieser da tut, tut Gott. Was Diesem widerfährt, widerfährt Gott. In nichts kann Gott sich aus diesem Leben heraushalten. Was hinter dem Tun und Erfahren dieses Lebens steht, das ›Ich‹ davon, ist Er. Was es betrifft, dürfen, nein sollen wir auf Gott übertragen, denn es offenbart Ihn. Und alles das bleibt für Gott nicht nur eine rätselhafte Episode. Die Bindung an dieses Menschendasein geht nicht mit dem Tode Jesu zu Ende, sondern wir hören, daß Er aufersteht und in den Himmel geht. Niemals mehr streift Gott diese Handvoll Endlichkeit von sich ab. Von nun an und in Ewigkeit bleibt Gott der Mensch gewordene Gott. Das allein ist schon etwas so Unerhörtes, daß innerlich sich alles zu empören droht. Wie geht das mit wirklichem Gottsein zusammen?«

Die Antwort könnte lauten: »Er muß ein Liebender sein. Die Liebe tut solche Dinge. Sie geht über die Maßstäbe des Üblichen und angeblich Vernünftigen hinweg. Sie beginnt und schafft. Wenn aber Gott der Liebende ist, was wird sie dann erst tun? Und noch hören wir, daß Er nicht nur der ›Liebende‹, gleichsam der vollkommene Vollbringer des vorbestehenden Urbildes echten Liebens ist, sondern die Liebe selbst; wir werden also unsere Gedanken umkehren, und das, was wir ›Lieben‹ nennen, als den Widerschein, das oft verzerrte Abbild einer Gesinnung, einer Macht erkennen müssen, deren eigentlicher Name ›Gott‹ heißt. Wenn also dieser Gott in die Gestalt des Menschendaseins eintritt – muß er dann nicht alle Formen des Gewohnten sprengen? Muß dann dieses Dasein nicht seltsam werden und ungeheuerlich? Preisgegeben in die Tiefe der Armseligkeit und wieder emporschlagend in eine Übermacht der Herrlichkeit, die unsere Maßstäbe überschreitet? Das ist wohl richtig. Um aber wirklich zu erfassen, worum es sich hier handelt, muß mit dem Wort ›Liebe‹ noch etwas vor sich gehen. In ihm muß etwas entdeckt werden, das für unser erstes Gefühl noch nicht darin liegt.

Wenn Gott die Liebe ist – warum gießt er dann nicht einfach sein Licht in den Menschengest? Warum bricht er nicht mit seiner Wahrheit ein? Welche Wahrheit zugleich die Herrlichkeit selber wäre, herzüberwältigende Kostbarkeit, so daß die Menschen vor Sehnsucht nach Gott brennten? Das wäre doch Liebe. Warum dann eine Existenz wie

die Jesu? Man antwortet: der Sünde wegen. Aber kann die Sünde denn den allmächtigen Liebeswillen hindern? Kann Gott nicht dem Menschenherzen den Greuel der Sünde so furchtbar aufgehen lassen, daß er sich Ihm in Entsetzen und Reue und Liebe an die Brust wirft? Wer will hier sagen, was möglich ist und was nicht? ... Nein, da muß noch anderes sein. In Gott muß etwas sein, das mit dem Wort ›Liebe‹ noch nicht benannt ist. Mir scheint, man muß sagen, Gott sei demütig.« (Aus »Der Herr«)

Wer empfänglich ist für solche Gedanken, wird es nicht mehr als unzumutbar empfinden, wenn in der neueren Prophetie Jakob Lorbers der Herr selbst beteuert: »Die Demut ist die innerste, allerhöchste Kraft, Macht und Gewalt in Mir Selbst. Alles, was da füllt die ganze Unendlichkeit, ist durch die Demut entstanden und ist aus ihr hervorgegangen« (HG II 11,14).

Das sichtbarste Zeichen von Gottes Demut ist zweifellos seine Menschwerdung. Da Demut immer dem Hochmut entgegensteht, waren es zunächst nur ganz demütige Menschen, die das Kind zuerst anbeten durften: die Hirten und die wahrhaft Weisen. Die einen wurden herbeigerufen von den Engeln, die anderen aus weiter Ferne von dem Stern.

In den Magiern aus dem fernen Morgenland verkörpert sich die wirkliche, nicht die scheinhafte Weisheit. Sie hat nichts zu tun mit dem oberflächlichen, verstandhaften Wissen der weltlich Klugen. Wenn in den Büchern Salomonis die Weisheit als ein »Wissen von Gott, als vollkommene Gerechtigkeit« beschrieben wird, sind wir dem Kern nahe. Entsprechend verschiedenen Weisheitsbüchern des Alten Testaments müssen wir aber auch annehmen, daß die Weisheit (griech. Sophia) ein Urprinzip im Wesen der Gottheit ist. Die Deutung geht ebenso sehr auf die Mutter des Welterschöpfers (Logos) wie auf diesen selbst. Es braucht uns daher nicht zu wundern, daß an der Geburtsstätte des Heilandes die eifrigsten Verehrer dieser ewigen Weisheit erschienen sind. Möglicherweise waren sie Abgesandte ihrer Religionen mit dem tiefen Wissen östlicher Mysterienkulte. Nicht selten war das höchste priesterliche Amt mit weltlicher Herrschaft verbunden. Die »Drei Könige«, wie sie beim Volke genannt werden, beugten sich vor dem König der Könige, dem Herrscher des gesamten Weltalls, in den Staub. Ja, sie beteten das Kind in der Krippe sogar an! Welcher Vorgang könnte besser davon überzeugen, daß Jesus nicht nur den Juden, sondern allen Nationen der Erde zugesandt war?

Begleitet von den Schalmeklängen eines neu verheißenen Paradieses kommt der Messias zur Welt. Seine Einzeugung im Schoße einer Jungfrau bedurfte zu ihrer Darstellung ganz anderer Mittel, als Johannes,

der Pneumatiker, im streng ekstatischen Tone seiner Visionen sie angewendet hat. Der Wunderglanz um die Krippe von Bethlehem ist mehr seelenhaft-poetisches Gemälde. In jener heiligen Nacht, in welcher der Himmel auf die Erde taute, ist die Herrlichkeit des »Eingeborenen vom Vater« (Joh 1,14) zum ersten Mal sichtbar geworden. Es war, als hätte sich ein unsichtbarer Vorhang aufgetan. Musik und Gesang aus der Höhe begleitete den Glanz einer Engelswolke, die tief sich herabneigte. Von den Hirten auf dem Felde, die gerade bei ihrer Herde Nachtwache hielten, berichtet uns Lukas: »Die Herrlichkeit Gottes umstrahlte sie, und sie fürchteten sich sehr« (Lk 2,9).

Ein andermal waren es die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes, die die Herrlichkeit ihres Meisters auf dem Berge Tabor schauen durften: »Sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider glänzten wie das Licht«, heißt es bei Matthäus 17,2. Und schließlich war es auch noch die Himmelfahrt, die allen Jüngern Jesu seine Glorie vor Augen führte. Es gehörte zu Jesu Botschaft: »Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe« (Mk 1,15). Der Himmelskönig selbst war mitten unter uns. Doch ging es nicht so sehr um seinen Herrschaftsanspruch. Der eigentliche Grund seiner Epiphanie wird deutlich in den Worten des Verkündigungsengels: »Er wird sein Volk von dessen Sünden erlösen« (Mt 2,21). Alle Hoffnung der Menschheit ist darin eingeschlossen.

Die göttliche Vollmacht des Lösen und des Bindens vereinigt sich in Jesus mit der Königsherrschaft. Aus diesem Grunde ist er auch ein Friedensfürst. Seine Namen bei Jesajas lauten: »Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst« (Jes 9,5). Zacharias prophezeite von dem Messias, er werde kommen, dem Volke das Heil zu bringen, »das da besteht in Vergebung der Sünden, durch unseres Gottes herzliches Erbarmen; hat uns doch heimgesucht der Aufgang aus der Höhe, daß er denen leuchte, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, daß er unsere Schritte lenke auf dem Pfad des Friedens.« Der Sohn des Zacharias aber, der Täufer Johannes, findet strenge Worte. Sie mahnen auch an das Richteramt, das der Vater dem »Menschensohn« übertragen. Zu seinen Jüngern sagt Johannes: »Ich taufe euch nur mit Wasser zur Buße. ... Er wird euch mit dem Heiligen Geiste und mit Feuer taufen. Mit der Wurfchaufel in seiner Hand wird er seine Tenne reinigen; den Weizen wird er in die Scheune bringen, die Spreu aber im unauslöschlichen Feuer verbrennen« (Mt 3,11 f).

Mit großer Ausführlichkeit haben Matthäus und Lukas, zum Zeugnis für die Juden, über den irdischen Stammbaum Jesu berichtet. Eine doppelte Liste von Namen wird aufgezählt. Sie führt hin bis zu König David. Es sollte ja der vielstimmige Prophetenchor seine Bestätigung

finden. Der »Sohn des lebendigen Gottes« (Mt 26,63; Joh 8,27) hat am Ende seiner irdischen Laufbahn noch einmal vor allen Jüngern Einblick gegeben in sein wahres Wesen. In den Abschiedsreden betete er: »Jetzt verherrliche du mich, Vater, bei dir selbst mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war« (Joh 17,5). In höchster Steigerung hat schließlich die Johannes-Apokalypse, als das direkt gesprochene Wort des verklärten Christus an seinen Lieblingsjünger, noch einmal betont: »Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende. Dem Dürstenden will ich Wasser aus dem Lebensquell zu trinken geben umsonst. Der Sieger soll es zum Besitz erhalten, und ich werde ihm Gott sein, und er wird mir Sohn sein« (Offb 21,6f). Damit aber kein Zweifel möglich sei, erklingt die Stimme des Heilands noch einmal wie im Nachhall: »Ich bin der Sproß und der Stamm Davids, der glänzende Morgenstern. Der Geist und die Braut (Ekklesia) sagen: Komm! Wen dürstet, der komme; wer Verlangen hat, hole lebendiges Wasser umsonst!« (Offb 22,16f). Das ist eine Aufforderung, gleichsam mit dem Stabe des Moses an den Felsen der Prophetie zu schlagen.

Über Gott als seinen Vater hat Jesus so gesprochen, daß klar daraus ersichtlich wird: Wenn auch alle anderen Menschen als Geschöpfe Gottes zu Kindern, das heißt Söhnen und Töchtern des Vaters, berufen sind, so hat doch er allein die Vorzugsstellung des »Eingeborenen vom Vater«. Durch Johannes erfahren wir: »Niemand hat Gott je gesehen, der Eingeborene, der Gott ist und im Schoße des Vaters ruht, hat Kunde von ihm gebracht« (Joh 1,18). Wir können daraus die Schlußfolgerung ziehen: In Jesus hat sich uns nicht nur der Logos, sondern auch der Vater selbst geöffnet! Auf Erden schon durch sein Wort und durch seine Taten (»Wer mich sieht, der sieht den Vater.«); im Himmel durch seine verklärte Menschgestalt. Darum konnte der Apostel Paulus von ihm sagen: »Die Herrlichkeit unseres Gottes strahlt uns entgegen aus dem Antlitz Christi« (2. Kor 4,6). Ein anderes Schauen Gottes gibt es nicht. Der völlig umgeformte irdische Leib des Herrn ging ein in seine höchste Glorie als König des Alls. Und so hatte es auch Daniel in seinem Nachtgesicht über den »Menschensohn« geschaut. Die Steigerung seiner himmlischen Qualitäten kann nicht größer sein, als wenn Paulus den denkwürdigen Satz prägt: »In ihm ist die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig« (Kol 2,9).

Viele Christen wehren sich dagegen, und heute auch viele Schriftgelehrte, die Vergöttlichung Jesu so weit gehen zu lassen. Wo aber bleibt bei ihnen die Konsequenz? Alle Texte des Evangeliums sind in wunderbarer Weise aufeinander abgestimmt, wenigstens was die Person des Erlösers betrifft. Wir können kein Jota davon streichen. Selbst wenn man das geheime Wissen des Johannes als des Gnostikers unter den

Evangelisten in Frage stellt, bei den Synoptikern sind genug Anhaltspunkte für die Gottmenschlichkeit Jesu. Auch Paulus war ein Berufener und zutiefst Eingeweihter gleich Johannes. Er schöpfte aus dem Born der Prophetie, die ihm selbst gegeben wurde. Entsprechend dem Schriftwort: »Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat; was in keines Menschen Herz gedungen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben«, kann Paulus von sich sagen: »Uns aber hat es Gott durch seinen Geist geöffnet; denn der Geist ergründet alles, auch die Tiefen der Gottheit. . . . Der bloß natürliche Mensch erfaßt nicht, was vom Geiste Gottes kommt; es gilt ihm als Torheit, und er kann es nicht verstehen, weil es geistig verstanden sein will. Der Geistesmensch dagegen ergründet alles, während er selbst von niemandem ergründet wird. »Denn wer erkennt den Sinn des Herrn, daß er ihn belehren könnte? Wir aber besitzen den Geist Christi« (1. Kor 2,10 ff).

Darum ist es auch als »Weisheit bei den Vollkommenen« (1. Kor 2,6) zu werten, wenn Paulus die unendliche Erhabenheit Christi über alle Geschöpfe in einer Zusammenfassung aller Wesenszüge seiner Person in die Worte kleidet: »Er (der Vater) hat uns der Gewalt der Finsternis entrissen und in das Reich seines geliebten Sohnes versetzt. In ihm haben wir die Erlösung (durch sein Blut), die Vergebung der Sünden. Er ist das Ebenbild Gottes, des Unsichtbaren, der Erstgeborene vor aller Schöpfung. Denn in ihm ist alles erschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, Sichtbares und Unsichtbares, seien es Throne oder Fürstentümer, Herrschaften oder Mächte: alles ist durch ihn und für ihn erschaffen. Er steht an der Spitze von allem, und alles hat in ihm seinen Bestand. Er ist das Haupt des Leibes, der Kirche. Er ist auch der Anfang, der Erstgeborene unter den Toten. So sollte er in allem den Vorrang haben; denn es war Gottes Wille, in ihm die ganze Fülle wohnen zu lassen, und durch ihn alles mit sich zu versöhnen, alles auf Erden und alles im Himmel, indem er durch sein Blut am Kreuze Frieden stiftete« (Kol 1,13 ff).

b) Das Letzte Gericht in prophetischer Schau

»Das Gericht«, heißt es bei Swedenborg, »findet statt, wenn das Böse den höchsten Grad erreicht hat; denn alles Böse hat seine Grenzen, wie weit es gehen darf. Wenn es über seine Grenzen hinausgeführt wird, so verfällt es in die Strafe des Bösen, und zwar im besonderen wie im allgemeinen.« (Aus »Emanuel Swedenborgs Leben und Lehre«) Zu seinen Jüngern sagte der Herr: »Betrachtet den Feigenbaum und alle anderen Bäume! Wenn ihr seht, daß sie ausschlagen, so erkennt ihr, daß

der Sommer nahe ist. So erkennet auch, wenn ihr diese Dinge (Anzeichen des Endgerichts) eintreten seht, daß das Reich Gottes nahe ist« (Mt 24,32 f).

Ein »allergrößtes Gericht« kündigt der Herr bei Jakob Lorber für die Endzeit an. Zu seinen Jüngern sagt er: »Denket ja nicht, daß Ich das alles (das große Endgericht der Erde) haben wolle, und es wäre darum das alles schon also bestimmt! Das sei ferne von Mir und euch! Aber es wird also sein wie vor den Zeiten Noahs: Die Menschen werden von ihren vielen Weltkenntnissen und erworbenen Fertigkeiten einen stets böseren Gebrauch machen und dadurch freiwillig allerlei Gerichte aus den Tiefen Meiner Schöpfungen über sich und am Ende über die ganze Erde heraufbeschwören. Da aber sage auch Ich: ›Volenti non fit iniuria!‹ (Wer es nicht anders will, dem geschieht kein Unrecht)« (GrEv V 108,4).

In der Lorberschrift »Die Wiederkunft Christi« wird uns gesagt: »Der Menschen Herzen sehen nun aus wie diese Zeiten mit ihren grauenhaften Erscheinungen, wodurch nun solche Trübsal über die Menschen gekommen ist, wie ihresgleichen diese Erde noch nicht getragen und geschmeckt hat. Es ist daher nötig, daß dieser trübseligsten Zeit bald ein Ende gesetzt werde, da sonst noch jene, die bisher zu den Auserwählten gezählt werden, Schiffbruch leiden könnten. . . Die Zeit der Reinigung wird verkürzt werden, denn es wird Stunden geben, in denen mehr geschehen wird als ehemals in einem Jahrhundert; es wird Tage geben, von denen einer mehr bedeuten wird als ehemals ein volles Jahrhundert; es wird nun in einer Woche mehr geschehen als in der Vorzeit in einem vollsten Jahrhundert; und es werden nun Monde kommen, in denen mehr geschehen wird als in der Vorzeit in sieben Jahrhunderten« (S. 11 f).

Das Gleichnis vom Feigenbaum läßt darauf schließen, daß der Zeitpunkt des Endes schon sehr nahe ist. Und wenn der Herr seinen Aposteln einst bedeutete: »Es ist für den Menschen nicht gut, wenn er zu viel im voraus weiß, was in der Zukunft als bestimmt geschehen wird« (GrEv VIII 99,6), so gab er ihnen doch den Hinweis: »Das aber könnt ihr als völlig wahr annehmen, daß nahezu alle zweitausend Jahre auf der Erde eine große Veränderung vor sich geht« (GrEv VI 76,10). Zwar wollte und konnte der Herr wegen der Willensfreiheit des Menschen nicht Tag und Stunde exakt benennen; dennoch gibt es bei ihm Aussagen, die einen Hinweis enthalten. Bemerkenswert ist vor allem seine mehrmalige Erwähnung der Endkatastrophe »nach nahezu zweitausend Jahren«. (Siehe auch das Buch von M. Kahir: »Nahe an zweitausend Jahre«!)

Was aber wird mit der »kleinen Herde« von Christen geschehen in

dieser Zeit der Drangsal? Darauf erhalten wir die tröstliche Antwort: »Ich werde die wenigen Rechten und Besseren zu schützen und zu bewahren wissen. Die andern aber will ich ihrem eigenen Willen freigeben und will von ihnen nehmen allen Meinen Verband, wodurch sie in kurzer Zeitfolge gänzlich von der Erde Boden wie nichtige Schemen verschwinden werden. . . Wird aber die Erde völlig gereinigt sein, dann will Ich von ihr bis zu den Himmeln eine Brücke bauen für den Geist, über die alle Hand in Hand wandeln sollen« (BM 169,10 f; s. auch GrEv IX, 30,1.5; HH I 86,18). Von den wahren Christen sagt der Herr: »Wenn so das große Gerichtsfeuer aus den Himmeln kommt, wird es ihnen nichts antun können, weil sie ihr eigenes Lebenswasser (Außenlebenssphäre, Seelenaurea, d. Vf.) davor schützt. Dann erst werden der wahre Lebensfriede und seine Gottesordnung einander die Hände reichen und Zwietracht und Hader wird nicht mehr sein unter den Verbliebenen, die die gereinigte Erde bewohnen.«

Von den Naturkatastrophen, die als Begleitmusik der Religio depopulata (»Verwüstete Religion« nach der Pápsteweissagung des Malachias) dem Endgericht vorausgehen, kündigt der Herr durch Inneres Wort: »Ihr habt nun den Zeitpunkt erreicht, den ihr den Anfang des Endes benennen könnt. Es wird die Welt zu einem Brandherde werden, die Flammen werden auflodern und hemmungslos wird der Haß wüten. Die Menschheit wird von Furcht erfaßt werden und keinen Ausweg mehr sehen aus der Gefahr, die unabwendbar ist. . . Wenn aber alles in Aufruhr ist, wird sich euer (der Christen) eine große Ruhe bemächtigen, weil ihr dann klar erkennt, daß die Zeit Meines Nahens gekommen ist. Und Ich werde dies kundtun allen Menschen, die euch anhören wollen. . .

Der Brand ist entfacht und wird nicht mehr durch Menschen gelöscht werden können; doch Ich selbst werde ihn zum Erlöschen bringen, indem Ich ihm andere Elemente entgegensetze und denen gebiete, die sich gegenseitig vernichten wollen. (Ob damit ein dritter Weltkrieg gemeint ist?) Eine Naturkatastrophe wird die Erde heimsuchen und die Kämpfenden auseinanderreißen, denn es wird ihnen eine Macht entgegentreten, der keiner der Streitenden gewachsen ist. Nur kurze Zeit wird dieser Vorgang dauern, aber eine völlig veränderte Weltlage schaffen und anfangs ein unübersehbares Chaos und große irdische Not und Trauer unter den Menschen. . . Noch müssen viele Läuterungsmöglichkeiten geschaffen werden, um möglichst viele Menschen in der kurzen Frist zur Reifung zu bringen. Das Ende ist nahe, und ihr sollt mit Gewißheit bald den Tag des letzten großen Gerichtes erwarten, auf daß sich erfüllt, was verkündet wurde durch Wort und Schrift.« –

Noch schrecklicher als das Wassergericht der Vergangenheit (die

Sintflut) ist das Feuergericht der Endzeit. Schon von den Propheten des Alten Bundes wurde es vorausgesehen. Bei Maleachi zum Beispiel lesen wir: »Es kommt der große und schreckliche Tag des Herrn; der soll brennen wie ein Feuerofen und anzünden die Gottlosen!« Auch bei Joel heißt es: »Wehe des finsternen Tages, der da kommt wie ein Verderber! Vor ihm geht her ein verzehrendes Feuer und nach ihm kommt eine brennende Flamme.« Besonders aufschlußreich sind die Worte Jakob Böhmes: »Die Menschen haben sich die Widerordnung zum Götzen gemacht, die ihnen auch die Sündflut des Feuers auf den Hals führen wird.« Es ist das »Zornfeuer Gottes«, von dem wir bei Jakob Lorber hören. Von Petrus gibt es folgende Prophezeiung: »Wisset vor allen Dingen, daß in den letzten Zeiten Spötter auftreten werden, die nach ihren eigenen Gelüsten wandeln und sagen werden: ›Wo bleibt denn die Verheißung von der Wiederkunft des Herrn? Seht, es bleibt doch alles, wie es seit Urbeginn der Schöpfung schon immer war!‹ Aber es entgeht ihnen – weil sie es so wollen –, daß der Himmel einst war und die Erde in der Sintflut durch Wasser überschwemmt wurde. Der jetzige Himmel und die Erde sind durch das Wort Gottes aufbewahrt zu einem Feuerbrand auf den Tag des Gerichtes und Verderbens über die gottlosen Menschen. Nur eines entgehe euch nicht, meine Lieben, daß bei dem Herrn ein Tag wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind! Der Herr verzögert nicht die Verheißung, wie es etliche wähnen, sondern er will nur, daß jedermann seinen Sinn ändere und sich zum Geiste kehre. Aber kommen wird der Tag des Herrn wie ein Dieb in der Nacht, an welchem die Himmel vergehen werden mit großem Krachen, die Elemente vor Hitze zerschmelzen und die Erde samt ihren Werken darauf im Brande untergehen. ... Wir aber harren nach seiner Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, wo Gerechtigkeit wohnen wird« (2. Petr 3,3 ff).

Die Abfolge der Ereignisse in der Endzeit gibt am anschaulichsten die Johannes-Apokalypse wieder. Mit dem »Tier« tritt bei Johannes auch der »Lügenprophet« auf den Plan und schließlich als stärkste gegengöttliche Macht der »Antichrist«. Doch der »Tag des Herrn« wird allem endzeitlichen Spuk den Schlußpunkt setzen. Die Bibel ist voll von Schilderungen, die das Ganze in grellestem Lichte erscheinen lassen. Beachtenswert ist vor allem die Stelle bei Matthäus über das »Weltenende«, das ja nicht das Ende der Erde oder der Menschheit überhaupt sein wird, sondern die große Säuberung, in der die »weltliche Welt« untergehen und ein neuer Äon anbrechen wird. Darüber kündigt Christus selbst: »Wie ein Blitz im Osten aufleuchtet und bis zum Westen hin sichtbar ist, so wird es auch mit der Wiederkunft des Menschensohnes sein. ... Bald nach der Drangsal jener Tage wird die Sonne sich

verfinstern, der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen. Alle Völker auf Erden werden wehklagen und werden den Menschensohn in großer Macht und Herrlichkeit auf den Wolken des Himmels kommen sehen. Er wird seine Engel mit lautem Posaunenschall aussenden, und sie werden seine Auserwählten von den vier Windrichtungen, von einem Ende des Himmels bis zum andern, zusammenbringen« (Mt 24,27 ff).

Am Ende dieser Prophezeiung fügt der Herr hinzu: »Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, selbst die Engel nicht, sondern nur der Vater allein. Gleichwie die Menschen waren in den Tagen Noahs und achteten der Zeichen nicht, bis die Sintflut kam und sie alle hinwegraffte, also wird auch sein die Wiederkunft des Menschensohnes. Da werden zwei auf dem Felde sein; einer wird angenommen, der andere verlassen werden. Zwei werden in einer Mühle mahlen; der eine wird angenommen, der andere verworfen werden. Darum wachet, denn ihr wisset nicht, um welche Stunde der Herr kommen wird!« (Mt 24,36 ff). Fest steht auf jeden Fall, daß eine kosmische Katastrophe ungeheuren Ausmaßes über die Menschheit hereinbrechen wird, gerade in dem Augenblick, wo der gegenseitige Vernichtungskampf seinen Höhepunkt erreicht.

Es ist schwer, aufgrund der biblischen Textstellen, wo viele schreckliche Ereignisse ineinanderzugehen scheinen, darüber zu befinden, wie weit ein dritter Weltkrieg mit hereinspielen wird, ob bereits längere Zeit vorher mit einer nachfolgenden kurzen Friedensperiode oder unmittelbar vor dem Ende. Es ist hier nicht der Raum, auf Einzelheiten näher einzugehen; der Voraussagen in unserer Gegenwart durch Hellseher und Propheten sind zu viele und oft auch zu unterschiedliche, als daß man Bestimmtes über diese Dinge äußern könnte. Daß ein kommander Atomkrieg apokalyptisches Ausmaß annehmen würde, ist ziemlich sicher. Der bekannte bayerische Hellseher Alois Irlmeier erblickte für seine Dauer die Zahl »Drei«, was nach seiner Meinung drei Tage, drei Wochen, im Höchsthalle aber drei Monate bedeuten könnte. Nach ihm werden die Westmächte über die Ostsee siegen.

Sehr zahlreich sind die Prophezeiungen, die vor der plötzlich eintretenden kosmischen Katastrophe eine »dreitägige Finsternis« ankündigen. Bei Maria Taigi zum Beispiel, einer sehr ernst zu nehmenden mystischen Visionärin, hören wir darüber: »Es wird nämlich über die ganze Erde eine dichte Finsternis hereinbrechen, die drei Tage und drei Nächte dauern wird. Sie wird es unmöglich machen, irgend etwas zu sehen; ferner wird sie mit Verpestung der Luft einhergehen. ... Solange

sie dauert, wird es unmöglich sein, Licht zu machen (wahrscheinlich durch den Ausfall des elektrischen Stromes; d. Vf.). Wer während dieser Finsternis aus Neugierde zum Fenster hinausschauen oder aus dem Hause gehen wird, wird auf der Stelle tot hinfallen. In diesen drei Tagen sollen die Leute vielmehr in den Häusern bleiben und Gott um Barmherzigkeit anflehen.« Fast die gleichen Aussagen machte aus seiner inneren Schau der stigmatisierte Mönch Pater Pio, aber auch Alois Irlmeier.

Sogar im Buche der Weisheit steht geschrieben: »Da die Ungerechten meinten, das heilige Volk unterdrücken zu können, lagen sie, von den Banden der Finsternis und banger Nacht gefesselt, eingeschlossen in ihren Häusern, als Verbannte von der ewigen Vorsehung. ... Keine Kraft des Feuers war hinreichend, ihnen zu leuchten. Indes erschien ihnen doch Feuer (vom Himmel!) urplötzlich und fürchterlich. Als aber die Erscheinung schwand, hielten sie in ihrer Angst das Geschaute für schlimmer, als es war.«

In einem Brief an König Heinrich II. von Frankreich schreibt Nostradamus: »Das große Reich des Antichrist wird beginnen im Gebiete des Attila und Xerxes. ... Es wird eine Zeitlang bestehen, solange die Zeitumstände günstig sind. Vorher aber wird eine Sonnenfinsternis vorausgehen, die dunkelste, die es je seit der Schöpfung der Welt und seit dem Sterben Jesu Christi gegeben hat («vorher» bedeutet wohl »vor dem großen Strafgericht über den Antichrist«; d. Vf.). Im Monat Oktober wird eine große Verlagerung der Erdbewegung stattfinden, so gewaltig, daß man glauben wird, die Wucht der Erde habe ihren Gang verloren und sie werde in die ewige Finsternis gestürzt. Vorausgehen werden im Frühling und nachfolgend außerordentliche Veränderungen, Umwandlung von Reichen und große Erdbeben. ... So viel Unheil wird durch den höllischen Fürsten angerichtet, daß fast die ganze Welt verwüstet wird. Bevor dies eintritt, werden einige seltsame Vögel, hui, hui' in den Lüften schreien (Raketenkrieg?). Dann wird nach dem Willen Gottes der Satan gefesselt werden; es wird allgemeiner Friede herrschen und die Kirche Jesu Christi wird keiner Verfolgung mehr ausgesetzt sein. Es beginnt ein neuer Friede zwischen Gott und der Menschheit.«

i) Die Wiederkunft Christi in Herrlichkeit und seine Königsherrschaft im Tausendjährigen Reich

Über den aufgefahrenen Herrn heißt es im Symbolum: »Er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters; von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.« Das Nicänische Glaubens-

bekenntnis – das man auch als das »eigentlich ökumenische« bezeichnen könnte, da es auch für die Ostkirche Gültigkeit besitzt – formuliert den gleichen Glaubenssatz mit den Worten: »Er sitzt zur Rechten des Vaters und wird wiederkommen in Herrlichkeit, zu richten die Lebenden und die Toten, und seiner Herrschaft wird kein Ende sein.« Mit der Hinzufügung »in Herrlichkeit« ist bereits alles ausgesagt über das »Wie« der Wiederkunft Christi. Und gibt es nicht auch das Zeugnis der beiden Engel (»zwei Männer in weißen Gewändern«), die bei der Himmelfahrt Jesu die Zurückgebliebenen trösten konnten mit den Worten: »Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn zum Himmel habt auffahren sehen« (Apg 1,11)?

Also nicht mehr aus dem Schoße einer Jungfrau wird Christus neu geboren werden; vielmehr vollzieht sich sein zweiter Advent, wie es auch alle alten Propheten verkünden, auf geistiger Ebene. Darüber sagt der Herr eindeutig im Großen Evangelium Johannes (IX 94,2): »Ich werde bei Meiner Wiederkunft nicht mehr aus einem Weibe als ein Kind geboren werden; denn dieser Leib bleibt verklärt, wie ich als Geist in Ewigkeit. Und so benötige ich nimmerdar eines zweiten Leibes aus Fleisch und Blut.« Das Lukasevangelium sagt uns, daß der Menschensohn auf einer Wolke kommen werde »mit großer Macht und Herrlichkeit« (21,27). Es versteht sich wohl von selbst, daß wir uns unter »Wolke« nicht ein atmosphärisches Gebilde vorstellen dürfen. Es geht hier nicht um die Ansammlung kleiner Wassertropfen in der Luft, wenn diese zugleich mit Wasserdampf gesättigt ist. Was die Bibel in Wirklichkeit meint, wenn sie im Zusammenhang mit einer Erscheinung Gottes von »Wolke« spricht, ersehen wir bereits aus dem Alten Testament. Da heißt es zum Beispiel in 2. Mose 16,10: »Die Herrlichkeit des Herrn erschien in der Wolke.« Im 1. Buch der Könige 8,10 lesen wir: »Während die Priester aus dem Heiligtum traten, erfüllte die Wolke das Haus des Herrn.« Ebenso steht in Hesekiel der Satz: »Die Wolke erfüllte den inneren Vorhof (des Tempels)« (10,3). Der Prophet Daniel berichtet: »Ich hatte ein Nachtgesicht. Da erschien mit den Wolken des Himmels einer, der an Gestalt der Menschensohn war« (7,13). Dies klingt schon verblüffend ähnlich der Stelle in der Johannes-Offenbarung, wo der Seher von Patmos sagt: »Ich hatte ein Gesicht, und siehe, da war eine weiße Wolke und auf der Wolke saß einer ähnlich einem Menschensohn« (14,14).

Bei der Verklärung Jesu auf dem Berge Tabor wurden die Apostel »von einer lichten Wolke eingehüllt« (überschattet), aus welcher die Stimme Gottes zu ihnen sprach (Mt 17,5). Wenn Paulus im 1. Kor

10,1 den »Brüdern« zuruft: »Ich möchte euch nicht im unklaren lassen: Unsere Väter waren alle unter der Wolke . . .«, so rührt er damit an das Geheimnis von 2. Mose 13,21, wo es heißt: »Der Herr zog vor ihnen (den Israeliten) her, bei Tage in einer Wolkensäule, um ihnen den Weg zu zeigen, bei Nacht aber in einer Feuersäule, um ihnen Licht zu spenden.« Was »Wolke« in diesem Zusammenhang immer bedeutet, erhellt erst recht aus 2. Mose 33,9, dessen Text lautet: »Sobald aber Moses das Zelt betrat, ließ sich die Wolkensäule herab und stand am Zeltengang, und Gott sprach mit Moses.« Auch Psalm 99,7 bezeugt: »In einer Wolkensäule redet er mit ihnen (den Priestern im Heiligtum).«

Ganz eindeutig ist die »Wolke über dem Heiligtum« das Zeichen der Einwohnung Gottes bei den Menschen (hebr. Schechina). Nach den Aussagen des Herrn bei Jakob Lorber gab es sie bereits im ersterbauten Tempel zu Hanoah während der Urväterzeit. Hier zeigte sie sich oft als eine dichte Nebelmasse, ähnlich dem ausströmenden Od von Medien bei Materialisationserscheinungen. Bei J. Lorber hat die Ausdrucksweise »auf den Wolken des Himmels« fast stets die Bedeutung: »begleitet von einer großen Schar von Engeln«. Dieselbe Erklärung gibt auch Swedenborg, und sie entspricht zweifellos dem Bibeltext in Mt 16,27, wo Jesus sagt: »Denn der Menschensohn wird in der Herrlichkeit des Vaters kommen, begleitet von seinen Engeln.«

Es gehört schon zur »Herrlichkeit des Vaters«, wenn diese Engewolke von einem Feuernimbus umgeben ist, dem sogenannten Ausglanz Gottes. Letzten Endes ist es ein ähnliches Lichtphänomen wie bei der Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Apostel an Pfingsten. Von einer leuchtenden Aura sind alle Engel umgeben. Selbst von den Seligen im Himmel sagt Dante in seiner »Göttlichen Komödie«, daß sie auf höherer Stufe für das physische Auge oft nur noch als »feurige Sterne« oder »glühende Räder« wahrgenommen werden, da die Strahlung, die von ihnen ausgeht, ihre menschliche Gestalt fast völlig zudeckt. Ihr ganzes Wesen scheint Licht geworden, denn »Feuerblitze schießen aus ihren himmlischen Leibern«.

Heimgekehrt in die Herrlichkeit beim Vater, konnte Jesus, nachdem er sein Menschliches, den »Menschensohn«, aufs innigste vereinigt hatte mit dem Göttlichen in seinem Wesen, dem »Gottessohn«, die Herrschaft ergreifen über alle Schöpfung; war sie doch von ihm, als dem göttlichen Logos, einst ausgegangen. Das aber heißt »zur Rechten des Vaters sitzen«, eine bildhaft-symbolische Ausdrucksweise, bei der man sich bewußt bleiben muß, daß ja sein innerstes Geistwesen selbst der Vater ist. Die Bibel lehrt uns darüber, daß in seine Macht auch eingeschlossen ist das künftige Gericht über die Menschheit. In Joh 5,26 ff stehen die Sätze: »Denn wie der Vater das Leben in sich selbst

hat, so hat er auch dem Sohne verliehen, das Leben in sich selbst zu haben. Er hat ihm die Macht gegeben, Gericht zu halten, weil er der Menschensohn ist. Wundert euch nicht darüber, denn es kommt die Stunde, da alle, die in den Gräbern ruhen (d. h. alle Verstorbenen), seine Stimme hören werden. Die Gutes getan haben, erstehen dann zum Leben; die Böses verübt haben, erstehen zum Gerichte.«

Ergänzend heißt es dazu in Joh 3,17 ff: »Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde. Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet, weil er an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes nicht geglaubt hat. Das Gericht aber ist dieses: Das Licht ist in die Welt gekommen, aber die Menschen hatten die Finsternis lieber als das Licht.« Ganz klar müssen wir erkennen: Ein Mangel an Glauben führt schon deshalb ins Gericht, weil der Entscheid des einzelnen nicht an einen allgemeinen, für wahr zu haltenden Lehrsatz, an irgendeine Theorie oder Philosophie gebunden ist, sondern an eine Person. Das hat der Herr selbst unmißverständlich zum Ausdruck gebracht mit den Worten: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.«

Während Rudolf Bultmann den Glauben sowohl an das »Ende der Welt« wie an die richtende Wiederkunft des Herrn zu jenen Vorstellungen zählt, die für den modernen Menschen »erledigt« sind, hat der katholische Theologe, der jetzige Präfekt der Römischen Glaubenskongregation Joseph Ratzinger, für das Richteramt Jesu zwingende Gründe anzuführen: »Wir hatten gesagt, daß Natur und Geist eine einzige Geschichte bilden, die so voranschreitet, daß der Geist immer mehr als das alles Umgreifende sich erweist und so konkret Anthropologie und Kosmologie schließlich in eines münden. Diese Behauptung von der zunehmenden Komplexion der Welt durch den Geist bedeutet aber notwendig ihre Vereinigung auf eine personale Mitte hin, denn der Geist ist nicht irgend ein unbestimmtes Etwas, sondern wo er in seiner Eigentlichkeit existiert, besteht er als Individualität, als Person.« (In seinem Buch »Einführung in das Christentum«) Der Gedanke, daß alle Geschichte auf einen Punkt Omega zuläuft, nämlich auf die Person des Erlösers in Jesus Christus als den vollkommenen Menschen, wird bekanntlich auch von Teilhard de Chardin vertreten.

Besonders beachtenswert ist die Aussage des Herrn bei Jakob Lorber, daß die Wiederkunft Jesu in Herrlichkeit sich zuerst geistig vorbereiten wird durch immer größere Offenbarungen. So lesen wir im Großen Evangelium Johannes: »Bei Meiner Wiederkunft werde ich zuerst unsichtbar kommen in den Wolken des Himmels, was soviel sagen will als: Ich werde vorerst Mich den Menschen nahen durch wahrhaftige

Seher, Weise und neu erweckte Propheten, und es werden in jener Zeit auch Mägde weissagen und Jünglinge helle Träume haben, aus denen sie den Menschen Meine Ankunft verkünden werden. Und es werden sie viele anhören und sich bessern. Aber die Welt wird sie irrsinnige Schwärmer schelten und ihnen nicht glauben, wie das einst auch bei den Propheten der Fall war. . . . Wenn auf diese Art Meine Lehre zu den Menschen, die eines guten Willens und tätigen Glaubens sind, gebracht sein wird und wenigstens ein Drittel der Menschen davon Kunde hat, so werde ich dann auch hie und da persönlich und leibhaftig sichtbar zu denen kommen, die Mich am meisten lieben und nach Meiner Wiederkunft die größte Sehnsucht und dafür auch den vollen, lebendigen Glauben haben. Ich Selbst werde aus ihnen Gemeinden bilden, denen keine Macht der Welt Trotz und Widerstand zu bieten vermag; denn Ich werde ihr Heerführer und ihr ewig unüberwindlicher Held sein und alle toten, blinden Weltmenschen richten. So werde ich die Erde reinigen von ihrem alten Unflat« (GrEv IX 94,3 6-7).

Ein andermal sagt Jesus zu seinen Jüngern: »Von nun an werden nahe volle zweitausend Jahre hindurch viele Seher und Propheten erweckt werden, weil auch eine noch größere Zahl falscher Propheten und Christusse erstehen wird«; und er fügt hinzu: »Gegen Ende der angezeigten Zeit werde ich stets größere Propheten erwecken, und mit ihnen werden auch die Gerichte sich mehren und ausdehnen. . . . Der Glaube wird nicht mehr unter den in eisigem Hochmut erkalteten Menschen sein, und ein Volk wird wider das andere ziehen. . . . Doch darauf wird eine allergrößte Offenbarung geschehen durch Meine abermalige Darniederkunft auf diese Erde. Aber dieser Offenbarung wird vorangehen ein allergrößtes und schärfstes Gericht und nachfolgen eine allgemeine Sichtung der Weltmenschen durchs Feuer und sein Geschoß, auf daß dann Ich Selbst eine ganz andere Pflanzschule für wahre Menschen auf dieser Erde werde errichten können, die bis ans Ende der Zeiten dieser Erde dauern wird« (GrEv VI 150,14-15,17).

Zu den entscheidenden Phasen des Endgerichts zählt auch das in der Johannes-Apokalypse als Neuoffenbarung aus den Himmeln angekündigte und schon mehrmals erwähnte »Ewige Evangelium«. Hören wir noch einmal den diesbezüglichen Text: »Und ich sah einen anderen Engel fliegen durch die Himmelsmitte, der hatte ein Ewiges Evangelium zu verkünden über die Erdbewohner und über alle Nationen und Stämme und Sprachen und Völker« (Offb 14,6). Über diese neue Lehre, die im Grunde auch die alte Lehre sein wird, wie der Herr sie während seines Erdenlebens allerdings nur seinen engsten Vertrauten mitteilen konnte – denn andere waren dafür noch nicht aufnahmefähig –, läßt Jesus einen bekehrten Juden wissen: »Freund, die Lehre, die ich

euch nun gebe, ist Gottes Wort und bleibt ewig. Und darum werden jene Menschen (zur Zeit Meiner Wiederkunft) auch nur die Lehre überkommen, die ihr von Mir erhalten habt. Aber in jenen Zeiten wird sie ihnen nicht verhüllt, sondern völlig dem geistigen und himmlischen Sinne nach enthüllt gegeben werden. Und darin wird das Neue Jerusalem bestehen, das aus den Himmeln auf die Erde herniederkommen wird. In seinem Lichte wird den Menschen klar werden, wie sehr ihre Vorfahren von den falschen Propheten betrogen wurden« (GrEv IX 90,2).

Bezeichnenderweise spricht auch Pastor A. Fünning, ohne je etwas von Lorber gehört zu haben, aber offensichtlich Bezug nehmend auf den Text in der Johannes-Offenbarung 14,6f die Überzeugung aus: »Mit der Wiederkehr des Herrn, so glaube ich mit vielen anderen, wird auch die Bibel eine zusätzliche Offenbarung erhalten. . . . Israel hatte seine Bibel: das Alte Testament; die Gemeinde hatte ihre Bibel: das Neue Testament, und die Völker der Erde erhalten ihre Bibel (das »Ewige Evangelium«), in welcher die Ordnungen und Lehren des großen Königs verzeichnet sein werden. Dann werden die Völker der Erde aufhorchen und ausrufen: »Ja, das ist's, wonach wir uns schon lange, seit Jahrtausenden gesehnt haben!« (In seinem Buch »Das feste prophetische Wort«)

Für die Zeit nach dem Gericht verheißt uns der Herr: »Ich werde dann ein neues Reich gründen, ein Reich des Friedens, der Eintracht, der Liebe und des lebendigen Glaubens, und die Furcht vor dem Tode des Leibes wird nicht mehr sein unter den Menschen, die in Meinem Lichte wandeln und in beständigem Verkehr und Umgang mit den Engeln des Himmels stehen werden!« (GrEv IX 94,9). Ergänzend heißt es dazu: »Von da an wird die Erde wieder zum Paradiese werden, und Ich werde leiten Meine Kinder rechten Weges immerdar!« (GrEv I 72,4). Entspricht dies nicht aufs Haar genau den Vorstellungen, welche sich die Israeliten einst von ihrem Messias gemacht hatten? Alle ihre Erwartungen waren ja hingespant auf den ganz realen Anbeginn des Gottesreiches, und zwar in einem Maße, daß sie darüber allzu leicht übersehen, wie oft die prophetischen Stimmen auch von einem ersten Kommen des »Menschensohnes« in »Niedrigkeit« gekündet hatten.

Im Bilde von zwei Bergspitzen hatten die Propheten des Alten Bundes das zweifache Kommen des Herrn erschaut. Daß er ein zweites Mal seine ganze »Macht und Herrlichkeit« offenbaren werde, prägte sich dem Gedächtnis der Juden tiefer ein als die Gestalt des Schmerzensmannes; entsprach es doch am ehesten ihren Wünschen, solange sie unter dem römischen Joch zu leiden hatten.

Durch den Sohn und für den Sohn, den ewigen Logos, ist nach Pau-

lus diese Welt erschaffen worden. Wie könnte es anders eine letzte Geborgenheit geben als unter seinem Zepter? »Dein Königreich ist ein Königreich für alle Äonen«, heißt es im Psalm 145, 13 und »Du bist Priester für die Ewigkeiten« im Psalm 110,4. Bei Jesajas lesen wir: »Die Herrschaft ist auf seine Schulter gelegt und er heißt: »Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Vater der Ewigkeiten, Friedefürst« (9,5). Wenn Jesus vor Pilatus erklärt: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt«, so wird sich dies mit einem Schlag ändern bei seiner sichtbaren Wiederkehr. Wie gut verstehen wir Melanchthons Worte: »Wenn jenes herrliche Friedensreich am Ende dieser Weltzeit nicht wäre, so würde die ganze Weltentwicklung ein ungelöstes Rätsel sein, ein Rumpf ohne Kopf!« Es geht keineswegs darum, in Erinnerung an so manche Potentaten auf dieser Erde im Zusammenhang mit der Königsherrschaft Christi nur an Glanz, an Goldbrokat und Kronenherrlichkeit zu denken. »Das Reich Gottes ist Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geiste«, sagt Paulus in Römer 14,17.

Es gehört bereits in diesem Leben zur inneren Erfahrung des Mystikers, »in lumine mentis«, das heißt, mit dem geistigen Lichte des Herzens Reich Gottes in sich wahrzunehmen. Es gibt aber auch die Verheißung, daß dieses königliche Regnum nicht nur im Innersten des Menschenherzens als mystische Einwohnung durch Jesus erfahren werden kann. Bei der zweiten Epiphanie Christi wird es auch äußerlich in Erscheinung treten. Ein Weltzustand wird heraufsteigen, wo »die Nationen ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden und ihre Spieße zu Sicheln« (Jes 2,4), wo »der Wolf neben dem Lamme liegt und der Pardel sich lagert zu den Böcken« (Jes 11,6).

Wir stellen uns nun die Frage: Ist überhaupt dieses Reich Gottes, von dem die Propheten künden, auf unserer physischen Erde denkbar? Oder sind nicht vielmehr alle diesbezüglichen Angaben auf das Jenseitsreich bezogen? Mögen so manche Lehren der Sektierer, besonders die der Adventisten, allzu bizarre Vorstellungen mit dem tausendjährigen Friedensreich verknüpfen, in diesem einen Punkte haben sie dennoch recht: Es wird ein wirkliches Regnum auf Erden sein unter der unmittelbaren Herrschaft Christi. Alle Bibelstellen sind sich darin einig. Und es wird ein Interregnum sein, denn nach Abschluß der tausend Jahre (die Zahl ist nur symbolisch zu nehmen und hat mystischen Begriffswert) wird Satan noch einmal losgelassen »auf kurze Zeit«. Dies ist eine letzte Bewährungsprobe für alle abgefallenen Geister, die nach den Aussagen der Apokalypse in einem letzten, endgültigen Feuergericht ihr Ende findet.

Wie sehr nicht nur im alten Judentum (besonders klar bei Daniel), sondern auch in der Zeit des Urchristentums ein Reich Gottes auf Er-

den erwartet wurde, bezeugen die frühen Kirchenväter. Sie alle sind Chiliasten gewesen, so daß der katholische Theologe J. N. Schneider darüber schreiben kann: »Nicht leicht ein Dogma hat so gewiegte, bestimmte und viele patristische Vertreter wie das des Chiliasmus.« Sehr ausführlich behandelt das Thema »Tausendjähriges Reich« der Kirchenlehrer Irenäus (gest. 191). Er ist überzeugt, daß mit der dreieinhalbjährigen Herrschaft des Antichrist im sechsten Jahrtausend (!) die Weltgeschichte zu Ende sei. Dann würden mit der Wiederkunft Christi paradiesische Verhältnisse auf Erden eintreten. Allgemeines Gedanken- gut war seine Behauptung: »In wieviel Tagen die Welt geworden ist, in so viel Jahrtausenden wird sie auch vollendet.« Wenn man die biblische Zeitrechnung zugrunde legt, kommen wir demnach so ungefähr auf unsere Gegenwart als dem Ende der »Weltzeit«.

Befragen wir die neuere Prophetie, so gibt uns der Herr selbst bei J. Lorber die klare Auskunft: »Es hat schon mit Meiner Geburt das Gericht der Heiden (d. h. der Ungläubigen) allerorten begonnen und dauert nun in stets erhöhtem Maße fort und wird noch bis zum Volllichte unter den Menschen auf dieser Erde fort dauern bis nahe an zweitausend Jahre« (GrEv VIII 46,3).

Anknüpfend an die enttäuschte Naherwartung der ersten Christen hat der katholische Pfarrer Otto Feuerstein in seiner Broschüre »Das Tausendjährige Reich« geschrieben: »Was man in den ersten drei Jahrhunderten als beseligende Hoffnung der Zukunft festgehalten hatte, verlor sich immer mehr. Die alte Lehre des Chiliasmus war im Zeitalter Augustins bereits verschollen. Es kam die Ansicht auf, das Reich Gottes, das Tausendjährige Reich, sei schon in der Gegenwart vorhanden. Man hielt die christliche Kirche in Verbindung mit dem Staat für das Reich Gottes auf Erden. Man glaubte, die Herrschaft der Bischöfe, des Papstes und der christlichen Fürsten sei das erreichte Ideal Jesu. Man beachtete dabei nicht, daß die Weissagungen der Propheten, daß es im Reiche Gottes keine Kriege und keine soziale Ungerechtigkeit mehr geben werde, daß die Natur auffallend gesegnet, die Menschen gesund und sehr alt werden würden, in den damaligen Zuständen gar nicht in Erfüllung gingen. Man beachtete auch nicht, daß Jesus dieses Reich Gottes als erst bei seiner Wiederkunft sich einstellend angekündigt hat. Man identifizierte Kirche und Reich Gottes und glaubte, das Tausendjährige Reich sei von der Erscheinung Christi an zu rechnen. Die Gründung der christlichen Kirche sei als die erste Auferstehung, als die Anfangsepoche des Milleniums anzusehen ...

Die Hoffnung auf ein erst zukünftiges Friedensreich findet sich im Mittelalter fast nur bei den von Staat und Kirche verfolgten Häretikern. Erst im siebzehnten Jahrhundert fing es im Protestantismus zu

tagen an; zuerst in der reformierten Kirche Englands und Frankreichs, dann innerhalb der lutherischen Kirche Deutschlands, bei den Vertretern des Pietismus, namentlich bei Spener und seiner »Hoffnung besserer Zeiten« und ganz besonders bei Johann Albrecht Bengel und seiner Schule. Durch seine Schriften sowie durch sein ganzes Wirken als Theologe und Prediger bürgerte sich der biblische Chiliasmus wieder in der evangelischen Kirche ein, soweit sie positiv geblieben ist. Vor allem sind viele evangelische Freikirchen, wie die Adventisten, Baptisten, die Pfingstleute und andere, Vertreter dieser Lehre.«

Ganz verunsichert wurde die offizielle Theologie durch die Lehren des Kirchenvaters Augustinus. Pastor Johannes Bolte schreibt darüber in seiner selbst edierten Schrift »Der neue Gottesstaat«: »Für Augustin zeichnet sich das Bild des Staates, wie es damals historische Wirklichkeit war, mit Recht als etwas Satanisches ab. Der römische Kaiserstaat hatte ja jahrhundertlang die Christen auf das grausamste verfolgt. Und als dann der römische Staat selbst den christlichen Firnis annahm, wurde das der Verderb der Kirche! Ganz besonders im oströmischen Reich, das ja auch der Nachwelt unauslöschlich das verwerfliche Bild des Byzantinismus hinterließ. Das Aufkommen eines immer stärker werdenden römischen Papsttums gab der christlichen Welt für lange Jahrhunderte gewissermaßen das geistige Rückgrat. Augustin hat in der Kirche den Gottesstaat gesehen! Er hat die christliche Tradition beendet, die Gesundung der Welt ausschließlich von der Wiederkunft Christi zu erwarten. Er hatte aber mit seinem Bild des Gottesstaates nicht recht behalten. Die Kirche wurde kein Idealstaat und ist es auch weder in katholischer noch in reformatorischer Ausprägung jemals geworden!«

Allein unter der Herrschaft Christi kann es also den Idealstaat wirklich geben, von dem wir uns nichtsdestoweniger bereits heute eine Vorstellung machen sollten. Daß Satan in den »Brunnen« geworfen wird und dieser versiegelt wird auf tausend Jahre, hat allergrößte Folgen für die künftige Menschheit. Nun erst ist ein Gemeinschaftsleben wieder möglich in göttlich ursprünglicher Ordnungsgestalt.

Da nach Lorbers großer Lehre die Lebensfunken in jeder Menschenseele aus dem »Acker der Materie« aufsteigen, und damit aus der gefallenen Luziferseele selbst, wird das Böse auch in dieser Zeit noch einen gewissen Spielraum haben. Das soll uns aber nicht entmutigen. Der Herr versichert uns immer wieder: Die Geweckten werden durch ihren Zusammenschluß im Kampf mit dem alten Weltgeist den Sieg davontragen. Der Tod wird im Tausendjährigen Reich nach Jesaja 65,20 noch nicht verschwunden sein, wohl aber wird er immer leichter und schmerzloser werden. Denn je lebendiger die Menschen an Jesus glau-

ben, desto weniger werden sie den Tod auch schmecken. Erst im Laufe der folgenden Jahrtausende wird er gänzlich zum Verschwinden kommen (I. Kor 15,26). Die Menschen werden schließlich nicht mehr sterben, sondern durch Verwandlung ihres Körpers ins Jenseits übertreten. Auch auf die gesamte Natur werden sich die Segensfolgen der Gottesherrschaft erstrecken. Der ganze Erdball und alle darauf lebenden Wesen, das ganze Tier- und Pflanzenreich werden den Typus der Liebe annehmen, den die Menschen selbst haben werden. Jedoch darf man sich nicht vorstellen, daß die Menschen dann keinerlei Leidensproben mehr zu erdulden hätten! Diese werden allerdings zurückgedrängt sein auf ein Geringes. Nicht wie mit einem Zauberschlag, sondern nur allmählich werden sich die Wohltaten auf der gereinigten Erde bemerkbar machen.

Die Lorbersche Prophetie läßt auch die »das Fleisch mächtig quälenden Krankheiten« nach und nach verschwinden. Auf Grund solcher Erwartungen können viele Christen gar nicht anders, als die gesegnete Zeit herbeisehnen mit allen ihren Gefühls-, Denk- und Phantasiekräften. Die Wissenschaften werden sich in diesem »Zeitalter des Heiligen Geistes« wieder ganz mit der Religion aussöhnen. »Der Baum der Erkenntnis wird gesegnet werden«, heißt es bei Lorber. Nicht der kleinste Riß wird bestehen bleiben zwischen dem Wissen um die Fakten der grobsinnlichen Welt und den übersinnlichen Wirklichkeiten. Man wird entdecken, daß ihre Gesetze nur scheinbar sich zuwiderlaufen und das sogenannte Wunder nur die starren materiellen Formen auflöst von einer höheren Schwingungsebene her. Dem Menschen ist dann alles in seine Hand gegeben (wie es Jesus den Glaubenden verheißten), so daß er wieder Herr über die Natur sein wird. Diesmal aber vom Geiste her! Man nannte das ursprünglich Magie. Ihr Mißbrauch kann freilich zur luziferischen Verführung werden und den Sturz der Seele herbeiführen. Im Tausendjährigen Reich wird aber die Herrschaft Christi solch übersinnliche Fähigkeiten in die rechten Bahnen lenken.

Der Mensch wird eine ungeahnte Bewußtseinsweiterung erfahren. Was wir heute Telepathie, Hellsehen, Psychometrie, Telekinese usw. nennen, wird sich zu seiner vollen Höhe entfalten können. Die brachliegenden Kräfte des Inneren werden voll nutzbar gemacht und zur Bewältigung auch der äußeren Umwelt eingesetzt werden. Das wird die erschrecklichen Auswirkungen einer geradezu menschenfeindlichen Technik von heute weitgehend reduzieren. Dazu werden die Wissenschaften noch Entdeckungen machen (und anschließende Erfindungen), die alles das als überflüssig erscheinen lassen, was heute noch so viele Gefahren in sich birgt. Ein Umweltschutz wird sich erübrigen. Gar viele Menschen werden es vorziehen, in einer solch gesegneten Zeit ihre

Aufmerksamkeit ganz nach innen zu wenden. Sie werden ihre Heiligung anstreben. Denn es geht ja darum, den Menschen wieder in sein ursprüngliches Ordnungsverhältnis zum Schöpfer zurückzuführen. Wenn Sadhu Sundar Singh die Erfahrung machte: »Das größte aller Wunder ist der Friede im Herzen«, dann gibt es nur ein Bestreben: »Suchet zuerst das Reich Gottes, alles andere wird euch hinzugegeben werden!«

3. Der Glaube an den Heiligen Geist

a) Das Pfingstereignis und die Gnadengaben

»Ich glaube an den Heiligen Geist« ist ein Artikel des Apostolikums, der gleichbedeutend steht neben dem Glauben an Gott-Vater und Gott-Sohn. Ja, als der »Lebendigmacher« ist der Heilige Geist die allesbewegende Kraft zur Verwirklichung eines neuen Lebens aus Gott. Es klingt zwar sehr hart, ist aber dennoch eine bittere Wahrheit, wenn Arthur Schult in seinem einzigartigen Büchlein »Pfingstgeist und Christentum« sagt: »Die Urgemeinde als der Leib des erhöhten Herrn, als Geistgemeinde, war eine freie pneumatische Personengemeinschaft. Die spätere Kirche dagegen ist eine amtliche Institution, eine autoritativ gebundene Sakramentengemeinschaft. In ihr ist der Pfingstgeist erloschen. Immer wieder sollte die zur Kirche erstarrte Christusgemeinde sich erwecken lassen zu neuem charismatischem Leben von den erhabenen großartigen Worten, die Christus in den Abschiedsreden des Johannesevangeliums über den Parakleten spricht.«

Der geforderte Aufbruch zu neuem charismatischem Leben macht sich heute beinahe überall bemerkbar; nicht nur in den Sekten, deren Abspaltung von den Großkirchen ja im allgemeinen darauf zurückzuführen ist, daß bei der großen Masse der Christen zuwenig von dem Feuer mehr spürbar war, das die Geisttaufe auszeichnet. Auch im Katholizismus und Protestantismus, wo besonders die Jugend mit den alten Formen traditionellen Kirchentums nur wenig mehr anzufangen weiß, ist man eifrig auf der Suche nach dem verlorenen Pneuma. Die innere Erneuerung – und das weiß heute auch ein großer Teil der Theologen – muß woanders herkommen als vom bloßen Festhalten an kirchlicher Betriebsamkeit; der »mündige Christ« sucht immer dringlicher nach Ausdrucksformen einer persönlich erlebten Christuszugehö-

rigkeit. So entstand zum Beispiel nach dem Vorbild der Pfingstbewegung, die wohl als stärkster Aufbruch charismatischen Lebens in unserem Jahrhundert zu bewerten ist, innerhalb der katholischen Kirche in den USA die sogenannte Charismatische Bewegung mit Hunderttausenden von Anhängern.

Alle Zusammenkünfte der Urchristen beim Liebesmahl waren durchdrungen vom neuen Leben im Heiligen Geiste. Wie ungewohnt klingt im Vergleich mit unseren heutigen Gottesdiensten der Bericht Tertullians: »Wenn die Hände gewaschen und die Lichter angezündet sind, werden alle aufgefordert, vorzutreten und Gott zu rühmen, wie es ein jeder aus der Heiligen Schrift oder aus dem eigenen Inneren vermag« (I. Apologie. Kap. 39). Aus dem »eigenen Inneren«, das bedeutet: mit Hilfe der Gabe der Prophetie. Sie nahm eine so wichtige Stelle ein, daß sie ebenbürtig neben die »Denkwürdigkeiten der Apostel«, die Evangelien, treten konnte. Man wußte sich im Besitze einer neuen Kraft. Im sogenannten Taufbad, der Erwachsenentaufe, hatten viele der neu hinzugekommenen Christen den Heiligen Geist empfangen. Man bemühte sich um die Gnadengaben. Besonders die Verwaltung der Eucharistie (dieses Wort bedeutet Mahl als »Danksagung«) wurde nur den berufenen Charismatikern in die Hände gelegt. In der Lehre der zwölf Apostel (aus dem 2. Jh.) heißt es: »Sie, die Propheten, sind eure Hohenpriester« (Didache 13,13). Also nicht die Bischöfe oder Presbyter!

Über die Wirkung der Taufe in der damaligen Zeit schreibt Justin der Märtyrer: »Sie (die Getauften) werden neu geboren. Sie erleben eine Wiedergeburt, wie wir sie alle selbst an uns erfahren haben. ... Das Bad heißt bei uns Erleuchtung, weil die, die es an sich erleben, im Geiste erleuchtet werden« (I. Apologie. Kap. 61). Es gibt keinen Zweifel, daß diese »Erleuchtung« auch wirklich stattfand. So lesen wir bei Cyprian aus Karthago (gest. 258 n. Chr.) in seinem Brief an Donatus aus dem Jahre 246 n. Chr.: »Als ich selbst noch in der Finsternis und in der dunklen Nacht schmachtete und auf dem Boden der sturmbewegten Welt mich umhertrieb, hielt ich es für unwahrscheinlich, daß man von neuem wiedergeboren werden könne. Wie, sagte ich mir, ist eine solche gewaltige Umwandlung möglich, daß man plötzlich mit einem Ruck das abwirft, was angeboren und verhärtet ist, was durch lange Gewohnheit festgewurzelt ist?« (An Donatus 3). – »Mit Hilfe des lebenspendenden Wassers der Taufe war der Schmutz der früheren Jahre abgewaschen. In die entsühnte und gereinigte Brust hatte sich von oben her das Licht ergossen, nachdem ich den himmlischen Geist eingesogen hatte. Durch die zweite Geburt war ich in einen neuen Menschen umgewandelt worden. ... Es wurde mir plötzlich auf ganz wunderbare Weise das Zweifelhafte zur Gewißheit, das Verschlussene lag offen da,

das Dunkel lichtete sich. Als leicht stellte sich heraus, was vorher schwierig schien; ausführbar wurde das, was vorher unmöglich schien. ... Wer Christi Geist empfängt und durch seine zweite Geburt ein neuer Mensch wird, ist frei, sicher, offen, hell und schauend, im Besitze einer Kraft, die ihm das Schwierigste und Unausführbarste und Unmöglichste erfüllbar macht« (An Donatus 4).

Es ist leicht einzusehen, daß solch entscheidende Vorgänge in der Seele eines Menschen nur bei Erwachsenentaufe möglich sind. Mit dem Tauchbad verband sich die Geistmitteilung, das eigentliche Ziel der symbolischen Handlung. Obwohl aber Paulus eine regelrechte Tauftheologie entfaltet hat (in Röm 6), legte er doch nur auf die geistige Taufe Wert. Im 1. Brief an die Korinther 1,14 ff schreibt er: »Ich danke Gott, daß ich keinen von euch getauft habe außer Krispus und Gajus. Sonst wüßte ich nicht, daß ich noch jemand getauft hätte; denn nicht zu taufen hat mich Christus gesandt, sondern die Heilsbotschaft zu verkünden.«

Es gibt kein lebendiges Christentum ohne ihn, den »Geist der Wahrheit«. Mit Feuerzungen und Sturmesbrausen kommt dieser Geist auf die Urgemeinde. Darüber berichtet uns die Apostelgeschichte: »Als das Pfingstfest gekommen, waren alle an einem Orte beisammen. Plötzlich erhob sich vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein Sturmwind dahinführe, und erfüllte das ganze Haus, in dem sie versammelt waren. Es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer; diese zerteilten sich und ließen sich auf jeden einzelnen von ihnen nieder. Alle wurden mit dem Heiligen Geiste erfüllt und begannen, in fremden Sprachen zu reden, die ihnen der Geist zu reden eingab« (2,1 ff). – Es war ein einmaliges Ereignis, mit dem auch die Neue Schöpfung ihren Anfang nahm. Erst jetzt konnte das »königliche Geschlecht« (Petrus) der Kinder Gottes in Erscheinung treten. Die ganze Natur, ja alles Geschaffene hatte sehnsüchtig geharrt auf diese Stunde (nach Paulus). Unter dem Eindruck des Geschehens schlossen sich damals etwa dreitausend Menschen der jungen Gemeinde an. So wenigstens berichtet die Apostelgeschichte. Man erlebte das Kommen des Reiches Gottes sichtbarlich. Und wer wird nicht bei dem pfingstlichen Sprachenwunder an die längst verlorene Ursprache der Menschheit erinnert, da diese noch als feste Einheit bestand? Aus allen Gegenden der damals bekannten Welt waren die Juden zum Pfingstfest zusammengeströmt, und alle hörten sie die Predigt der Apostel in ihren eigenen Zungen. Das verwunderte sie, und sie waren bestürzt. Die Überwindung aller Volks- und Sprachgrenzen durch diese Einung im Geiste schien ein deutliches Zeichen für die Zukunft zu setzen. Konnte man nun Hoffnung schöpfen für das Heil- und Ganzwerden der Menschheit auf einer höheren Ebene? Arthur Schult

macht uns klar: »Wie der Mythos vom Turmbau zu Babel und der Sprachverwirrung ein Symbol ist für das Schwinden des bildhaft-imaginativen Schauens infolge der Entwicklung des egoistischen Intellektes, für das Verstummen des Gotteswortes in der Menschensprache, für den Verlust der Ursprache durch die Entfaltung des selbstsüchtigen Macht- und Kulturwillens der Menschen, – so ist das pfingstliche Sprachenwunder ein Symbol für die Wiedergeburt der Menschheit durch den Geist, für die Erneuerung der die ganze Menschheit einenden Geistsprache.« In diesem Zusammenhang sei auch an das Goethewort erinnert: »Erst die Menschheit ist der ganze Mensch«.

Wir haben auch in späterer Zeit noch Beispiele genug, bei denen das Sprechen in fremden Zungen ähnliche Wirkungen hervorrief. Geisterleuchtete Männer wie Bernhard von Clairvaux, Franz Xaverius, Antonius von Padua, Vinzenz Ferrar, Johannes Capristanus und andere haben stets nur in ihrer Muttersprache gesprochen, wenn sie vor großen Volksmassen in fremden Ländern das Evangelium verkündeten. Immer aber wurden sie von allen Anwesenden in ihrer eigenen Sprache verstanden. Was ging da vor sich? War es eine direkte telepathische Gedankenübertragung auf die Zuhörer, ganz unabhängig vom sprachlichen Ausdruck, wie der Parapsychologe Carl du Prel zu deuten versucht? Man kennt ja ähnliche Phänomene auch bei gewöhnlichen Menschen. »Das Gehirn des Hörers nimmt also ohne Sprachkenntnis den Vorstellungsinhalt des Senders auf und formt ihn um in seine eigene heimatliche Sprache« (A. Schult).

Das Pfingsterlebnis brachte außerdem die Erfüllung einer stets gehegten Hoffnung. Schon Moses hatte einst den Wunsch geäußert: »Möchte doch das ganze Volk des Herrn zu Propheten werden, daß der Herr seinen Geist auf sie kommen ließe!« (4. Mose 11,29). Man sehnte sich nach unmittelbarem Umgang mit Gott. Eine Zusage gibt der Herr bei Jeremia 31,33 f: »Das ist der Bund, den ich nach jenen Tagen mit dem Hause Israel schließen werde: In ihren eigenen Sinn will ich mein Gesetz legen, es ihnen ins Herz schreiben. Ich will ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein. Da braucht keiner mehr seinen Mitbürger zu lehren, noch seinem Bruder zu sagen: Erkenne den Herrn! Denn sie alle werden mich erkennen, der Kleinste von ihnen bis zum Größten. Ich will ihnen ihre Schuld vergeben, ihrer Sünden nicht mehr gedenken!« Noch ein anderer Prophet muß an dieser Stelle genannt werden; Petrus beruft sich auf ihn während seiner Pfingstansprache. Mit erhobener Stimme sagt er dort: »Ihr Männer von Judäa und all ihr Bewohner von Jerusalem: Das sei euch kund; vernehmt meine Worte! Diese da sind nicht trunken, wie ihr wähnt; vielmehr erfüllt sich hier, was durch den Propheten Joël verkündet worden ist:

›In den letzten Tagen wird es geschehen, spricht Gott, da will ich von meinem Geiste ausgießen über alles Fleisch, daß eure Söhne und eure Töchter weissagen, daß eure Jünglinge Gesichte sehen und eure Greise Traumerscheinungen haben. Sogar über meine Knechte und Mägde will ich in jenen Tagen von meinem Geist ausgießen, daß sie weissagen . . .« (Apg 2,14 ff).

Die feurigen Zungen von oben, welche sich auf den Häuptern der Apostel niederließen, brachten für diese eine Trunkenheit im Geiste, die wie eine Sturmwelle um sich griff und ihr ganzes Wesen verwandelte. Sie waren nun nicht mehr die Harrenden und kleinlaut Verzagten wie ehemals, denen der Herr oft seinen Unmut bekunden mußte, wenn sie sich allzu ängstlich und wenig aufgeschlossen zeigten. Vielmehr traten sie nun in aller Offenheit hervor, um in Vollmacht des Wirkens und Bezeugens eine ganze Welt für Christus zu erobern. Was in ihnen lebendig wurde, war nichts anderes als »die Christuskraft« (nach Clemens v. Alexandrien), die es ihnen ermöglichte, »aus dem Geiste« zu reden und ähnliche Wunder zu vollbringen, wie der Herr sie selbst getan. Als lebendige Träger der Doxa und Schechina, die einst das furchterregende Geheimnis der Bundeslade ausmachten und den Tempel zur »Pforte des Himmels« werden ließen, waren sie nun auch imstande, ihre Kraft auf andere zu übertragen.

Aus der Apostelgeschichte erfahren wir, wie diese Zeugung im Geiste, die sogenannte Paradosis, im einzelnen vor sich ging: Zuerst erfolgte die Evangeliumsverkündigung als das einweihende Wort, das die Menschen frei machen sollte von Irrtum und Unwissenheit. Dem alten Ritus gehorsam ging die Taufe nebenher, das Reinigungsbad, das zur Wiedergeburt der Seele führen sollte. Den wichtigsten Akt der Geistübertragung aber bildete die Handauflegung. Was durch letztere geschah, ist uns Christen von heute, die wir nur noch einen unbedeutenden Rest davon im Firmakt kennenlernen, fast gänzlich aus dem Gesichtskreis entschwunden. Und dennoch ist es dasselbe, was im Alten Testament, von Abraham angefangen über die Patriarchen und Propheten, als »Segen Gottes« durch die Geschlechter ging.

Die dreifache Stufenfolge: Verkündigung, Taufe und Handauflegung hob sich manchmal als Regel von selbst auf, wenn der Geist auf eine bereitete Seele traf, in die er unverzüglich Einzug halten konnte. So lesen wir in der Apostelgeschichte: »Während Petrus noch so redete, kam der Heilige Geist auf alle, die sein Wort hörten. Die Gläubigen aus der Beschneidung, die mit Petrus gekommen waren, staunten darüber,

daß auch über die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegossen wurde. Sie hörten sie nämlich in fremden Sprachen reden und Gott lobpreisen. Da sprach Petrus: ›Kann man denen noch das Wasser der Taufe versagen, die gleich uns den Heiligen Geist empfangen haben?‹ So ließ er sie denn im Namen Jesu Christi taufen« (10,44 ff).

Man sieht aus diesem Beispiel, daß pneumatische Wirkung schon vom Wort allein ausgehen kann. Im allgemeinen aber genügt dieses noch nicht zur völligen Umwandlung der Herzen. Eine andere Stelle der Apostelgeschichte schildert uns den normalen Verlauf einer solchen Neugeburt: »Auf die Kunde, daß Samaria das Wort Gottes angenommen habe, sandten die Apostel in Jerusalem Petrus und Johannes dahin. Diese zogen hinab und beteten für sie, daß sie den Heiligen Geist empfangen. Denn er war noch auf keinen von ihnen herabgekommen. Sie waren nur auf den Namen des Herrn Jesus getauft worden. Nun legten sie ihnen die Hände auf, und sie empfingen den Heiligen Geist« (8,14 ff). Nicht einmal die Getauften hatten in diesem Bericht die Wunderwirkung erlebt, die sonst bei Erwachsenentaufe in der Zeit der Apostel gewöhnlich eintrat. Erst durch die Handauflegung kamen die Herzen in Erschütterung, so daß sie das Wehen des Geistes verspürten und selber zu Trägern desselben wurden.

Das Pfingstwunder als die Geburtsstunde der christlichen Gemeinde war von Jesus schon den Jüngern angekündigt worden. In den Abschiedsreden des Johannesevangeliums spricht er die Worte: »Wenn ihr mich liebt, so haltet meine Gebote! Und ich will den Vater bitten, daß er euch einen anderen Beistand gebe, auf daß er in Ewigkeit bei euch sei: den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr jedoch kennt ihn; denn er wird bei euch bleiben und in euch walten« (Joh 14,15 ff).

Und noch einmal fügt Jesus hinzu: »Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz erschrecke nicht und werde nicht mutlos! . . . Das habe ich zu euch geredet, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost: Ich habe die Welt überwunden« (Joh 14,26 f; 16,33). Wer anders konnte den Heiligen Geist auf die Jünger herabsenden als dieser Christus, der nach seiner Opfertat und Auffahrt in den Himmel so völlig mit dem Vater eins geworden? »Der Herr ist der Geist, und wo der Geist des Herrn waltet, da ist Freiheit« (2. Kor 3,17). Diese Worte des Paulus bekräftigen nur, daß der Geist erst durch den verklärten Christus sich offenbaren kann. Als Fleisch gewordener Logos selber Gott, ist er von Anfang an der

Schöpfergeist (Creator spiritus). Alles Lebendige geht aus ihm hervor wie der Wind oder der Sturm aus der Atmosphäre. Daher das Wort Pneuma!

Als Paraklet wird der erhöhte Christus auch im ersten Johannesbrief bezeichnet. Seinen Jüngern verspricht er als Helfer und Beistand: »Ich werde bei euch sein alle Tage bis an das Ende der Welt« (Mt 28,20). Von ihm sind sie inspiriert, wenn große Prophetie aus ihnen spricht; er heilt durch sie die Kranken. Alle Gnadengaben gehen von ihm aus. Oft sind sie aber nur eine vorübergehende Leihgabe zur Ausbreitung des Evangeliums. Lassen wir uns von Paulus, der selbst ein bedeutender Charismatiker war, diese Gnadengaben aufzählen! Im ersten Brief an die Korinther führt er aus: »Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber es ist ein und derselbe Geist. Es gibt verschiedene Ämter, aber es ist ein und derselbe Herr. Es gibt verschiedene Kraftwirkungen, aber es ist ein und derselbe Gott, der alles in allen wirkt. Einem jeden wird die Offenbarung des Geistes zum Nutzen verliehen. Dem einen wird durch den Geist die Gabe der Weisheit verliehen, einem anderen die Gabe der Erkenntnis nach demselben Geiste; einem dritten der Glaube durch denselben Geist, einem anderen die Gabe wunderbarer Heilungen durch den nämlichen Geist; diesem die Gabe Wunder zu wirken, jenem die Gabe gotterleuchteter Rede, einem anderen die Unterscheidung der Geister, diesem die Sprachengabe, jenem die Auslegung der Sprache. Das alles wirkt ein und derselbe Geist, der jedem seine Gaben zuteilt, wie er will« (1. Kor 12,4 ff).

Einen dringlichen Rat gibt Paulus allen Christen für ihre Zusammenkünfte: »Unterscheidet die Geister!« Es ist ja eine oft gemachte Erfahrung, daß neben den guten Geistern Gottes mit Vorliebe sich auch solche herandrängen, die entweder dämonischer Natur oder auch unerlöste Seelen aus dem Jenseits sind. Durch sie kann der »Geist der Wahrheit« sich nicht kundgeben. Äußerst wichtig ist es darum, daß immer in einer solchen christlichen Gemeinschaft, in welcher »Propheten« auftreten, auch ein Charismatiker dabei ist mit der Gabe der Unterscheidung. Es ist auffallend, daß Paulus gerade die Prophetengabe allen anderen vorzieht. Im 1. Korintherbrief 14,1 ff sagt er: »Strebt mit Eifer nach den Gnadengaben, am meisten jedoch nach der Gabe gotterleuchteter Rede. Denn wer in einer Sprache redet, der redet nicht so sehr zum Menschen als zu Gott; niemand versteht ihn ja, er redet im Geiste geheimnisvolle Worte. Wer dagegen gotterleuchtet redet, spricht zu der Menschen Erbauung, Ermahnung und Trost. Wer in einer Sprache redet, erbaut sich selbst; wer aber gotterleuchtet redet, erbaut die Gemeinde. Ich wollte, daß ihr alle in Sprachen redet, noch lieber jedoch, daß ihr gotterleuchtet redet; denn wer gotterleuchtet redet steht höher,

als der, der in Sprachen redet. Es sei denn, daß er die Auslegung gibt, damit die Gemeinde erbaut wird.«

Zur Erbauung der Gemeinde ist also die gotterleuchtete Rede gedacht. Die hohe Bedeutung der Prophetengabe im Urchristentum ist allgemein bekannt. Sie entspricht ja dem »Worte Gottes« und soll nicht allein der Erbauung dienen; vielmehr ist sie eine Kraft, die das Pneuma weckt. In der Katechetenschule von Alexandrien wurde sie deshalb so hoch eingeschätzt, weil sie auch »die erhabene Lehre« vermittelt. Und man machte die Erfahrung, daß oft schon das Wort allein den Geist herabzieht, auch ohne vorherige Handauflegung. Daß die Gnadengaben sinngemäß verschieden sein müssen, wie der Leib ja auch als Ganzes seinen Gliedern verschiedene Dienstleistungen zuteilt, betont Paulus mit den Worten: »Ihr seid der Leib Christi und, als Teile betrachtet, seine Glieder. Die einen bestimmte Gott in der Kirche zu Aposteln, andere zu Propheten, wieder andere zu Lehrern, ferner für Wundertaten, für Krankenheilungen, für Hilfeleistungen, für Ämter, für allerlei Sprachen (und Sprachenauslegungen). Sind nun alle Apostel, alle Propheten, alle Lehrer, alle Wundertäter? Haben alle die Gabe wunderbarer Heilungen? Reden alle in Sprachen? Haben alle die Gabe der Auslegung? Strebt immerhin nach den höheren Gnadengaben; aber ich will euch noch einen weit vorzüglicheren Weg zeigen« (1. Kor 12,27 ff).

Es folgt das »Hohe Lied der Liebe«. Dieses hat an Tiefe und Einfühlung in die Gesetze des Geistes nicht seinesgleichen. Der Christ, der in diesen Spiegel blickt, hat hier die beste Anleitung zum Leben in Christus. Die Liebe allein ist es, die, über allen Charismen stehend, jenes Wunder des Heiligen Geistes zu vollbringen vermag, das letzten Endes dem Christsein die Vollendung gibt: die Wiedergeburt der Seele und des Geistes. Eine der ersten Begebenheiten der Bibel, das berühmte Nikodemusgespräch, beschäftigt sich mit diesem Hauptthema aller Religionen. Wie schwer hatte es Jesus, dem aufgeschlossenen Mitglied des Hohen Rates, ohne dessen Kenntnis der üblichen Symbolsprache für himmlische und geistige Realitäten, seine Frage nach der Wiedergeburt zu beantworten: »Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er schon alt ist? Kann er etwa in den Schoß seiner Mutter zurückkehren und wieder geboren werden?« – »Und du willst ein Lehrer sein in Israel?« wunderte sich der Herr. Verstand es sich doch von selbst, daß wenigstens die Pharisäer und Schriftgelehrten den »goldenen Schlüssel« (Swedenborg) zu den Analogien besaßen. Nikodemus verstand noch immer nicht, als Jesus ihm erklärte: »Wahrlich, ich sage dir, wer nicht aus dem Wasser und dem Geiste wiedergeboren wird, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen. Was aus dem Fleische stammt, ist Fleisch; was aber aus dem Geiste stammt, ist Geist. Wundere dich nicht, daß

ich zu dir sagte: Ihr müßt wiedergeboren werden. Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er fährt. Ebenso verhält es sich mit jedem, der aus dem Geiste geboren ist« (Joh 3,3 ff).

Nach dem Großen Evangelium Johannes hat es auch bei den Jüngern noch lange gedauert, bis sie das Geheimnis der Wiedergeburt in ihr Verständnis aufnahmen. Durch die großen und häufigen Belehrungen, die sie vom Herrn empfingen, lernten sie allmählich unterscheiden: Es gibt eine Wiedergeburt der Seele und eine solche des Geistes. Um dies klar zu erkennen, muß man allerdings unterrichtet sein über die sog. Trichotomie. Diese uralte Lehre von der Dreigliederung des Menschen nach Geist, Seele und Leib ist leider im 8. Ökumenischen Konzil von Konstantinopel im Jahre 969 n. Christus auf eine Zweigliederung allein nach Seele und Leib verkürzt worden. Damit wurde eine große Gefahr heraufbeschworen. Karl Heyer hat sie folgendermaßen gekennzeichnet: »Diese Abschaffung des Geistes bildet die Grundlage der Macht der Kirche und ihres Priestertums: Der Mensch, der nicht selbst im Geistigen urständet, bedarf für seine irrende Seele einer objektiven, führenden und leitenden Macht, einer stärksten Autorität, eben der Kirche, die sich gewissermaßen dem in ihm erloschenen Geistgliede substituirt.« (Aus »Von der Atlantis bis Rom«)

Stufenweise gelangt der Mensch, der bewußt an sich arbeitet, zu seinem eigentlichen Vollendungsziel: dem Einswerden mit dem göttlichen Geistfunken (ind. Atman). Dabei verwirklicht sich das Pauluswort vom »Verwandeltwerden« in das Bild des Herrn: »Mit unverhülltem Antlitz spiegeln wir alle die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so, weil es die Herrlichkeit des Herrn, des Geistes ist, in dasselbe Bild verwandelt von einer Klarheit zur andern« (2. Kor 3,18). Wem sein göttlicher Geistfunke wach geworden, der kann alles erforschen, »auch die Tiefen der Gottheit«. An die Korinther schreibt der Apostel: »Der geistige Mensch beurteilt alles, ohne daß jemand ihn beurteilen könnte. Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt, daß er ihn belehren könnte? Wir aber haben Christi Sinn« (1. Kor 2,15 f). Bestätigt wird dies durch die Worte des Herrn im Großen Evangelium bei J. Lorber: »Wenn der Mensch in diese Welt kommt, wird er der Seele nach völlig von der Allmacht Gottes getrennt und ist in allem seinem eigenen Willen und Erkennen anheimgestellt. Erst wenn er durch den Unterricht seiner Eltern und weiser Lehrer zur Erkenntnis Gottes gelangt, sich dann gläubig an Ihn wendet und Ihn um Seinen Beistand anfleht, fängt von der göttlichen Seite das Einfließen an, und die Seele des Menschen geht in ein klareres Erkennen über und daraus immer mehr in die Liebe zu Gott; sie ordnet dann ihren Willen dem erkannten Willen Gottes unter

und einigt sich so mit dem Geiste Gottes und wird dadurch nach und nach ebenso vollkommen im und durch den Geist Gottes in ihr, wie dieser Geist selbst vollkommen ist, bleibt aber dabei doch in allem völlig frei und selbständig, wie Gott an und für sich ewig vollkommen frei und selbständig ist« (GrEv IX 171,4).

In alle Wahrheit und Weisheit geleitet wird ein Mensch, der, wie Paulus sagt, »dem Geiste nicht wehrt«. Darüber belehrt uns der Herr: »Je tätiger es in einer Seele zugeht, desto heller wird es in ihr, denn das Grundelement des Seelenlebens ist das Feuer (der Liebe). Je heftiger dieses Element zu wirken beginnt, desto mehr Licht verbreitet es, und die Seele erkennt in solchem erhöhten Lebenslichte immer mehr die inneren Lebensgeheimnisse. Dieses tiefere Schauen und Begreifen verschafft der Seele einen neuen Mut, Gott noch viel inniger zu bewundern und zu lieben, und diese Liebe ist schon ein erster Funke des Gottesgeistes in der Seele; diese wächst und mehrt sich gewaltig (durch erhöhte Liebestätigkeit), und bald werden die Seele und der Geist Gottes völlig eins. Die Seele wird dann durch den Geist Gottes in alle Wahrheit und Weisheit geleitet« (GrEv V 123,1 f).

Hörten wir in der Bibel nicht auch das Wort: »Ihr sollt vollkommen werden wie der Vater im Himmel vollkommen ist!«? Eine Vorstellung von diesem Vollkommenheitszustande ist uns heute noch nicht möglich. Oft wissen wir nicht einmal den Weg dazu. Jesus aber weist ihn uns: »Ihr sollt vollkommen sein, aber nicht durch Wissen und Erfahrung allein, sondern durch die lebendige Liebe zu Gott und zum Nächsten; darin liegt das große Geheimnis der Wiedergeburt eures Geistes aus Gott und in Gott. Jeder muß aber zuvor mit Mir durch die enge Pforte der Selbstverleugnung gehen, jeder muß aufhören, für sich etwas zu sein, um in Mir alles werden zu können!« (GrEv IV 1,4 f). An anderer Stelle heißt es: »Aber wenn der Geist Gottes, der pur Liebe ist, des Menschen geläuterte Seele völlig durchdringt, durchleuchtet und mit dem ewigen Leben erfüllt, dann wird der Mensch mit Gott eins und dringt auch in die endlosen, ewigen Tiefen Gottes und kann sie begreifen. Und das ist die Bedeutung der Verheißung, daß ein vollkommener Mensch in seinem Geiste Gott schauen wird von Angesicht zu Angesicht!« (GrEv X 144,11).

Wunderbares wird dem wiedergeborenen Menschen von Jesus verheißen: »Ist ein Mensch von vollendet guter Art und in seiner Seele vom göttlichen Geiste erfüllt, so wird seine Außenlebenssphäre auch stets kräftiger und in weite Fernen reichend. Wenn sich einem solchen Menschen reißende Tiere nahen, so werden sie von seiner Außenlebenssphäre durchdrungen und gesänftet, sind voll Freundlichkeit und tun ihm nichts zuleide. Der Mensch wird ihnen sogar mit seinem Willen

gebieten, und sie werden sich ihm gehorsam erweisen. Beispiele davon findet ihr bei den Urvätern und Propheten, und nun habt ihr das schon an Meiner Seite selbst vielfach erfahren. Denn ich habe die am weitesten reichende Außenlebenssphäre von höchster Kraft, Güte und Vollkommenheit – und ihr durch Mich!« (GrEv VIII 102,5 ff).

Weiter hören wir: »Eine lebensvollkommene Seele hat neben der wunderbaren Kraft, über alle Kreatur zu gebieten, auch die besondere Eigenschaft, die Gedanken der Menschen zu erkennen und sogar zu sehen, was in jemandes Herzen vorgeht. Sie erkennt mit ihrer höchst intensiven Außenlebenssphäre oft schon auf weite Entfernung, was ein Mensch denkt oder will« (GrEv IV 221,8). – »Hätte Moses zu seiner höchst vollendeten Seele auch des Geistes Eingeburt erreichen können – die ihm erst dann zuteil wird, wenn Ich aufgefahren sein werde –, so hätte der größte Prophet der Erde allen Sternen neue Bahnen bestimmen können, so wie er den Granitfelsen gebot, eine reiche Wasserquelle springen zu lassen. Er befahl es den gebannten Geistern, und diese verstanden wohl die Sprache Mosis und wurden tätig nach seinem Willen. Ich sage euch noch hinzu, daß solches bei den Menschen auch jetzt und fürderhin stattfinden wird« (GrEv IV 262,2.4).

Dennoch spricht Jesus nicht dem Magier das Wort; weiß er doch zu genau, welche Gefahren für Seele und Geist in dem Verlangen nach Macht liegen. In seiner Lehre ist das Wichtigste Demut und Liebe: »Ihr braucht eure Seele nicht darum zu vollenden, um die wunderbaren Fähigkeiten der alten Väter zu erlangen – denn das gibt keiner Seele ein wahres, seligstes ewiges Leben –, sondern von nun an hat jeder von euch auch die neue Möglichkeit, durch die Befolgung Meines Wortes zur Wiedergeburt des Geistes in seiner Seele zu gelangen. Wer diese erreicht hat, wird in einem Augenblick leichter alle Sternwelten durchschauen und sogar deren Sprache hören und verstehen, als die alten Seher und Wundertäter ihre nahe Umgebung zu durchschauen und zu beurteilen vermochten« (GrEv IV 263,3). Die Gabe der sog. Kardiognosie, bei Paulus in seiner Aufzählung nicht erwähnt, ist oft bei großen Heiligen und Mystikern zu finden, neben vielen anderen Charismen. Von der Gabe der Weissagung spricht der Herr: »Die echten Zeichen der Wiedergeburt sind inwendig im Menschen und werden nur dann nach außen sichtbar, wenn es vonnöten ist. Die Gabe der Weissagung hat der Wiedergeborene nur dann, wenn er sie braucht und Mich darum bittet; denn niemand kann weissagen als Ich allein!« (EM 70,15 f).

Die Erfüllung der Jünger mit dem Heiligen Geist ließ fortan das Werk Christi nach zwei verschiedenen Richtungen weitergehen: »Erstens durch immer neue Offenbarung und zweitens durch die Vollmacht, die

Taten und Werke Christi fortzusetzen, ja sie durch ihre eigenen Taten zu überbieten« (A. Schult). Eine weitergehende Offenbarung kündigt Jesus in seinen Erdentagen an mit den gewichtigen Worten: »Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht ertragen; wenn aber der Geist der Wahrheit kommt, wird er euch in alle Wahrheit einführen. Nicht aus sich wird er reden, sondern was er hört, wird er reden und euch das Zukünftige kundtun« (Joh 16,12). In stets neuer Gestalt, weit über die Evangelien hinaus, ist Christi Stimme hörbar. So hat seine Botschaft eine ewige Jugend. Arthur Schult erklärt dazu: »Der Born einer fortschreitenden, sich immer wandelnden und höher entwickelnden Offenbarung wird uns auf diese Weise erschlossen. Alle autoritative Bindung an die Vergangenheit oder an den Buchstaben, auch an die Bibel, wird damit aufgehoben. Die Bibel ist noch im Wachstum begriffen. In den Evangelien liegen die Grundzüge künftiger und höherer Evangelien. Der Heilige Geist, der lebendig in uns spricht, ist mehr als die Bibel.« Wie gewaltig diese Offenbarungen des Herrn – man kann sagen verstärkt bereits seit Joachim von Fiori, erst recht aber auf dem Wege des Inneren Wortes durch Swedenborg und Lorber – in unsere Gegenwart hineintönen, ist leider noch wenigen Christen bewußt geworden.

In den gleichen Abschiedsreden des Herrn, in denen er sein ganzes geistiges Vermächtnis an die Jünger hinterließ, verheißt er auch eine Fortführung seiner Werke und Taten: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich tue, auch seinerseits tun, und wird noch größere als diese vollbringen; denn ich gehe zum Vater, und alles, was ihr dann in Meinem Namen erbitten werdet, werde ich tun, damit der Vater im Sohn geoffenbart wird« (Joh 14,12 f). Nun müssen wir uns fragen: Wieweit haben sich alle diese Verheißungen in der Christenheit verwirklicht? Nach der »Rejudaisierung«, wie der evangelische Theologieprofessor Ethelbert Stauffer die Situation nach der Verstaatlichung der Kirche nennt, geschah das Unglaubliche: Es hatte plötzlich den Anschein, als sei der charismatische Geist des Urchristentums ganz im Erlöschen. Aus einer Mysterienreligion war eine »vom Geiste jüdisch-römischer Gesetzmäßigkeit durchdrungene Massenorganisation, die römische Staatskirche« (A. Schult), geworden. Nach Ethelbert Stauffer war das aber »letztlich nichts anderes als Abfall von Jesus; optima fide vollzogen, dennoch Abfall«. Freilich, »gänzlich erloschen ist das Licht Jesu in seiner Kirche nie«. (Aus seiner Abhandlung über »Die Urkirche« in »Historia Mundi«)

Wie groß ist die Sehnsucht gerade in dieser Endzeit, da alle geistigen Werte zusammenzubrechen drohen, nach einem wiedererwachenden allgemeinen Pneuma! In diesem Zusammenhang bedeutet es eine große

Hoffnung, wenn Paul Schütz in seinem Buch »Warum ich noch ein Christ bin« die Erkenntnis hat: »Wir müssen zurück zum Einen, zurück zum Ganzen! Hinter die Konfessionen zurück zur Fülle des unzerstückten Christus. Die Konfessionen sind das Schrumpfprodukt der Entwicklung. Es liegt ein Fluch auf den Freikirchen, die sich von den Landeskirchen lösten. Und es liegt ein Fluch auf den protestantischen Kirchen, die sich von den katholischen lösten. Und es liegt ein Fluch auf den katholischen Kirchen, die sich von der alten Kirche lösten. Es begegnen mir immer mehr Menschen, die nicht mehr Suchende, sondern die wirkliche Christen sind. Das aber draußen vor der Kirche, ohne ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Eine Christenheit nicht durch die Kirche, sondern trotz der Kirche. Eine Christenheit draußen vor den Toren der Kirche. Es bleibt gar kein anderer Schluß übrig, als daß diese Christenmenschen aus anderen Quellen leben müssen. Beide, die »Kirche draußen« wie die »Kirche drinnen«, sind nur eine Vorstufe. Weder die eine noch die andere ist die kommende Kirche. Die Kirche des Geistes wird sich über beide hinweg vollenden. Die Schöpfergeistkirche, die geistliche Urkirche, die mit ihrem Lichtleibe durch alle die zerfallenden Teilkirchen heute hindurchzustrahlen beginnt und zugleich draußen vor den Toren auf tausend Angesichtern, die Wendung zu ihr genommen haben, mit ihrem Strahle aufleuchtet.

Es tragen die historischen Kirchen das Johannes-Schicksal an ihrem Leibe; sie müssen abnehmen, damit Christus zunehme. Haben die Täuferjünger mit Fasten und Weltentsagen die Religion des Gesetzes zum letzten Male erneuert, so sitzen die Christusjünger mit dem Bräutigam zu Tisch, auf dem das Wasser des Täufers zum Weine des Gottesreiches gewandelt wird. Das charismatische Leben allein ist die Kraft des wieder zusammenwachsenden, zerstückten Christus.«

b) Die Gnadensonne, das Urbild des Heiligen Geistes

Als der »Geist der Wahrheit« nimmt der Paraklet (oder Beistand), auch der Tröster genannt, seinen Einzug ins Menschenherz. Im Johannes-evangelium lesen wir: »Er wird nicht aus sich selber reden, sondern was er hört, das wird er reden« (16,13). Und weiter sagt Christus von ihm: »Er wird mich verherrlichen, denn aus dem Meinigen wird er es nehmen und euch verkünden. Alles, was der Vater hat, ist mein; deshalb habe ich gesagt, daß er es aus dem Meinigen nehmen und euch verkünden wird« (Joh 16,14 f).

In einer scharfsinnigen Auslegung dieser Bibelstellen glaubt Swedenborg nachweisen zu können, daß mit dem »Geist der Wahrheit« ja

eigentlich auch das »Göttliche Wort« gemeint sein muß. In diesem Sinne sei der Herr selbst auch der Heilige Geist. Eine ähnliche Auffassung finden wir bei Paulus in seinem 2. Korintherbrief (3,17 f): »Der Herr ist der Geist, und wo der Geist des Herrn waltet, da ist Freiheit. Mit unverhülltem Antlitz spiegeln wir alle die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so, weil es die Herrlichkeit des Herrn, des Geistes ist, in dasselbe Bild verwandelt von einer Klarheit zur andern.«

Die Verwandlung und Aufhellung der Menschenseele im Vorgang der Wiedergeburt ist stets eine doppelte: Zum einen Mal wird sie geistlich spürbar, indem das Seelenkleid, die übersinnliche Gewandung des Menschen, zu großer Reinheit, Schönheit und Lichtgestalt sich hinaufkläutert. Die Aura eines solchen Menschen gewinnt dabei so sehr an Leuchtkraft, daß sie, wie bei unseren Heiligen, unter Umständen auch äußerlich sichtbar wird. Heilkräfte gehen aus vom reinen Od eines »Erleuchteten«, und selbst der physische Leib ist auf dem Wege zu einer wirklichen Auferstehung. – Zum andern Mal ist die Aufhellung eine rein geistige, da sie den Wiedergeborenen von Erkenntnis zu Erkenntnis, »von einer Klarheit zur andern« führt. In Feuerflammen steht auch das Gemüt des Pneumatikers, da Liebe über ihn ergossen ist und »Begeisterung« für alles Gute und Schöne sein tätiges Leben ausmacht. Ein »Strahl der Güte« ist seinem Antlitz eingezeichnet, »gleichsam von sonziger Wärme, als sichtbares Siegel der Gerechtigkeit« (Clemens v. Alexandrien).

Dies alles ist die Wirkung des Heiligen Geistes, der wie ein göttlicher Bildhauer am Menschenwesen formt und modelt, um schließlich als der »Lebendigmacher« ein Antlitz herauszumeißeln, das wieder Gott-ebenbildlichkeit in sich trägt. Welch ungeheure Kräfte sind da am Werk! Und alle unsere Schicksale, ob in diesem Leben oder in den Äonen vor- und nachher, richten sich aus nach der Gewordenheit, in der wir stehen unter Gottes geistigem Atemhauch.

Was ist nun eigentlich der Heilige Geist in seiner besonderen Wesenheit, unterschieden vom Sohne und auch vom Vater? Wenn nach der These Swedenborgs und des Apostels Paulus der Herr zugleich der Heilige Geist ist, so trifft auf ihn besonders jene Aussage zu, die im Prolog des Johannesevangeliums über das »Wort« gemacht wurde: »In ihm (dem Wort) war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen« (Joh 1,4.5).

Licht, Wahrheit, Leben und dazu noch das »Wort« – gemeint ist das innere, pneumatische Wort, wie es die Propheten besaßen – sind das eigentliche »Geschenk der Heiligung«, das sich in mancherlei Gnadengaben ausdrückt. Stets hat die christliche Theologie sie dem Heiligen

Geist zugeschrieben. Von Christus, dem Logos, geht dieser Heilige Geist aus, darum das stete Ineinanderfließen von beider Wesenseigenschaften. Aber natürlich auch vom Vater! Schon sehr bald verkündet die christliche Väterlehre (z. B. Basilius der Große), daß »der Heilige Geist aus dem Vater durch den Sohn ausgehe«. Und Thomas von Aquin, dessen Lehre für die Katholiken verpflichtend wurde, formuliert: »Weil der Sohn vom Vater hat, daß der Hl. Geist von ihm hervorgehe, so kann gesagt werden: Der Vater hauche durch den Sohn den Heiligen Geist.«

In der Trinitätslehre gab es schon immer dieses beinahe unentwirrbare Zusammenspiel göttlicher Attribute. Ist es doch auch der eine Gott, der sich in drei verschiedenen »Erscheinungsformen« oder »Seinsweisen« (Hypostasen) offenbart. Mit Wurzel, Stamm und Blüte hat die östliche Kirche sie oft verglichen, wobei man dem Heiligen Geiste das Wesen der Blüte zuordnete.

Es ist vor allem das Lichtelebnis, durch das wir dem Wesen des Heiligen Geistes am nächsten kommen. Im allgemeinen ist der Christ daran gewöhnt, den Heiligen Geist sich so vorzustellen, wie die Bibel ihn zu schauen gelehrt hat. Da schwebt, nach dem Zeugnis des Täufers Johannes, der Geist »gleich einer Taube« auf das Haupt Jesu herab. Daß dies keine wirkliche Taube war, sondern nur ein von einem festen Lichtkern ausgehendes Schwingen und Leuchten, im Symbol als Taube bezeichnet, dürfte wohl allen Verständigen klar sein. Erst recht an Pfingsten schüttet der Geist über die Häupter der Apostel und Jünger seine ganze Lichtfülle aus. Diese Feuertaufe in Flammenzungen schildert uns die Visionärin A. K. Emmerich folgendermaßen: »Gegen Morgen sah ich eine silberweiß glänzende Wolke vom Himmel herab dem Hause sich nähern. In der Ferne erschien sie mir zuerst wie eine lichte Kugel, deren Bewegung von einem süßen, warmen Luftstrom begleitet wurde. Als sie näher kam, wurde sie größer und zog wie eine leuchtende Nebelmasse über die Stadt. Schließlich strahlte sie immer stärker und zog sich dichter zusammen, während sie über dem Abendmahlshause stille stand und sich mit steigendem Windesbrausen gleich einer tief hängenden Gewitterwolke niedersenkte. . . . Aus der Wolke ließen sich nun plötzlich weiße Lichtströme nieder, die sich über dem Haus siebenfach kreuzten und sich dann in feinere Strahlen und Tropfen auflösten. Wo die sieben Strahlen sich durchkreuzten, war eine leuchtende, schwebende Gestalt erschienen mit ausgebreiteten Flügeln oder flügelähnlichen Strahlen. In diesem Augenblick waren das Haus und seine Umgebung durch und durch mit Licht erfüllt. Die fünfarmige Lampe leuchtete nicht mehr. Die Versammelten kamen in Verzückung und richteten unwillkürlich ihr Angesicht dürstend in die Höhe. Da ergossen sich in eines jeden Mund Lichtströme wie lodernde Flammenzungen. Es war,

als atmeten und tranken sie das Feuer dürstend in sich hinein und als lodere ihre Begierde den Flammen entgegen. Auch auf die Jünger und die Frauen im Vorgemach ergoß sich dieses heilige Feuer. Und so löste sich die Glanzwolke nach und nach wie ein Lichtregen auf. Die Flammen aber kamen über jeden in verschiedener Form und Farbe.«

Es ist ganz ersichtlich, daß es neben der Lichtwirkung vor allem auch Schwingungskräfte waren, durch die der Heilige Geist an Pfingsten die Seelen verwandelte. Die Gewalt, die schon das Haus erzittern ließ, in dem die Apostel versammelt waren, greift tief in das Innere jedes Menschen und formt an seiner seelisch-ätherischen Hülle. Es ist die Wirkung des Pneumas, daß durch den Geisteshauch das innere Auge aufgetan wird, ja, daß der höhere Geist des Menschen selber in einem neuen Bewußtsein Besitz ergreifen kann von seinem Träger. Damit fallen auch die Trennwände zwischen physischer und übernatürlicher Welt; das Reich Gottes kann seinen Einzug halten.

Bei Swedenborg wird das folgendermaßen ausgedrückt: »Die göttliche Kraft und Einwirkung, die man unter dem Heiligen Geiste versteht, zeigt sich im allgemeinen in der Umbildung und Wiedergeburt, in der darauffolgenden Erneuerung, Belebung, Heiligung und Rechtfertigung; in der Reinigung vom Bösen und der Vergebung der Sünden, und schließlich in der Erlösung.«

Daß die Apostel aber doch im Grunde bei der Verkündigung des Evangeliums jeweils eine andere Art zur Schau trugen, obgleich doch der nämliche Geist Christi aus ihnen sprach, der immer nur einer sein kann, begründet Swedenborg mit einer beachtlichen Inspirations-theologie: »Der Herr erfüllte sie alle mit seinem Geist, aber jeder von ihnen entnahm davon sein Teil, entsprechend der Art seiner Auffassung, und jeder führte seinen Auftrag aus entsprechend seinem Können.« Diese These weist schon darauf hin, daß eben doch Unterschiede in der pneumatischen Begabung der einzelnen Apostel bemerkbar sind. Auch in der Aussage von A. K. Emmerich heißt es: »Die Flammen aber kamen über jeden in verschiedener Form und Farbe.«

Wir dürfen als sicher annehmen, daß zum Beispiel Johannes, der Liebesjünger, vom Heiligen Geiste in besonderer Weise begnadet wurde. Sein Evangelium führt in größere Tiefen als das der anderen, deren unverfälschte Erstschriften außerdem verloren gingen. So kommt es auch, daß der Herr bei J. Lorber sein Großes Evangelium an das des Johannes anknüpft. Dieser war das geeignetste Werkzeug. Die Johannes-Apokalypse erweist ihn zudem als den gewaltigen Seher, dessen Inspiration Himmel und Erde und die ganze Heilsgeschichte in wenigen Bildern zusammenfaßt, die nur der Aufschlüsselung bedürfen, um letzte Geheimnisse zu enthüllen.

Der Prophetengeist überhaupt schöpfte seit eh und je aus dem Born des Heiligen Geistes, selbst in jener Zeit, als Christus noch nicht inkarniert war. Darum müssen wir auch neben der Bibel noch die alten Bücher befragen, die Urevangelium verkündeten. An den Initiationsstätten der alten Welt war dieser Geist schon immer wirksam als Logos spermatikos. Hier, im Einweihungswesen enthüllte sich die damals unschaubare Gottheit, die erst in Christus nahbar wurde, fast immer als Licht. Im elften Band des Großen Evangeliums Johannes (75,9) lesen wir: »Es konnte niemand zu Seiner (Gottes) Anschauung gelangen, sondern nur zu der Empfindung Seines Wesens, das naturgemäß sich allein als Licht bemerkbar machen konnte, da Gott in Sich Selbst pures Licht ist, das seine Strahlen aussendet. Diejenigen also, welche geistig zu dem Gottwesen hinaufdrangen, konnten das Gottwesen nicht anders empfinden als wie ein Leben im Lichte, das wunschlose Sichvermögen mit dem Lichte. Als der Mensch Jesus eins wurde mit dem ewigen Gottgeiste in Ihm, war das Empfinden der Gottheit für den, der sich Ihr näherte, ein ganz anderes – einfach das Sichnäheren eines Menschen an den andern, und somit haben alle die alten Seher recht; aber die neueren, welche nach Mir lebten, haben ebenfalls recht.«

Wir erkennen daraus, daß jetzt vieles von dem, was die alten Seher wahr gesehen und recht geredet, durch Christi Menschwerdung überholt ist. Hinfällig geworden ist aber auch das Wort des Moses: »Gott kann niemand sehen und zugleich leben« (2. Mose 33,20). Auch wenn der Herr nach dem Bibelbericht sich öfter personhaft den Menschen der Urkirche »erscheinlich« machte, niemals war Er es selbst in seiner ganzen Fülle, sondern stets nur ein Engelsgeist, den Er als Werkzeug gebrauchte. Bei J. Lorber sagt der Herr: »Ihr könnt es glauben, in jener Zeit könnten nicht einmal die allerreinsten Engelsgeister die Gottheit je anders sehen als ihr da seht die Sonne am Firmament« (GS II 13,7).

Nun fragt es sich, ob die alten Seher und Eingeweihten, die ja im Entrückungszustand mit dem Austritt ihrer Seele aus dem Leibe gleich den Engeln im übersinnlichen Bereich ihre Erfahrungen machten, dieses Licht Gottes als wirkliche Sonne oder nur als diffuses, aus dem Zentrum der Gottheit hinausgestreutes, wahrnehmen konnten. Wenn es eine echte Initiation war, die bis in die höchsten Höhen führte, dann blieb es nicht bei der bloßen Lichterscheinung allein, die in ihrer metaphysischen Wirkung bei großen Malern wie Rembrandt und Grünewald sogar in der Kunst ihren Niederschlag fand. Eine wirkliche Sonne, ähnlich unserer physischen, tauchte im Gesichtskreis des Neophyten auf; freilich ganz andersartig in ihrer Wirkung als das natürliche Tagesgestirn.

Von einer Einweihung in die Mysterien der Isis berichtet uns der

antike Schriftsteller Apulejus in seinem Roman »Der goldene Esel«: »In der mitternächtlichen Tiefe sah ich die Sonne in herrlichem Licht erstrahlen.« Das Schauen der Sonne um Mitternacht gehörte also zur Eoptie, zur Gottesschau überhaupt, und war vielleicht das wonnevollste Erleben des Mysten. Nur ein anderes mochte diesem gleichkommen an Bedeutung: die Schau der göttlichen Isis (später die himmlische Sophia genannt). In ihr war dieses geistige Licht aus der »Sonne des Osiris« weiblich personifiziert. Die Orakel des Zoroaster sprechen von diesem Licht als von der Natur, die durch sich selber spricht. Gemeint ist jene Urstofflichkeit, welche auch den Seelen, als den schönsten Gedanken Gottes, als Körper und Hülle dient.

Von einer »Natur in Gott« sprechen vor allem die christlichen Theosophen J. Böhme, Fr. Chr. Oetinger und Fr. X. v. Bader; denn Gott hat schon von Ewigkeit her eine Leiblichkeit in sich selbst, und auch die Urschöpfung umkleidete sich mit einer himmlischen Materie, so daß alle Leiblichkeit einst vollkommener Ausdruck des Geistigen war. Das grobstoffliche Universum dagegen mit seinen astralen Planen, das keine unmittelbare Schöpfung Gottes ist, wird von Fr. X. v. Bader als »gehemmter Geist« bezeichnet. Gegenüber der himmlischen Materie nimmt dieser Philosoph in der Hölle auch noch eine »Untermaterie« an. Sie ist in ihren Schwingungsgraden noch tiefer gestimmt als die grobstoffliche der physischen Welten.

Während das Sinnbild der reinen Urnatur in der christlichen Symbolik schon immer die weiße Lilie war (bei den Ägyptern die Lotosblume), drückt sich Gestalt und Schönheit der eigentlichen Himmel mit ihren Engelshierarchien in der »mystischen Rose« aus. Ein siebenfarbiges Lichtreich war der Urkosmos, in dem die Farben purpurrot (als Sinnbild der Macht), goldgelb (als Sinnbild der Erhabenheit) und azurblau (als Sinnbild der Weisheit und Unsterblichkeit) dominierten. In ihnen spiegelte sich (nach Intermediarius) das dreifaltige Wesen der Gottheit als die »flammende (feurige), atmende und spiegelnde Kraft des Lichtes«. Diese drei Urkräfte waren auch die Urbilder der drei kosmischen Elemente. Zu Feuer, Luft und Wasser gesellt sich noch ein viertes Element, die Erde. Doch diese ist nur eine Verdichtung der drei kosmischen Elemente, die in ihr eine starre Form bekamen durch die zersplittenden Kräfte des Abgrunds. Kobilinski-Ellis sagt in seinem Buch »Christliche Weisheit« darüber: »Die physische Materie ist ein Zustand der äußersten Entgeistigung und Lieblosigkeit. Im Grunde genommen ist sie die letzte Stufe der Zersplitterung der geistigen Kristalle des harmonischen Reiches des Archäums (oder Urkosmos).«

Die ursprüngliche Materie (bei den Indern Fohat genannt) strahlt durch den Logos als göttliches Licht in die Schöpfung aus. Bei J. Lor-

ber lesen wir über diesen ausstrahlenden Gottesgeist: »Der reine Geist Gottes in sich selbst als Stoff oder Element ist ein Feuer und ein Licht oder, anders ausgedrückt, die Liebe und Weisheit selbst. Doch müßt ihr euch darunter kein Materief Feuer und keine sinnliche Liebe vorstellen, und also auch kein Licht wie das der irdischen Sonne oder einer brennenden Lampe, obschon zwischen beiden eine Entsprechung besteht. Denn das Feuer des Geistes ist nur Leben und dessen Licht seine Weisheit. . . . Hinter der den unendlichen Raum allenthalben erfüllenden Substanz des Äthers (d. h. durch sie strömend) ist das den menschlichen Sinnen nicht sichtbare Geistfeuer, eine ewig waltende Kraft, die, von Gott ausgehend, ewig den unendlichen Raum erfüllt und in einem fort wirkt und schafft« (GrEv VII 71,11; 72,9).

Wollten wir die Lorberlehre vom »Geistfeuer« Gottes und der Substanz des Äthers weiter verfolgen, so stießen wir, dem Wesen der Materie nachspürend, zuerst auf jene »Urfunken«, die eigentlich nur Gedanken Gottes sind und dennoch, selbst mit Intelligenz und Potenz begabt, alle Materiewelten aufbauen. Ein geistiger Monismus wird dabei sichtbar, in dem Kraft und Stoff ununterscheidbar werden. Dies entspricht genau dem Weltbild der heutigen fortgeschrittenen Wissenschaft. Von den »Urfunken« führt der Weg schließlich zu den »Lichtatomen«, die entgegen der einstigen Theorie von Maxwell nicht eine Wellenbewegung im Äther darstellen, sondern in kleinen Kraftmengen oder Kraftfunken von den Sonnen und anderen Lichtquellen ausgehen. Wie sehr stimmt hier die Lorberlehre in ihrer tiefen Weisheit mit der Planckschen Quantentheorie überein!

Ursprünglich aus der Gnadensonne entstammend und über die Urzentralsonne jeglicher Hülsenglobe hinab in die physischen Welten gelangend, ist das Licht im unendlichen Weltenraum wie das Jubilieren Gottes selber. Die lichtdrapierten Welten behängen sich gleichsam mit göttlichen Kleidern, sie hüllen sich in Schwingungen und schaffen sich Augen. Alle die lidlosen Sonnen, aus denen Blitze der Schönheit ekstatisch hervorbrechen, den Umkreis mit Wärme und Liebe beseligend, sind sie nicht selbst wie große Augen? Hinter jedem Stern steht ein Engel, eine Machtpotenz des Seelisch-Geistigen, und der Stern ist immer nur seine Aura. Das wußten die alten Religionen, für die auch ein Teil der Menschenseele »ein Tropfen Sternenessenz« war. Ganz erfüllt von dieser Lichtkraft in der Natur des Heiligen Geistes, allerdings in ihrer höchsten Schwingungspotenz, sind die Engel. Durcheilen sie doch gleich einem Blitzstrahl alle Räume der Unendlichkeit, wo es für sie keine Schranken gibt! Wie das Licht im Tanze getrieben, huldigen sie dem höchsten Wesen, Gott, im Wirbel der Ekstase. Ihren siebenfachen Reigen um die Geistessonne, die der Mittelpunkt des Weltalls ist, hat

der französische Maler G. Doré in seinem überirdischen Glanze darzustellen versucht. Seine Illustrationen zu Dantes »Göttlicher Komödie« haben in ihrer Feinheit und Transparenz eine geradezu inspirierende Wirkung. Tatsächlich wird ja auch in Dantes gewaltiger Dichtung die mystische Seite des Christentums in ihrer ganzen Tiefe schaubar als echte Theologie.

Da ist es vor allem der dritte Teil, das Paradiso, in dem das dramatische Geschehen des Inferno und Purgatorio nach und nach verebbt in einem großen Lichteleben. Die Plastik einzelner Szenerien von ehemals wird fast konturenlos, das individuelle Schicksal ist hereingenommen in das allgemeine, große, selige Einssein der Geister. Schon bei Betreten des irdischen Paradieses (einem Astralbereich, der wie bei Lorber jenseits unserer Troposphäre fixiert werden muß), bekommt Dante die Seligkeit zu spüren, die in dem alles vereinigenden Lichte ruht. Beatrice war ihm entgegengetreten als die Verkörperung seiner höheren Seele; der weise Führer Vergil als sein erster Initiator war durch sie abgelöst worden. Und nun weicht alles Dunkle von ihm, da er, durch den Lethefluß gereinigt, die »heiligen Matten« jenseits des Purgatorio betritt. Beatrice erstrahlt vor ihm in ihrer ganzen Schönheit. Der »Wunderglanz lebendigen, ewigen Lichtes«, der aus ihrem Antlitz strömt, reißt den Dichter in Ekstase. Erst durch den »süßen Trank« aus den Fluten des Eunoè wird er fähig gemacht, das eigentliche Paradies in den Astralbereichen der Planetenwelt im Fluge zu nehmen. Da sieht er Beatrice fest in die Sonne blicken, »so scharf und unverwandt, wie nie ein Adlerauge je sie angeschaut«. Auch ihr Schützling wendet seinen Blick dorthin; nicht lange, doch gerade so lange, daß er sieht, »wie ringsum die Sonne Funken sprüht, dem Eisen gleich, wenn's glühend aus dem Feuer kommt«. Und plötzlich scheint ihm Tag zu Tag gefügt, »als hätte Gottes Allmacht mit einer zweiten Sonne den Himmel noch geschmückt«. Da öffnet sich vor ihm das Firmament und in Verzückung schaut er den weiten, ewigen Himmel der Geister, »der durch der Sonne Flammen zu erglühen schien«. Ein Lichtmeer umgibt ihn und er vernimmt die Harmonie der Sphären. Ja, sein einst so schwerer Körper dringt blitzschnell durch andere Körper hindurch, was er sich nicht zu erklären vermag. Mit ernster Miene belehrt ihn Beatrice über die Ursache dieser Erscheinung:

»In Ordnung stehen alle Dinge unter sich und Ordnung ist die Form, durch die das Weltall Gott wird ähnlich; in ihr sehen die erhabenen Geschöpfe die Spur der ewigen Kraft. Der Ordnung zugeneigt sind alle Kreaturen; darum bewegen sie sich nach verschiedenen Häfen durch das große Meer des Seins, geführt von dem besonderen Triebe, der einer jeden von Natur gegeben ist. Der eigene Trieb läßt mondenwärts

das Feuer streben, er ist im irdischen Herzen der Bewegter; er macht, daß die Erde sich zusammenzieht und einet. Auch das, was denkt und liebt, treibt er in gleicher Weise, und eben jetzt trägt dieser Trieb dem heiteren Ziel uns zu, das uns bestimmt ist. Darum ist auch dein Steigen jetzt nicht wunderbarer, als daß ein Bach von hohem Felsen sich zur Tiefe stürzt und lebend Feuer auf den Himmel schlägt; ein Wunder wär's vielmehr, wenn jetzt du, jeder Last der Sünde ledig, dort unten bliebest!«

In Lorbers großer Schöpfungslehre kommen überall die gleichen Saiten zum Erklingen. Auch hier wird wie bei dem Florentiner Dichter vor allem die Ordnung gepriesen als einer der sieben Geister Gottes, auf denen das Fundament der Welterschöpfung ruht. Sodann ist auch bei ihm die Rede von einer zweiten Sonne, die über allen irdischen und astralen Sonnen am Firmament der Geister aufgeht. Diese schauen Gott in seinem Aspekt des Heiligen Geistes; denn dieses Gottesgestirn, die sogenannte Gnadensonne, von Dante auch »die Engelssonne« genannt, ist ja das Urbild des Heiligen Geistes selbst! Niemand, selbst Dante nicht, der eine visionäre Erfahrung davon hatte, gab je eine so ausführliche Beschreibung der Gnadensonne wie der Herr bei J. Lorber. Sie verknüpft sich hier mit einer Theologie des Heiligen Geistes, die an großartiger Schau und Wahrheitsgehalt niemals überboten wurde.

Als »Gott Ani« wurde die geistige Sonne einst von den Brahmanen verehrt. Um diese unerkennbare Gottheit im »unzugänglichen Lichte« zieht sich ein gewaltiger Kreis, die Kraftsphäre gleichsam, der Lendengürtel Gottes. So weit diese in der Unendlichkeit reicht, besteht auch die Einheit der Wesen (das Hen kai Pan der Gnostiker). Jenseits dieses Kreises aber wirkt das Licht des Heiligen Geistes nicht mehr unmittelbar, sondern nur noch in Abschattierungen; denn hier beginnt der abgespaltene Kosmos mit seinen physischen und astralen Bereichen, die dem Materiegericht anheimfielen. Im Mittelpunkt dieses Kreises wird Parabrahm bei den Indern zu dem Einen, dem höchsten Gott Atma, der unserem Logos gleichkommt als Sohn der namenlosen Gottheit. Er ist eine Energie, die sich als das aus dem Kreismittelpunkt hervorschießende Licht der Universalsonne offenbart. Von den altindischen Philosophen wird dieser Logos auch Ischwara genannt, der Herr, oder die »Überseele«. Gemeint ist das eine Selbst im Kosmos, von dem jedes andere Selbst (als Gottesfunke) nur einen Widerschein darstellt.

Die »Energie«, die sich als das aus dem Kreismittelpunkt hervorschießende Licht der Universalsonne offenbart, wird auch in anderen Religionen immer wieder eindrucksvoll geschildert. Im Anschluß an Platons »Geistessonne«, von der dieser große Denker zweifellos eine eigene Schau besaß im Einweihungserlebnis, sind es vor allem die Neu-

platoniker, die die Lichtemanationen aus der Gottheit zu beschreiben nicht müde werden. Die meisten von ihnen waren Ekstatiker, und es ist bedauerlich, daß sie durch ihr Erlebnis der Geistessonne von der Vorstellung einer persönlichen Gottheit abgelenkt wurden. Ebenso traurig aber ist es, daß die Christen der späteren Jahrhunderte das Bekenntnis der Urkirche von Christus als der »Sonne des Heils« in der Hauptsache nur noch symbolisch auffaßten. Nachklingende Bilder im Kultus sind etwa die barocken Monstranzen, die um die Hostie als den Kernmittelpunkt einer Sonne goldene Strahlen und Flammen ausgehen lassen. Auch die großen Lichtaugen der romanischen und gotischen Fensterrosetten erinnern durch ihren farbigen Funkentanz, den sie in das dämmerige Kirchenschiff werfen, an die Lichtemanationen der Gnadensonne. Es ist, als hörten wir das »Lumen de lumine« aus ihren Strahlengesängen hervortönen!

In der mystischen Literatur der Neuzeit gibt es ein einzigartiges Zeugnis für die Offenbarung des Heiligen Geistes als Gnadensonne und Lichtausglanz (Doxa). Wir finden es in den Tagebuchaufzeichnungen des russischen Gutsbesitzers N. A. Motowilow. Dieser berichtet uns von einer Begegnung mit dem berühmten Starzen Serafim von Sarow (geb. 1759), der ihn folgendermaßen anredete: »Der Herr hat mir geoffenbart, daß Ihr in Eurer Jugend eifrig zu wissen begehrt, worin der Sinn unseres christlichen Lebens liege. . . . Der wahre Sinn unseres christlichen Lebens besteht vor allem in der Erlangung des Hl. Geistes, und Beten, Wachsein, Almosengeben und andere für Christus verrichteten guten Werke sind eben nur Mittel zum Erlangen des Hl. Geistes.« Ungeduldig forschte nun sein Gegenüber, worin eigentlich das Wirken des Heiligen Geistes in der Seele sich bemerkbar mache. Der Starze antwortete ihm: »Die Gnade des Hl. Geistes ist ein Licht, das den Menschen erleuchtet«, und er führte das Beispiel des Moses an, von dessen Antlitz nach dem Erscheinen Gottes auf dem Berge Sinai ein überirdischer Lichtglanz ausging. Auch erinnerte er an die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor. Doch das alles wollte dem Gutsbesitzer noch nicht genügen; erst ein eigenes Erlebnis hätte ihn wirklich überzeugen können. Hören wir nun seinen Bericht:

»Da faßte mich der Vater Serafim fest an den Schultern und sagte eindringlich: ›Wir beide, Väterchen, sind jetzt im Hl. Geiste! – Warum siehst du mich nicht an?‹

Ich antwortete: ›Ich kann Euch nicht anblicken, Vater, aus Euren Augen leuchten Blitze, Euer Gesicht ist heller als die Sonne geworden, und meine Augen brennen vor Schmerz!‹ – ›Habt keine Furcht!‹ sagte der Vater Serafim, ›Ihr selbst seid jetzt leuchtend geworden wie ich. Nun seid Ihr selber in der Fülle des Hl. Geistes, sonst könntet Ihr mich so nicht schauen!‹

Und indem er seinen Kopf zu mir hinneigte, flüsterte mir der Starez leise ins Ohr: ›Danket Gott für seine unaussprechliche Gnade! Ihr habt gesehen, daß ich mich nicht einmal bekreuzte, vielmehr nur in meinen Gedanken betete ich leise zu Gott und sprach in meinem Herzen drinnen: Herr, gib ihm Klarheit und laß ihn mit seinen Fleischesaugen die Ausgießung des Hl. Geistes schauen, durch die du deine Knechte würdigst, wenn du geruhst, uns im Licht deiner herrlichen Glorie zu erscheinen! – Und im selben Augenblick, Väterchen, hat der Herr die demütige Bitte des armen Serafim erfüllt. Wie müssen wir ihm danken für die unbeschreibliche Gabe, die er uns beiden schenkte! Seht Ihr, Väterchen, nicht immer zeigt der Herrgott selbst den großen Einsiedlern so sichtbar seine Gnade. Diese Gnade Gottes will Euer betrübtes Herz mit Freude erfüllen, wie eine liebende Mutter das ihrer Kinder; Väterchen, aber warum seht Ihr mir nicht in die Augen? Schauet doch nur und fürchtet Euch nicht! Der Herr ist mit uns!‹

Auf diese Worte hin blickte ich in sein Gesicht, und ein großer, ehrfürchtiger Schauer überkam mich. Stellen Sie sich vor: Mitten in einer Sonne, wie im hellsten Glanze der Mittagsstrahlen, das Antlitz des mit Ihnen sprechenden Menschen! Sie gewahren die Bewegung seiner Lippen, den wechselnden Ausdruck seiner Augen, Sie hören seine Stimme, Sie fühlen, daß jemand mit seinen Händen Ihre Schulter hält. Sie sehen aber nicht diese Hände, Sie sehen nicht sich selbst, auch nicht seine Gestalt – einzig nur den blendenden Schein, der von ihm ausgeht, sich rings um ihn verbreitet und mit seinem hellen Glanz den Schnee auf der kleinen Lichtung beleuchtet und die herabfallenden Schneeflocken, die den großen Starez und mich überschütten.

Unmöglich läßt sich der Zustand beschreiben, in dem ich mich in diesem Augenblick befand.

›Wie fühlt Ihr Euch jetzt?‹ hörte ich den Vater Serafim fragen.

›Ungewöhnlich gut!‹ antwortete ich.

›Wie denn gut? Was meint Ihr damit?‹

Ich erwiderte: ›Ich fühle eine solche Stille und einen Frieden in meiner Seele, wie ich es mit keinem Worte ausdrücken kann!‹

›Das, mein Gottesfreund, ist der Friede, von dem der Herr zu seinen Jüngern sprach: Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich ihn euch, wie die Welt ihn gibt – Der Friede Gottes, der nach dem Wort des Apostels höher ist denn alle Vernunft. – Was fühlt Ihr noch?‹ fragte mich der Vater Serafim.

›Eine ungewöhnliche Süßigkeit!‹ antwortete ich.

›Das ist Süßigkeit, von der die Hl. Schrift sagt: Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses; und du tränkest sie mit Wollust als mit einem Strom. – Eben diese Wollust durchdringt uns jetzt und

strömt in unseren Adern als ein unsagbares Labsal. Durch diese Wollust schmelzen unsere Herzen, und wir beide werden von einer Süßigkeit erfüllt, die keine Sprache wiedergeben kann. Was fühlt Ihr noch?‹

›Eine ungewöhnliche Freude in meinem ganzen Herzen!‹

Der Vater Serafim fuhr fort: ›Wenn der Hl. Geist auf den Menschen herabkommt und ihn mit der ganzen Fülle seiner Ausgießung segnet, dann wird die menschliche Seele von unaussprechlicher Freude erfüllt. Denn der Hl. Geist erweckt Freude in allem, was er berührt. Aber wie tröstlich diese Freude auch sein mag, die ihr in Eurem Herzen jetzt fühlt, so ist sie doch gering im Vergleich zu der, von der Gott selbst durch seinen Apostel verkündet hat, daß kein Auge sie gesehen und kein Ohr sie gehört hat und daß sie in keines Menschen Herz gedrungen ist. Jetzt werden uns Vorahnungen dieser Freude gegeben. Ist es aber schon durch sie in unserer Seele so süß, so lieblich und heiter, was ist dann erst von der Freude zu sagen, die im Himmel denen bereitet ist, die hier unten weinen? Auch Ihr, Väterchen, habt in Eurem Leben genug geweint, und seht doch nur, mit welcher Freude Gott Euch in diesem Leben tröstet. Fühlt Ihr noch etwas, mein Gottesfreund?‹

Ich antwortete: ›Eine ungewöhnliche Wärme!‹

›Was für eine Wärme? Wir sind doch im Wald! Es ist jetzt Winter, unter unseren Füßen liegt Schnee, wir selbst sind beschneit, und von oben fällt Schnee! Was kann denn hier für eine Wärme sein?‹

Ich entgegnete: ›Eine Wärme ähnlich wie in einer Badestube, wenn man auf die heißen Steine des Ofens Wasser gießt und der Dampf aufsteigt.‹

›Und ist der Geruch auch ähnlich wie in der Badestube?‹ fragte er.

›Nein, antwortete ich, ›ich wüßte nichts auf der Erde, was diesem Wohlgeruche gleicht.‹

Da sagte der Vater Serafim mit einem schönen Lächeln: ›Väterchen, ich selbst kenne das alles genau wie Ihr, und ich fragte Euch absichtlich, nur um zu hören, ob Ihr ebenso fühlt. Es ist lauterste Wahrheit, mein Gottesfreund! Kein irdischer Wohlgeruch läßt sich an Süße mit dem vergleichen, den wir nun empfinden, da uns der Wohlgeruch des Hl. Geistes umweht! Gebt acht, Väterchen, Ihr habt mir gesagt, daß es rings um uns so warm ist wie in einer Badestube. Seht doch einmal: der Schnee taut weder auf mir noch auf Euch, auch über uns taut er nicht. Also ist die Wärme nicht in der Luft, sondern in uns selbst. Es ist die Wärme, von der der Hl. Geist uns mit den Worten des Gebets zum Herrn rufen läßt: Durch die Wärme deines Hl. Geistes erwärme mich! – Die durch sie erwärmten Einsiedler fürchteten keine Winterkälte, weil sie mit dem Gnadengewand, das der Hl. Geist gewebt hat, wie mit einem Pelze bekleidet waren. So muß es schon sein, weil die Gnade

Gottes inwendig in uns, in unserem Herzen wohnen muß. Denn der Herr sagte: Das Reich Gottes ist inwendig in euch! —

Unter dem Reich Gottes verstand der Herr aber die Gnade des Hl. Geistes. Dieses Gottesreich befindet sich jetzt inwendig in Euch, und die Gnade des Hl. Geistes erleuchtet und erwärmt uns aber auch von außen und erquickt uns, indem sie die Luft mit einem mannigfaltigen Wohlgeruch erfüllt. Sie labt unsere Herzen mit einer unaussprechlichen Freude. Unsere Lage ist keine andere als die, von der der Apostel sagt: Das Reich Gottes ist kein Essen und Trinken, sondern Wahrheit und Friede des Hl. Geistes! — Oder wie der große Makarius von Ägypten schreibt: Ich war selbst in der Fülle des Hl. Geistes! — In dieser Lage befinden wir uns jetzt. —«

Es besteht ein großer Unterschied in der Abstufung von physischem, astralem und himmlisch-geistigem Licht. Dabei ist es eine Erfahrung aller Mystiker, daß sie das himmlisch-geistige Licht zugleich als tönend empfinden. Im Reiche der göttlichen Harmonien gehen Licht und Ton so sehr ineinander, daß alles zum herrlichen Gesang, zum Lobpreis Gottes wird. Das hymnische Wesen der oberen Welten drückt sich vor allem auch in der Bewegung aus.

Bei seiner Wanderung durch die astralen Sphären der Planeten macht Dante an seinem eigenen Körper die Erfahrung, daß alles in vibrierender Bewegung ist. In den Reichen, wo die Seligen, analog ihrer geistigen Entwicklung, ihre gestuften Orte haben, gibt es eine unmittelbare Verbindung von Leibsubstanz und Licht. Schon im ersten Kreis des Mondes wird Dantes Körper von der dortigen Materie aufgenommen »wie vom Wasser der Lichtstrahl«. In diesem »untersten und langsamsten der Himmel« hat das Licht bereits eine solch intensive Wirkung, daß es nicht mehr so sehr auf die äußeren Sinne als vielmehr auf die seelische Grundverfassung einwirkt. Es hat ekstatischen Effekt und verursacht durch seine erweckende Kraft ein »tieferes Schauen«. Dieses Licht prallt nicht mehr an irgendwelchen physischen Körperzellen ab, sondern der Seelenleib saugt es gleichsam in sich auf zu seiner eigenen Verklärung und Lichtwerdung. So kann Beatrice zu ihrem Schützling sprechen: »Ich sehe in deinem Geist den Strahl des ewigen Lichtes sich entzünden, des Lichtes, das gesehen auf ewig Liebe und Sehnsucht nach Erkenntnis entzündet.«

Die Verwandtschaft vor allem des Auges mit dem Licht hat Goethe in die Verse gekleidet: »Und wär' das Aug nicht sonnenhaft, die Sonne könnt es nie erblicken; läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt uns Göttliches entzücken?« Das »Kristalllicht« des Auges ist aber auch ein »Spiegel der Seele«, denn es bildet die inneren Zuständlichkeiten im Gemüte des Menschen ab. Wie oft erhellt oder trübt es sich! Ja,

es zeigt auch Krankheiten auf am physischen Leibe, wie uns die Augen-
diagnostik beweisen kann. Wie nahe dem reinen Geist in seiner untrüg-
lichen Erkenntnis- und Spiegelkraft ist dieses Licht, dem die Mystiker
schon immer ein Wissen in sich selbst zuschrieben!

Dante darf einmal bei seiner Wanderung durch die Sternenreiche in
Beatrices Augen blicken. Er nimmt da »ein solches Lächeln« wahr, daß
er glaubt, »das höchste ihm beschiedene Ziel von Gnade und Paradies«
erreicht zu haben. Die gleiche Spiegelkraft inneren Lichtes und der Ge-
borgenheit im Heiligen Geiste vermag auch der Mund auszustrahlen.
»Der Blick geliebter Augen und das Lächeln von Kinderlippen« sind
schon auf Erden der größte Trost, den ein Mensch in diesem »Jammer-
tal« empfangen darf. Bei Beatrice, die schon ganz in die Gotteskind-
schaft eingegangen, ist besonders das Lächeln ein Abglanz ewiger Selig-
keiten. An ihm kann sich die Erdenseele Dantes immer aufs neue er-
wärmen und stärken, ja bis zur Entrückung in einen heiligen Rausch
sich verlieren. Es kommt ihm so holdselig und beglückend vor, »daß es
einen Menschen in der Pein des Feuertodes noch erheitert hätte«.

Als der Dichter sich in den vierten Kreis der Sonne schwingt, reicht
»der Schatten der Erde« nicht mehr bis dorthin. Die Lichtwerdung ist
eine ungeheure, so daß selbst die Farben aus diesem reinen Lichte wei-
chen. Auch die Erkenntniskraft ist hier ungebrochen, weswegen den
Geistern dort »der Engel Sonne und das Geheimnis der Dreifaltigkeit«
geoffenbart wird. Überhaupt sind die Wesen in diesen höheren Graden
des Paradieses von einer solch glühenden Aura umgeben, daß Dante sie
oft nur noch als »feurige Sterne« oder »glühende Räder« wahrnehmen
kann. Ihr ganzes Wesen scheint Licht geworden, denn »Flammenblitze
schießen aus ihren himmlischen Leibern«. Was immer sie sprechen und
denken, kommt aus dem Schauen, so daß auch hier die »Erleuchtung«
den Ausschlag gibt. Wie mangelhaft erscheinen Dante vor dieser Un-
mittelbarkeit zum Heiligen Geiste all die verstandlichen »Syllogismen«
unserer Philosophen, »die ihren Flügelschlag nach unten richten«. Da-
mit ist zugleich ein Urteil gefällt über jene Theologie, die sich in über-
triebener Weise an abstrakte Begriffe hält.

Wie sehr das Licht in seiner unermeßlichen Fülle in sich selbst zu-
rückkehren kann, erfährt unser Sternenwanderer im letzten Planeten,
dem Saturn. Hier leben die beschaulichen Seelen, deren ganzes Sinnen
und Trachten auch auf der Erde schon nach innen gerichtet war. »In
dieser Sphäre lächelt nicht mehr Beatrice und kein Gesang der Geister
läßt sich mehr vernehmen, weil Auge und Ohr des Sterblichen es nicht
mehr ertragen würden.« Die Gottesnähe ist allzu groß, und »im Kri-
stall dieses Sternes« erhebt sich jene goldene Stiege, auf deren Sprossen
so viele Lichtgestalten auf- und niedersteigen, »daß alles Himmelslicht

darüber ergossen scheint«. Der Glanz, der hier von den Seligen ausgeht, hat nach dem Bekenntnis eines derselben seine Ursache darin, daß »meines Schauens ganze Klarheit gleichmäßig leuchtet auf den Schein meiner Hülle. – Der Geist, der Licht hier ist, ist Rauch dort unten!« In solcher Aussage wird uns bewußt, welch erstickender »Erdendunst« auch um die Erkenntnisorgane irdischer Seelen lagert.

Endlich gelangt der Weltenpilger zum Sternbild der Zwillinge, dem Eingangstor zum Fixsternhimmel. »Nahe dem Quell des Heils« wirft Dante auf Geheiß Beatrices noch einmal einen Blick zurück, hinab durch die sieben Sphären der Planeten auf den kleinen Ball der Erde. Wie kläglich erscheint sie ihm nun gegenüber all den anderen Welten, die so voller Licht waren! Eine neue Etappe seiner Entwicklung hebt an: Zum weiteren Aufschwung in die oberen Reiche des Himmels tritt sein Geist jetzt aus der Seele heraus, denn er überschreitet den Kraftgürtel, der um die Gottheit als Kreis gezogen ist. Sein Zustand wird ganz ekstatisch, und »wie's ihm ward, kann er sich nicht erinnern«. Wohl vieles wird ihm noch zu schauen gegeben, doch er befindet sich im Bereich jener unsagbaren göttlichen Dinge, wo seine Aussagen immer spärlicher, unzulänglicher werden müssen.

Während Dante auf seiner Seelenreise weiterschreitet, hört er das »Heilig, Heilig, Heilig« aus den Himmeln singen, die »Gott Sebaoth« preisen. Sein Auge wird blind vom Glanze um ihn her und erst ein Blick aus Beatrices Augen kann ihn wieder von seiner Blindheit heilen. Da erscheint ihm das ganze Weltall wie »ein einziges Lächeln; doch nichts steht im Vergleich mit jenem Lächeln der holden Herrin mein, das sie ausstrahlt, mit göttlich süßer Lust die Brust mir füllend«. Er tritt in den »erstbewegten Himmel«, den »Engelstempel des Kristallhimmels« ein. Von hier »hat Ausgang genommen Raum, Zeit und Bewegung«. Allüberall ist ein Funkensprühen, ein Kreisen um einen einzigen Mittelpunkt, »wo die Fülle und Erhabenheit der ewigen Kraft, in viele Spiegel sich zerteilend, unteilbar und unendlich bleibt«. Die Chöre der Engel huldigen diesem Zentrum allen Lichtes. Ihr Reigen ist es, der den »See der Himmelsrose« bildet. In einem wegen seiner Bildhaftigkeit unerhörten Hymnus auf das »Glorienlicht« der Himmelsrose steigert sich Dantes Dichtung zum schönsten Lichtgesang überhaupt. Während Beatrice von ihm Abschied nimmt, um ihren Sitz in der Himmelsrose wieder einzunehmen, öffnet sich vor ihm die Tiefe des Weltalls: »Ein Blitz durchzuckt des Dichters Geist«, und er wird gewürdigt, »Gott, den Dreieinigen« zu schauen. »Doch, was sein Geist erblickte, vermöchte nur die Sprache der Unendlichkeit auszudrücken.« Das einzige, was noch in seiner Erinnerung blieb, als er aus dem ekstatischen Seelenflug erwachte, war »Liebe, Liebe, Liebe«:

»Wie Kreis um Kreis gleichförmig rollt im Rade,
so schwang sich um mein Wünschen und mein Wollen
die Liebe, die beweget Sonn' und Sterne.«

In der Trinitätslehre des Thomas von Aquin, auf die sich Dante vor allem stützte, wird der Heilige Geist als das Prinzip der Liebe bezeichnet. Es heißt da zum Beispiel: »Der Heilige Geist geht hervor auf die Weise der Liebe, in welcher Gott sich selber liebt«, und »Im Bereiche der göttlichen Dinge kann der Name Liebe bezogen werden auf die Wesenheit und auf die Person (besser »Hypostase«!). Sofern er auf die Person (Hypostase) bezogen wird, ist er der eigentümliche Name des Heiligen Geistes, wie »Wort« der eigentümliche Name des Sohnes ist.« Bekräftigt wird diese Anschauung an einer anderen Stelle: »Wie der Vater sich selbst und alle Kreatur erkennt in dem Worte, das er gezeugt, sofern das gezeugte Wort zulänglich abbildet den Vater und alle Kreatur, so liebt der Vater sich selbst und alle Kreatur im Heiligen Geiste, sofern der Heilige Geist hervorgeht als die Liebe der Gutheit, gemäß welcher der Vater sich selbst und alle Kreatur liebt.«

Bei Thomas von Aquin wird der Heilige Geist auch noch mit dem Begriff »Bewegung« in Verbindung gebracht: »Weil der Heilige Geist auf die Weise der Liebe hervorgeht, die Liebe aber hervortreibende und bewegende Gewalt hat, darum scheint die Bewegung, welche den Dingen von Gott her innewohnt, im eigentümlichen Sinne dem Heiligen Geist zugeordnet.«

»Bewegende Gewalt« bedeutet nichts anderes als »Schwingungskraft«. In dem bekannten Buch von P. O. Hesse »Der Jüngste Tag« wird das Zeitalter des Heiligen Geistes mit der »Manasischen Schwingung« eingeleitet. Eine ganze Schwingungsskala von Lichtkräften höherer Art geht vom Heiligen Geiste aus, der die grobe, im Gericht befindliche Stofflichkeit der Materiewelt zu ihrer ursprünglichen Geistlichkeit zurückführen wird. Dann wird die verklärte Erde hinaufsteigen zu jenem »Neuen Jerusalem«, das im Licht der Gnadensonne von Christus selbst erbaut wurde als der Wohnsitz aller vollendeten Seelen. Von den Vorstellungen des Aquinaten über den Heiligen Geist als Kraftwirkung führt eine unmittelbare Brücke zur Prophetie J. Lorbers. Dort sagt der Herr (im GrEv VIII 27,3) zu seinen Jüngern: »In Mir ist der Vater, und die von Mir nach Meiner Liebe, Weisheit und Meinem allmächtigen Willen ausgehende Kraft, die den ewig endlosen Raum allenthalben erfüllt und auch überall wirkt, ist der Heilige Geist.«

Gibt es eine klarere Unterscheidung der drei göttlichen Hypostasen, die so oft von den Theologen bis zur Umrißlosigkeit verwischt werden, als folgende Stelle bei J. Lorber: »Der Vater in Mir ist die ewige Liebe

und als solche der Urgrund und die eigentliche Ursubstanz aller Dinge, die da die ganze ewige Unendlichkeit erfüllt. Ich, als der Sohn, bin das Licht und die Weisheit, die aus dem Feuer der ewigen Liebe hervorgeht. Dieses mächtige Licht ist das ewige vollkommenste Selbstbewußtsein und die hellste Selbsterkenntnis Gottes und das »ewige Wort« in Gott, durch das alles, was da ist, gemacht worden ist. Damit aber alles gemacht werden kann, dazu gehört noch der mächtigste Wille Gottes, und das ist eben der Heilige Geist in Gott, durch den die Werke und Wesen ihr volles Dasein bekommen. Der Heilige Geist ist das große ausgesprochene »Werde!« – und es ist da, was die Liebe und die Weisheit Gottes beschlossenen haben« (GrEv VI 230,3 ff).

Auch in dem wertvollen Büchlein von Arthur Schult »Der Pfingstgeist« wird zunächst das Wesen des Heiligen Geistes mit seiner schöpferischen Tätigkeit in Verbindung gebracht. So heißt es an einer Stelle: »Er ist das neue Leben und Wesen, das uns durch Christus erschlossen worden ist, das Prinzip der neuen Schöpfung. Er ist die schöpferische Kraft in Gott, Christus und Mensch, die das ganze neue Leben des Reiches Gottes hervorbringt.«

Ja, der Heilige Geist ist als der verborgen wirkende »Lebendigmacher« im Menschenherzen tatsächlich sowohl die »Innigkeit Gottes« (A. Schult) wie der Creator spiritus, der Welt und Mensch verwandelt. Sehr ähnliche Gedanken beinhaltet ein vielgesungenes Kirchenlied:

»Komm, Heiliger Geist,
Komm, Schöpfer aller Welt!
Such heim mit Deinem Licht,
Die Dir geweihten Seelen!
Woll'st sie durch Deine Gnad'
Auf immer Dir vermählen,
Daß ihr Gemüt
An Dir sich wärmt und hält!«

Dieser Creator spiritus ist zugleich der Revelator spiritus, der »weiterführende und offenbarende Geist« (A. Schult). Die Propheten, auch der Neuzeit, können sich auf ihn berufen. Nach Pfingsten überhaupt ist seine Wirkung allgemein und nicht mehr ausschließliches Vorrecht besonders erwählter Seelen. Darum kann der Apostel Paulus sagen: »Ich möchte, daß ihr alle zu Propheten werdet!« (I. Kor 14,5).

Es lag Paulus vor allem daran, die Gnadengaben unter den Christen ausgebreitet zu sehen, weswegen sie in seinem ersten Korintherbrief alle aufgezählt werden. Aber wie bei Dante der höchste Lichtgesang im Worte »Liebe« endet, so stellt auch Paulus über alle Charismen, die

»vergehen werden« und nur eine Leihgabe sind, den Seinszustand des Liebenden. Er war darin ein echter Gnostiker, dem es auf Verwirklichung Gottes im Menschenherzen ankam, auf die vollkommene Durchlichtung und Pneumatisierung desselben. Der Hauch oder Odem Gottes ist eine Gewalt, die dem Licht zur Seite geht, ja es in Schwingungskräften vorwärtstreibt als umgestaltende Macht. Das Haus an Pfingsten erzitterte unter diesem heiligen Odem, der wie ein Windesbrausen mit Sturmesgewalt über die Apostel kam. Und die Feuertaufe vollendete das Bad der Reinigung, das sie schon vorher in ihrer Seele vollzogen hatten. Nur wo der Heilige Geist eine Seele »bereitet« findet, kann er sie mit Flügelkraft emportragen in das Reich des ewigen Lichtes. Dort, in ihrer höchsten Vollendung, wird die Seele dann Gott schauen dürfen »von Angesicht zu Angesicht«.

Es ist kaum verwunderlich, daß bei Dante die Worte ganz und gar zerfließen, die darüber zu sagen wären. In einem hilflosen Stammeln bricht dieser wortgewaltige Dichter seine Schau der dreifaltigen Gottheit ab. Die Poesie der Johannesapokalypse führt noch ein Stück weiter, bis hinauf ins »Neue Jerusalem«. Und auch das lesenswerte Büchlein »Die Somnambule von Weilheim a. d. Teck«, eine Seelenreise besonderer Art, geleitet nach Verlassen der Planetensphären und des »Kinderreiches« in der Sonne bis in die »goldene Stadt«. Aber auch hier werden die Schilderungen zuletzt knapp und wortkarg, in vollständiger Anlehnung an die symbolische Aussagekraft der Johannesapokalypse. Viel breiter fließt der Strom des Erzählens bei J. Lorber, der uns in seinen beiden Bänden »Von der Hölle bis zum Himmel« (Robert Blum) und »Die geistige Sonne« detaillierte Beschreibungen gibt von der »großen Stadt aus lauterem Golde«. Freilich sind auch sie zumeist in sinnbildlichen Entsprechungen gehalten, damit Erdensprache sich überhaupt verständlich machen kann. Aber hier ist große Theologie und Prophetie, die alles im Zusammenhang sieht und zum Weltbild gestaltet!

Überstrahlt ist das Neue Jerusalem von der »Gnadensonne«, der Urmitte der Unendlichkeit. Diese herrlichste aller Sonnen hat dennoch ein ganz mildes Licht, wenigstens für die Augen der Himmelsbewohner. Sie ist »so lieblich anzusehen wie das Licht des schönsten Morgensterns«. In diesem für alle Wesen »unzugänglichen Lichte« wohnt das göttliche »Ur-Grundwesen«, der Vater, als das Urmachtzentrum und »vollkommenster Urgeistmensch« in der Hülle des verklärten Jesus. Von diesem »Vater in Jesus« gehen in Ewigkeit die Lebenskräfte des heiligen »Gottesgeistfeuers« hinaus in die Unendlichkeit. Von der Gnadensonne aber, in welcher wohnt »die ganze Fülle der Gottheit wesentlich gestaltlich«, sagt der Herr: »Siehe, diese Sonne bin Ich im Grunde

Selbst! – Es gibt unter uns (d. h. unterhalb des Liebehimmels) noch zwei Himmelssphären, und zwar gegen Abend hin einen ›Weisheitshimmel‹ und gegen Mittag hin einen ›Liebe-Weisheitshimmel‹. Die Bewohner dieser beiden Himmel sehen Mich nur als eine Sonne, und zwar eben diese, die du und alle anderen nun in der Mitte über der Stadt leuchten sehet. Nur hier im höchsten Himmel bin Ich außerhalb der Sonne, obschon auch in der Sonne (den Seligen schau- und nahbar). Außerhalb der Sonne bin Ich, wie ihr alle Mich nun unter euch sehet (d. h. verkörpert in der Seelengestalt Jesu). In der Sonne aber bin Ich pur geistig durch die Kraft und in der Kraft Meines Willens, Meiner Liebe und Weisheit. Ich Selbst bin (als Gottesgeistzentrum) im Grunde des Grundes in dieser Sonne, und die Sonne bin Ich Selbst. Aber dennoch ist ein Unterschied zwischen Mir und dieser Sonne. Ich bin der Grund, und diese Sonne ist gleich einer Ausstrahlung Meines Geistes, der von hier und also aus Mir alle Unendlichkeit in ungeschwächter Kraft durchströmt und allenthalben eine ewige Ordnung schafft« (HH II 283, 12 f).

4. Der Glaube an die heilige, christliche (katholische) Kirche

a) Das Erscheinungsbild der Kirche von ihren Anfängen bis heute

Schon seit den frühesten Tagen der Menschheit gibt es eine Kirche; ist sie doch untrennbar verbunden mit der Heilsgeschichte überhaupt und jener Führung von oben, welche die Menschen nach dem Sündenfall von Adam und Eva und ihrer Vertreibung aus dem Paradies so bitter nötig hatten. In den prophetischen Schriften Lorchs und Swedenborgs wird uns gesagt, daß die Erzväter noch unmittelbaren Umgang hatten mit »den Engeln des Himmels«. Von ihnen seien sie »in allen Dingen des Glaubens« unterwiesen worden. Diesen Zustand bezeichnet Swedenborg als die »Erste oder Älteste Kirche«. Das Gespräch mit den Boten Gottes war den Urvätern nur deshalb möglich, weil »Erleuchtung und Innewerden durch den inwendigen Menschen«, nach Art prophetischer Mitteilung, damals noch alltäglich war. Natürlich konnte eine solche Kirche auf äußerliche Gottesdienstformen weitgehend verzichten.

Auch die christliche Kirche zeigte ursprünglich die gleichen Erscheinungsformen. Infolge der reichlich fließenden Gnadengaben, welche

der Pfingstgeist über die Gläubigen ausgegossen hatte, stand in den frühchristlichen Gemeinden neben der Feier des »Brotbrechens« und dem Gebet an erster Stelle das prophetische Wort. Wohl war Christus der größte Vermittler der Wahrheit; nach seiner Himmelfahrt aber waren es die Geistboten Gottes, die an seine Stelle traten. Es ergab sich eine ähnliche Situation wie zu Lebzeiten Jesu auf Erden, als er seinen Jüngern verhiess: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet von nun an den Himmel offen und die Engel Gottes über dem Menschensohn auf- und niedersteigen sehen!« (Joh 1,51). Die Engel Gottes waren es auch oder eigens dazu bestellte Geistwesen von drüben, die sich nun durch Prophetie den Menschen kundtaten. Durch sie sollte der »Geist der Wahrheit«, den Jesus zu senden versprochen hatte, in den Herzen der Gläubigen Wurzel fassen. Diese Prophetie diente nicht allein der »Erbauung« durch himmlische Lehre, wie Paulus hervorhebt, sondern sie gab auch Anweisungen für die rechte Lebensführung, und es waren darin sogar praktische Vorschläge enthalten für jedes einzelne auftauchende Problem in einer Gemeinde. Beispielhaft für eine solche Lebensführung sind die Sendschreiben an die sieben Gemeinden Kleinasiens in der Johannes-Apokalypse.

Wenn Johannes in seinem ersten Brief (4,1) seine Schützlinge warnte: »Geliebte, traut nicht jedem Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind!«, so ist dies ein unübersehbarer Hinweis darauf, welche dominierende Rolle damals die Prophetie im Gemeindeleben spielte; erst recht aber, wie sehr die unsichtbare Welt des Jenseits am Glaubensleben der ersten Christen Anteil nahm. Dahinter lauerten aber auch Gefahren. Da die Schranken zur jenseitigen Welt hin weit geöffnet waren, versuchten sich natürlich auch unerlöste Geister und Dämonen mit heranzudrängen. Die luziferische Welt hatte das größte Interesse daran, Verwirrung zu stiften. Nicht einmal Besessenheiten blieben ausgeschlossen. So kam es manchmal zu ähnlichen Szenen wie heute oft bei spiritistischen Sitzungen. Christus hatte jedoch durch seine Tat der Erlösung dafür gesorgt, daß jene, die ihm wirklich mit gläubigem Herzen anhängen, seinen sicheren Schutz genossen; sie waren von guten Geistern und Engeln umgeben wie von einer feurigen Mauer. Nichts Böses konnte da hindurchdringen.

Es ist uns heute zu wenig mehr bewußt, daß das Pfingstereignis zunächst die Menschen wieder ganz in den göttlichen Umkreis gestellt hatte und daß sich diese Nähe des Heiligen auch überall bemerkbar machte; am stärksten in der völligen Umwandlung der Geistgetauften selbst. So kann das Apostolische Glaubensbekenntnis in Erinnerung an diese frühe Zeit noch von einer »Gemeinschaft der Heiligen« sprechen, wenn sie »Kirche« meint. Heute sind wir leider stark verunsichert ge-

genüber dieser Formulierung. Zwei Jahrtausende Christentum ergeben ein ganz anderes Bild von dem, was Christus selbst unter Kirche verstand, als er dieses Wort zum ersten Mal aussprach. Es mag überraschen, daß der Ausdruck »Kirche« (griech. Kyriakè, d. h. »dem Herrn gehörig« oder auch »Haus des Herrn«) im ganzen Neuen Testament nur zweimal vorkommt – und dort auch vom Herrn selbst gebraucht wird –, und zwar bei Matthäus 16,18 und 18,17; an seiner Stelle steht sonst gewöhnlich das griechische Wort »Ekklesia«, d. h. »Versammlung«, oder »versammelte Gemeinde«. Oft finden wir dahinter die Beifügung »des Herrn« (Jahves). Dies gibt ihm seine besondere Bedeutung als »Gemeinde Gottes«. Die beliebte Definition »Kirche ist Volk Gottes« leitet sich vom alten Israel ab.

Sehr viel häufiger als von Kirche spricht Jesus vom »Reiche Gottes«. Auf Grund dieses Mißverhältnisses konnte sogar die Redeweise entstehen: »Jesus kündigte das Gottesreich an; was aber kam, war die Kirche«. Von den meisten Ekklesiologen wird heute bestritten, daß Christus die Kirche selbst gestiftet habe. Sicher ist allein, daß er sie nicht förmlich proklamierte. Es kann aber kaum geleugnet werden, daß mit der Wahl der Apostel und Jünger und deren Aussendung in die Welt zur Evangeliumsverkündigung vom Herrn selbst zumindest der Keim gelegt wurde für spätere Gemeindebildungen. Wenn wir überhaupt von einer Geburtsstunde der Kirche sprechen wollen, dann sollten wir vom Pfingstereignis ausgehen. Schon vorher hatte Jesus nach seiner Auferstehung die wenigen Getreuen um sich gesammelt und sie mit der Fortsetzung seines Werkes betraut. Er hatte ihnen dafür den Beistand (Paraklet), den Heiligen Geist verheißen. Durch das Pfingstereignis wurden der jungen Gemeinde (nach der Apostelgeschichte) etwa dreitausend neue Mitglieder zugeführt. Es war eine charismatische Bewegung, und wir erinnern uns, wie streng noch der Apostel Paulus zwischen Sarkikern (Hylikern), Psychikern und Pneumatikern unterschied. Nur der Pneumatiker galt ursprünglich als der eigentliche Christ, denn das war ja das untrügliche Kennzeichen der Christuszugehörigkeit, daß man die Taufe des Heiligen Geistes empfangen hatte.

Das Bewußtsein einer solchen Auserwählung hatten am stärksten die echten christlichen Gnostiker der Alexandriner Katechetenschule. Sie war zugleich die erste christliche Theologenschule überhaupt. In ihrer Geisterfülltheit besaßen sie »die Weisheit im Mysterium« (Paulus) und die sogenannte »Energie Christi« (Christuskraft), die sie auch zu »zeugenden Vätern« werden ließ. Es geschah dies durch »Paradosis«, das heißt Geistübertragung. Was sie erstrebten, war die Schau Gottes »von Angesicht zu Angesicht«. Dazu wurde ihnen das »lichte Auge des Pneumas« aufgetan, »durch das wir«, wie Clemens sagt, »das Göttli-

che schauen, in dem das heilige Pneuma vom Himmel her auf uns herabfließt«.

Wieviel ist von einem solchen Christentumsverständnis heute noch übriggeblieben? Die innerkirchlichen Verhältnisse im Urchristentum waren noch ganz auf die Gnadengaben abgestimmt. Die wichtigste Urkunde darüber, die sogenannte Zwölfapostellehre (gr. Didachè) entstand in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in Syrien. Sie klärt uns darüber auf, welche Bedeutung den einzelnen Ämtern (Apostel, Propheten, Lehrer, Vorsteher, Bischöfe, Presbyter, Diakone usw.) zukam. Die wichtigste Rolle spielten in den Gemeinden neben den Aposteln die Propheten. Das waren Männer, die »im Geiste« redeten und oft auch von Ort zu Ort wanderten. Berthold Altaner sagt über sie in seiner »Patrologie«: »Sie haben einen sehr hohen Rang, gelten als »Hohepriester« und erhalten von allen Einkünften den Zehnten; sie zu bekriegen gilt als Sünde wider den Heiligen Geist.«

Ständige Vorsteher der Gemeinden waren nach dem Zeugnis der Didachè die Bischöfe (Episkopoi) und Diakone. Im Gegensatz zu der charismatischen Tätigkeit von Aposteln und Propheten hatten sie in der Hauptsache Verwaltungsaufgaben. Diese »niederen Ämter« gewannen allerdings um so mehr an Bedeutung, je mehr die Gemeinden ins Überdimensionale wuchsen und die Charismen zurückgingen. Schon im dritten Jahrhundert machte sich diese Tendenz immer stärker bemerkbar, so daß erweiterte Kirchenordnungen nötig wurden. Die von Palästina und Syrien ausgehende Presbyterverfassung (nach jüdischem Vorbild) war vielleicht um einer geordneten Gemeinde willen notwendig geworden, konnte aber niemals das Apostel- und Prophetenamt ersetzen. Eine hypertrophe Machtstellung erlangte sie schließlich im Papsttum der Kirche von Rom und in den Patriarchaten der Ostkirche.

Für die Wahrung der kirchlichen Einheit war von Anfang an die Möglichkeit einer verschiedenen Schriftauslegung bedrohlich. So gab es bereits Spaltungen in den von Paulus gegründeten Gemeinden, zum Beispiel bei den Korinthern. In Milet ruft Paulus den Vorstehern der Gemeinde zu: »Habt acht auf euch und auf die ganze Herde, über die der Heilige Geist euch zu Bischöfen bestellt hat, die Kirche Gottes zu weiden, die er sich mit seinem Blute erworben hat. Ich weiß, nach meinem Weggange werden reißende Wölfe bei euch einbrechen, die die Herde nicht schonen. Ja, aus eurer eigenen Mitte werden Männer auftreten und mit ihren verkehrten Reden die Jünger auf ihre Seite zu ziehen suchen« (Apg 20,28 ff). In einem Brief an die Kolosser spricht Paulus auch von den »falschen Brüdern«, die Unruhe in die Gemeinden bringen. Im einzelnen schreibt er dort: »Niemand soll euch um den Siegespreis bringen, niemand, der sich in Verdemütigung und Engels-

dienst gefällt, der sich mit Erscheinungen brüstet, der ohne Grund in seinem fleischlichen Sinne aufgeblasen ist und der nicht am Haupte (Christus) festhält« (Kol 2,18 f).

Eine ausgesprochene Häresie gab es erst mit dem Aufkommen einer falschen christlichen Gnosis, die stark vom vorchristlichen Gnostizismus (Mandäer u. a.) beeinflusst war. Eine Unzahl gnostischer Zirkel bildete sich mit teils orientalischem, teils hellenistischem Einschlag. Wir dürfen sie auf keinen Fall gleichsetzen mit der echten christlichen Gnosis der Alexandrinischen Lehrschule (Clemens, Origenes usw.), die sich unmittelbar auf die Apostel zurückführt. Ebenso kräfteraubend für die Kirche wurde der Kampf gegen den Montanismus, dem bekanntlich auch der Kirchenlehrer Tertullian beigetreten ist. Diese »Häresie der Phrygier« (entstanden in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts) geht zurück auf den Phrygier Montanus und die beiden Prophetinnen Prisca und Maximilla. Sie tat sich in der Hauptsache kund durch »neue Prophetie«, unter Berufung auf die Johannes-Apokalypse. Ihre Ausrichtung war weltflüchtig und eschatologisch, als Reaktion auf das immer mehr verflachende Kirchtum. Das Urchristentum hat hier wohl seine stärkste Nachblüte erlebt. Ekstatische Zustände und Zungenreden verbanden sich mit strenger Askese. Tertullian bezeichnete einige Schriften der Montanisten als echte Aussprüche des Geistes, des Parakleten. Er selbst fügte ihnen unter anderem eine Schrift über die Ekstase und das Paradies hinzu. Gewisse Auswüchse ekstatischer Art in den Versammlungen der Montanisten lassen freilich an das Johanneswort erinnern: »Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind!« Trotzdem hätte sich die Kirche nicht völlig von dieser charismatischen Bewegung distanzieren dürfen. Sie stempelte damit den Montanismus als Sekte ab.

Daß einer der bekanntesten Apologeten jener Zeit, der Bischof Irenäus von Lyon (um 115–202 n. Chr.), mit keinem Wort den Montanismus verurteilt hat, ist ein Beweis für den innerkirchlichen Ursprung dieser Bewegung. Sie lehnte sich nach dem Kirchenhistoriker Albert Ehrhard »an Lebenserscheinungen der urchristlichen Zeit (religiöser Enthusiasmus, Wertschätzung der charismatischen Gaben und Wirkungen, eschatologische Ausrichtung) an« (in »Die Kirche der Märtyrer«). Bei Irenäus selbst genossen die charismatischen Gaben höchste Wertschätzung; so schreibt er einmal: »Hören wir doch von vielen Brüdern in der Kirche, daß sie prophetische Charismen haben«, und noch deutlicher: »In seinem (Christi) Namen wirken seine wahren Schüler . . . an den übrigen Menschen, wie ein jeder die Gnade empfangen hat. Die einen treiben wahrhaft und bestimmt Dämonen aus; die anderen schauen in die Zukunft, haben Gesichte und weissagen. Wieder andere legen den Kranken die Hände auf und machen sie gesund. Ja sogar

Tote sind auferstanden . . . und lebten unter uns noch manche Jahre. Doch wer möchte all die Gnaden aufzählen, welche die Kirche in der ganzen Welt von Gott empfängt und im Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, Tag für Tag ausspendet?« (Aus seiner Schrift »Entlarvung und Widerlegung der fälschlich benannten Gnosis«, II, 32,4) An einer Stelle spricht sich Irenäus sogar sehr scharf gegen die extremen Gegner des Montanismus aus, »die das Johannes-evangelium verwerfen, weil der Herr darin verheißt, daß er den Parakleten senden werde; und dies allein aus dem Grunde, daß sie keine Pseudopropheten haben wollten. Sie möchten die prophetische Gabe selbst aus der Kirche vertreiben. Durch all dies sündigen sie wider den Heiligen Geist und fallen in jene Sünde, die nicht vergeben werden kann«.

Wie groß mußte gegen Ende des zweiten Jahrhunderts noch die Wirksamkeit des Parakleten sein! Und doch blieb es Montanus nicht erspart, sich in scharfen Gegensatz zum organisierten Kirchtum zu stellen, zu den Amtsträgern im besonderen. Die von ihnen behauptete »Apostolische Sukzession« verwerfend, berief er sich auf den Parakleten, der die von ihm auserwählten Werkzeuge – und das waren die Propheten – über die Bischöfe erhebe. Obwohl dies urchristlich gedacht war, bekämpfte man ihn heftig. Bemerkenswert ist das dem Montanus durch Prophetie eingegebene Wort Christi: »Ich bin der Vater und der Sohn und der Paraklet«. Es steht in völliger Übereinstimmung mit dem Apostel Paulus, aber auch mit der Neuoffenbarung.

Nach weitgehendem Erlöschen der Gnadengaben – besonders seit der Verstaatlichung der Kirche unter Konstantin dem Großen (offiziell erst unter Kaiser Theodosius) – wurde die einst so bedeutsame Geisttaufe nur noch wie ein symbolischer Akt vollzogen (in der sog. Firmung, meist unmittelbar nach der Taufe). Ein tatsächliches Erfassen vom Heiligen Geiste ereignete sich nur noch selten. Das kirchliche Leben erschöpfte sich großenteils im Liturgisch-Zeremoniellen, wobei oft die äußeren Formen des Gottesdienstes von heidnischen Kulturen (z. B. vom Mithraskult) übernommen wurden. Im Protest gegen die Veräußerlichung der Kirche und unter dem Druck der historischen Ereignisse entstand seit dem dritten Jahrhundert das Eremitentum, aus dem schließlich die Mönchsorden hervorgingen. Man flüchtete in die Einsamkeit der Wüste, um sich ganz einem Leben der Beschauung hinzugeben. Es ist bemerkenswert, daß gerade von den Mönchen eine stetige innere Erneuerung der Kirche ausging. Auch Mystiker und Heilige haben sie immer wieder in großer Zahl hervorgebracht.

Um die ursprüngliche Lehre des Evangeliums möglichst rein zu erhalten, mußte sich die Kirche gegen heidnische Polemiker und Philo-

sophen, aber auch gegen Irrlehren in ihren eigenen Reihen fast ständig zur Wehr setzen. Die Zahl der Apologeten wuchs; und schließlich waren es die Kirchenväter und Kirchenlehrer, die durch ein umfangreiches Schrifttum das kirchliche Lehrgebäude zu festigen suchten. Entscheidend für den Zusammenhalt der zahlreichen Orts- und Regionalkirchen wurde das gemeinsame Glaubensbekenntnis (Credo), das schon sehr früh dem Täufling abverlangt wurde. Diese Maßnahme war notwendig geworden im Hinblick auf immer neu hervorbrechende Häresien. Um letzteren einen Damm zu setzen, schuf man die Einrichtung der allgemeinen oder ökumenischen Synoden – Konzile genannt, sowie National-, Provinzial- und Diözesansynoden. In ihnen wurden feste Richtlinien für den Glauben aufgestellt in den sogenannten Dogmen. In einer katholischen Kirchengeschichte lesen wir: »Die Kirche entscheidet als die gottbestellte Hüterin über die Offenbarung in feierlich ausgesprochenen Glaubenssätzen oder Dogmen. Wer auch nur ein Dogma leugnet, greift den ganzen Glauben an, denn wenn die Kirche in einem Punkte irren kann, ist sie nicht mehr die wahre; zudem hängen auch alle Dogmen innerlich zusammen. Auch die Häresie hat ihren Nutzen, denn es muß Irrtümer geben, damit die Wahrheit hervorleuchte.« (H. Wedewer, »Grundriß der Kirchengeschichte«) Mithin nimmt die Kirche Roms in Anspruch, daß jeder einzelne Lehrsatz als Gegenstand der »fides divina et catholica« durch Konzilien oder päpstliche Entscheidung von Gott sanktioniert sei.

Dieser ganze Prozeß der Dogmenbildung, der bereits seit dem vierten Jahrhundert eingesetzt hatte, konnte unmöglich zu einem guten Ende führen. Mit der Aufeinanderfolge immer neuer Dogmen entstand ganz von selbst eine unerträgliche Verengung des Glaubensbildes. Ein eiserner Panzer umschloß von nun an die Christenheit, die sich viele Jahrhunderte lang blindgläubig dem Schiedsspruch der Konzilsväter und, ganz am Ende, sogar der »Unfehlbarkeit« eines einzigen Mannes fügen mußte. All diese Vorgänge berechtigen zu der Frage: Hatte denn der Heilige Geist bei seiner Wahrheitsverkündung die unmittelbare Einwirkung auf Propheten wie ehemals so völlig fallengelassen? Sollte nur noch das Majoritätsprinzip bei Beschlüssen der Konzilien unter dem Motto »Vox populi vox Dei« über letzte Wahrheiten entscheiden dürfen?

Paulus konnte von den ersten Christen noch bezeugen, sie hätten ihre Lehre nicht von Menschen empfangen. Im 1. Korintherbrief (2,12f) schreibt er: »Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist, der aus Gott ist, und davon reden wir auch, aber nicht in Worten, wie menschliche Weisheit sie lehrt, sondern wie der Geist sie lehrt, und erklären damit Geistiges denen, die geistig sind.«

Der Apostel anerkennt nur »die Weisheit bei den Vollkommenen, aber nicht die Weisheit dieser Welt«. Also auch nicht Professorenweisheit mit all ihren Irrtümern und Torheiten, wie sie ganz besonders in den Konzilien ihren Niederschlag fand. Von sich selbst sagt Paulus in seinem Brief an die Galater (1,11f): »Meine Brüder, ich versichere euch: Das Evangelium, das ich verkündet habe, ist nicht Menschenwerk; ich habe es nicht durch einen Menschen empfangen und auch nicht durch Unterricht erlernt. Vielmehr habe ich es durch eine Offenbarung Jesu Christi erhalten.« Bei Meinungsverschiedenheiten in den Gemeinden gab Paulus den Philippnern den Rat, sich direkt an Gott zu wenden: »Wenn ihr in irgendeinem Punkte verschieden denkt, so wird euch Gott selbst darüber Klarheit verschaffen« (Phil 3,15).

Den ersten Christen war es durch Prophetie gegeben, die Wahrheit jederzeit aus erster Quelle zu empfangen. Auch Petrus betont: »Nie kam eine Wahrheitsverkündung durch menschlichen Willen zustande, sondern vom Heiligen Geiste getrieben haben Männer von Gott aus geredet« (2. Petrusbrief 1,21). Gott zu »befragen«, wie Moses es tat oder auch die Apostel und Propheten, ist während der langen Geschichte des Christentums außer Kurs gekommen. So trifft der Vorwurf ins Schwarze: Die Leiter der Kirche haben den Geist ausgelöscht. Sie haben ihre eigenen Satzungen an seine Stelle gesetzt. Kein Wunder, daß die reine Quelle, die noch in den Anfängen des Christentums so reichlich floß, auf weite Strecken hin verunreinigt wurde! Selbst Christus konnte die Wahrheit nur deshalb verkünden, weil er in ständiger Verbindung mit dem Vater stand und dessen Wort von oben empfing. Es sollte darum eine grundlegende Lehre des Christentums bleiben, daß nicht Menschen von sich aus über die Wahrheit befinden können. Tatsächlich sind aus verschiedenen Dogmen – wie dem von der Ewigkeit der Höllenstrafen, der Unfehlbarkeit des Papstes, der Nichtanerkennung von Präexistenz und Reinkarnation (die schon urchristliches Gedankengut waren) u. a. – wahre Irrlehren hervorgegangen.

Heute stehen wir vor einem hundertfältig gespaltenen Christentum mit zahlreichen Religionsgemeinschaften, die alle etwas anderes verkünden als die Wahrheit; sie alle geben ihre Glaubenslehre als die wahre Lehre Christi aus. Ein Hauptgrund für Spaltungerscheinungen innerhalb der Kirche ist der Anspruch des römischen Papstes auf den Primat. Es überzeugt heute nicht mehr, daß man ihn auf die in der Bibel erwähnte Vorrangstellung des Petrus vor den anderen Aposteln zurückführen möchte. Auch katholische Theologen müssen eingestehen: Christus hat mit keinem Satz erwähnt, daß diese Vorrangstellung übertragbar sei. Es ist noch nicht einmal einwandfrei erwiesen, daß Petrus überhaupt in Rom gewesen ist. Dagegen lag es psychologisch nahe, daß der

Bischof von Rom als der Hauptstadt des römischen Weltreiches auch gewisse Vorzugsrechte für sich in Anspruch nahm. Man kann aber auf keinen Fall behaupten, daß der Papst die in Petrus besonders hervortretenden Geistesgaben ohne weiteres geerbt habe! Der Machtanspruch ist also rein ideologischer Natur.

Das Pochen auf den Primat hat denn schließlich auch zur ersten größeren Kirchenspaltung geführt. Die Wunde war nicht mehr zu heilen, als sich im Schisma des Jahres 1054 die Ostkirche mit ihren verschiedenen Patriarchaten endgültig von der Vormundschaft Roms gelöst hat. Aber auch die Westkirche spaltete sich Jahrhunderte später, als Luther im Jahre 1517 mit dem Anschlag seiner berühmten 95 Thesen an der Schloßkirche von Wittemberg die Reformation einleitete. Reformierte und Calvinisten folgten seinem Beispiel. Den Bruch vollzog auch bald darauf die Anglikanische Kirche. Schon lange vorher waren unter Zwingli und Hus kleinere Gruppen von Rom abgesplittert. Von nun an gab es einen Pluralismus der verschiedensten Glaubensauffassungen, der schließlich noch in einer Unzahl von Sekten weiterwucherte.

b) Gegensätzlichkeiten zwischen den Konfessionen in Lehre und Ritus

Stets diente die Heranerziehung des »Gottesvolkes« unter der unmittelbaren Führung Jahves nur einem einzigen Ziel: der Vorbereitung des »Gottesreiches« auf Erden. Die »Basileia tu theu« war auch das wichtigste Thema in allen Predigten Jesu. Schon bei seinem ersten Auftreten zu Kapharnaum in Galiläa ruft er aus: »Bekehret euch, denn das Himmelreich ist nahe!« (Mt 4,17). Es ist dieselbe Botschaft, wie sie bereits aus dem Munde Johannes des Täufers zu hören war. Jesus geht aber noch einen Schritt weiter; er spricht von der Erfüllung der Zeit: »Die Zeit ist erfüllt und nahe gekommen die Königsherrschaft Gottes« (Mk 1,15). Schon im elften Kapitel des Jesajas gibt es eine eingehende Beschreibung von dieser Königsherrschaft Gottes. Das Reis und der Schößling aus Jesses Wurzel wird sie auf seinen Schultern tragen. Auf ihm wird der Geist des Herrn sich niederlassen.

Bei seinem ersten Kommen »in Niedrigkeit« hat der Messias zunächst kein äußerliches Reich verheißen. Den Pharisäern ruft er zu: »Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichem Gepränge; auch kann man nicht sagen: siehe hier ist es, siehe dort! Das Reich Gottes ist inwendig in euch!« (Lk 17,20f). Wie wichtig diese Botschaft vom Reiche Gottes war, kann nicht deutlicher zum Ausdruck kommen als in der Aufforderung Jesu: »Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles andere wird euch hinzugegeben werden!« (Mt 6,33).

Können wir aus diesen Worten nicht entnehmen, daß das Reich Gottes sich schon auf Erden verwirklichen kann? Aus allem, was das Evangelium uns zu künden hat, entnehmen wir mit großer Gewißheit: die Zeit hat sich erfüllt, in Jesus selbst ist das Himmelreich auf die Erde gekommen. Es ist also nicht nur nahe, sondern schon da!

Das Besondere, das Jesus seinen Jüngern geben konnte, war neben der mystischen Einswerdung mit ihm selbst die »Lehre des Himmelreiches« (Mt 13,51). Bei J. Lorber wird sie meist »die Lehre aus den Himmeln« genannt. In dieser bewandert zu sein, bedeutete schon ehemals eine Vorzugsstellung für alle Gottgesandten Israels. Durch Jesus erhielt diese Lehre, die ganz aus der göttlichen Weisheit floß, einen alles umfassenden Rahmen. Man muß heute mit Nachdruck darauf hinweisen, daß das gesamte Glaubensgut, wie es heute von den Kirchen gehütet wird, nicht den geringsten Vergleich aushält mit dem, was Jesus bereits seinen Aposteln geoffenbart hat. Es war darin nicht nur die ganze Heilsgeschichte, sondern auch die ganze Schöpfungsgeschichte vollständig enthalten. Und so gab es auch keinen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen. Dies entsprach im übrigen uralter Mysterientradition, wie sie allerorts besonders an antiken Einweihungsstätten gepflegt worden ist. Als ein »Freiwerden von Nichtwissen« bezeichnen es östlich-esoterische Disziplinen. In diesem Zusammenhang stellt sich von selbst die Frage: Ist Kirche als Institution der Wahrheitsvermittlung nicht eher hinderlich als förderlich? Hat Christus sie überhaupt gewollt?

Der bekannte Schweizer Theologe Prof. Dr. Emil Brunner antwortet darauf in seiner vieldiskutierten Schrift »Das Mißverständnis der Kirche«: »Die Ekklesia des Neuen Testaments, die Christusgemeinde, ist gerade das nicht, was jede ›Kirche‹ mindestens auch ist, eine Institution, ein Etwas. Sie ist die ›Gemeinschaft des Christus‹ (1. Kor 1,9) oder ›Gemeinschaft des Heiligen Geistes‹ (2. Kor 13,13; Phil 2,1).« Sie ist »als Leib Christi keine Organisation und hat darum nichts vom Charakter des Institutionellen an sich. Weil der Heilige Geist ihr Leben ist, darum ist sie selbst heilig, darum hat sie teil am Charakter des Heiligen, des Numinosen, des Wunderbaren, der Gottesgegenwart«.

Mit den letzten Sätzen wird auch schon die Frage beantwortet, warum das Symbolum von einer ›Gemeinschaft der Heiligen‹ sprechen kann. Emil Brunner legt diesen Begriff fest auf eine pneumatisch geartete Kirche, wie sie sich im Ursprung darstellte. Wie oft spricht zum Beispiel Paulus von den »Heiligen«, wenn er ganz allgemein die Christen meint! Bei Matthäus steht der Satz: »Es standen auf viele Leiber der Heiligen« (27,52). Auch in der Johannes-Offenbarung lesen wir: »Sie haben das Blut der Heiligen vergossen« (16,6). Um die »Heili-

gung« ging es auch, als Paulus an die Epheser schrieb: »Christus hat die Kirche geliebt und sich für sie dahingegeben, um sie zu heiligen« (5,25). Den Thessalonikern legte er ans Herz: »Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung« (1. Thess 4,3).

Nach Karl Rahner geht es bei dem Begriff »heilig« um den »Wesensgrund der Kirche«. Darüber führt er in seinem »Kleinen theologischen Wörterbuch« aus: »Objektiv bedeutet die Heiligkeit der Kirche, daß diese das Medium des Heils und der Gnade in der Welt ist, selber ein Zeichen der eschatologisch siegreichen Gnade Gottes. Subjektiv bedeutet sie, daß es der Kirche nie an der ›Wolke der Zeugen‹ (Hebr 12,1) fehlen werde, an subjektiver Heiligkeit ihrer Glieder. Diese Lehre muß zusammen gesehen werden mit der Glaubenslehre, daß die Sünder zur Kirche gehören und so die Kirche eine Kirche der Sünder ist (Mt 13,47-50; 18,17 u. ä.).«

Eine Gleichsetzung von Christus und Kirche in ihrer äußeren Gestalt ist dennoch nicht erlaubt. Wieder müssen wir auf Paulus zurückgreifen. Zu seiner Zeit war das charismatische Christentum noch sehr lebendig; durch Geistausgießung kam es noch zu jener mystischen Einswerdung mit dem Herrn, die der Apostel in die Worte kleidet: »Ihr seid einer in Christus!« Den Ephesern konnte er sagen: »Ihr seid ja ein Leib und ein Geist, wie ihr auch bei eurer Berufung zu einer Hoffnung berufen wurdet. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe! Ein Gott und Vater aller, der da ist über allen, durch alle und in allen!« (Eph 4,4 ff). Auch den Römern bringt der Apostel zum Bewußtsein: »So sind wir viele zusammen ein Leib in Christus, untereinander aber sind wir Glieder« (Röm 12,5).

Es ist offensichtlich, daß Paulus hier in erster Linie die mystische Einheit mit Christus im Auge hat, die auch dann mit Leben erfüllt bleibt, wenn sie nicht äußerlich sichtbar in Erscheinung tritt. Trotzdem ist er weit davon entfernt, einer bloßen Ekklesia spiritualis das Wort zu reden. War er doch der eifrigste unter den Aposteln, wenn es galt, in den von ihm bereisten Gegenden neue Gemeinden zu gründen. Und wo sollte schließlich die Evangeliumsverkündung ihren Nährboden finden, wenn keine Zuhörer da wären? Im Römerbrief stellt Paulus auch die Frage: »Wie sollen sie hören, wenn ihnen niemand predigt?« Die Vermittlung der Frohbotschaft von Mensch zu Mensch setzt also auch eine äußere Kirche voraus.

Ohne diese äußere Kirche – als Gemeinde im Großen gedacht – wäre auch kein sakramentales Leben möglich. Es wundert uns deshalb nicht, daß katholische Theologen mit Vorliebe die Kirche als das »Ursakrament« bezeichnen, »weil in ihr die göttliche Gnade für alle Zeiten den Menschen sichtbar bleibt und vermittelt wird« (F. Krenzer in »Morgen wird man wieder glauben«). In diesem ausgesprochen institutionell-

kirchlichen Denken wird eine feste Bindung an priesterliche Vollmachten gefordert, wie in der Abendmahlsspendung. Ohne den geweihten Priester keine Konsekration und somit auch keine Verwandlung von Brot und Wein in das Fleisch und Blut Christi! Ob die Urchristen ebenso dachten, als sie noch in ihren Häusern das Liebesmahl (Agape) feierten?

Von den heutigen Verhältnissen ausgehend, müssen wir feststellen: Die Ekklesia carnalis, die organisierte Kirche mit ihrem weitgehend institutionellen Charakter, hat die Ekklesia spiritualis, die reine Geistkirche, wie sie im Urchristentum bestand, fast völlig vergessen lassen. Schon Luther war ernsthaft bemüht, gerade in diesem Punkt wieder Klarheit zu schaffen. Für ihn gab es nicht mehrere Kirchen, sondern nur eine Gemeinschaft der Heiligen. Auf der Linie einer Tradition, die auf Augustinus zurückgeht, unterscheidet er »eine unsichtbare, geistliche, verborgene oder innere Kirche von der äußerlich sichtbaren«. Nur die geistliche Kirche ist für ihn »die Gemeinde der Heiligen, der Leib Christi, das Volk Gottes«, und zwar in dem Sinne, »daß der Christenheit Wesen, Leben und Natur sei nicht leibliche Versammlung, sondern eine Versammlung der Herzen in einem Glauben, wie Paulus in Epheser 4,5 sagt: Eine Taufe, ein Glaube, ein Herr« (Weimarer Ausgabe 6,992,35). Dazu bemerkt Peter Hünemann: »Die innere, geistliche Kirche ist also nicht eine Größe jenseits der Geschichte. Sie bezeichnet vielmehr die Gemeinschaft der wirklich Glaubenden, Hoffenden, Liebenden« (in »Neues Glaubensbuch«).

Was die institutionelle Kirche im besonderen auszeichnet, ist ihre Sakramentenlehre. Bei Dr. Walter Lutz, dem besten Interpreten der Neuoffenbarungsschriften, lesen wir: »Die katholische Kirche erklärt: Die Gnade des Heiligen Geistes empfängt der Mensch nicht unmittelbar von der göttlichen Quelle, sondern durch die vom Priester gespendeten Gnadenmittel oder Sakramente. Und zwar sind es sieben Sakramente, welche die Kirche vermittelt: die Taufe, die Firmung, die Buße, das Altarsakrament (Abendmahl), die Priesterweihe, die Ehe, die Letzte Ölung. Luther hat von diesen sieben Sakramenten bekanntlich nur zwei, die Taufe und das Abendmahl, beibehalten und beiden Gebräuchen auch eine etwas andere, mehr zeugnisartige Bedeutung gegeben. In der katholischen Kirche haben die sieben Sakramente dagegen durchweg den Charakter, daß hier durch den Priester eine heilige göttliche Gnadenkraft ›ausgeteilt‹ und ›vermittelt‹ wird. Diese Auffassung von den Gnadenmitteln und ihre monopolartige Spendung durch den Priester gibt natürlich der Kirche eine große geistige Macht« (in »Die Grundfragen des Lebens«).

Daß in einer solchen Kirche die Rechte der Laien weitgehend be-

schnitten sind, ist offensichtlich. Hans Küng als einer der wagemutigsten Vorkämpfer für eine »Ekklesia semper reformanda« setzt sich dagegen mit Nachdruck, in Übereinstimmung mit Luther, für ihre Rechte innerhalb der Kirche ein. Eine Bevormundung durch den Priesterstand zurückweisend, sagt er in seinem Buch »Was ist Kirche?«: »Alle Glaubenden sind Gottesvolk; eine Klerikalisierung ist ausgeschlossen. . . . Ist die Kirche wirklich Gottesvolk, so ist es unmöglich, die ›Kirche‹ von den ›Laien‹ je einmal zu scheiden, als ob gerade die Laien nicht im Vollsinn des Wortes ›laòs‹ (Gottesvolk) wären. Dies wäre das klerikalistische Mißverständnis der Kirche.«

In der leidigen Dogmenfrage versuchte Hans Küng, der selber beim Zweiten Vatikanum als Berater zugezogen war, einen ersten Vorstoß zu einer Reform. Die Römische Glaubenskongregation gesteht zwar ein, daß alten dogmatischen Formeln wegen ihrer »geschichtlichen Bedingtheit« neue Erklärungen und Aussagen hinzugefügt werden können; sie weicht aber dennoch nicht von der Irrtumslosigkeit der Dogmen ab. Für eine Annahme der »Lehre aus den Himmeln«, wie sie die Neuoffenbarung zu bieten hat, sind das trübe Aussichten. Wie gut verstehen wir es, daß der Dichter Fogazarro in seinem Roman »Der Heilige« bei dem einsamen Gespräch im Vatikan zwischen dem Heiligen und dem Papst gerade den »Geist der Erstarrung« an der Römischen Kirche als Grundübel brandmarkt.

Das Auseinanderdriften der Christenheit hat viele Gründe. So ist es schon ein Hindernis für den ökumenischen Gedanken, daß die katholische Kirche eine »Successio apostolica« – d. h. die Amtsnachfolge in einer auf die Apostel zurückgehenden, direkten und ununterbrochenen Reihenfolge – zwar bei den orthodoxen, nicht aber bei den evangelischen Geistlichen anerkennen will. Da nach katholischer Auffassung nur der geweihte (ordinierte) Priester die Wandlungsworte wirksam sprechen kann, wird dies einer echten Abendmahlsgemeinschaft immer im Wege stehen. Was die evangelische Kirche betrifft, so schätzt man hier das Wort der Evangeliumsverkündigung und den ungezweifelten Glauben höher ein als äußerliche Weihen, die Luther ablehnte. Bekanntlich gibt es dort nicht einmal die Priesterweihe; an ihre Stelle tritt eine bloße »Amtseinführung«. Diese »Ordination« enthält aber auch wie die Priesterweihe bei den Katholiken eine Handauflegung. »Aber weil man eine hierarchische Verfaßtheit der Kirche bestreitet, ist die Ordination weder ein Sakrament, noch gibt sie einen besonderen Status in der Kirche. Denn die Gemeinschaft der Glaubenden ist insgesamt für den ›Dienst‹ verantwortlich (›Priester aller Gläubigen‹). Der Grund dafür ist im reformatorischen ›Christus allein‹ zu suchen: Christus allein ist der Herr der Kirche – eine andere ›Herrschaft‹ kann es in ihr nicht

geben, auch keine ›heilige Herrschaft‹ (Hierarchie). Und Christus allein wird im Neuen Testament ›Priester‹ genannt, in ihm kommt alles frühere Priestertum zu Ende. Daher kann der kirchliche Amtsträger keinen ›priesterlichen‹ Charakter im eigentlichen Sinne haben.« (P. Hünermann in »Neues Glaubensbuch«)

Die Gegensätze sind auch anderweitig groß genug. Da ist zunächst der grundlegende Unterschied im Amtsverhältnis. Das Unfehlbarkeitsdogma vom Jahre 1869/70 (dem Ersten Vatikanischen Konzil) gesteht dem Papst, wenn er »ex cathedra« spricht – unter Maßgabe von Bibel und Konzilien sowie auch von Schriften der Kirchenväter –, eine unfehlbare Lehrautorität in Glaubens- und Sittenfragen zu. In diesem Punkt fragt man sich unwillkürlich: Spricht denn der Pontifex Maximus bei Lehrentscheidungen »ex cathedra« tatsächlich mit prophetischem Munde? Anders ausgedrückt: Redet Christus oder der Heilige Geist unmittelbar aus ihm wie eh und je durch Prophetie? Das wäre dann freilich ein unumstößlicher Schiedsspruch! Aber die Wirklichkeit sieht anders aus.

Bei der evangelischen Kirche gibt es weder ein Oberhaupt noch ein oberstes Lehramt. Mit stärkster Betonung spricht sie von einem Priestertum aller Gläubigen, während der katholische Priester durch seine Weihe (als Sakrament) eine herausragende Stellung hat. Unterschiede zeigen sich auch im Sakramentenverständnis. Die evangelische Kirche bindet die Wirkung der Sakramente an den Glauben des Empfängers, während die katholische Lehre von einem »Opus operatum« spricht, »insofern das Sakrament von Gott her und nicht von der religiösen Subjektivität des Menschen her gültig und wirksam ist« (Rahner). Während die katholische Seite neben der Bibel auch die mündliche Überlieferung, erst recht aber das kirchliche Lehramt zur Glaubensgrundlage macht, vertreten die Protestanten mit Luther das Prinzip »Sola scriptura«. Allein durch die Schrift ist demnach das christliche Glaubensgut gewahrt.

Aber die Einheit der Kirche zerbrach im 16. Jahrhundert nicht allein an den Streitigkeiten über Schrift und Tradition. Ulrich Kühn stellt fest: »So sehr dieses Thema auch den Streit beherrschte, die Einheit der Kirche zerbrach damals an einer anderen Frage, die den Kern aller Auseinandersetzungen bildete: Welche Bedeutung für unser Heil haben die göttliche Gnade einerseits, die Werke des Menschen andererseits? Oder mit dem theologischen Fachausdruck: Der Streit ging um die ›Rechtfertigung des Sünders vor Gott‹. Diese Frage stellte für die Väter der Reformation den ›articulus stantis et cadentis ecclesiae‹ dar, den ›Artikel, mit dem die Kirche steht und fällt‹. Ihren Gehorsam gegenüber dem Papst haben sie wiederholt davon abhängig gemacht, ob der Papst der

evangelischen Predigt von der Rechtfertigung freien Raum in der Kirche gewähren würde. Dies ist nicht geschehen!« (In »Neues Glaubensbuch«)

Fügen wir dem noch hinzu, daß selbst die Jenseitsvorstellungen bei der Konfessionen in einem entscheidenden Punkt auseinandergehen. Da läßt man auf evangelischer Seite in der Nachfolge Martin Luthers nur die Zweiteilung von Himmel und Hölle gelten, weiß dagegen nichts von einem reinigenden Zwischenreich (Purgatorium), in welchem die unvollkommenen Seelen bis zu ihrer Vollendung geläutert werden. Die katholische Kirche hat dieses lückenhafte Vorstellungsbild nicht. Zweifellos ist sie hierin der evangelischen Lehre überlegen, wenngleich auch sie nur höchst verschwommene Vorstellungen vom Leben nach dem Tode besitzt.

Was für das Verhältnis zwischen Katholizismus und Protestantismus gilt – nämlich die Unvereinbarkeit von Lehre und Amtsverständnis – trifft ebenso auf die anderen Kirchengemeinschaften zu. So konnte Zwingli, der Begründer der Reformierten Kirche, im Marburger Religionsgespräch 1529 mit Luther zu keiner Übereinstimmung finden. Für ihn waren Brot und Wein nur symbolische Zeichen und nicht das wirkliche Fleisch und Blut des Herrn. Dagegen blieb die Ablehnung der Heiligenverehrung und der Mariologie ihnen beiden gemeinsam. Wenn Luther auch mit der katholischen Lehre einig geht, daß Christus in den eucharistischen Gaben leibhaft (d. h. mit Fleisch und Blut) gegenwärtig ist, so bekämpft er doch aufs heftigste – und mit ihm die anderen Reformatoren – die Transsubstantiationslehre. Am Beispiel vom glühenden Eisen, das Feuer und Eisen zugleich sei, versucht er die Gegenwart Christi im »unverwandelten« Brot und Wein deutlich zu machen, wobei er das Nebeneinander zweier »Substanzen« für möglich hielt, im Gegensatz zur Umsubstantiierung. In seiner Nachfolge aber entwickelte sich daraus im Luthertum die Auffassung, daß Christus nur im Augenblick des Empfanges unter den Abendmahlsgaben gegenwärtig sei.

Die »Firmung« als weiteres Sakrament neben Taufe und Abendmahl lehnen die Evangelischen ab. An ihrer Stelle führten sie als neue kirchliche Handlung die »Konfirmation« ein. »Durch sie wird der evangelische Christ (in der Regel mit 14 Jahren) in einem feierlichen Gottesdienst unter Handauflegung und Gebet als aktives Mitglied in die Gemeinschaft eingeführt, zur Abendmahlsgemeinschaft zugelassen und mit allen Rechten und Pflichten eines Gemeindegliedes ausgestattet. Nur wird sie durchweg nicht als »Sakrament« verstanden, weil das zu dem Mißverständnis führen könnte, als sei die Taufe ergänzungsbedürftig.« (O. H. Pesch in »Neues Glaubensbuch«)

Im Rückblick auf die Sakramentenlehre bleibt es völlig unverständ-

lich, daß gerade jener Akt, der im Mittelpunkt des urchristlichen Lebens stand, nämlich die Geistestaufer, in der institutionellen Kirche kaum noch Beachtung findet. Dabei müssen doch alle sogenannten Sakramente – die Taufe und das Abendmahl nicht ausgenommen – an Bedeutung weit hinter sie zurücktreten. Von ihr allein geht jene »Wiedergeburt im Geiste« aus, nach der sich alle Christenheit sehnt. Der kümmerliche Rest, der im Sakrament der Firmung wenigstens bei den Katholiken noch davon übrigblieb, erscheint kaum noch wie eine Andeutung dessen, was einst den Kern des Christentums ausmachte, das Ergriffensein vom Heiligen Geiste. Bezeichnend ist, daß der Firmakt nur noch an Halbwüchsigen vollzogen wird.

Doch der Aufbruch zu einem neuen charismatischen Christentum ist heute überall spürbar. Die Geistkirche der Zukunft bedarf allerdings noch jener umfassenden Lehre, die der Herr uns durch Neuoffenbarung geschenkt hat. Erst dann kann sie sich innerlich festigen in einer neuen, auch nach außen hin sichtbar werdenden Gestalt.

c) *Das sakramentale Leben in der Kirche*

Wie oft kommt der Apostel Paulus in seinen Briefen an die von ihm betreuten und gegründeten Gemeinden auf das »Geheimnis des Leibes Christi« zu sprechen! An die Römer richtet er die Worte: »Wie wir an dem einen Leibe viele Glieder haben, die Glieder aber nicht alle den gleichen Dienst verrichten, so bilden wir alle zusammen einen Leib in Christus« (Röm 12,4 f). Den Kolossern verdeutlicht er: »Christus ist das Haupt, von welchem der ganze Leib, von Sehnen und Bändern zusammengehalten, sein Wachstum empfängt zum Gedeihen in Gott« (Kol 2,19). Nur für eine solche Gemeinschaft von Gläubigen, die in mystischem Verbande mit Christus steht, verwendet Paulus auch das Wort »Kirche«; so sagt er zum Beispiel in Kolosser 1,18: »Er ist das Haupt des Leibes, der Kirche« oder in Epheser 1,22 f: »Gott hat alles geordnet unter seine Füße und ihn gesetzt zum Haupt über die gesamte Kirche, welche sein Leib ist und die Fülle dessen, der alles in allem erfüllt.«

Als »Herrschaft des Herrn« läßt sich das Wort »Kirche« am besten interpretieren. Dieses Königtum Christi beschreibt Paulus mit den Worten: »Er ist das Ebenbild Gottes, des Unsichtbaren, der Erstgeborene vor aller Schöpfung. Durch ihn ist alles erschaffen im Himmel und auf Erden, Sichtbares und Unsichtbares, seien es Throne oder Fürstentümer, Herrschaften oder Mächte. Er steht an der Spitze von allem, und alles hat in ihm seinen Bestand« (Kol 1,15 ff). Der Begriff »Kirche«

wurzelt also schon in der geistigen Gemeinschaft, die alle Wesen einst mit dem ewigen Logos in der Urschöpfung besaßen. Nach der Lehre des Origenes, die von der Neuoffenbarung vollständig bestätigt wird, sind alle Menschenseelen, die sich auf Erden inkarnieren, bis auf wenige Ausnahmen der großen Schar gefallener Engel zugehörig. Ihre Einheit mit dem Logos Christus hat wohl eine äonenlange Unterbrechung erfahren, sie wird aber wiederhergestellt werden durch den Erlöser selbst in der Apokatastasis ton hapanton, der »Wiederbringung aller Verlorenen«. Die Bibel bezeichnet diesen Vorgang als »Erlösung«. An die Kolosser gewendet stellt Paulus das so dar: »Er hat auch euch, die ihr einst Gott entfremdet und durch eure bösen Werke mit ihm verfeindet wart, durch den Tod seines menschlichen Leibes versöhnt, um euch heilig, fehlerlos und untadelig zu befinden« (Kol 1,21 f).

Den Neubekehrten verheißt der Apostel: »Innerlich gefestigt und in Liebe vereint sollen sie zur vollen Überzeugung und Einsicht, zur Erkenntnis des Geheimnisses Gottes, das ist Christi, gelangen. In ihm sind alle Schätze der Weisheit (Sophia) und Erkenntnis (Gnosis) verborgen« (Kol 2,2 f). Auf antike Menschen mußten solche Versprechungen eine magnetische Anziehungskraft ausüben, denn nirgends war das Verlangen nach »Weisheit und Erkenntnis« brennender als gerade an den Erziehungsstätten der hellenistischen Welt. Das gesamte Schrifttum dieser Zeit war beeinflusst vom Mysterienwesen, das vielleicht in Ägypten seinen Anfang genommen und sich über das ganze Mittelmeergebiet ausgebreitet hatte. Es war das höchste Ziel aller Eingeweihten, zur Gotteschau zu gelangen und einzudringen in die Mysterien der übersinnlichen Welten. Es ist bezeichnend, daß Paulus das Wort »Mysterium« (Geheimnis) mit Vorliebe in den Mittelpunkt seiner Lehre stellt. War er doch selbst seit seinem Berufungserlebnis ein zutiefst Eingeweihter. Eine ungewöhnliche Schau und Gnosis war ihm zuteil geworden. Daraus schöpfte er seine für alle Zeiten gültige Christologie.

Als »die Weisheit bei den Vollkommenen«, als »Gottes geheimnisvolle, verborgene Sophia« kennzeichnet er sein neues, überkosmisches Bewußtsein. Mag es auch nicht in gleiche Tiefen reichen wie das des Johannes, so kann er doch von sich bekennen: »Uns aber hat Gott es durch seinen Geist geoffenbart; denn der Geist ergründet alles, auch die Tiefen der Gottheit« (1. Kor 2,10). Eine neue, kosmologische Sicht schenkte uns Paulus mit den Worten: »Wenn jemand in Christus ist, so ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden!« (2. Kor 5,17). In seinen »Gesichten und Offenbarungen des Herrn« hat Paulus die innerkosmischen Urbilder wieder schauen dürfen. Sich ganz auf das Fundament Christus stellend, sagt er im 1. Korinther 1,24: »Dem Berufenen verkünden wir Christus als göttliche

Kraft (Theo-Dynamik) und göttliche Weisheit (Theo-Sophia).« Leider wurde das Wort Mysterium, das in der ganzen Antike einen so überzeugenden Klang hatte, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Es wurde durch das lateinische Wort Sacramentum ersetzt, welches ursprünglich die Bedeutung von Initiation (oder auch Fahnenweihe) hatte.

Wenn wir es recht besehen, ist dasjenige Sakrament, das am ehesten die Mysterien Christi wiedergibt, das Altarsakrament. Als »Liebesmahl« (Agape) knüpft es an eine Tradition an, die nach den Aussagen des Herrn bei J. Lorber bereits zur Urväterzeit bestanden hat. Selbst in den heidnischen Kulturen finden wir es wieder; ja dort ist es sogar die Regel. Vom Speisen der Reste des Opfertieres bis hin zum deifizierten Somatrunk der vedischen Religion gibt es eine Vielzahl von Varianten. Bei der Sekte der Orphiker, deren Kult und Lehre überraschende Parallelen aufweist zum Christentum, stand ein sakrales Trinkgelage im Mittelpunkt ihrer Zusammenkünfte. Es sollte die Vermählung mit ihrem Gott Dionysos darstellen. Nichts anderes wollte auch Jesus beim »Letzten Abendmahl« demonstrieren, als er sich selbst in den Symbolen von Brot und Wein als Opfergabe darreichte.

Vergessen dürfen wir nicht, daß das jüdische Passahmahl im Hintergrund stand. Im engsten Familienkreis gefeiert, diente es hauptsächlich der Erinnerung an den Auszug der Israeliten aus Ägypten. Es war also schon aus diesem Grunde ein »Gedächtnismahl«! Paulus hat im 1. Korintherbrief 5,7 das geopferte Passahlamm ausdrücklich auf Christus, das »Lamm Gottes« bezogen. Das »Herrenmahl«, wie der Apostel es nennt, wollte zweierlei versinnbildeln: den nahe bevorstehenden Opfertod Jesu und das ständige Vereintbleiben mit seinen Jüngern dem Geiste nach. So wie das unter die Jünger verteilte Brot zunächst nur eine einzige Scheibe war, die dann in viele Teile gebrochen wurde, so sollten die Teilnehmer am Mahl eine Einheit bilden unter sich und mit Christus. Das gleiche galt von der Ausspendung des Weines. Wie inbrünstig hat doch der Herr im Anschluß an diese symbolische Handlung vor allem um diese Einswerdung gebetet! Um Mißverständnissen vorzubeugen, hatte er schon lange vorher klargestellt: »Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist zu nichts nütze. Die Worte, die ich zu euch geredet habe, sind Geist und Leben« (Joh 6,63). Er hatte den Jüngern sich selbst als himmlisches Manna verheißen mit den Worten: »Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken« (Joh 6,54).

Über die Symbolik von Brot und Wein belehrte der Herr seine Jünger: »Alles Gute und Wahre findet in Brot und Wein seine volle Entsprechung. Darum werdet ihr auch nach Meinem Tode zu Meinem Ge-

dächtnis Mahl haltend bei mäßigem Genusse des Brotes und des Weines stets versichert sein können, daß Ich im Geiste, so wie nun im Leibe, bis ans Ende aller Zeiten dieser Erde Mich unter euch, Meinen Kindern, Brüdern und Freunden, persönlich befinden werde. Werdet ihr Mich mit euren Fleischesaugen auch nicht allzeit erschauen, so wird es euch aber dennoch euer Herz sagen: »Freuet euch, denn euer Herr, Gott und Vater ist unter euch und segnet für euch das Brot und den Wein! Seid denn fröhlich und heiter in Seinem Namen und gedenket dabei der armen Brüder und Schwestern, besonders aber der Armen im Geiste!« Wenn euch euer Herz eine solche Mahnung geben wird, dann denket und glaubet allzeit, daß Ich Mich persönlich unter euch befinde. Und um was Gutes und Wahres fürs Leben der Seele ihr Mich da bitten werdet, das werde Ich euch denn auch allzeit bereitwillig und wohl verständlich geben. Die Mich aber da mit großer Liebe ihrer Herzen begrüßen, die werden sich auch bald mit ihren Augen überzeugen, daß Ich wahrhaft persönlich Mich unter euch befinde. Was Ich aber hier euch sage und beteuere, das gilt auch ganz gleich allen euren wahren und getreuen Nachfolgern« (GrEv VIII 40,2 ff).

Was bedeutet das überhaupt: mystische Einswerdung mit Christus? In der Sprache der Mysterien ausgedrückt, ein Hineingezogenwerden in seine innersten Seinskräfte, und das heißt »ein Fleisch und Blut« mit ihm werden. Jesu Auferstehungsleib, dessen materielle Bestandteile in der Verklärung bis zur Vergöttlichung gereinigt wurden, besitzt eine Aura, die sonnengleich sich ausdehnt über die ganze Schöpfung. Es ist das Fleisch und Blut des Logos, aus dem unser eigenes geschaffenes Wesen ursprünglich hervorging, mitsamt der Lichtmaterialität, aus der unsere Seele als die Hülle des Geistes im nichtgefallenen Zustand gewoben war. Ein Austausch der Kräfte also, wie Jesus ihn meint, wenn er von sich als der Speise der Lebendigen spricht, ist ein ganz natürlicher Vorgang. Verglichen kann er am ehesten werden mit dem Okulieren eines pflanzlichen Wildlings. Der Kräfte- und Säfteaustausch, welcher dabei stattfindet, bewirkt eine Verwandlung. Allerdings muß zuerst eine Beschneidung stattfinden, ehe die Pfropfung als Veredelungsvorgang dazutreten kann. Genauso ist es mit dem Menschen, wenn ihm eine höhere Natur – ein Zweig aus dem Baume des Lebens gleichsam – eingepflanzt werden soll. Im mystischen Zustande sprechen wir von Reinigung und Einigung. Der Mensch mit dem Erbe Adams in seiner niederen Natur bedarf eines neuen Stammvaters, wenn er den Hang zur Sünde für immer überwinden soll. »Ziehet an einen neuen Menschen, Jesus Christus!« (Eph 4,24): In diesem Pauluswort ist alles das enthalten, was wir mit Kommunion und Vergöttlichung meinen.

In der Übergabe und Hingabe an den menschgewordenen Logos ur-

ständet erst unsere höhere Natur. Dann erst sind wir wieder ein Glied des Ganzen im göttlichen Leib-Seele-Geistorganismus. Er der Weinstock, wir die Reben; Er das Haupt, wir die Glieder. Aus diesem Grunde hat Jesus als »Zeichen des Neuen Bundes« das Abendmahl gestiftet. War überhaupt bei diesem Letzten Abendmahl irgend etwas anders als bei den vorherigen Mahlfeiern der Jünger mit dem Herrn? In erster Linie müssen wir es als eine Abschiedsfeier auffassen. Die Jünger waren sich noch nicht so recht bewußt, daß es wirklich an ein Scheiden ging. Im allgemeinen die Bibel bestätigend, berichtet uns der Herr selbst im Großen Evangelium Johannes authentisch über das Geschehen. Seine Schlußworte lauten dort: »Es war über allen diesen Reden schon spät geworden, und Ich nahm nun das Brot nochmals, von dem Ich die ersten Bissen zubereitet hatte, und sagte zu den Elfen: »Nehme noch jeder einen Bissen, den Ich hier bereite! Es ist Mein Leib, das fleischgewordene Wort, welches in euch lebendig werden soll. Nehmet auch diesen Kelch! Trinket alle daraus! Es ist Mein Blut, welches für euch zur Vergebung eurer Sünden vergossen werden wird. Wer nicht Mein Fleisch isset und Mein Blut trinket, wird nimmermehr selig werden können. – Ihr wisset aber nun, wie ihr dieses zu verstehen habt und werdet euch nicht mehr an solchen Worten stoßen. Esset, trinket, und solches tut, sooft ihr es tut, zu Meinem Gedächtnis! Wo aber zwei (oder drei; d. Vf.) solches tun werden zu Meinem Gedächtnis und sind versammelt in Meinem Namen, da bin Ich auch unter ihnen!« (GrEv XI 71,22).

Im einzelnen müssen wir festhalten: Gleichwie der Herr das Brot brach, sollte sein irdischer Leib am Kreuze zerbrochen werden, und gleich wie er den Wein ausgoß, sollte sein irdisches Blut durch den Stich der Lanze vergossen werden. Gleichnishaft und zeichenhaft, wie alle irdischen Vorgänge in der Esoterik aufgefaßt werden, war dieses Geschehen; aber doch ein höchstes Liebesmahl (Agape), denn dieses Gleichnis meinte ja die Wirklichkeit der Einswerdung des Menschen mit Gott auf mystischem Grunde. Darum fügte er auch das Wort hinzu: »Tut dies zu meinem Andenken!« Also drückt das Abendmahl, zusammen mit anderen gefeiert, zuerst die Wirklichkeit des Wortes aus: »Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt 18,20). Sodann ist es eine Gedächtnisfeier, in welcher der Opfertod Christi und die dadurch möglich gewordene Reinwaschung von allen Sünden »erinnert« wird. Aus ihr geht die Imitatio Christi hervor, die nicht ohne schwere Opfer und Kreuzigung des niederen Ichs zu einem wirklichen Bad der Reinigung werden kann. Zum dritten sind die Symbole Brot und Wein, die von Swedenborgs Analogielehre mit Weisheit und Liebe gleichgesetzt werden, das dichte-

ste Anschauungsmittel für die substantielle Einswerdung des Menschen mit Christus. Unio mystica ist in dieser Hinsicht nur ein anderes Wort für communio mit Christus.

Wie dachten wohl die echten christlichen Gnostiker über das Essen und Trinken von Jesu Fleisch und Blut? Vergegenwärtigen wir uns die Auffassung des Clemens von Alexandrien! Er hat sicher die richtigen Perspektiven, wenn er einmal äußert: »Denn Essen und Trinken des göttlichen Logos ist die Gnosis (Erkenntnis) des göttlichen Wesens.« Die Aufnahme von Speise vollzieht sich nach ihm in einem Akt der Schau (Epoptie), die gegenüber der »Milch« der Katechese die feste Speise darstellt: »Dieses Fleisch und Blut des Logos, das ist die Erfassung göttlicher Kraft und göttlichen Wesens.« Clemens unterscheidet aber: »Zweifach ist das Blut des Herrn: das eine ist sein Fleischliches, durch das wir erlöst sind; das andere ist pneumatisch. Durch dieses sind wir gesalbt, und das heißt ›das Blut Jesu trinken‹ und an der Unsterblichkeit teilnehmen. Die Kraft des Logos aber ist das Pneuma, wie das Blut des Fleisches.« (Aus »Stromateis«, d. h. Teppiche)

Beim Gedächtnismahl der frühen Christen, das gewöhnlich auf privater Ebene in den Häusern stattfand, war manches noch grundlegend anders als bei unseren heutigen kirchlichen Feiern. Damals ging dem eigentlichen symbolischen Akt noch eine vollständige Mahlzeit voraus. Und hatte nicht auch Jesus vor dem »Letzten Abendmahl« das Osterlamm mit seinen Aposteln gegessen? Erst die Transsubstantiationslehre der späteren Kirche ließ das ganze Geschehen zu einer rein kultischen Handlung werden. Eine Trennung von Abendmahl als kultischem Akt und »Liebesmahl« (Agape) wurde unumgänglich. Manchmal kam es bei dieser »Gemeinschaft des Brotbrechens« zu regelrechten Exzessen in Form von Völlerei, die Paulus scharf verurteilte. Den Korinthern gab der Apostel zu bedenken: »Sooft ihr das Brot esset und den Kelch trinket, verkündigt ihr den Tod des Herrn, bis er kommt« (1. Kor 11,26). Ganz deutlich wird hier von Paulus die symbolische Bedeutung des Abendmahls ausgesprochen: Bei dem Gedächtnismahl der Liebe sollte keine Entheiligung durch unwürdiges Benehmen stattfinden dürfen.

Die »Gemeinschaft der Heiligen« wurde durch ein anderes Sakrament gefestigt. Auch die Taufe hatte rein symbolischen Charakter. Eine Aufklärung darüber gibt der Herr im Großen Evangelium Johannes dem römischen Statthalter Cyrenius mit den Worten: »Die Juden haben wohl die Beschneidung, die eine Vortaufe ist, aber an sich vor Mir keinen Wert hat, so der Beschnittene nicht auch zugleich beschnittenen Herzens ist. Ich verstehe unter einem beschnittenen Herzen ein rein gefegtes und mit aller Liebe erfülltes Herz. Nach der Beschneidung kam (bei den Juden) auf einige Zeit die Wassertaufe des Johannes, die

von seinen Jüngern fortgesetzt wird. Diese Taufe ist an sich selbst aber auch nichts, so ihr die geforderte Buße nicht entweder vorangeht oder doch ganz sicher nachfolgt. Wer sich darum im ernstesten Besserungsvorsatz mit dem Wasser taufen läßt, begeht dadurch zwar keinen Fehler; aber er soll nur nicht glauben, daß da das Wasser reinige sein Herz und stärke seine Seele. Dies bewirkt nur der eigene, ganz freie Wille. Das Wasser bewirkt nur ein Zeichen und zeigt an, daß der Wille, als des Geistes lebendiges Wasser, nun die Seele gereinigt hat von den Sünden, wie das natürliche Wasser da reinigt das Haupt und den Leib von Staub und Schmutz.

Wer die Wassertaufe in diesem wahren, tatsächlichen Sinn genommen hat, der ist vollkommen getauft, so bei oder schon vor der Taufhandlung der Wille im Herzen des Getauften seine Wirkung getan hat. Ist diese nicht dabei, so hat die bloße Wassertaufe auch nicht den allergeringsten Wert und erwirkt keine Segnung der Materie oder noch weniger irgendeine Heiligung derselben. Ebenso hat auch die Wassertaufe an unmündigen Kindern gar keinen Wert, außer den eines äußeren Zeichens für die Aufnahme in eine bessere Gemeinde und daß das Kind irgendeinen Namen bekommt« (GrEv IV 110,3 ff).

Wenn wir als drittes Sakrament – wenngleich heute nur noch in charismatischen Kreisen ernst genommen – die Geisttaufe hinzufügen, so hat der Herr auch hierüber im Großen Evangelium Johannes Wesentliches ausgesagt. Da hören wir zum Beispiel: Bald nach Beginn des öffentlichen Lehramtes »mehrte sich die Zahl Meiner Jünger von Tag zu Tag. Und ein jeder, der an Mich glaubte und dem Ich nach dem Maße seines Glaubens und nach der Taufe mit Wasser, die von Meinen Jüngern ausgeübt wurde, Meine Hände auflegte, ward voll Geistes der Kraft und des Mutes und frei von aller Furcht vor dem Leibestod« (GrEv I 25,1). Aber auch den Jüngern trug er auf: »Die da voll Glaubens werden, die segnet denn auch in Meinem Namen! Der Segen aber bestehe darin, daß ihr den gläubig Gewordenen die Hände aufleget und in eurem festen Vertrauen auf Mich und im lebendigen Glauben an Mich ihnen saget: ›Gott der Herr, der im Menschensohn Jesus zu uns gekommen ist, sei mit euch und durch Ihn der Friede den Menschen auf Erden, die an Ihn glauben, Seine Gebote halten und eines guten Willens sind!‹ So ihr das über die Bekehrten werdet ausgesprochen haben, so werden sie des Segens von Mir alsbald innwerden. Doch denen, die nur halb gläubig geworden sind, tut das erst, so auch sie mit der Zeit voll Glaubens geworden sind. Denn ein halber Glaube taugt für den Empfang Meines Segens nicht!« (GrEv X 128,17 ff).

Im engsten Zusammenhang mit der Geisttaufe stand im Urchristentum die Geistheilung. Auch sie ging gewöhnlich mit Handauflegung

einher. Jesus selbst ermächtigte seine Jünger: »So ihr zu kranken und bresthaften Menschen kommt, da leget ihnen die Hände auf in Meinem Namen, und es wird besser mit ihnen werden! Und so ihr kommet zu solchen, die da besessen sind von unreinen Geistern, da gebietet ihnen ebenfalls in Meinem Namen, und sie werden ausfahren vom Fleische der Geplagten und werden dahin ziehen, wohin ihr sie bestimmen werdet!« (GrEv VII 166,17). Zugleich leitete der Herr die Jünger an, bei dieser geistig-seelischen Heilweise vor der Handauflegung eine angemessene Belehrung vorangehen zu lassen. Sodann solle das laut oder auch nur im Herzen auszusprechende Gebet in wenigen Worten bestehen, wie etwa: »Jesus, der Herr, wolle dir helfen! Er stärke dich, Er heile dich durch Seine Gnade, Liebe und Erbarmung!« (GrEv IX 43,9). Schließlich gab der Herr noch folgende Anweisung: »Wer aber jemandem die Hände auflegt, der muß das in Meinem Namen tun, ansonst seine Behandlung keinen Nutzen bewirkt. Es gehört ein fester, unerschütterlicher Glaube und ein ebenso unerschütterlicher, fester Wille dazu. Aus des Herzens tiefstem Grunde muß solch eine Bestrebung rühren und muß aus der wahren Nächstenliebe hervorgehen. Dann erfüllt solche Kraft der Liebe die Hände des Handauflegers, dringt durch dessen Fingerspitzen, fließt wie ein sanfter Tau in die Nerven des Kranken und heilt den oft stechendsten und brennendsten Schmerz« (GrEv IV 40,4 ff).

Zu den Gnadenmitteln im allgemeinen, wie sie die zeremonielle Kirche zu spenden pflegt, sagt der Herr im Großen Evangelium unter Bezugnahme auf die Opfergebräuche der Juden: »Wer das nicht tut (den Heilsweg der tätigen Gottes- und Nächstenliebe nicht gehen will), der bleibt in den Sünden und in ihren argen Folgen gleichfort auch dann, so für ihn zehntausend Böcke geschlachtet und in den Jordan geworfen würden. Dieses und auch alle andern äußeren Reinigungsmittel bessern und heiligen den Menschen nicht im geringsten, sondern allein der lebendige Glaube und seine tätige Liebe zu Gott und zum Nächsten« (GrEv VIII 40,16.14). Fast die gleichen Worte gebraucht der Apostel Paulus, wenn er betont: »In Christus gilt weder Beschneidung noch Unbeschnittensein, sondern der Glaube, der durch die Liebe tätig ist« (Gal 5,6).

d) Die Geistkirche der Zukunft

Einer der ersten, der auf prophetische Weise ein Zukunftsbild der kommenden Geistkirche entwarf, ist der Zisterzienserabt Joachim von Fiori (gest. ca. 1205 n. Chr.). Die späteren sogenannten Spiritualen, eine ra-

dikale Reformbewegung, die aus den Franziskanern hervorging, hatten seine Schriften zur Grundlage. Joachims Voraussage, daß der kontemplative, mönchische Geistorden der Zukunft den ganzen Ordo episcoporum mitsamt dem Papsttum, den *successores Petri* und *Presules Romanae ecclesiae* einmal ablösen werde, hat natürlich zu seiner Zeit die Kleriker sehr verstimmt. »Das Papsttum wird da dem alten Simeon verglichen, der den Knaben Jesus bei seiner Darstellung im Tempel auf die Arme nimmt und Gott dankt, daß er den Heiland noch schauen und nun in Frieden dahinfahren darf. So soll und wird der Papst dem »heiligen Orden der geistigen Kirche«, der das Evangelium Regni, das Ewige Evangelium in aller Welt predigen soll, kraft seiner Autorität das Zeugnis geben, daß in ihm sich die Verheißungen der Propheten erfüllen. Das Papsttum wird über seine Auflösung (*dissolutio*) nicht klagen können, da es sieht, »se in meliori successione permanere«, d. h. daß es in einer besseren Nachfolge verbleibt.« (H. Grundmann in seiner Schrift »Neue Forschungen über Joachim von Fiore«)

Wie sieht nun die Lehre dieses Propheten aus? Nach ihm wird die Erkenntnis des dreieinigen Gottes (Trinitätslehre) erst künftig zu voller Klarheit gelangen. Eine Verselbständigung der drei göttlichen Personen, wie sie im Dogma enthalten ist, lehnt Joachim ab. Dagegen betont er nachdrücklich, daß ihre Einheit nur kollektiv zu fassen sei. Also kein Nebeneinander, sondern höchstens ein Ineinander oder Nacheinander! Wer denkt da nicht an die Richtigstellungen auch bei Swedenborg und Lorber! Das ganze kirchliche Zeitalter mit seinen Normen und Formen betrachtete Joachim als eine noch nicht endgültige Stufe zur Vollkommenheit. »Auch die Sakramente in ihrer gegenwärtigen Gestalt und selbst das Neue Testament in seinem Wortsinn, wie er für die Kirche bisher galt, waren ihm nicht für immer verbindlich« (H. Grundmann). Ähnliche Ideen finden sich bei Nicolaus von Cues. Das dritte Zeitalter des Heiligen Geistes wird nach Joachim eine Stufe aufwärts führen über das neutestamentliche Zeitalter der Kleriker hinaus.

Ganz entscheidend wird die neue Lehre, das »Ewige Evangelium«, die Christenheit verändern. Daß die Kirche nicht mehr eine Priester- und Sakramentenkirche sein wird, sondern ein von Mönchen geleiteter Liebesverband, muß richtig verstanden werden. Ganz sicher meinte der kalabrische Abt keine Einengung auf klösterliche Gemeinschaften. Sein neuer Orden setzt sich vielmehr zusammen aus allen jenen Christen, die am stärksten vom Geistfeuer ergriffen sind. Alfons Rosenberg fügt dieser Prophetie noch folgendes hinzu: »Die Geistkirche der dritten Weltzeit bedarf darum keiner Priester mehr, weil der Christ nun mündig geworden ist, freilich nicht dadurch, daß er jetzt durch eine soziale und rationale Entwicklung selbstmächtig geworden wäre, sondern einzig

dadurch, daß in jener Zeit der Geist als der vollkommene Lehrer in jedem Christen wohnt. Auch die Sakramente fallen nun dahin; was sie bisher an Gnaden vermittelten, empfängt der Christ nun unmittelbar . . . Das geschriebene Evangelium wird dann zwar nicht ungültig, aber es erübrigt sich, da nun sein im Buchstaben verborgener Sinn für alle im Geist Erleuchteten als das Ewige Evangelium hervortreten wird. Denn im dritten Weltalter wird in jedem Sinne der Vorhang zwischen dem Altar und dem Volke hinweggenommen werden.

Es werden dann weder Bücher geschrieben noch Predigten gehalten werden. Die *intelligentia spiritualis per fidem* wird sich dann gegen die *humana ratio* und die *disputatio verborum* durchsetzen. Die Aktion wird von der Kontemplation abgelöst: die geschäftige Martha wird ihrer hinhorchenden Schwester Maria weichen. Aber dieser Zustand der Kontemplation wird im Zeitalter des Geistes nicht mehr nur ein selten erreichbarer Zustand sein, der zudem nur erlangt werden kann auf dem Umweg über die verschiedenen Stufen geistiger, natürlich-rationaler Tätigkeiten, durch Wissen, Studium, Meditation, wie dies die Scholastik und insbesondere im zwölften Jahrhundert die Schule der Victoriner lehrte – die Kontemplation wird vielmehr der allgemeine, dem dritten Status entsprechende Geisteszustand sein: das mystische Leben, sonst das Außerordentliche, wird zur Norm des Christen werden. Aber diese Geist-Reformation, die nach Joachims Lehre gewaltlos anbrechen wird, ist nur möglich durch eine innere Verwandlung der Menschen, von deren Ereignis der Seher tief überzeugt ist. (In Einleitung zu »Joachim von Fiore, das Reich des Heiligen Geistes«)

Die neue Kirche – oder auch nach Hesekiel der »Neue Tempel« – ähnelt der »ältesten Kirche« (Swedenborg) darin, daß sie wieder in unmittelbarer Verbindung mit den Engeln steht. Wie in einem zweiten Pfingsten werden viele Menschen ergriffen sein von der Sturmgewalt des Heiligen Geistes. Die Gnadengaben werden zunehmen und es wird sich endlich das verwirklichen, was schon Moses erhoffte mit den Worten: »Möchte doch das ganze Volk des Herrn zu Propheten werden, daß der Herr seinen Geist auf sie kommen ließe!« (4. Mose 11,29). Am eindringlichsten ist die Zusage des Herrn bei Jeremias: »Das ist der Bund, den ich nach jenen Tagen mit dem Hause Israel schließen werde: »In ihren eigenen Sinn will ich mein Gesetz legen, es ihnen ins Herz schreiben. Ich will ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein. Da braucht keiner mehr seinen Mitbürger zu lehren, noch seinem Bruder zu sagen: Erkenne den Herrn! Denn sie alle werden mich erkennen, vom Kleinsten bis zum Größten. Ich will ihnen ihre Schuld vergeben, ihrer Sünden nicht mehr gedenken« (Jer 31,33 f).

Zu einem geistigen Erwachen wird am stärksten das von Joachim

vorausgesagte »Ewige Evangelium« aufrütteln, das in der Johannes-Apokalypse für die Endzeit verheißen wurde. Der Herr gibt uns in dieser größten Prophetie aller Zeiten die umfassendste Lehre, die je aus den Himmeln zu uns gedrungen ist. Es wird wohl noch einiger Gewöhnung bedürfen, bis die Christen insgesamt begreifen, daß ein direkter Herzensverkehr mit dem Herrn tatsächlich möglich ist. Jesu »Geist der Liebe und der Gnade« war schon bei den ersten Christen »in aller Weisheit«. Und so wird es auch in Zukunft wieder sein. »Wer ihn hört, der wird alles ergründen in der Tiefe der Tiefen«, sagte der Herr schon zu den Urvätern (HG I 6,13). Nicht nur das Auftun der »inneren Sehe« (Lorber), die visionäre Schau, wird den neuen Zustand eines kommenden Geistzeitalters charakterisieren, sondern auch das innere Hören, die Stimme des Herrn im Herzen. So werden die Christen tatsächlich in den geistlichen Dingen von niemandem andern mehr unterwiesen werden müssen als von Jesus selbst. Es wird die freieste Kirche der Welt sein, die dennoch auf unerschütterlichem Grunde ruht. Und sie wird alles in sich begreifen; die Religionen der ganzen Erde werden in ihr aufgehen, das heißt aber in Christus.

Als Jesus noch auf Erden weilte, tröstete er seine Jünger mit den Worten: »Ich kann nicht ewig im Fleische auf dieser materiellen Welt verbleiben, und doch fragt ihr, wie Ich bis ans Ende der Zeiten bei den Meinen verbleiben werde! – Ich werde im Geiste, im Worte und in der Wahrheit bei den Meinen verbleiben, und die sich in großer Liebe zu Mir befinden werden, die werden Mich auch persönlich auf Augenblicke zu sehen bekommen. Die aber nach Meinem Worte leben und nach dessen innerer Wahrheit forschen werden, mit denen werde Ich reden durch das Verständnis ihrer Herzen und werde also legen Meine Worte in ihr Gemüt. Und in Meinem Namen wohlgezogene Jünglinge und Mägde sollen Gesichte haben, in denen ihnen erklärt wird Meine Wesenheit, die Himmel und das ewige Leben, wie auch das Los der Abtrünnigen und Bösen! Und also werde Ich verbleiben bei den Meinen bis ans Ende der Zeit dieser Erde« (GrEv VIII 55,14 f).

Die Unterweisung geht also immer fort, nicht nur für die einstigen Jünger, sondern für jeden einzelnen Christen. Es scheinen Paulusworte, wenn Jesus betont: »Am Ende muß ein jeder Mensch in seinem Herzen von Gott belehrt werden« (GrEv IX 56,7). Wenn im Menschen einmal »die innere Lebenssonne« aufgegangen ist, kann er »die Verhältnisse alles dessen erkennen, was in ihm ist und ihn umgibt« (GrEv IX 100,13). Wie gelangt man aber zu solchem Erkennen? Die Antwort gibt Jesus dem Robert Blum im Jenseits: »Um im Herzen denken zu können, muß man eine eigene Übung haben, und diese Übung besteht in der stets erneuten Erweckung der Liebe zu Gott. Dadurch wird das

Herz gestärkt und erweitert, wodurch des Geistes Bande lockerer werden, so daß sein Licht (aus Gott) sich stets mehr und immer freier und freier entwickeln kann . . . Wenn der Mensch zu sehr und zu lange nur für die Ausbildung des Kopfverstandes und durch diesen nur für irdische Zwecke und Wohlfahrten gesorgt hat, da freilich muß es einem solchen Menschen völlig unmöglich vorkommen, auch im Herzen denken zu können. Ferner muß man sich auch der evangelischen Sittenreinheit erfreuen. Man darf kein Schwelger und hauptsächlich kein fleischlicher Unzüchtler sein. Denn die Unzucht tötet beinahe den Geist, da sie für lange Zeiten die freie Entwicklung seines Lichtes (in der Seele) verhindert« (HH 35,6.9–10).

Es ist eine ungeheure Verheißung, wenn der Herr allen Christen zusichert: »Wem es vollkommen ernst ist mit seiner Liebe zu Mir und mit der Verherrlichung Meines Namens, dem sollen alle Gemächer Meiner unendlichen Schöpfung nach und nach aufgeschlossen werden. Und er soll mit dem einen Auge schauen die große Welt der Geister und mit dem andern Auge zu gleicher Zeit die Welt der (stofflichen) Körper, damit er da gewahren könne, wie eins aus dem andern hervorgeht und eines für das andere da ist. Jedoch, wohlgemerkt, nicht eher soll das jemandem zuteil werden – und würde er darum bitten Tag und Nacht –, bevor es ihm nicht ganz vollkommen ernst mit seiner Liebe zu Mir geworden ist. Denn das Himmelreich leidet allezeit Gewalt, und nur diejenigen werden es besitzen, die es mit eiserner Gewalt an sich reißen. Diese »eiserner Gewalt« ist aber keine andere als die Gewalt der Liebe. Denn die Liebe vermag alles!« (Hi I, S. 205,16 f).

Im Einswerden der Seele mit dem Geiste erschließt sich uns ein »Schauen in weiten Kreisen«, das bis hinauf zu den höchsten Himmeln reicht. Die Grundvoraussetzung dafür liegt in folgender Tatsache: »Hättet ihr nicht das ganze Universum in euch (in eurem Geiste), so wäre sternlos der ganze Himmel für euer Auge. Und hättet ihr nicht in euch (in eurem Geiste) das geistige Reich der Himmel und das ewige Leben aus dem Herrn, wahrlich, ihr könntet alles dies weder denken noch aussprechen« (GS II, 11,21). Wer erinnert sich in diesem Zusammenhang nicht an Platons Ideenlehre, wonach alles Wissen nur »Wiedererinnerung« ist, oder an den Goethevers: »Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken; läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken«?

Mit dem »einen Auge zu schauen die große Welt der Geister und mit dem andern Auge zu gleicher Zeit die Welt der (materiellen) Körper«, ist eine so unerhörte Zukunftsmusik, daß es zunächst kaum glaubhaft erscheint. Dennoch wissen wir von großen Mystikergestalten, daß sie dies buchstäblich erleben durften. Seuse zum Beispiel konnte aus eige-

ner Erfahrung die Mahnung aussprechen, wir sollten im Himmel ebenso zu Hause sein wie auf Erden. Wäre das nicht schon die Erlösung? Das eklatanteste Beispiel für einen solchen Zustand ist die von der Kirche seliggesprochene Anna Maria Taigi (gest. 1837). Diese einfache Frau aus dem Volke wurde 47 Jahre lang von einer geheimnisvollen Sonne begleitet, die »zehn Fuß vor ihr und zwei über der Höhe ihres Hauptes schwebte«. In ihrem Lichte habe sie »alles gesehen, was es Sichtbares und Unsichtbares auf Erden gibt, und nicht nur dies: Sie drang auch ein in die Tiefe des Abgrunds (der Hölle) und in die Höhe des Himmels und erkannte das Los der Verschiedenen mit unaussprechlicher Klarheit. Sie sah irdisch Sichtbares, mochte es auch noch so entfernt sein, und die verborgensten Geheimnisse der Natur und der Gnade. Sie erkannte die Gesichtszüge von Personen, die sie nie gesehen hatte, auch wenn sie an den Grenzen der Erde waren. Sie erkannte die geheimsten Gedanken, nicht nur jene ihrer Bekannten oder von Anwesenden, sondern auch noch so weit Entfernter, wie auch den Zustand der Gewissen in der klarsten Weise. Die Ordnung der Zeit existierte nicht für sie. Ihr waren zugänglich Geschehnisse und Menschen vergangener Jahrhunderte mitsamt den kleinsten Umständen physischer wie seelischer Art, und dies genauso bezüglich der Zukunft. Und das Überraschende ist, es geschah mit einem einzigen Blick auf die mystische Sonne. Blitzschnell, mit einem einzigen auf die Sonne geworfenen Blick, hatte sie gegenwärtig, was sie wissen wollte, mit vollster Erkenntnis und mit allen Einzelheiten . . .« So der Bericht ihres Beichtvaters. (Entnommen dem Buch von Wilhelm Schamoni »Wunder sind Tatsachen«)

Wir dürfen annehmen, daß dieses einmalige Charisma mit einer direkten Schau in die Gnadensonne zusammenhängt, deren miniaturhaftes Abbild vor ihr sichtbar war. Mehrmals wurde dieser schlichten Seele, einer Mutter von sieben Kindern, von Jesus selbst als ihrem himmlischen Bräutigam versichert, »er mache sie zur Mitwiserin seiner himmlischen Beschlüsse, er habe in ihrem Herzen seinen Thron errichtet, er offenbare ihr seine göttlichen Verfügungen und seine tiefsten Geheimnisse, er gewähre ihr Zulaß zu seinem geheimen Rat«. Daß über diese Frau eine solche Gnadenfülle ausgegossen wurde, daß sie gleichsam in einer relativen »Allsichtigkeit« aus dem Lichte der Gnadensonne alle Weisheit schöpfen konnte, alles Wissen um gegenwärtige, vergangene und zukünftige Dinge, ist wirklich ohne Beispiel. Bemerkenswert ist außerdem, was W. Schamoni in seinem umfangreichen Werk ergänzend bemerkt: »Anna Maria wurde durch diese höchste Vereinigung mit Gott in ihrer äußeren Beschäftigung in keiner Weise gestört. Diese Vereinigung ging ja weit über ekstatische Zustände hin-

aus, welche die Seelenkräfte binden, nicht befreien. Der Blick auf die Sonne ließ sie in ihrem gewöhnlichen, gewiß liebeentflammten Unterhaltungston weitersprechen und ein Uneingeweihter würde überhaupt nicht festgestellt haben können, daß das, was sie in so natürlichem Tone sprach, aus einer übernatürlichen Quelle ihr zugeflossen war.«

Solche Beispiele bestätigen nicht nur die in Jakob Lorbers großer Prophetie berichteten außerordentlichen Wunder und Zukunftsvisionen, sie sind zugleich auch ein festes Unterpfeiler für die ungewöhnlichen Möglichkeiten einer kommenden Geistkirche, daß sich in ihrem Schoße gleichsam Erde und Himmel auftun werden zum Bilde einer »neuen Schöpfung« (Offb 21,1). Auch der Mensch selbst wird dann, nach Paulus (2. Kor. 5,17), »eine neue Schöpfung« in Christus sein und zu einer wirklichen »Vergottung« (Theosis), wie sie die Alexandriner Katechetenschule lehrte, gelangen können. Auch Paulus munterte die Christen auf: »Ihr sollt Christusse werden, ihr sollt Götter werden!« und heißt es nicht auch im Psalm 82,6: »Götter seid ihr und Söhne des Allerhöchsten zumal!«?

Viele Umbrüche werden wohl noch nötig sein, bis die Gestalt der kommenden Geistkirche auch äußerlich in Erscheinung treten kann. Bis dahin wird es in der institutionellen Kirche gewaltig gären; wir dürfen aber getrost sein: Auch Joachim von Fiori spricht nicht von gewaltsamen Veränderungen innerhalb der Kirche, sondern ganz organisch von innen heraus wird sich ihr bisheriges Bild verwandeln. Dann wird auch der Same des »Ewigen Evangeliums« unmerklich in ihr aufgehen. Ein »kosmischer Frühling« wird anbrechen, in dem Himmel und Erde und die jenseitigen Welten, und vielleicht auch, wie es den Anschein hat, die Bewohner ferner Planeten und Sterne sich die Hände reichen werden unter der Schirmherrschaft Jesu Christi. Dieses Zukunftsbild mag allzu optimistisch erscheinen; dennoch stützt es sich auf viele ernst zu nehmende Voraussagen, ganz besonders auch der Bibel. Die neue Kirche wird eine weltumspannende Gemeinschaft werden von Seelen und Herzen, die alle dem Erlöser anhangen und eine so starke geistige Macht bilden, daß nichts ihr widerstehen kann. Dies versichert der Herr bei Jakob Lorber.

Da die neue Kirche einzig und allein auf dem Fundament der Liebe gründet, der Liebe zu Gott und dem Nächsten, gibt es auch zwischen den einzelnen Konfessionen, ja Religionen, keine eigentlichen Trennwände mehr. Aus diesem Grunde kann der Herr seinem »Schreibknecht« in die Feder diktieren: »Sage es den Kindern und sage es allen, sie mögen sein, welcher Religion sie wollen – ob Römische, ob Protestanten, ob Juden, ob Türken, ob Brahmi, ob finstere Heiden –, kurz für alle soll es gesagt sein: Auf der Erde gibt es nur eine wahre Kirche,

und diese ist die Liebe zu Mir in Meinem Sohne, welche aber ist der Heilige Geist in euch und gibt sich euch kund durch Mein lebendiges Wort... Und so bin Ich in euch, und eure Seele, deren Herz Meine Wohnstätte ist, ist die alleinige wahre Kirche auf der Erde. In ihr allein ist ewiges Leben, und sie ist die allein seligmachende. Daher gehet zuvor in die wahre Kirche, darinnen Leben ist, und dann erst in die tote, damit sie lebendig wird durch euch!« (HG I 4,9,14).

In dieser Botschaft gibt es keine Engen mehr, denn alles ist auf das »Wort« gestellt und auf die »Liebe«. Martin Luther hatte zu seinem Teil ganz sicher recht, als er das »Wort« wieder in den Mittelpunkt des Glaubenslebens stellte. Ob er aber auch schon das Verständnis dafür hatte, daß das Wort, wie es der Herr meint, nicht gleichzusetzen ist mit jeglichem Worte? Inspirierte Predigten hat es leider in den vergangenen Zeiten nur selten gegeben; noch weniger solche Christen, die das Wort in eigenen Herzen empfangen durften als die unmittelbarste Unterrichtung durch den Herrn selbst. Ein Gemeindeleiter der Zukunft müßte eigentlich aus dieser Quelle schöpfen können. Wenn aber nicht unmittelbar, so doch aus der ganz großen Prophetie des »Ewigen Evangeliums« und ihren Verästelungen in prophetisch geführten Zirkeln. Jeder solche Gemeindeleiter – möge er Priester oder sonstwie heißen, den Papst nicht ausgeschlossen, – bedarf natürlich der Kraft von oben. Sie kann ihm zweifellos auch unmittelbar gegeben werden, ohne Zwischenschaltung anderer Instanzen als Gott. Er ist keineswegs an eine Successio apostolica gebunden, die ihn von kirchlichen Weihen abhängig macht. Bei Lorber betont der Herr: »Ein jeder Mensch, der Gott erkennt und Ihn über alles liebt und Seinen Willen tut, ist ein wahrer und rechter Priester und dadurch auch ein rechter Lehrer, so er seinen Nebenmenschen (durch Wort und Beispiel) die Lehre gibt, die er von Mir empfangen hat« (GrEv VI 123,6).

Daß jede Gemeinschaft einen Vorsteher haben muß, ist selbstverständlich. Bei der Aussendung der Apostel gab Jesus ihnen den Rat: »Wo und wann ihr irgend eine Gemeinde bekehrt, sie geheilt und in Meinem Namen gefestigt habt, da stellt aus ihrer Mitte den kundigsten Mitbürger zu einem freundlichen Hüter über die Gemeinde und erteilet ihm (durch Handauflegung) die Gaben des Heiligen Geistes, auf daß er ein wahrer Wohltäter der ihm anvertrauten Gemeinde werde und sein kann. Aber bindet ihn nicht mit einem Mußgesetz, was auch er gegen die Glieder der Gemeinde zu beachten haben soll« (GrEv VIII 23,14).

Was wäre die Aufgabe eines Vorstehers oder Priesters sonst noch? Darüber informierte Jesus die Jünger mit den Worten: »So ihr in Meinem Namen die Menschen zu bilden anfangt, dann lehret sie, worin das Reich Gottes besteht und was ein Mensch zu tun hat, um des Rei-

ches Gottes schon diesseits und noch mehr jenseits teilhaftig zu werden. Habt ihr auf diese Weise die Herzen und Seelen der Menschen geläutert und gereinigt, dann möget ihr ihnen auch die Dinge in der Naturwelt erklären, um ihren Verstand auf die Ur-Wahrheit zurückzuführen und ihr Gemüt von allem Aberglauben zu reinigen. Es ist das um so notwendiger, weil ein Mensch, der die von Gott geschaffenen Werke irrwählig betrachtet, auch Gott niemals richtig erkennen kann, also auch nicht sich selbst und ebensowenig seinen Nächsten« (GrEv IX 132,5 ff). Die »Dinge in der Naturwelt« richtig zu erklären, vermag allerdings nur, wer aus der geistigen Naturlehre der Neuoffenbarung schöpft, denn die Weltgelehrten sind gerade auf diesem Gebiet noch weitgehend im Materialismus gefangen. Sie bleiben an der Außenseite der Dinge kleben und berücksichtigen nicht ihre geistigen Hintergründe.

Trotz der Mißstände innerhalb der Kirche, die heute von Priestern selbst am schärfsten angeprangert werden (wie z. B. in dem Buch von Rudolf Schermann, »Woran die Kirche krankt«), ist es bemerkenswert, was der Herr bei Jakob Lorber über das Verhältnis der institutionellen Kirche zur Geistkirche äußert.

Da sagt er einmal in dem Schriftchen »Der Weg zur Wiedergeburt«: »Wie ihr einen Leib habt, durch welchen die ersten Eindrücke zur Seele gelangen und dieselbe nähren, so muß es ja auch eine geistige Speisekammer (für die ersten Glaubenseindrücke) geben, welche die äußere Kirche ist! Wer nun den Mutterleib zu früh verläßt, saget, was kann aus einem solchen werden? Gehorsam und Demut sind die Nahrung zur Wiedergeburt des Geistes. So euch aber die römische (Kirche) solches lehrt, was treibt euch dann weg von eurer Glaubensmutter? – Was aber die Zeremonien in ihr betrifft, so ist für den Lebendigen alles lebendig, für den Reinen alles rein, dem Gehorsamen alles recht und dem Demütigen alles geheiligt. Darum folget eurer Kirche in ihrem (äußeren) Begehren, und lasset eure Herzen von Mir ziehen! Dann werdet ihr sehr bald zum Leben der Gnade und dadurch zur Wiedergeburt des Geistes gelangen und eure äußere Kirche beleben . . .

Denn wie ein Baum wächst, Äste und Zweige treibt, dann Knospen, Blätter, Blüten und in diesen weibliche und männliche Staubfäden, und wie solches mit der Zeit als nutzlos alles wegfällt, damit die Frucht frei und wirksam gedeihe in aller Kraft ihrer geordneten Wesenheit, ähnlich verhält es sich mit der zeremoniellen Kirche. Jene vegetativen Vorgänge beim Baume sind gleich der toten Zeremonie; aber müßt ihr nicht sagen, sie sind der Ordnung wegen doch notwendig? Denn wenn die Bäume blütenleer stehen, wird wenig Frucht zum Vorschein kommen!

Die jüdische Kirche war eine vorbildende, rein zeremonielle, als Blatt und Blüte zur lebendigen Frucht des Wortes der ewigen Liebe. Nun frage ich: War sie nicht recht, wenn sie war, wie sie (nach den geistigen Wachstumsgesetzen der Menschheit) hat sein müssen? Wenn euch Kinder gegeben werden, womit könnet oder wollet ihr sie Mich und Meinen Willen besser erkennen lehren als eben mit Hilfe der zeremoniellen Anschauung? – Ihr alle seid anfangs nichts als Juden und Kinder und bedürftet daher sehr wohl, solange ihr das seid, kirchlicher Zeremonie. Nur hat es selbstverständlich nicht bei derselben zu bleiben! Sondern wer die Elementarklasse durchgemacht hat, der trete in eine höhere Klasse und lerne da lesen und schreiben und endlich rechnen in (und mit) Meiner Liebe und handeln in der Gnade Meiner Weisheit. Und wessen Herz liebend rein geworden ist, der komme dann in Meine Schule (des lebendigen inneren Wortes), in welcher er erst voll zum ewigen Leben gelangen wird durch die Wiedergeburt. Wer aber, sein Inneres nicht beachtend, an der Zeremonie hängenbleibt, die an sich tot ist, der wird selbst tot werden, da er so dumm und finster war, in äußeren Mitteln den Zweck zu suchen.

Daher, so ihr wollt wahre Kinder Meiner Liebe und Gnade werden, so lasset euch nicht von der Blüte ärgern, sondern denket an die Frucht! Ist aber jemand zur Frucht gediehen, so fehlt er nicht, wenn er sich öfter umsieht und das Werden seines geistigen Lebens wohlachtend durchgeht. Dagegen ist Mir der nicht angenehm, der, seine Kinderschuhe verachtend, sich gleich einem Geier stolz erhebt und von schwindelnden Höhen mörderisch die bescheidenen Taubenhäuser anblickt und gierig auf deren Fall hinsieht, um dadurch etwas zu gewinnen.«

An einer anderen Stelle im großen Neuoffenbarungswerk führt der Herr aus: »Es ist wohl wahr, daß die Rinde an einem Baume tot ist und niemand aus ihr eine Lebensnahrung ziehen kann. Aber so man diese tote Rinde einem Baume nehmen würde, da würde der Baum großen Schaden leiden oder gar zugrunde gehen. Geradeso steht auch die äußere Kirche zur inneren, wie die äußere Rinde eines Baumes zum inneren, lebendigen Baume. Von der äußeren Kirche wird wohl nie das Gottesreich kommen, welches da ist das eigentliche innere, ewige Geistesleben. Aber die äußere Kirche ist nach Meiner Fürsorge und Sorge ein Schutz für die innere Kirche, die jedermann leicht finden kann, wenn er sie nur suchen und finden will. Und dabei ist es gleich, in welcher äußeren Kirche er sich befindet, – so sie nur irgend Meinen Namen und Mein Wort verkündet« (Hi II, S. 375,7 ff).

Auf die Frage, ob es denn nicht damit genug sei, unabhängig von der äußeren (zeremoniellen) Kirche den inneren Herzensverkehr mit Chri-

stus zu intensivieren, antwortete der Herr: »Wen der Gottesdienst (der Kirchen) ärgert, der bleibe draußen; denn bei den Ohren wird niemand hineingezogen. Und wäre auch letzteres der Fall, so wird es niemandem schaden, wenn er hineingeht. Denn besser ist es doch noch immer, sich in einem Bethause zu befinden und eine Andacht zu verrichten, als an den allgemeinen Fest- und Feiertagen sich auf eine Jagd zu begeben oder in ein Spielhaus zu gehen oder wucherische Geschäfte zu betreiben, und dergleichen. Neben den Zeremonien werden ja auch noch Predigten gehalten, vor welchen doch wenigstens einige Verse des Evangeliums vorgelesen werden. Will schon jemandem eine Predigt nicht munden, der bleibe bei den Versen aus dem Evangelium, und er wird da so viel herausnehmen können, daß er daran hinreichend haben wird, das ewige Leben zu erlangen, wenn er nur den wenigen Versen eine richtige Folge leistet. So sich aber jemand aus bloßem Haß gegen ein solches Götzentum davon (von der Kirche) losmacht, ergreift aber dafür nichts Besseres, sondern gewöhnlich nur Schlechteres, wird ihm das wohl nützen? Ich meine kaum.

Der Tempel zu Jerusalem war bei Meinen Lebzeiten auf Erden völlig ein Götzentempel. Von einem Hause Gottes war sicher keine Rede mehr. Aber Ich als der Jehova untersagte es niemandem, den Tempel zu besuchen und seine Gabe zu opfern. Und Ich Selbst ging zu öfteren Malen in denselben und lehrte darinnen und ließ auch der Ehebrecherin darinnen ihre Schuld nach. Auch Meine Schüler haben nie ein Verbot erhalten, den Tempel zu besuchen. Warum sollte sich denn nun hier jemand ärgern, in ein Bethaus zu gehen? Denn, geht er wahrhaft in Meinem Namen hinein, so bin Ich bei ihm und gehe mit ihm; und so wir darinnen sind, wird uns wohl niemand hinauswerfen! Und solange Ich es darinnen aushalten werde, wird es der wohl auch aushalten können, mit dem Ich darinnen bin! . . .

Wer recht leben will, der kann es in jeder Kirche; denn eine Hauptregel ist: »Prüfet alles und das Gute davon behaltet!« Ich sage zu niemandem: Werde ein Katholik oder werde ein Protestant oder ein Griechisch-Katholischer, sondern: Was einer ist, das bleibe er, wenn er will. Sei er aber, was er wolle, so sei er ein werktätiger Christ, und das im Geiste und in der Wahrheit! Denn Mein Reich ist ein Reich der höchsten Tatkraft! Ich bin nicht wie ein (griechischer) Patriarch und bin nicht wie ein Papst und nicht wie ein Generalsuperintendent, sondern Ich bin wie ein überaus guter und gerechtester Vater allen Meinen Kindern und habe nur Freude daran, wenn sie tätig sind und wetteifern in der Liebe – nicht aber daran, daß sie einander Narren schelten und ein jeder von ihnen der Weiseste und Unfehlbarste sein will« (EM 66,6 ff; 73,13 ff).

Eine direkte Aufforderung zum Austritt aus den alten Glaubensverbänden gibt der Herr bei Lorber nirgends. »Nicht Vernichtung, sondern Heilung« sollen wir der Kirche wünschen. Den Katholiken insbesondere – Lorber war selbst Katholik und spielte an Sonntagen in der Kirche die Orgel – legt er ans Herz: »Ist es wohl löblich, wenn Kinder ihre kranke Mutter verlassen und der Leidenden den Tod wünschen ihrer vielen Gebrechen halber? . . . Sehet, sie, die Römerin, ist dasjenige ehebrecherische Weib, welches da hätte gesteinigt werden sollen. Ich aber sage auch hier: »Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!« – Wieder ist sie das kananitische Weib und hat einen großen Glauben und viel Liebe. – Wieder ist sie das Weib, das da zwölf Jahre am Blutgange litt und Mir aus Meinem Kleide die Heilung stahl und genas, da sie viel Glauben und Liebe hatte. – Und wieder ist sie gleich der großen Hure und hernach Büßerin Magdalena, die da Meine Füße salbte. – Unter allen diesen Gestalten kann die römische Kirche auftreten.

Zu euch aber sage Ich, daß ihr in ihr geboren und getauft wurdet . . . Ich gebe euch den Balsam und heile in euch das Erbübel. So ihr nun lebet nach den gegebenen Regeln, so wird euch die Kirche achten. Und so sie an euch erfahren wird Wunderdinge, so wird sie selbst nach dem Balsam verlangen und wird im stillen viele ihrer Wunden heilen. So ihr aber wollet abtrünnig werden, so wird wenig Segen an eure Brüder gelangen!« (Hi I, S. 97,6.8.11).

5. Der Glaube an den Nachlaß der Sünden

a) Sünde, Rechtfertigung und Gnade

»Deine Sünden sind dir vergeben!« – Wie oft hat Jesus diese Worte gesprochen, zum Entsetzen der Pharisäer und Schriftgelehrten, die sie als Gotteslästerung betrachteten; denn nur Gott allein kann Sünden vergeben. Aber Jesus war Gott! Der Vater in ihm war sein ureigenstes Geistwesen; der Gottessohn in ihm, der göttliche Logos, war seine Geistseele; und nur der Menschensohn war jener Abkömmling Adams, der uns gleich die Erbsünde in sich trug und sie darum auch für uns abtragen konnte durch sein Opfer am Kreuz. Von ihm gilt, was Paulus in seiner Rechtfertigungslehre so ausführlich dargelegt hat, um es nicht nur den Juden, sondern auch den Heiden, ja der ganzen Menschheit ins

Bewußtsein zu hämmern: »Jetzt aber ist die Rechtfertigung durch Gott ohne Gesetz offenbar geworden, auf die schon das Gesetz und die Propheten hinwiesen; die Rechtfertigung durch Gott auf Grund des Glaubens an Jesus Christus für alle und über alle, die an ihn glauben. Es gibt da keinen Unterschied, denn alle haben gesündigt und sind der Herrlichkeit Gottes verlustig gegangen. Sie werden aber gerechtfertigt ohne Verdienst durch seine Gnade, auf Grund der Erlösung durch Jesus Christus. Ihn hat Gott durch den Glauben als blutiges Versöhnungsoffer hingestellt, um seine Gerechtigkeit zu erweisen« (Röm 3,21 ff).

Die Gerechtigkeit forderte das Opfer der Liebe, der personifizierten Liebe in Jesus Christus; ein leicht nachzuvollziehender Gedanke, zumal, wenn wir ihn auf unseren menschlichen Alltag, etwa in der Justizvollstreckung, anwenden; denn Buße muß sein für begangene Untaten! Bei Paulus lesen wir: »Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle gesündigt haben« (Röm 5,12). Wir könnten ergänzen im Sinne von Paulus: Durch das Opfer des einen Menschen wurde die Sünde prinzipiell ausgelöscht und der Gerechtigkeit Gottes Genüge getan, so daß auch der Tod seine Berechtigung verlor. »Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg?« könnten wir mit Paulus sagen, denn die Gnade ist bei allen denen, die an Christus glauben. Das Gesetz ist zwar nicht aufgehoben, aber es ist durch den einen Menschen, den Stammvater einer neuen Menschheit, erst existentiell erfüllt.

Dieser Gnadenstand des Christen wird von Paulus mit den Worten gekennzeichnet: »Da wir nun durch den Glauben gerechtfertigt sind, haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus. Durch ihn haben wir ja kraft des Glaubens Zutritt zu dem Gnadenstande erlangt, in dem wir leben, und rühmen uns der Hoffnung auf die Herrlichkeit (der Kinder) Gottes... Wie nämlich durch den Ungehorsam des einen Menschen alle zu Sündern geworden sind, so werden durch den Gehorsam des einen alle zu Gerechten gemacht« (Röm 5,1-3.19). Das Wort »Gerechter« (Zaddik) hat bei den Juden einen besonderen Klang. In ihm stellt sich der Mensch dar, der durch die Gnade Gottes die unmittelbare Religio, das heißt die Rückverbindung zum lebendigen Sein aus Gott erlangt hat; bei dem die Erlösung nicht nur theoretisch gedacht, sondern lebendig empfunden wird. Der Gerechte ist ein Schauender, ein Wissender, ein Mächtiger, da Gott durch ihn wirkt. So war es mit den ersten Christen, als sie die Gabe des Heiligen Geistes empfangen. Sie waren durchdrungen mit der Christuskraft und schöpften Leben aus Christi Leben. Es war eine »Gemeinschaft der Heiligen«. Im Gnadenstand sein – das hat Paulus immer wieder betont – bedeu-

tete, nicht mehr unter der »Herrschaft der Sünde« zu stehen: »Darum soll die Sünde nicht mehr in eurem sterblichen Leibe herrschen, daß ihr seinen Gelüsten nachgebt. Gebt eure Glieder nicht der Sünde hin zu Werkzeugen der Ungerechtigkeit, sondern gebt euch Gott hin als solche, die vom Tode zum Leben gekommen sind, und eure Glieder an Gott als Werkzeuge der Gerechtigkeit. Denn die Sünde darf keine Macht mehr über euch haben; ihr steht ja nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade« (Röm 6,12 ff).

Erst jetzt waren die Voraussetzungen erfüllt, um »vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist« (Mt 5,48). Es ist ein Wandel »dem Geiste nach«, weshalb Paulus auch sagen kann: »So findet sich nun in denen, die in Christus sind (und nicht nach dem Fleische wandeln), nichts Verdammenswürdiges mehr. Denn das Gesetz des Geistes, der lebendig macht, hat mich in Christus Jesus vom Gesetz der Sünde und des Todes befreit. Was nämlich das Gesetz nicht vermochte, weil es dem Fleische gegenüber machtlos war, das bewirkte Gott: Er hat seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches und um der Sünde willen gesandt und in seinem Fleische die Sünde verurteilt« (Röm 8,1 ff). – Was ist Sünde überhaupt? Paulus spricht da sehr häufig vom »Fleische« und meint damit die Gefallenheit des Menschen in die Materie und sein Ausgeliefertsein an das Gesetz der Materie. Es sind die ungezügelter Trieb in der menschlichen Natur, die immer eine Gefahr für ihn bedeuten, da sie ihn aus der Reinheit der geistigen Welt hinabziehen an den »Ort der Dämonen«, wie Sigmund Freud diesen Bereich des Unterbewußten nennt. Oft ist die sinnliche Welt mit all ihren Verlockungen stärker als der klar bewußte Wille des Menschen zum Guten hin. So war es auch bei Adam und Eva. Die »Schlange« als Symbol des Dämonisch-Luziferischen verführte das erste Menschenpaar durch eine List. An Eva konnte sie nur herankommen über deren Einbildungskraft. »Aus Adams träumender Seele geschaffen«, sagt Edith Mikeleitis, »war in Eva die Einbildungskraft eine hervorragende Gabe des Lebens. Solange sie sich im Geist der ewigen Liebe bewährte, bewährte sie sich als erkennende Phantasie und machte Adam das Leben zu einem Abenteuer göttlicher Erforschung. Als aber die Hölle, die Lüge, sich in Evas Phantasie Raum geschaffen hatte, spaltete sie ihr Bewußtsein, reizte ihre Begierde und stachelte die Eitelkeit auf. Das Übel dieser Welt, die Bewußtseinsspaltung, trat zum ersten Male in Erscheinung. Vorspiegelung, man könne sein »wie Gott«, das heißt, man habe genug eigene Macht, um auf ihn verzichten zu können, verwirrte die Sinne. Eva pflückte den Apfel« (in dem Lorber-Brevier »Der Plan Gottes«).

Es war ein hypnotisierender Akt, in dem die Schlange (Luzifer-

Satana) sich der Eva bemächtigte, ja beinahe eins mit ihr wurde; denn sie stach der Eva »zwei Giftpfeile in die Brust« (Zwietracht, Spaltung, Dualismus), wie es bei Lorber heißt, und so erblickte sie sich selbst in der Schlange, ihre Gottesgestalt vergessend. Auch Adam wurde von der Schlange überlistet. »Es gefiel ihm die neue Eva sehr gut«, lesen wir in dem Lorberwerk »Haushaltung Gottes«. Er entbrannte zu ihr in »wollüstiger Begierde. ... Doch im Genuß erkannte er sich als den Ersten, der verlorenging durch die große Eitelkeit seiner blinden Selbstsucht im Reiche des Lichtes der ewigen Liebe«.

Wir wollen festhalten, daß es eine selbstsüchtige Liebe war, von welcher Adam überwältigt wurde. Scham und Reue ergriff die beiden, und die Erkenntnis, daß sie »nackt« waren, das heißt ohne die schützende Aura ihres einstigen Gottesbildes, brachte sie zur Besinnung. Gott verlieh ihnen um ihrer Reuetränen willen. Immer ist es die Grundbedingung für jeden göttlichen Akt der Sündenvergebung, daß der Mensch von seiner verkehrten selbstischen Liebe abläßt und zurückfindet zur wahren selbstlosen Liebe, die er allerdings nur aus Gott empfangen kann. Darum ist auch die Hinwendung zu Gott, die Gottesliebe, so überaus wichtig. Noch war dem Stammelternpaar nicht alle Macht über die Natur genommen. Als aber bei Adam die Gottesliebe, die »Liebe zu Jehova« (Lorber), durch eine zunehmende Weltfreude nach und nach verblaßte, kam es zu einem zweiten Sündenfall durch abermalige Unzucht. Erst jetzt wurden sie durch die Schwerter der Cherubime aus dem Paradiese vertrieben.

Da in ihrem Inneren die Verbindung zur geistigen Welt weitgehend abgerissen war, verstanden sie nun nicht mehr die Sprache der Kreaturen, der Pflanzen und der Tiere. Sie verloren die Herzens- und Wesenschau (Zentralschau), und der Herr kündigte dem Adam an: »Da du gesündigt hast in deinem Fleische, soll dein Leib der Erde wiedergegeben werden, von der er genommen ward, auf daß der Schlange von dir ihr Teil werde! ... Wie aber du das Zeitliche verlassen wirst, also werden es alle verlassen müssen, die in ihrem Leibe gesündigt haben. Denn wie durch dich gekommen ist die Sünde in die Welt der Kinder aus dir, so soll auch kommen der Tod des Fleisches!« (HG III 115,11-12; 16-17). Der Fluch (oder die »Verdammnis«, wie Paulus sich ausdrückt) lastete auf allen Nachkommen Adams, bis auf wenige Ausnahmen wie Abel, Seth, Henoch und Elias. »Schmerzhafte Geburten und schweres, qualvolles Sterben« waren die Folge. Doch die Sünde fing zu wuchern an bis hin zu den scheußlichsten Perversionen, wie das Beispiel vom alten Hanoach und Sodom und Gomorrha zeigt.

Selbst Paulus entwirft noch folgendes Bild von der Sündhaftigkeit der Heiden zu seiner Zeit: »Obwohl sie nämlich Gott erkannten, haben

sie ihn nicht als Gott geehrt und gepriesen. Vielmehr verfielen sie in ihren Gedanken auf Nichtigkeiten, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich. Sie wollten weise sein und sind Toren geworden. Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Abbildern von vergänglichen Menschen, von Vögeln und von vierfüßigen und von kriechenden Tieren. Darum gab Gott sie durch die Gelüste ihres Herzens der Unlauterkeit preis, so daß sie sich gegenseitig schändeten, sie, die den wahren Gott mit falschen Götzen vertauschten und Geschöpfe verehrten und anbeteten statt des Schöpfers, der da hochgelobt ist in Ewigkeit. Amen« (Röm 1,21 ff).

Auch den Juden hielt Paulus einen Spiegel vor. Sie sollten sich in ihrer selbstbetrügerischen Gesetzesgerechtigkeit erkennen und wissen: »Nicht der ist ein Jude (d. h. dem Auserwählten Volke zugehörig), der es nur äußerlich ist, und nicht das ist die Beschneidung, die nur äußerlich, am Fleische, vorgenommen wird; nein, ein Jude ist der, der es im Inneren ist, und Beschneidung ist Beschneidung des Herzens, dem Geiste, nicht dem Buchstaben nach. Dafür gibt es freilich keine Anerkennung von seiten der Menschen, wohl aber von seiten Gottes« (Röm 2,28 f). Für Paulus ist das Gesetz nur »der Weg zur Erkenntnis der Sünde«, denn niemand wird durch Gesetzeswerke allein gerechtfertigt. Und er verkündet Jesus Christus als das Heil der Welt. Durch ihn allein haben wir ein Anrecht auf die Seligkeit, weshalb der Apostel sagen kann: »Wir sind also, meine Brüder, dem Fleische nicht schuldig, nach dem Fleische zu leben. Wenn ihr nämlich nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist die Triebe des Fleisches ertötet, werdet ihr leben. Denn alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Ihr habt ja nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, daß ihr euch von neuem fürchten müßtet, sondern den Geist der Kindschaft, der uns rufen läßt: »Abba, Vater!« Und der Geist bringt es unserem Geiste auch zum Bewußtsein, daß wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben: Erben Gottes und Miterben Christi. Nur müssen wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden. Ich halte dafür: Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Denn die Schöpfung harret mit Sehnsucht der Offenbarung der Kinder Gottes« (Röm 8,12 ff).

In dieser Theologie, die ein kosmisches Weltbild verkündet, ist alles das enthalten, was über Sünde und Wiederaussöhnung mit Gott gesagt werden muß. Die ganze Kreatur nimmt an der Erlösung teil, ja, »die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Wehen bis auf diesen Tag ... Die Schöpfung wurde ja der Vergänglichkeit unterworfen, nicht nach eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen und die Hoffnung

Satana) sich der Eva bemächtigte, ja beinahe eins mit ihr wurde; denn sie stach der Eva »zwei Giftpfeile in die Brust« (Zwietracht, Spaltung, Dualismus), wie es bei Lorber heißt, und so erblickte sie sich selbst in der Schlange, ihre Gottesgestalt vergessend. Auch Adam wurde von der Schlange überlistet. »Es gefiel ihm die neue Eva sehr gut«, lesen wir in dem Lorberwerk »Haushaltung Gottes«. Er entbrannte zu ihr in »wollüstiger Begierde. . . . Doch im Genuß erkannte er sich als den Ersten, der verlorenging durch die große Eitelkeit seiner blinden Selbstsucht im Reiche des Lichtes der ewigen Liebe«.

Wir wollen festhalten, daß es eine selbstsüchtige Liebe war, von welcher Adam überwältigt wurde. Scham und Reue ergriff die beiden, und die Erkenntnis, daß sie »nackt« waren, das heißt ohne die schützende Aura ihres einstigen Gottesbildes, brachte sie zur Besinnung. Gott verzeh ihnen um ihrer Reuetränen willen. Immer ist es die Grundbedingung für jeden göttlichen Akt der Sündenvergebung, daß der Mensch von seiner verkehrten selbstischen Liebe abläßt und zurückfindet zur wahren selbstlosen Liebe, die er allerdings nur aus Gott empfangen kann. Darum ist auch die Hinwendung zu Gott, die Gottesliebe, so überaus wichtig. Noch war dem Stammelternpaar nicht alle Macht über die Natur genommen. Als aber bei Adam die Gottesliebe, die »Liebe zu Jehova« (Lorber), durch eine zunehmende Weltfreude nach und nach verblaßte, kam es zu einem zweiten Sündenfall durch abermalige Unzucht. Erst jetzt wurden sie durch die Schwerter der Cherubime aus dem Paradiese vertrieben.

Da in ihrem Inneren die Verbindung zur geistigen Welt weitgehend abgerissen war, verstanden sie nun nicht mehr die Sprache der Kreaturen, der Pflanzen und der Tiere. Sie verloren die Herzens- und Wesenschau (Zentralschau), und der Herr kündigte dem Adam an: »Da du gesündigt hast in deinem Fleische, soll dein Leib der Erde wiedergegeben werden, von der er genommen ward, auf daß der Schlange von dir ihr Teil werde! . . . Wie aber du das Zeitliche verlassen wirst, also werden es alle verlassen müssen, die in ihrem Leibe gesündigt haben. Denn wie durch dich gekommen ist die Sünde in die Welt der Kinder aus dir, so soll auch kommen der Tod des Fleisches!« (HG III 115,11-12; 16-17). Der Fluch (oder die »Verdammnis«, wie Paulus sich ausdrückt) lastete auf allen Nachkommen Adams, bis auf wenige Ausnahmen wie Abel, Seth, Henoah und Elias. »Schmerzhaftes Geburten und schweres, qualvolles Sterben« waren die Folge. Doch die Sünde fing zu wuchern an bis hin zu den scheußlichsten Perversionen, wie das Beispiel vom alten Henoah und Sodom und Gomorrha zeigt.

Selbst Paulus entwirft noch folgendes Bild von der Sündhaftigkeit der Heiden zu seiner Zeit: »Obwohl sie nämlich Gott erkannten, haben

sie ihn nicht als Gott geehrt und gepriesen. Vielmehr verfielen sie in ihren Gedanken auf Nichtigkeiten, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich. Sie wollten weise sein und sind Toren geworden. Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Abbildern von vergänglichen Menschen, von Vögeln und von vierfüßigen und von kriechenden Tieren. Darum gab Gott sie durch die Gelüste ihres Herzens der Unlauterkeit preis, so daß sie sich gegenseitig schändeten, sie, die den wahren Gott mit falschen Götzen vertauschten und Geschöpfe verehrten und anbeteten statt des Schöpfers, der da hochgelobt ist in Ewigkeit. Amen« (Röm 1,21 ff).

Auch den Juden hielt Paulus einen Spiegel vor. Sie sollten sich in ihrer selbstbetrügerischen Gesetzesgerechtigkeit erkennen und wissen: »Nicht der ist ein Jude (d. h. dem Auserwählten Volke zugehörig), der es nur äußerlich ist, und nicht das ist die Beschneidung, die nur äußerlich, am Fleische, vorgenommen wird; nein, ein Jude ist der, der es im Inneren ist, und Beschneidung ist Beschneidung des Herzens, dem Geiste, nicht dem Buchstaben nach. Dafür gibt es freilich keine Anerkennung von seiten der Menschen, wohl aber von seiten Gottes« (Röm 2,28 f). Für Paulus ist das Gesetz nur »der Weg zur Erkenntnis der Sünde«, denn niemand wird durch Gesetzeswerke allein gerechtfertigt. Und er verkündet Jesus Christus als das Heil der Welt. Durch ihn allein haben wir ein Anrecht auf die Seligkeit, weshalb der Apostel sagen kann: »Wir sind also, meine Brüder, dem Fleische nicht schuldig, nach dem Fleische zu leben. Wenn ihr nämlich nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist die Triebe des Fleisches ertötet, werdet ihr leben. Denn alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Ihr habt ja nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, daß ihr euch von neuem fürchten müßtet, sondern den Geist der Kindschaft, der uns rufen läßt: »Abba, Vater!« Und der Geist bringt es unserem Geiste auch zum Bewußtsein, daß wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben: Erben Gottes und Miterben Christi. Nur müssen wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden. Ich halte dafür: Die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Denn die Schöpfung harret mit Sehnsucht der Offenbarung der Kinder Gottes« (Röm 8,12 ff).

In dieser Theologie, die ein kosmisches Weltbild verkündet, ist alles das enthalten, was über Sünde und Wiederaussöhnung mit Gott gesagt werden muß. Die ganze Kreatur nimmt an der Erlösung teil, ja, »die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Wehen bis auf diesen Tag . . . Die Schöpfung wurde ja der Vergänglichkeit unterworfen, nicht nach eigenem Willen, sondern durch den, der sie unterworfen und die Hoffnung

in sie gelegt hat, von der Knechtschaft der Verderbnis erlöst zu werden und zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu gelangen« (Röm 8,20 ff). Es ist das Lorbersche Weltbild der Neuoffenbarung, das da zu uns spricht. Obenan steht der Begriff Gnade. Durch die Gnade wird der Mystiker eins mit Jesus Christus, in lebendigem Erleben erfüllt vom Heiligen Geiste. Das Himmelreich ist in ihm.

Wir wissen es von Jesus selbst: Alle Sünden können vergeben werden außer der einen gegen den Heiligen Geist; denn diese bedeutet den inneren Widerstand gegen das Wirken der Gnade. – Wie vielen Menschen begegnete Jesus in seinem Erdenwandel, die nicht nur von Krankheiten geplagt wurden und Nöten aller Art als Folge der Sünde; ein großer Teil von ihnen war durch Schuldgefühle niedergedrückt! Darunter waren selbst Tempelpriester, die in Jesus die alles vergebende Macht erkannten. Als Seelenheiland sagte er ihnen: »Die Sünde ist des Menschen eigenstes Werk, weil sie hervorgeht aus seinem Fleische und aus dem Willen seiner Seele (dem »Eigenwillen«)« (GrEv VI 10,13).

Dem um seiner Sünden willen sehr zerknirschten Fischer Jonatha konnte Jesus den Trost spenden: »Eines jeden Menschen Fleisch ist eine Sünde in sich, darum muß es auch sterben. Sogar das Fleisch Meines Leibes ist unter der Sünde Sold und wird darum auch gleich dem deini- gen sterben müssen. Aber diese Sünde ist ja keine freiwillige, sondern nur eine gerichtete und steht für deinen freien Geist in keiner Rechnung. Darum wird dein Wert nicht nach deinem Fleische, sondern nur nach deiner freien Liebe bestimmt« (JJ 219,13 ff). Mit dem Wort »Liebe« wird bereits die Grundursache genannt, die aller Vergebung zugrunde liegt; denn die echte, selbstlose Liebe zu Gott und den Menschen ist eine alles erlösende Macht. Schon das Jesuskind hatte dem Jonatha erklärt: »Der ist ein Sünder, der keine Liebe hat! – Du aber hast Liebe, und so bist du kein Sünder vor Mir. Denn Ich habe deine Sünden dir vergeben, weil Ich mehr als Moses bin, ein Herr von Ewigkeit!« (JJ 172,21 f).

Wir werden unwillkürlich an die bußfertige Maria Magdalena erinnert, von welcher der Herr zu seinen Jüngern sagte: »Diese Maid hat viel gesündigt; aber sie liebt Mich mehr denn ihr alle, darum wird ihr auch vieles vergeben!« Verständlich, daß Maria selbst, von ihrem Schuldbewußtsein allzusehr gepeinigt, zunächst nicht an eine Vergebung ihrer Sünden glauben konnte. Von Hause aus reich begütert – und Reichtum ist immer eine Gefahr – und außerdem als eine »irdische Schönheit« (Lorber) von den Männern viel umworben, war sie zu einem unkeuschen Lebenswandel verführt worden. Nun fragte sie den Herrn voller Bedenken, ob auch sie noch selig werden und »das ewige Leben ernten« könne. Der Herr antwortete ihr: »Bleibe nur in der rei-

nen Liebe und sündige nicht mehr! Das sei deine Sorge. Um alles andere werde schon Ich für dich Sorge tragen. Ich habe dich befreit von den unreinen Geistern und zu dir gesagt: Deine Sünden sind dir vergeben, weil du den Armen viel Liebe erwiesen hast und nun auch Mich liebst über alles. Zu wem Ich aber sage: »Deine Sünden sind dir vergeben!«, dem sind sie auch wahrhaft vergeben« (GrEv VIII 52,2).

Allen Menschen, die wegen ihrer Schuldenlast sich ständig selbst anklagen und nicht mehr an eine Vergebung glauben können, ruft Jesus zu wie dem Fischer Jonatha: »Liebe den Herrn aus allen deinen Kräften und gedenke nicht beständig deiner Sünden, so wirst du dem Herrn angenehmer sein als durch deine beständigen Ausrufe!« (JJ 172,13). Sehr oft hat der Herr, auf die Wechselbeziehung zwischen Seele und Leib eingehend, nicht nur die Sünden vergeben, sondern zugleich auch den Körper gesund gemacht. Es war ein einziger Vorgang. Immer aber gab er den Geheilten die Mahnung auf den Weg: »Behaltet Mich fortan in euren Herzen durch die Liebe zu Gott und zu euren Nächsten lebendig, dann wird auch Meine Gnade bei euch verbleiben! Solltet ihr aber in der Liebe schwach oder gar lau und kalt werden, so wird auch Meine Liebe und die aus ihr hervorgehende Gnade schwach, lau und kalt. – Hütet euch vor Fraß und Völlerei; denn dadurch wird die Liebe zu Gott vermindert und die Welt- und Selbstliebe genährt und gestärkt und mit ihr das Gericht der Materie und des Todes. Also hütet euch auch vor der Unkeuschheit; denn Unkeusche, Hurer und Ehebrecher werden in Mein Lebensreich nicht eingehen! – Die ihr nun von euren Leibesübeln geheilt wurdet, zu euch sage Ich, daß ihr euch hinfort zu keiner Sünde mehr verleiten lasset, denn dann würdet ihr in noch größere Übel verfallen! Hütet euch aber auch vor dem Müßiggang; denn der ist die Wurzel von allen Lastern und Übeln der Menschen!« (GrEv VIII 215,5 ff).

Bei Paulus lesen wir: »Erschreckend ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!« (Hebr 10,31) Aber auch das Alte Testament spricht an vielen Stellen von der Barmherzigkeit Gottes und von Sündenvergebung. »Bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte!« heißt es zum Beispiel im Psalm 130,4. Ein anderer Geist weht uns an im Neuen Testament. Da ist nicht mehr so sehr von Gottesfurcht die Rede, sondern mehr von Gottesliebe, von der Liebe zum Vater. – Ein ganz entscheidender Durchbruch geschah bei den ersten Christen durch die Taufe. Es war noch ein pneumatischer Vorgang, da die Wassertaufe gewöhnlich verbunden war mit der Feuertaufe. An vielen Stellen des Evangeliums ist sie zugleich mit Sündenvergebung gekoppelt. In Markus 1,4 steht der Satz: »Johannes . . . predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden.« Und in Apostelgeschichte 2,38 ruft Petrus aus: »Lasse sich ein jeglicher taufen . . . zur Vergebung eurer Sünden!«

Daß es auf der Erde so viel Elend gibt, führt Jesus im Gespräch mit seinen Jüngern auf folgende Ursachen zurück: »Ehrsucht und Hochmut erzeugen Mißmut, Verachtung, Groll, Zorn und am Ende Rache, Krieg und sein böses Gefolge. Der Hochmütige und Ehrgeier ist stets voll Selbstsucht und Habgier; und weil er alles nur für sich zur Erhöhung seiner Weltehre gewinnen will, so ist davon die traurige Folge, daß Hunderte und Tausende um ihn in Armut und Not leben. – Die übergroße Zahl der Armen und Gedrückten wird sich aber endlich erheben und ihren hochmütigen Bedrückern den Garaus machen« (GrEv VIII 51,2 f). Es ist genau die Erfahrung unserer Generation, die mit den Schlagwörtern Kapitalismus, Imperialismus und Sozialismus aufgewachsen ist und auch den Widerstand der breiten Massen gegen ihre Ausbeuter erlebt hat. Und immer noch ist kein Ende der oft so blutigen Auseinandersetzungen in aller Welt.

Vom Herrn erfahren wir auch, daß selbst Naturkatastrophen, die doch scheinbar mit den Verfehlungen der Menschen nicht unmittelbar zu tun haben, auf »gotteswidrige Handlungen« zurückgehen können. So heißt es im Großen Evangelium Johannes: »Alle Naturkatastrophen sind Folgen von unordentlichen (gottesordnungswidrigen) Handlungen der Menschen. Die Erdenmenschheit brauchte nur fünfzig Jahre in der gegebenen Gottesordnung zu leben, so hätte sie keinerlei Unbill zu erleiden. Die Jahre würden wie die Perlen auf einer Schnur verlaufen, eines so gesegnet wie das andere« (GrEv IV 144,2 f). Heute haben wir freilich wegen der offenkundigen Schäden, die der rücksichtslose Eingriff des Menschen in den Haushalt der Natur schon angerichtet hat, ein besseres Umweltbewußtsein als die Generationen vor uns. Wir reden zwar viel von Umweltschutz und können uns dennoch nicht erwehren, wenn geschäftige menschliche Roboter das Antlitz der Erde schänden. Zu seinen Jüngern sagte Jesus: »Die üblen Folgen einer ordnungswidrigen Bergentwaldung werden die Menschen gar bald bitter verspüren, da die ihrer Wohn- und Tätigkeitsstätten beraubten Naturgeister durch ihre Unruhe, ihren Hunger und Durst verheerende Stürme, Trockenheit und andere Naturkatastrophen verursachen« (GrEv V 109,1). Versteppung und Bodenabtragung durch Erosion sind die gewöhnliche Folge. In Palästina wie in anderen mittelmeeischen Ländern stellte sich Verkarstung ein. Wir wissen, daß es dort einmal viel mehr Waldgebiete und fruchtbaren Boden gab; so auch noch zu Jesu Zeit.

Als spräche er zu den Menschen unseres Jahrhunderts, führt Jesus als Hauptursache so vieler Übel die Glaubenslosigkeit an, speziell das Nichtmehr-glaubenkönnen an Gott und damit an die sittlichen Werte, die in einer Welt des Atheismus von selbst sich relativieren. Den Jün-

gern bringt Jesus zum Bewußtsein: Leichtfertige Zweifel an der Wahrheit göttlicher Offenbarungen entfesseln alle argen, höllischen Leidenschaften im Menschen, und »Viele Menschen, die keinen Glauben haben, helfen sich selbst und machen sich auf Kosten der andern ihre Lebensbürde so leicht wie möglich« (GrEv VI 11,2; V 169,9). Wie kommt es aber, daß ein beträchtlicher Teil der heute lebenden Generation die größte Mühe hat, an Offenbarung zu glauben, als sei ihnen das Organ dafür verlorengegangen? Einmal mußte sich Jesus mit hartherzigen Schriftgelehrten auseinandersetzen; sie beklagten sich darüber, von Gott keine Glaubenshilfe zu erhalten. Da sagte er ihnen: »Ihr habt euch schon lange kein Gewissen mehr daraus gemacht, die Menschen zu eurem Weltvorteil zu belügen und zu betrügen. Ihr hattet deshalb in euren Herzen keinen Glauben und somit auch keine Lebenswahrheit mehr, und darin liegt der Grund, weswegen ihr Mich nicht erkennen mochtet und an Mich auch keinen Glauben fassen konntet. Denn wo keine Wahrheit und kein Leben ist, da kann sich auch keine noch so helle Wahrheit mit ihrem Leben eine Aufnahme und bleibende Wohnstätte verschaffen« (GrEv IX 77,5 f).

Am häufigsten mußte Jesus vor der Unzucht warnen. So lehrte er seine Jünger: »Die Sünde der Unzucht ist eine Hauptquelle, aus welcher die ärgsten Krankheiten in die Welt kommen. – Häufige Krankheitsursachen sind auch Völlerei, Zorn und Ärger« (GrEv VI 56,2 f). Der Unzüchtige tötet in sich den Geist und ist lange Zeit nicht mehr zugänglich für etwas Höheres. Darum sagt Jesus: »Wo unter den Menschen die Unzucht als eine wahre Seelenpest eingerissen ist, da kann das Evangelium nicht gepredigt werden, da solche Menschen keine aufnahmefähige Außenlebenssphäre (Aura) mehr besitzen« (GrEv IV 231,1 f). Man möchte diese Wahrheit in unsere Zeit hineinschreien! Selbst über Moses sagte der Herr: »Satan hätte keine Gewalt über des Moses Leib gehabt, wenn Moses in seiner früheren Zeit in seinem Fleische nie eine Sünde begangen hätte. Da er aber auch gesündigt hatte dem Fleische nach, obgleich seine Seele und sein Geist aus den Himmeln stammten, so wollte Satan von dem Seinen an Moses auch Besitz ergreifen« (GrEv X 178,15).

Auch über Salomon erging das Urteil: »Salomo war, solange er (in der Ordnung Gottes) liebte, auch weise dem wahren Sinne des Wortes und der Bedeutung nach; als er aber dann seine rechte Liebe in das Fleisch der Weiber versenkte, ward er bald dumm und schwach in Wort und Tat« (HH II 245,1). Überaus eindrucksvoll ist die Mahnung eines reumütigen Sünders im Jenseits, der den Diesseitigen zuruft: »O Menschen, die ihr meines Gelichters seid, lasset ab von eurer großen, bösen Fleischaufgabe! Ihr werdet bald, mir gleich, vor euren Richtern stehen! Diese

werden euch euer Herz öffnen, und dieses wird euch verdammen! Kein Gott, sondern euer eigenes Herz wird euch richten und verdammen, und das mit Recht! Denn ihr selbst habt euch dafür zubereitet!« (HH I 98,12). In einem anderen Jenseitswerk von J. Lorber sagt Jesus zu dem einstigen Bischof Martin in der geistigen Welt: »Solange du der fleischlichen Weibersucht nicht entsagen wirst, so lange auch wird dir die nähere Anschauung all Meiner Schöpfungswunder verborgen bleiben müssen, weil du sonst Meiner leicht vergäbest. Meiner vergessen aber heißt soviel als: das Leben und dessen himmlische Freiheit verlieren und dafür das Gericht, den Tod und die Hölle anziehen, vor der ein Geist so lange nicht sicher ist, solange er nicht völlig aus Meinem Geiste wiedergeboren ist« (BM 51,9 f).

Was ist Sünde in ihrem Wesen? Darauf gibt Jesus die Antwort: »Sünde ist, die Wege der göttlichen Ordnung – soweit sie geoffenbart sind – erkennen und dann dem guten Urteil in sich freiwillig zuwiderhandeln« (HG II 151,20). Wir könnten nicht sündigen ohne unseren freien Willen. Hätten wir ihn aber nicht, dann wären wir nur wie mechanische Puppen am Drahtgestelle Gottes; vor allem aber wären wir zu keiner Liebesregung fähig. Darum sagte Jesus einmal zu dem Oberstatthalter Cyrenius: »Du mußt die Fähigkeit des Menschen, zu sündigen, nicht zu niedrig und nicht als lediglich verbrecherisch anschlagen; denn ohne die Fähigkeit, den gegebenen Ordnungsgesetzen zuwiderzuhandeln, wäre der Mensch kein wahrer Mensch, sondern ein (willensgebundenes) Tier« (GrEv II 28,13 f).

Eine weitere Definition von Sünde lautet im Neuoffenbarungswerk: »Sünde ist, was ein Mensch tut wider die Stimme seines Gewissens; denn des Gewissens Stimme ist Gottes Stimme im Menschen!« (BM 115,5).

Am gültigsten aber erscheint die Formulierung: »Der ist ein Sünder, der keine Liebe hat!« (JJ 172,21). Dieser Grundgedanke durchzieht das ganze Evangelium.

*b) Nur Gott allein kann Sünden vergeben
(Ein Exkurs in die Geschichte der Beichte)*

In einem verlorengegangenen, sehr kurz gehaltenen »Evangelium über die Himmelfahrt des Herrn« sagt der Auferstandene zu seinen Jüngern: »Wenn ihr aber den Geist aus Mir werdet überkommen haben, dann ziehet aus nach allen Landen der Erde und lehret alle Völker, was Ich euch gelehrt habe und was ihr gesehen habt, und taufet sie dann im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes in euch. Und

welche da eure Lehre annehmen werden und werden von euch getauft werden, wie Ich getauft ward im Flusse Jordan von Johannes, über die wird auch sogleich der Heilige Geist aus Mir kommen und wird in ihren Herzen zeugen von Mir vor euren Augen.« – Nach diesen Worten hauchte der Herr alle Seine Apostel an und sagte danach zu ihnen: »Dies ist Mein Geist! Wie Ich einst dem Adam eine lebendige Seele in seine Nüstern hauchte, also hauche Ich in euch nun Meinen lebendigen Geist zum voraus, auf daß ihr auch nicht einen Augenblick als Waisen dastehen sollet. Nehmet also hin diesen Meinen Geist, auf daß ihr wissen möget, wer da ein Sünder ist! Dem Reuigen wird dieser Mein Geist die Sünden erlassen in Meinem Namen; dem Verstockten aber wird Mein Geist in euch die Sünde vorenthalten. Desgleichen tuet auch ihr in Meinem Namen!

Löset also und bindet auf Erden – und es wird desgleichen auch im Himmel gelöset oder gebunden sein! Richtet aber niemanden und verdammet keine Seele, wollet ihr der Rache der Welt nicht zu früh in den Rachen fallen!« (Hi II, S. 210, 16 ff). –

In diesem Text, der dem »Schreibknecht Gottes« Jakob Lorber von oben her aufs neue in die Feder diktiert wurde, kommt es wirklich auf jedes Wörtchen an; nur dann können wir den Vorgang der Sündenvergebung durch die Apostel richtig verstehen. Da ist zum Beispiel der Ausdruck »... des Heiligen Geistes in euch« von besonderem Gewicht. Kein Mensch und auch kein Priester, der nicht wirklich vom Heiligen Geist inspiriert ist, kann die Worte sprechen: »Deine Sünden sind dir vergeben!« Auch der Kirchenlehrer Tertullian vertrat den Standpunkt, daß selbst Petrus nur »personaliter« (also unübertragbar!) dieses Privileg besaß durch den Heiligen Geist »in ihm«. Die katholische Kirche beruft sich in ihrem Anspruch auf das Recht der Sündenvergebung (Absolution) in der Hauptsache auf das biblische Evangelium Johannis. Dort stehen die mit dem vorher zitierten Evangelium sehr gleichlautenden Sätze: »Nach diesen Worten hauchte er sie an und sprach: »Empfanget den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; welchen ihr die Sünden behaltet, denen sind sie behalten!« (Joh 20,22 f). – Welche Deutung aber gibt die Kirche diesem Text? In einer endgültigen Formulierung des sogenannten Tridentinums (Konzil von Trient 1545–1563) legte sie fest: »Wenn jemand sagt, die sakramentale Lossprechung des Priesters sei keine richterliche Handlung, sondern nur eine Dienstleistung zur Verkündigung und Erklärung, daß dem Büßer die Sünden vergeben seien, der sei ausgeschlossen« (Sess. 14, canon 9).

Die Ohrenbeichte wird außerdem als göttliche Stiftung mit den Worten verteidigt: »Wenn jemand sagt, die Weise, einem Priester allein im

geheimen zu beichten, welche die katholische Kirche von Anfang an stets beachtet hat und noch beachtet, sei entgegen der Einsetzung und dem Gebote Christi und eine menschliche Erfindung, der sei aus der Kirche ausgeschlossen« (Tridentinum, Sess. 14, canon 6). In letzter Konsequenz bedeutet dies alles nach den Worten des katholischen Pfarrers Otto Feuerstein: »Hat jemand die Lossprechung des Priesters, dann kann er getrost von hinnen scheiden, der Himmel steht ihm offen; ist ihm die Lossprechung verweigert worden, dann ist die ewige Verdammnis ihm sicher.« (Aus »Wie erlangst du Vergebung deiner Sünden?« in der Zeitschrift »Das Wort«, 1/1960)

Derselbe hervorragende Seelsorger schreibt einmal die Sätze: »Wohl das Schwerste, was auf der Seele eines Menschen lasten kann, ist und bleibt die unvergebene Sündenschuld. Kein Unglück, und sei es noch so groß, vermag die Seele so bis auf den Grund zu zerstören wie das Bewußtsein schwerer Sünde. Die Sündenschuld trägt die Ruhelosigkeit ins Innerste des Menschenherzens. ›Herr, deine Pfeile stecken in mir. Es ist nichts Gesundes an meinem Fleische vor dem Angesichte deines Zornes; kein Friede ist in meinen Gebeinen vor dem Angesichte meiner Sünden?« (Ps 38,3 f). In dieser Seelenstimmung Davids waren schon Unzählige. Aus allen Tiefen des Menschenwesens bricht alle Augenblicke die Bestätigung des Wortes hervor: ›Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld« (Fr. Schiller). Auch der leichtsinnigste und ungläubigste Mensch kann auf die Dauer nicht gegen den scharfen Stachel des bösen Gewissens löcken.

Was tun, um frei zu werden von diesem Druck, um den Frieden des Herzens und die Ruhe der Seele zu bekommen? Die katholische Kirche antwortet darauf: Drückt dich die Schuld großer Sünden, so gibt es nur ein Mittel, um wieder davon loszukommen, die Ohrenbeichte. Geh hin zum Priester oder laß ihn kommen ans Kranken- und Sterbebett und beichte ihm aufrichtig deine Sünden! Er wird dann als der von Gott bestellte Richter ein Urteil darüber fällen, ob dir dieselben nachgelassen oder behalten sein sollen. Wenn er sie dir nachläßt, dann darfst du ruhig sein, daß sie dir auch von Gott nachgelassen sind; wenn er sie dir nicht nachläßt, dann sind dir deine Sünden auch von Gott behalten. Denn der Priester urteilt an Gottes Statt; die Lossprechung beziehungsweise Nichtlossprechung durch ihn ist eine richterliche Handlung.«

Im Hinblick auf diese Beichtpraxis müssen wir uns fragen: Hat Gott etwa die nur ihm allein zustehende Entscheidung über das ewige Los des Sünders ganz aus der Hand gegeben und sie dem sehr begrenzten Urteilsvermögen des Priesters überlassen in dem neu eingesetzten Sakrament (dem sog. Bußsakrament)? Vergleichen wir die kirchlich dogmatische Auslegung mit dem eingangs zitierten Text bei Jakob Lorber,

dann fällt es uns wie Schuppen von den Augen: Auch Johannes (20,22 f) kann nicht anders verstanden werden als mit dem Nachsatz: »Nehmet also hin diesen Meinen Geist, damit ihr im voraus wissen möget, wer da ein Sünder ist!« und »Richtet aber niemanden und verdammet keine Seele!« Diese Sätze bedeuten: zum »Vorauswissen«, ob Gott jemandem die Sünden vergeben will oder nicht, bedarf es sowohl der Herzensschau (Kardiognosie), wie beim Pfarrer von Ars und anderen Heiligen, als auch der inneren Korrespondenz mit Christus, das heißt der direkten Einsprache oder Eingebung in das Herz des Jüngers, Priesters oder Laien, der das Wort von der Vergebung förmlich ausspricht. Jedoch niemals kann sich ein Mensch von sich aus unterfangen, das »Ego te absolvo« an Gottes Stelle über einen Sünder auszusprechen.

Selbst der Hinweis auf die von der katholischen Kirche behauptete, von den Aposteln angeblich lückenlos übernommene Sukzession (successio apostolica) ändert nichts daran, daß nur Gott allein die Sünden vergeben kann. Ein geschichtlicher Rückblick zeigt uns dies zur Genüge. Da lesen wir zum Beispiel bei Paulus: »Wir alle müssen erscheinen vor dem Richterstuhl Christi, damit ein jeder, je nachdem er in seinem Leben Gutes oder Böses getan hat, danach empfangen« (2. Kor 5,10). Und bei Petrus heißt es: »Gott richtet ohne Ansehen der Person jeden nach seinen Werken« (1. Petr 1,17), oder: »Alle werden dem Rechenschaft geben müssen, der bereit ist, zu richten die Lebendigen und die Toten« (1. Petr 4,5). Auch Johannes schreibt: »Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst. Bekennen wir aber unsere Sünden, so ist Gott treu und gerecht, daß er uns unsere Sünden vergibt« (1. Joh 1,8 f).

Es war üblich in der jungen Christenheit, bei sogenannten Kapital-sünden, wie Ehebruch, Mord und Abfall vom Glauben (Götzendienst), mit immerwährendem Ausschluß aus der Kirche zu strafen. Schon Paulus hatte die Anweisung gegeben: »Es ist unmöglich, daß solche, die einmal erleuchtet waren, die von der Himmelsgabe gekostet hatten, die des Heiligen Geistes teilhaftig geworden waren . . . und dann abgefallen sind, zur Bekehrung wiederum erneuert (in die Kirche aufgenommen) würden« (Hebr 6,4 ff). Er begründete dies mit den Worten: »Denn wenn wir freiwillig sündigen, nachdem wir schon die Wahrheit empfangen haben, dann gibt es kein Opfer für die Sünde mehr, sondern es erwartet uns dann ein furchtbares Gericht« (Hebr 10,26 f). Man richtete sich lange Zeit nach diesen Direktiven, denn die ersten Christen empfanden sich als eine »Gemeinschaft der Heiligen«, die eifrig danach strebte, ihren guten Ruf vor der Welt reinzuhalten.

Erst als das Pneuma unter den Christen weitgehend erlosch und an

Stelle der Pneumatiker die Psychiker die Oberhand gewannen, lockerten sich die strengen Bestimmungen des Kirchausschlusses. Die Kirche war ja inzwischen, besonders seit dem Mailänder Toleranz-Edikt unter Konstantin dem Großen im Jahre 313, erst recht aber seit ihrer Verstaatlichung im Jahre 391 n. Chr. unter Kaiser Theodosius zur Masseninstitution geworden. »Die Heiligen fielen bald reihenweise von den Postamenten«, spottet Hermann Dellhofen. Dieser Autor macht uns aber auch klar, daß bereits früher schon Veränderungen eintraten: »Um das Jahr 220 n. Chr. gab Papst Kallixtus I. bekannt, daß er in seiner Diözese – weiter reichte seine Machtbefugnis damals noch nicht – Christinnen, welche öffentliches Ärgernis erregt hatten, weil sie mit Freunden oder Lieblingssklaven sündigten, wieder in die Gemeinde, aus der sie nach altem Brauch ausgestoßen worden waren, aufnehmen werde. Er machte unter anderem geltend, er sei auf die Spenden dieser reichen Damen angewiesen, wenn er den Bedrängten in den Provinzen des weiten Reiches finanziell zu Hilfe kommen sollte, wie er dies bisher gemacht habe. Der wahre Grund aber war, daß Kallixt erkannt hatte, daß die Kirche eine unbedeutende Sekte bleiben würde, wenn die bisherige strenge Praxis der Ausstoßung und Nichtwiederaufnahme fortgesetzt würde. Bei zahlreichen Bischöfen stieß er aber mit dem sogenannten Indulgenz-Edikt auf heftigsten Widerstand. Die erste Anklage richtete in Rom der Presbyter Hippolyt gegen Kallixt (Phil IX, 12). Er warf ihm vor, er sei der erste, der einer Nachsicht bezüglich der öffentlichen Sünderinnen huldigte. Auch führte er weiter an, Kallixt habe vornehmen Frauen die standeswidrige Ehe mit Sklaven gestattet, und schließlich erlaube er sogar (man höre und staune!) die Anwendung von Unfruchtbarkeitsmitteln. So lehre er Unzucht und Mord zugleich. Hippolyt gründete eine Gegenkirche« (in der Zeitschrift »Das Wort«).

Auch Tertullian warf Kallixtus vor, von der Tradition der Apostel und apostolischen Väter abzuweichen: »Höhnisch fragte er ihn, ob er wie ein heidnischer Oberpriester und Bischof der Bischöfe Befehle erlassen, ob er etwa die Vollmacht des Petrus, zu lösen und zu binden, auch für sich in Anspruch nehmen wolle, weil er auf dem Stuhl des Petrus sitze?« (Joh. Haller, »Das Papsttum – Idee und Wirklichkeit«) Ausgehend vom Indulgenz-Edikt bestätigt auch der katholische Theologe P. A. Kirsch: »Die Mitte des dritten Jahrhunderts bedeutet einen entscheidenden Wendepunkt. Die Kapitalsünder mit Ausnahme der Mörder konnten fortan eine einmalige Wiederaufnahme finden.« (»Zur Geschichte der Beichte«, Würzburg 1902)

Schließlich wurden durch einen Beschluß des Konzils von Karthago (251 n. Chr.) auch die zahlreichen sogenannten Lapsi, die unter der Christenverfolgung des Kaisers Decius von der Kirche abgefallen wa-

ren, in Gnaden wiederaufgenommen. Aber erst seit der Verstaatlichung der Kirche öffnete sich die Kirche auch den Mördern wieder. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts wurde eine mehrmalige Vergebung und Wiederaufnahme von Kapitalsündern üblich. H. Dellhofen schreibt darüber: »Die Wiederaufnahme in die Gemeinde der Christen war ein kirchlich-juridischer Akt, der mit einer öffentlichen Buße verbunden war. Er kam nur bei bekanntgewordenen Kapitalsünden in Betracht, für die übrigen Todsünden interessierte sich die Kirche nicht. Die öffentliche Buße hatte mit der Beichte (wie auch P. A. Kirsch ausdrücklich bestätigt) nichts zu tun. Der immer wieder unternommene Versuch, die Ohrenbeichte aus der öffentlichen Buße der ersten Jahrhunderte herzuleiten, tut dem wirklichen Sachverhalt Gewalt an. Von den geheimen Sünden galt die Sentenz: de occultis non iudicat ecclesia, d. h. über die geheimen Sünden richtet die Kirche nicht« (nach G. E. Steitz, Die Ohrenbeichte).

Die ersten Anfänge von privater Ohrenbeichte gibt es erst seit dem vierten Jahrhundert in den östlichen Mönchsklöstern. »Im 4. Jahrhundert«, schreibt Dellhofen, »wurde es üblich, daß sich auf Anregung des hl. Basilius die Mönche (es waren nur Laien) jeden Abend ihre Sünden gegenseitig bekanntgaben. Dies wurde bald außerhalb der Klostermauern von Frauen nachgeahmt. Da offensichtlich für einen kleinen Teil der Menschen das Bedürfnis bestand, ihre Sünden zu beichten, setzte die Kirche in jeder Stadt einen Priester ein, der berechtigt war, das Bekenntnis der Sünden entgegenzunehmen. Der betreffende Priester wurde »Bußpriester« genannt. Mit einer Lossprechung von den Sünden war diese Beichte nicht verbunden. Auf diesen Gedanken kam damals noch niemand. Der Bußpriester beschränkte sich auf einen geeigneten Zuspruch.«

Aber auch diese Einrichtung wurde nach P. A. Kirsch um das Jahr 390 n. Chr. wieder aufgegeben. Der katholische Theologe van der Meer sagt in seiner Schrift »Augustinus als Seelsorger« (impr. 1946) über die Verhältnisse zu dieser Zeit: »Wer nicht öffentlich Anstoß erregte, beichtete das ganze Leben lang nicht anders als bei Gott im Gebet.« Ja, in Nordafrika bestand um das Jahr 400 n. Chr. immer noch der Brauch, »sich nach einem ausschweifenden Leben erst auf dem Totenbett taufen zu lassen« (van der Meer). Dellhofen ergänzt dazu: »Die Heiden spotteten über die seltsame Auffassung von Moral, welche die Taufe zu einem Freibrief zur Tilgung aller Sünden eines Lotterlebens machte.« Augustinus ist entsetzt: »Ganz Afrika ist voll obszöner Fackeln, es ist kein Land und keine Wohnstätte von Menschen, sondern ein brennender Ätna der Unkeuschheit« (in de gup. dei 7,16,65). Und wiederum stellt er fest: »Es gibt keine schlimmeren gescheiterten Existenzen als in den Klöstern« (Ep 78,9).

Erste wirkliche Ansätze zur Herausbildung einer Beichte im uns bekannten Stil bildeten sich durch die zivile Rechtsprechung der Bischöfe, die Konstantin der Große ihnen gewährt hatte. Alle Arten von Schwierigkeiten, besonders aber Eheprobleme, gelangten da vor den Bischof; auch sonst schüttete man sein Herz vor ihm aus. P. A. Kirsch spricht in diesem Zusammenhang von »der ersten Spur einer Privatbeichte und Privatkonziliation«. Andere Autoren, u. a. Walter Nigg, vertreten die These, daß aus Irland nach dem Festland gekommene Mönche die Beichte eingeführt hätten. Unter Papst Leo d. Gr. wurde die freiwillige, sogenannte Devotionsbeichte weiter ausgebaut; ja, es wurde sogar ein Sündenverzeichnis aufgestellt in Form eines Beichtspiegels. Diese sogenannten Buß- oder Pönitenzbücher nahmen besonders im neunten Jahrhundert groteske Formen an. Nach Kirsch waren darin enthalten: »Lachenerregende Worte, Schmeichelei, Traurigkeit, Pflege der Haare in eitler Weise, hochmütiges Auf- und Niederschlagen der Augenlider, Einsaugen unrechter Däfte durch die Nase usw.«

Ein wichtiges Dokument zur Beichtgeschichte liefert das Dekret, das die auf der Synode von Chalon (813 n. Chr.) versammelten Bischöfe und Äbte von Gallien abfaßten. Man hatte sich untereinander zerstritten, ob die Beichte vor dem Priester notwendig sei. Schließlich einigte man sich auf den Text: »Die Beichte, die vor Gott abgelegt wird, tilgt die Sünden; die vor dem Priester abgelegte belehrt uns, wie die Sünden getilgt werden.« Zweihundert Jahre später wurde auf der Synode von Enham in England die Beichtpflicht gefordert. »Aber von einer Absolution durch den Priester an Gottes Statt«, sagt Dellhofen, »weiß man auch jetzt noch nichts.« Derselbe Autor führt an: »Im Jahre 1170 n. Chr. schrieb der Mönch Gratian zu Bologna ein Dekret, das in das päpstliche geistliche Gesetzbuch aufgenommen wurde. Im canon 1-37 und 89 wird zur Beichte ausgeführt, daß zwei Meinungen vertreten werden. Die eine Partei meine, daß die Beichte nicht geschehe, um Vergebung zu erlangen, sondern nur, um die Buße zu zeigen; die andere Partei meine das Gegenteil. Es könne, so sagt der damalige Codex Iuris Canonici, jedem Gläubigen überlassen werden, welcher Meinung er beitrete.« Auch Peter der Lombarde schreibt: »Manchen scheint es genug, wenn man vor Gott allein die Beichte ablegt« (Sententiarum lib. IV, Dist. 17). –

Daß die Kirche sich in ihrer Beichtpraxis nicht nur auf Joh 20,23 bezieht, sondern auch auf Mt 18,18, bedarf einer weiteren Untersuchung. An dieser Stelle sagt Christus zu seinen Jüngern: »Wahrlich, ich sage euch, alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein; und alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein.« Dem Geiste nach bedeutet dies das

gleiche wie Joh 20,23. Man kann die Worte aber nur dann richtig verstehen, wenn man sie in Zusammenhang bringt mit dem vorherigen Text. Dort heißt es: »Hat dein Bruder gegen dich gefehlt, so gehe hin und stelle ihn unter vier Augen zur Rede! Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Hört er aber nicht, so nimm noch einen oder zwei andere hinzu, damit durch die Aussage zweier oder dreier Zeugen alles festgestellt werde. Hört er auf diese nicht, so sag es der Kirche! Hört er aber auch auf die Kirche nicht, so gelte er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder« (Mt 18,15-17).

Und wieder beruft sich die Kirche auf die bekannte Stelle bei Jakobus: »Bekennet einander eure Sünden und betet füreinander, daß ihr das Heil erlanget; denn viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten« (5,16). Otto Feuerstein legt das so aus: »Jeder Christ soll vor den anderen sich als Sünder bekennen, sich als solchen von seinen Mitmenschen ansehen lassen und demütig ihrer Fürbitte empfehlen; keiner soll wollen, daß die anderen ihn für sündlos halten. Keiner soll dem selbstgerechten Pharisäer, sondern jeder dem demütigen Zöllner gleich sein. Das Wort »bekennen« hat überhaupt nie in der Heiligen Schrift den Sinn, die einzelnen Sünden einem Priester zu beichten, sondern vor Gott und Mitmenschen anerkennen, daß man ein sündiger Mensch ist. Ein solch demütiges Eingeständnis verlangt das Wort Gottes, nicht aber ein Aufzählen der einzelnen Sünden vor einem Priester, um Lossprechung von diesem zu erhalten. Geradeso, wie der verlorene Sohn und der Zöllner Gott selbst gebeichtet haben – der eine mit den Worten: »Vater, ich habe mich versündigt wider den Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen« (Lk 15,21); der andere, indem er auf seine Brust schlug: »Gott, sei mir Sünder gnädig!« (Lk 18,13). So soll ein jeder vor Gott selbst beichten, dann gelten für ihn die Worte des Psalmisten: »Meine Sünde habe ich dir kundgetan und meine Ungerechtigkeit nicht verborgen. Ich habe gesagt: Ich will bekennen wider mich meine Ungerechtigkeit dem Herrn; und du hast nachgelassen die Gottlosigkeit meiner Sünde« (Ps 32,5).

Johannes bestätigt diese Ansichten in seinem ersten Brief mit den Worten: »Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Bekennen wir aber unsere Sünden, so ist Gott treu und gerecht, daß er uns unsere Sünden vergibt und uns von aller Ungerechtigkeit reinigt« (1,8 f). – Als viertes Bibelzitat führt die Kirche eine Stelle aus der Apostelgeschichte ins Feld. Da heißt es: »Viele der Gläubigen kamen und bekannten und sagten, was sie getan hatten« (19,18). Otto Feuerstein bemerkt dazu: »Auch hier ist, wie der Zusammenhang zeigt, die Rede davon, daß infolge der Wundertaten des Paulus viele Juden und Heiden gläubig wurden. Viele

von denen, die glaubten, legten freiwillig und öffentlich ein Bekenntnis ihrer Sündhaftigkeit ab und verbrannten öffentlich als Zeichen ihres Bußgeistes abergläubische Bücher, bevor sie getauft wurden. »So breitete sich das Wort Gottes aus mit Macht und ward gewaltig: (19,20). Hier ist also von einem freiwilligen und keinem pflichtmäßigen Bekenntnen, und zwar noch vor der Taufe, die Rede; davon, daß Paulus sie absolviert hat, steht nichts da.«

Letzten Endes muß gesagt werden: Gott allein ist der Richter über die Seelen. Er allein kann selig machen oder verdammen, wie es auch Jakobus bestätigt mit den Worten: »Es ist ein Gesetzgeber und Richter, der zugrunde richten oder erlösen kann; du aber, wer bist du, daß du den Nächsten richtest?« (4,12). Auch Paulus ruft aus: »Wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest? Seinem Herrn steht oder fällt er« (Röm 14,4). Und in Römer 14,10.12 stehen die Sätze: »Du nun, warum richtest du deinen Bruder? Wir werden ja alle vor dem Richterstuhl Christi stehen. Ein jeder von uns wird Gott über sich Rechenschaft geben.« Schon im Vaterunser stehen wir mit unserem Schuldbekenntnis direkt vor Gott: »Vater unser im Himmel . . . , vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern . . . !«

Es sind befreiende Worte, wenn Otto Feuerstein ausführt: »Gott hat in seinem Wort klar und unmißverständlich geoffenbart, unter welchen Bedingungen der Mensch Vergebung seiner Sünden erlangt. Jeder Christ, der im Worte Gottes unterrichtet ist, insbesondere der Geistliche, kann deswegen andern und sich selber verkünden: Wenn diese im Worte Gottes geoffenbarten Bedingungen bei dir vorhanden sind, dann hast du Vergebung der Sünden, andernfalls nicht! Als Bote des Wortes, als Zeuge des Evangeliums kann jedermann, insbesondere natürlich der Geistliche, die Sündenvergebung verkünden. Dagegen darf niemand sich unterstellen, als Richter zu sagen: Ich lasse dir deine Sünden nach, ich behalte sie!« –

c) Worte des Herrn zur Sündenvergebung

Nach dem geschichtlichen Rückblick ist es an der Zeit, den Herrn selbst zu all den aufgeworfenen Fragen zu hören. Die Nebel lichten sich sofort, wenn wir die einschlägigen Stellen im Neuoffenbarungswerk nachlesen. Da fragt Petrus einmal den Herrn: »Es besteht bei den Juden eine alte Gewohnheit, derzufolge sie sich durch ein Bekenntnis einem Priester zu zeigen haben, auf daß er um ihre Sünden wie auch um ihre guten Werke wisse, sie gegeneinander abwäge und miteinander vergleiche, um danach zur Sühnung der Sünden die Bußwerke und die

Reinigungsoffer zu bestimmen. Der Mensch nun, der sich einem Priester gezeigt und darauf auch das getan und vollbracht hat, was ihm vom Priester auferlegt wurde, betrachtet sich dann für vollkommen gereinigt und vor Gott gerechtfertigt; aber so man ihn näher betrachtet, so ist und bleibt er nach einer solchen Reinigung ganz der gleiche ungebesserte Mensch und begeht bis zum nächsten Bekenntnis nicht nur die alten Sünden wieder, sondern oft noch einige neue hinzu. Und da zeigt es sich offenkundig, daß diese alte Reinigungssitte den Menschen nicht nur nicht besser, sondern oft nur noch schlechter macht als er früher war. Aber man versuche gegen diesen alten Unfug aufzutreten und zu lehren, und man wird die Flucht ergreifen müssen, wenn man nicht gesteinigt werden will! – Was aber sagst Du, o Herr und Meister, dazu?« (GrEv VIII 42,12 f). Die Antwort des Herrn lautete: »Was das von euch berührte Sündenbekenntnis vor dem Priester betrifft, so ist es in der Art und Weise, wie es jetzt besteht, schlecht und somit verwerflich, weil es die Menschen nicht bessert, sondern sie nur in ihren Sünden bis an ihr Ende verharren macht. Aber Ich bin auch wieder nicht dawider, so ein schwacher und seelenkranker Mensch in gutem Willen einem stärkeren und seelengesunden Menschen seine Schwächen und Gebrechen treu bekennt, weil dann der gesunde und lichtstarke Mensch ihm aus wahrer Nächstenliebe leicht jene wahren Mittel an die Hand geben kann, durch die des schwachen Nächsten Seele erstarken und gesund werden kann. Denn auf diese Weise wird dann ein Mensch dem andern ein rechter Seelenheiland. Aber Ich mache daraus auch kein Gesetz, sondern gebe euch damit nur einen guten Rat; und was Ich tue, das tuet auch ihr, und lehret jedermann die Wahrheit. . . . Doch lasset jedem den freien Willen und tuet niemandem Zwang an, denn ihr wisset es nun, daß jeder moralische Zwang völlig wider Meine ewige Ordnung ist! Was Ich nicht tue, das tuet auch ihr nicht!« (GrEv VIII 43,3–4.7).

Eine Sündenvergebung von Person zu Person in dem besonderen Fall, daß einer dem andern etwas zuleide getan, versteht sich von selbst. Sie ist ja schon in der Vaterunserbitte enthalten! Auch darüber äußert sich Jesus mit den Worten: »Ich habe es euch, besonders Meinen alten Jüngern, auch einmal gesagt, daß ihr denen, die an euch gesündigt haben, die Sünden vergeben könnet, und denen ihr sie vergeben werdet hier auf Erden, denen sollen und werden sie auch im Himmel vergeben sein; solltet ihr aber wegen sichtlicher Unverbesserlichkeit guten Grund haben, ihnen die Sünden, die sie gegen euch begangen haben, vorzuenthalten, so werden sie ihnen auch im Himmel vorenthalten sein. Wir haben aber schon damals ausgemacht, daß ihr erst dann das Recht haben sollet, den Sündern ihre Sünden gegen euch vorzuenthal-

ten, so ihr ihnen zuvor schon siebenmal siebenundsiebzigmal vergeben habt. So ihr aber als Meine nächsten Jünger erst auf die besagte Weise das Recht von Mir aus habt, nur den Sündern gegen euch die Sünden vorzuenthalten oder auch zu vergeben, so ist es ja klar, daß kein Priester je das Recht von Gott aus haben konnte, auch fremde Sünden zu vergeben oder vorzuenthalten« (GrEv VIII 43,12 ff).

Offenbar bestanden schon im alten Judentum ähnliche Mißstände wie später in der katholischen Kirche. Aber auch dort war ja die übertrieben gehandhabte Gesetzesreligion bereits erstarrt und entartet. Auch dort gab es eine ausufernde Moralkasuistik. Unter Hinweis auf die Zukunft des Christentums sagte Jesus zu seinen Jüngern: »Es wird in den späteren Zeiten leider geschehen, daß die Sündenbekenntnisse vor den falschen Propheten in Meinem Namen noch mehr gang und gäbe werden, als sie es je unter den Pharisäern und Erzjuden waren, und das wird zum Fall und zum Gerichte der falschen Propheten unter Meinem Namen führen. Denn diese werden den Menschen gleich den Heiden sagen, daß sie allein das von Gott ihnen erteilte Recht haben, allen Sündern die Sünden nachzulassen oder auch vorzuenthalten; wenn das geschehen wird, dann wird bald jene Zeit herbeikommen, in der das große Gericht über das neue Heidentum ergehen wird« (GrEv VIII 43,10 f).

Gewissensforschung sowie echte Bußgesinnung und Reue sind die grundlegenden Voraussetzungen zur Sündenvergebung. Zwei schuldbeladenen Pharisäern sagte Jesus einmal: »Es ist für euch gut, daß ihr euer Gewissen genau durchforschet und so die ganze Größe eurer Sünden und Laster durchschauet. Damit habt ihr euch fürs erste der Sünden entäußert; ihr werdet einen Abscheu vor ihnen bekommen und sie wahrhaft im Herzen bereuen. Dann werdet ihr auch den festen Vorsatz fassen, keine Sünden mehr zu begehen, sondern nur den Wunsch stets lebendiger in euch fühlen, jeden Schaden, den ihr jemandem zugefügt habt, nach allen Kräften gutzumachen. Ihr werdet dies zwar nicht voll auf zu tun imstande sein, besonders bei denen, die sich schon jenseits befinden; aber da werde Ich euren festen Willen fürs Werk annehmen und für euch alles gutmachen« (GrEv VII 163,17 f).

Könnte die Vorbereitung auf eine gute Beichte, wie sie auch die katholische Kirche vorschreibt, anders aussehen? Doch braucht es dazu eben keinen Beichtstuhl und nur die Beichte unmittelbar vor Gott. Dennoch, auch Jesus empfiehlt: »Ihr könnet als rechte Seelenärzte von jenen Menschen, die bei euch Hilfe suchen, wohl ernstlich verlangen, daß sie euch ihre Sünden und Gebrechen bekennen, auf daß ihr ihnen dann einen rechten Rat fürs fernere Leben und mit dessen genauer Befolgung auch die gewünschte Heilung der Seele und des Leibes ver-

schaffen könnt. Doch auch in diesem Falle seid keine sündenvergebende Stellvertreter Gottes, sondern nur helfende Brüder und Freunde der an Leib und Seele leidenden Mitmenschen« (GrEv VIII 194,7).

Wie wohltuend sind diese klärenden Worte, wie auch jene, wo Jesus zu Petrus sagt: »Die Beschneidung an sich hat für niemand einen heiligen Wert. Den Menschen heiligt nichts als der lebendige Glaube und die tätige Liebe zu Gott und zum Nächsten. Wer aber gesündigt hat gegen Gott und gegen seinen Nächsten, der erkenne wahrhaftig reuig seine Sünden, bitte Gott ernstlich um Vergebung, mache am Nächsten die ihm zugefügten Unbilden gut und sündige fürder nicht mehr, so ist er dann schon völlig gereinigt; denn darum, weil er die Übel gutgemacht hat und keine Sünde mehr begeht, werden ihm auch die Sünden nachgelassen« (GrEv VIII 40,13 ff).

Ist es nötig, in »Sack und Asche« Buße zu tun, oder gar sich zu kasteien? Auf diese Frage antwortet Jesus den Jüngern: »Was sollen denn Sack und Asche dem Menschen zur Heilung seiner Seele dienen? Sack und Asche galten bei den Alten nur als Entsprechungsbilder für die äußere und die innere Demut der Seele« (GrEv VIII 42,2). Über die Gemeinschaftsbeichte, wie sie Jakobus empfiehlt und wie sie im Urchristentum manchmal geübt wurde, sagt der Herr: »Wenn Jakobus aus Meinem Geiste ein gegenseitiges Sündenbekennen empfiehlt, so ist darunter keine (kirchliche) Beichte zu verstehen, sondern nur eine vertrauliche Mitteilung eigener Gebrechen und Schwächen, um dafür von dem stärkeren Bruder ein wirksames Gegenmittel im Geiste und in der Wahrheit zu bekommen. Sehet, dazu braucht man keine priesterlichen Weihen, und sogar das Apostelamt ist nur ein brüderliches Lehramt« (EM 71,24).

Der Evangelist Johannes äußerte einmal gegenüber jenseitigen Seelen in dem Lorberwerk »Die geistige Sonne«: »Fürwahr, ein reumütiger Blick zum guten Vater genügt, um der Hölle für alle Ewigkeit zu ent-rinnen! – Sehet an den Missetäter am Kreuz! Er war ein Räuber und Mörder, aber da blickte er zum Herrn empor und sprach in großer schmerzlicher Zerknirschung seines Herzens: ›O Herr, wenn du in dein Reich kommst und wider uns Missetäter zu Gerichte ziehen wirst, da gedenke meiner und strafe mich nicht zu hart für meine großen Missetaten, die ich verübt habe!‹ Und sehet, der allgütige Richter sprach zu ihm: ›Wahrlich, heute noch sollst du bei Mir im Paradiese sein!‹« (II 117,14).

So groß ist die Güte und Barmherzigkeit Gottes, daß er auch »den verlorenen Sohn« – und das ist im Grunde Luzifer selbst nach der Auslegung des Herrn – wieder in seine Arme aufnahm. Ebenso verzieh der Herr auch dem reumütigen König Lamech von Hanoah, der lange Zeit

ein schlimmster Übeltäter und Gotteslästerer war, mit den Worten: »Lange hast du Meine Ordnung mit Füßen getreten; da du dich aber in der Reue gedemütigt hast vor Mir und deinen Brüdern, so habe Ich alle deine Missetaten von dir hinweggenommen und dir vergeben alle deine Schuld! Darum erhebe dich und mache durch die Liebe zu Mir und deinen Brüdern gut, was du in deiner Abtrünnigkeit Arges getan hast!« (HG II 183,27 f).

Bezüglich der vermeintlichen Absolutionsgewalt des Priesters sagt der Herr einmal: »Ein in der Demut und Liebe vollendeter Mensch kann wohl zu seinem reuigen Bruder sagen: »Deine Sünden sind dir vergeben!«, und sie werden ihm vergeben sein; aber da vergibt nicht der Mensch die Sünden, sondern nur die göttliche Kraft, der es allein möglich ist, die Herzen derjenigen, die gegeneinander gesündigt haben und in Feindschaft geraten sind, auszusöhnen, das heißt die Herzen mit dem göttlichen Feuer zu durchglühen und zu durchleuchten und dadurch zu ersticken Zorn, Hochmut und Neid. Darum kann ein Mensch auch nur zu Gott sagen: »Herr, vergib mir meine Sünden!« (EM 72,5 f). Es kann also der Herr tatsächlich einem hochbegnadeten Menschen einmal die Worte in den Mund und in das Herz legen: »Deine Sünden sind dir vergeben!« Und so mochte es im Urchristentum bei den Aposteln und Jüngern öfter gewesen sein.

Nicht Reue aus Furcht vor Höllenstrafen hilft zur Sündenvergebung, denn das ist Selbstbetrug. Im Lorberwerk »Von der Hölle bis zum Himmel (Robert Blum)« sagt der Apostel Petrus einmal zu einer Schar im Jenseits befindlicher Priester: »Die vor Gott gültige Reue muß der Liebe zu Gott, nicht aber der Furcht vor der Hölle entstammen! Ebenso steht es mit der Buße. Vor Gott hat nur die freie Buße einen Wert, die da entspringt aus dem lebendigen Glauben und der wahren Liebe zu Gott und zu allen Menschen« (II 232,14 f). Wie groß die Vergebungsbereitschaft Gottes ist, lassen die Worte erkennen, die schon das Jesuskind dem über den Kindermörder Herodes ergrimmtten römischen Statthalter Cyrenius entgegenhält: »Kümmere dich nicht vergeblich um den Herodes; denn Mein Arm reicht weiter als der deinige! Herodes hat seinen Lohn! Du aber vergib ihm, wie Ich ihm vergeben habe; denn auch er ist ein blinder Erdensohn!« (JJ 60,24).

Ja, sind wir nicht alle »blinde Erdensöhne« und bedürfen sehr der Gnade Gottes? Darum dürfen wir uns auch nicht über die Schwächen der anderen erheben. Jesus mahnt eindringlich: »Einem Bruder, der sich euch in seiner Schwäche enthüllt hat, sollt ihr ja nicht mit einer richterlich drohenden Miene begegnen, sondern ihm stets mit aller Liebe und Freundlichkeit die Wahrheit offen kundtun und ihm auch die Mittel an die Hand geben, durch die er geheilt werden kann. So

wird er den Mut nicht sinken lassen und ein dankbarer Jünger der freien Wahrheit werden« (GrEv VIII 43,9).

Zu große Skrupelhaftigkeit eines reumütigen Sünders kann sogar zum Hemmschuh werden für seine weitere Entwicklung; denn wenn Jesus vergibt, dann vergibt er ganz. Dem Dorfvorsteher Barnabe sagte er einmal: »Ich bin ein Arzt und heile Seele und Leib, Ich habe auch euch völlig geheilt, und ihr seid darum nun keine Sünder mehr. Darum setzt euch wohlgemut zu Tische und esset und trinket nach Herzenslust!« (GrEv V 270,22). – Heiteren Mut verlangt Jesus nach der Sündenvergebung. Und schließlich wendet er sich sogar an den Beichtvater mit den Worten: »Ich will nicht viel dagegen sagen, wenn ein Mensch seine Fehler und Gebrechen einem Seelenfreund unter vier Augen kundgibt, um von ihm den Trost zu bekommen, daß ihm die Sünden nachgelassen werden, wenn er sich an Mich wendet, mit dem ernstlichen Vorsatz, solche Sünden nicht mehr zu begehen und die begangenen womöglich gutzumachen durch aufrichtige Reue und durch eine liebevollere Genugtuung. Ein solcher Beichtvater wird Mir allezeit recht lieb, wert und köstlich sein. Freilich braucht es dazu gerade keines Geistlichen; aber wenn schon ein Geistlicher der Auspender des Abendmahls sein will, so kann er wohl auch des ungerechten Haushalters Amt auf obbeschriebene Weise auf sich nehmen« (EM 72,8 f).

Diese weitherzigen Zugeständnisse mögen Genugtuung sein für alle, die in dem besagten Amte noch immer ihren Dienst leisten müssen. Niemals aber darf die kirchliche Praxis zum Mußgebot werden. Im Großen Evangelium Johannes lesen wir: »Welch eine arge Wirkung Mußgesetze auf die frei wollende Seele ausüben, habe Ich euch mehr denn zur Genüge gezeigt, wie auch deren notwendige Folgen, und so sei unter euch alles nur eine freie Handlung der wahren und reinen Liebe und nie eines gebieterischen Zwanges. Daran wird man Meine wahren Jünger erkennen, daß sie unter sich nur das freie Gesetz der Liebe üben und sich untereinander lieben, wie Ich nun euch liebe« (VIII 40,24).

Es war zweifellos eine große Sünde, als Petrus den Herrn dreimal verleugnete. Auch für ihn galten ja die Worte des Matthäusevangeliums: »Fürchtet euch nicht vor denen, die wohl den Leib, nicht aber die Seele töten können. Fürchtet vielmehr den, der Seele und Leib ins Verderben der Hölle stürzen kann! ... Wer Mich vor den Menschen bekennt, den werde auch Ich vor Meinem Vater im Himmel bekennen. Wer Mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch Ich vor Meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist« (10,28.32-33). Wie mutig hatte sich Petrus gezeigt, als er, noch unter dem Schutz und in der

Gegenwart des Herrn sich wissend, das Schwert gegen Malchus zog! Bald darauf sollte ihm eine Tormagd zum Verhängnis werden. Da zeigte es sich, daß seine Angst stärker war als seine Liebe zu Jesus. Jedoch Petrus fühlte sich von Anfang an als Sünder! In Lukas 5,8 ruft er nach dem Fischwunder aus: »Herr, gehe hinweg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch.«

Aber Jesus hat ihn auch nach seiner dreimaligen Verleugnung nicht von sich gestoßen. Allerdings prüfte er ihn noch einmal auf Herz und Nieren, bevor er ihm wie allen anderen Aposteln das Hirtenamt übertrug. Die dreimalige eindringliche Frage: »Petrus, liebst du mich?« brachte dem Apostel erst recht zum Bewußtsein, daß nur die vollkommene Hingabe an den Herrn alle Sünden auslöscht und auch die Todesangst überwindet. Das ist der Sinn der Szene im Johannes 21,15 ff. Von da ab war Petrus erst wirklich »der Fels«.

6. Der Glaube an die Auferstehung der Toten

Im vorletzten Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses hatte es einst geheißen: Ich glaube an die »Auferstehung des Fleisches«. Da nach biblischem Verständnis der Ausdruck »Fleisch« ein Sammelbegriff ist für die Menschheit als Ganzes, hat man sich neuerdings entschlossen, eine Korrektur vorzunehmen. Nun heißt es für alle Konfessionen verbindlich nicht mehr »Auferstehung des Fleisches«, sondern »Auferstehung der Toten«. Schon früher hatte das orthodoxe und koptische Christentum diese Bezeichnung als weniger mißverständlich vorgezogen. Ob sie aber tatsächlich das ursprünglich Gemeinte genauer wiedergibt, ist zweifelhaft. So sagt auch Karl Rahner in seinem »Kleinen theologischen Wörterbuch«, daß »Fleisch in der Schrift den ganzen Menschen in seiner leibhaftigen Wirklichkeit meint. Dieser ganze Mensch ist aber in seiner Einheit ein plurales, in mehreren Dimensionen (Materie – Geist, Natur – Person, Aktion – Passion usw.) existierendes Wesen, dessen Vollendung nicht unbedingt in allen Dimensionen gleichzeitig geschehen muß«.

Somit drückt der Begriff »Fleisch« in seiner biblischen Bedeutung gegenüber dem Ausdruck »die Toten« viel differenzierter die Wahrheit aus, die dem Glaubensbekenntnis ursprünglich zugrunde liegt: Nicht nur der Geist, sondern auch der Leib wird einmal auferstehen, wenn auch als ein gewandelter (1. Kor 15,30 ff), analog dem verherrlichten

Leib des Herrn. Ein echter Konsensus über die Art der Auferstehung ist leider unter den Theologen noch nie zustande gekommen. So bedeutet es wenigstens einen Hoffnungsschimmer, daß ein großer Teil der Theologen heute dabei ist, die eschatologischen Vorgänge neu zu sehen.

Vor allem ist die lange Zeit festgehaltene »Ganztot-Theorie« so ziemlich im Schwinden begriffen. Es stellten sich gravierende Bedenken ein, ob ein leib- und seelenloser Zustand des Verstorbenen zwischen Tod und Auferstehung am sogenannten jüngsten Tage biblisch zu rechtfertigen sei. Glaubte man erst die »Größe Gottes« durch die Vorstellung einer gänzlichen Neuschöpfung des Menschen bei seiner Auferstehung am jüngsten Tage unterstreichen zu müssen, so stand diesem Gedanken doch die schließliche Erkenntnis gegenüber: Eine Neuschöpfung des Menschen aus dem Nichts heraus ist schon deshalb unmöglich, weil sie eine anschließende Bestrafung für etwas nach sich zöge, wofür der neu geschaffene Mensch keine Verantwortung trägt. Der von Luther als »Seelenschlaf« bezeichnete Zustand – wobei er an biblische Bildersprache anknüpfte – ist außerdem sehr fragwürdig; denn was sollte eigentlich »schlafen« und dann »aufgeweckt« werden, wenn der Mensch nach dem Tode, wie sich das die evangelischen Theologen Karl Stange (1870–1959) und Wolf Schlatterer (1852–1938) – ebenso wie eine Zeitlang Paul Althaus – vorstellten, »nach Leib und Seele zugrunde geht«?

Daß die Lebensgemeinschaft zwischen Christus und den Gläubigen im Tode nicht zerstört wird, ist selbstverständliche Aussage der Bibel. Damit bleibt die personale Identität – man spricht in Theologenkreisen nicht gern von »Unsterblichkeit der Seele«, weil man diesen Begriff für nicht biblisch, sondern griechisch-platonisch hält – in ihrer »Kontinuität« gewahrt. Die Geschichte vom reichen Prasser und dem armen Lazarus (Lk 16,19–31), das Wort Jesu zum Schächer am Kreuz: »Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!« (Lk 23,43), die Verklärung Jesu auf dem Berge Tabor mit dem plötzlichen Erscheinen von Moses und Elias (Mk 9,4) sowie der Hinabstieg Jesu zu den »Geistern im Gefängnis« (1. Petr 3,19) sind unumstößliche Belege. Aus diesem Grunde tendieren die Meinungen der Theologen immer mehr dahin, die »zeitliche Aufeinanderfolge von Leben – Sterben – Fortexistenz über den Tod hinaus bis zur endgültigen Auferstehung von den Toten aufzugeben zugunsten einer gewissen Gleichzeitigkeit des Geschehens und damit den Beginn der Erneuerung der Schöpfung bereits in der Existenz des einzelnen, in seinem Werden und Sterben, verwirklicht zu sehen«. (Eb. Rudolph in seiner Schrift: »Ist mit dem Tode alles aus?«) Die schließliche Folgerung lautet: »Der Tod wird gesehen als radikale

Selbstwertung des Menschen in seiner Entscheidungssituation. Der sterbende Mensch stirbt das Sterben Christi mit, wie er später an der Auferstehung Christi teilhaben wird. Das jüngste Gericht erscheint somit personalisiert als Lebensfazit zum Zeitpunkt des Todes. Der Mensch verfügt im Selbstgericht über sich und sein Schicksal« (Rudolph).

Mit dieser Einstellung wird die Sicht endgültig wieder frei für jenseitige Entwicklungen der persönlichen Seele. Bis dahin hatte man alles für tabu erklärt, was unter dem sogenannten Geheimnis Gottes stand. Nun hat aber die Bibel selbst dieses angebliche »Geheimnis« oft genug entschleierte. So läßt sie die (geistig) »Toten« drüben an einen anderen Ort kommen als die (geistig) »Lebendigen«. Schon das Alte Testament kennt einen »Ort des Fluches« (hebr. Gehenna), der deutlich unterschieden wird vom Scheol, jenem anderen Teil der Unterwelt, der unserem Purgatorium gleichkommt. Manchmal steht für beides der Ausdruck Abaddon, d. h. Abgrund. In der Bibelübersetzung aus dem Griechischen beging Luther den Fehler, das Wort Hades (hebr. Scheol), d. h. Mittelreich oder Zwischenreich, und das Wort Tartarus (hebr. Gehenna), die eigentliche Hölle, miteinander zu verschmelzen, so daß in seiner Lehre für ein Zwischenreich kein Platz mehr war.

Ein solcher Läuterungsort, der den Eintritt in das eigentliche »Leben«, das heißt in die Wirklichkeit Gottes, vorbereitet, ist ein notwendiges Postulat, sofern man den Gedanken eines Zwischenzustandes zwischen Tod und Auferstehung nicht völlig fallenlassen will. Joseph Ratzinger äußert sich darüber folgendermaßen: »Auch wenn die Lebensentscheidung (nach kirchlicher Lehre) mit dem Tode endgültig abgeschlossen und unverrückbar ist, so muß sein (des Menschen) endgültiges Geschick nicht notwendig schon augenblicklich erreicht sein; es kann sein, daß der Grundentscheid eines Menschen von sekundären Entscheidungen überdeckt ist und gleichsam erst freigelegt werden muß. Dieser Zwischenzustand heißt in der abendländischen Tradition »Fegfeuer.« (Aus »Eschatologie, Tod und ewiges Leben«) Tatsächlich lehrt uns auch die Neuoffenbarung, daß selten ein Mensch sofort in den Himmel oder in die Hölle kommt, was anzunehmen ja auch naiv wäre, sondern daß fast jede Seele zuerst das Zwischenreich passieren muß; denn dort erst vollzieht sich auf individuell sehr verschiedene Weise das eigentliche persönliche »Gericht«. Es offenbart sich dann das, was Ratzinger den »Grundentscheid« eines Menschen nennt. Bei Swedenborg und Lorber ist statt dessen immer von der »Grundliebe«, der »Grundneigung« oder der »herrschenden Liebe« die Rede. Sie bestimmt nach dem sogenannten Enthüllungsvorgang Gestalt und Aussehen der Seele. Dabei steht sie gewissermaßen nackt vor sich selber da;

alles an ihr wird einsehbar, ihr ganzes vergangenes Leben, sowie Gefühle und Gedanken, die sie nicht mehr vor den anderen verbergen kann.

Die wichtigste Rolle bei diesem Enthüllungsvorgang spielt die schon von Augustinus in seinen »Confessiones« erwähnte Sonderstellung der Memoria (des Gedächtnisses). Der Kirchenlehrer erkannte nämlich, daß beim Menschen der Begriff »Zeit« in höchst relativer Weise sich in verschiedenen Schichten und so auch in verschiedenen Weisen darstellt. Erst wenn man die Tiefenschicht des eigenen Seins durchstößt, ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf einen Punkt konzentriert. Entsprechend der Spannweite des Bewußtseins ist es das Gedächtnis als »Präsens de præterito«, aber auch als »Präsens de futuro«, das die eigentliche »Gegenwart« schafft, indem es einen bestimmten Umkreis in dem steten Fluß der Dinge zusammenhält und als »Heute« präsentiert. Da der Mensch nicht nur einen Körper hat, sondern auch einen Geist, ist auch sein Zeitbegriff ein doppelter. »Seine Teilnahme an der Körperzeit prägt die Zeit seines Bewußtseins, aber in seinen geistigen Vollzügen ist er doch auf eine andere und tiefere Weise zeitlich als die physikalischen Körper es sind. ... Das bedeutet, daß sich beim Heraustreten des Menschen aus der Welt des Bios die »Memoria«-Zeit von der physikalischen Zeit löst und dann als reine Memoria-Zeit bleibt, aber nicht zu »Ewigkeit« wird. Darin liegt dann auch der Grund für die Endgültigkeit des in diesem Leben Vollbrachten und für die Möglichkeit einer Reinigung wie eines sich vollendenden letzten Geschicks in einer neuen Beziehung auf die Materie hin: Nur so bleibt Auferstehung als neue Möglichkeit des Menschen, ja, als eine für ihn zu erwartende Notwendigkeit verstehbar« (J. Ratzinger).

Diese Ansichten des jetzigen Präfekten der Römischen Glaubenskongregation unterbauen philosophisch auf der Grundlage des Memoria-Begriffs von Augustinus, was Swedenborg und Lorber über die beiden Gedächtnisarten, nämlich das »äußere« und »innere« Gedächtnis aussagen. Wenn der Mensch beim Enthüllungsakt im Jenseits vom äußeren in das innere Gedächtnis versetzt wird, welches die Bibel als »Buch des Lebens« zu bezeichnen pflegt, tritt sofort seine »Grundneigung« oder »Grundliebe« zutage, und diese entscheidet schließlich darüber, an welchem Ort und in welcher Gesellschaft die »gerichtete« Seele fortan bis zu ihrer Höherentwicklung verweilen wird. Neben diesem höchst »persönlichen Gericht« kennt die Bibel noch ein »allgemeines Gericht« am Ende dieses Äons. Unter den Theologen bleibt die Frage strittig, ob damit auch die »Auferstehung der Toten« kontemporiere, wie gewöhnlich angenommen. Tatsächlich vertreten einige Theologen heute – darunter auch Pater H. Lohfink – die These, daß der Tod nichts anderes

sei als das Heraustreten aus der Zeit in die Ewigkeit. Folglich müsse das Problem des Zwischenzustandes zwischen Tod und Auferstehung als Scheinproblem betrachtet werden. Das »Zwischen« gebe es nur in unserer Perspektive; in Wahrheit sei das Ende der Zeiten »unzeitlich«. Wer stirbt, tritt in die Gegenwart des Jüngsten Tages, des Gerichtes, der Auferstehung und der Wiederkunft des Herrn hinein. »Damit kann dann auch die Auferstehung im Tod (sofort nach dem Sterben; d. Vf.) und nicht erst am Jüngsten Tag angesetzt werden. ... Jeder Mensch lebt dann in der »letzten Zeit«.« So lesen wir bei Greshake in seiner Schrift »Auferstehung der Toten«. Diese Ansicht gelangte schließlich sogar in den Holländischen Katechismus hinein. Dort heißt es sinngemäß: »Das Leben nach dem Tode ist also schon so etwas wie die Auferweckung des neuen Leibes.«

Unvermeidlich ist die weitere Fragestellung: In welcher Art von Leiblichkeit wird der Mensch nach dem Tode fortleben? Das Wort von der »Auferstehung des Fleisches«, das in sämtlichen Symbola und Glaubensbekenntnissen enthalten ist (so auch im Nicaeno-Konstantinopolitanischen und Athanasischen), verführt zu der Schlußfolgerung, daß auch der zurückgelassene irdische Leib, mag er längst schon in einen vollständigen Verwesungszustand übergegangen sein, mit auferstehen werde. Beispielhaft für diese fast unausrottbare Vorstellung ist die Grabinschrift eines katholischen Seelenhirten auf einem Allgäuer Friedhof: »Hier erharret der Auferstehung seiner Gebeine am Jüngsten Tage der Hochwürdige Herr Geistliche Rat...« Es gibt in der kirchlichen Vergangenheit genügend Glaubenszeugnisse, die eine solche Auffassung stützen. So lesen wir in den Fides Damasi, entstanden am Ende des 5. Jahrhunderts im südlichen Gallien: »Wir glauben, daß wir, die wir in seinem (Christi) Tod und Blut gereinigt sind, am Jüngsten Tag in dem Fleisch auferweckt werden, in dem wir jetzt leben.« Und im Jahre 675 formuliert das Konzil von Toledo: »Nach dem Vorbild unseres Hauptes (Christi) wird die wahre Auferstehung aller Toten kommen. Nicht in einem luftartigen oder sonstwie anderen Fleisch werden wir, wie einige in ihrer Verrücktheit behaupten, unserem Glauben gemäß auferstehen, sondern in diesem da, in dem wir leben, bestehen und uns bewegen.« Auch Papst Leo IX. erklärte im Jahre 1053: »Ich glaube an die wahre Auferstehung eben des Fleisches, das jetzt das meine ist (quam nunc gesto) und an das ewige Leben.« Zuletzt noch legte das Vierte Lateran Konzil im Jahre 1215 gegen andersartige Meinungen der Albigenser und Katharer fest: »Alle werden mit dem eigenen Leib, den sie hier tragen, auferstehen.«

Können solche Vorstellungen, offenbar primitivster Art, überhaupt ernstgenommen werden? Schon daß man die Auferstehung des Flei-

ches mit dem allgemeinen Weltgericht und der Wiederkunft Christi zusammenfallen läßt, ist Ursache für viele Ungereimtheiten. Nach kirchlicher Lehrverkündigung sollen ja an diesem »Jüngsten Tage«, nachdem die Erde verbrannt sein wird (Thomas von Aquin, Supplem., que. 74, art. 8), alle Menschen, die je seit Adam gelebt haben, mit ihren Leibern wieder auferstehen. Der Vorgang stellt sich etwa folgendermaßen dar: »Engel werden mit Posaunen blasen und dann werden sich die Gräber öffnen (nachdem die Erde verbrannt ist?), die zerstreuten Bestandteile des verwesenen Leibes werden sich wieder vereinigen, die Seelen werden in die neu gebildeten Leiber hineinschlüpfen und dann mit ihnen auferstehen. Wäre auch ein menschlicher Leichnam schon vor Jahrtausenden zu Asche verbrannt und die Asche in den Wind oder ins Wasser gestreut worden, oder wäre ein Mensch von einem Tier gefressen worden – Gott wird durch seine Allmacht bewirken, daß die zerstreuten Teile wieder zusammenkommen und wieder den selben menschlichen Leib wie zu Lebzeiten bilden. Es wird so derselbe Leib, den die Seele früher hatte, wieder entstehen und die Seele sich mit ihm wieder vereinigen, damit er teilnehme an ihrem Lohn oder ihrer Strafe, wie er einst teilhatte an der Ausübung des Guten oder Bösen.« (Otto Feuerstein, »Die Auferstehung des Fleisches«)

Das Vierte Lateran Konzil formulierte: »Alle Menschen werden einst mit ihren eigenen Leibern auferstehen, welche sie jetzt in ihrem Leben haben, um zu empfangen, was sie verdient oder verschuldet haben, die einen ewige Strafe mit dem Teufel, die anderen ewige Herrlichkeit mit Christus.« Das Schauspiel wurde oft von Malern dargestellt (bes. bekannt ist das riesige Wandgemälde Signorellis im Dom von Orvieto). Sie alle hatten zumeist eine Textstelle bei Ezechiel vor Augen, wo im 37. Kapitel geschildert wird, wie die Totengebeine sich sammeln und wie Fleisch und Haut darüber wächst. Von den neu entstandenen Leibern heißt es: »Und es kam in sie der Geist, und sie wurden lebendig« (10). Offensichtlich hat man das Bild als solches gründlich mißdeutet und die Entsprechungssprache zu wörtlich genommen. Was der Prophet in Wirklichkeit meinte, sagt er selbst in Vers 11 ff: »Alle diese Gebeine sind das Haus Israel. Siehe, ich will eure Grabhügel auf tun und euch, die ihr mein Volk seid, aus euren Gräbern herausführen und euch bringen ins Land Israel. Und ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr lebet!«

Der Sinn des Ganzen ist unmißverständlich folgender: »Das scheinbar tote und zur Zeit des Propheten unter alle Völker zerstreute jüdische Volk soll wieder gesammelt und belebt werden. Daraus hat man dann die Auferstehung der verwesenen Leichname gemacht« (Otto Feuerstein). Eine gleichsinnige Auslegung wie dieser katholische Pfarrer

gibt auch der evangelische Theologe Fritz Rienecker in seinem bekannten Buch »Das Schönste kommt noch«. Da heißt es über den fraglichen Text: »Es ist nicht die Rede von toten Menschen, sondern von lebendigen Israeliten in ihrem elenden und gedrückten Zustand während der Gefangenschaft.« Irreführend ist auch die Stelle im Buch Job: »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich werde am Jüngsten Tage von der Erde auferstehen und werde wieder umgeben werden mit meiner Haut und werde in meinem Fleische meinen Gott schauen« (19,25 f). Dazu sagt Otto Feuerstein: »Der hebräische Urtext, den die katholische Bibelübersetzung der Vulgata falsch übersetzt – wie überhaupt die Vulgata, die offizielle katholische Bibelübersetzung, an die zweitausend Übersetzungsfehler aufweist –, lautet ganz anders, nämlich: »Ich weiß, daß mein Erretter lebt und zuletzt auf den Kampfplatz treten wird, und ist gleich meine Haut und mein Fleisch zernagt, so werde ich doch ohne mein Fleisch Gott schauen.«* Also gerade das Gegenteil ist gemeint!

Das Büchlein von Otto Feuerstein »Die Auferstehung des Fleisches« räumt auch sonst alle Mißverständnisse gründlich aus, indem es nicht nur die Fehldeutungen des kirchlichen Dogmas, sondern auch den ganzen Unsinn eines naturwissenschaftlich unmöglichen Vorgangs gebührend an den Pranger stellt. Da lesen wir zum Beispiel: »Die kirchliche Lehre bedenkt vor allem nicht, daß die Stoffe, die den menschlichen Körper zusammensetzen, durch die Verwesung in die Luft und Erde und von dort in Pflanzen und mittels dieser in Tiere und von beiden Seiten aus wieder in andere Menschenleiber gelangen. Dieselben Stoffteilchen können im Lauf der Jahrtausende soundso vielen Menschen angehört haben, die dann alle bei der Auferstehung ein Recht auf sie hätten. Selbst die göttliche Allmacht kann doch nicht das Material, das zwei oder noch mehr Körpern angehört hat, ausschließlich einem einzigen zuteilen, ohne daß dadurch die anderen Leiber unvollständig würden. Würde aber Gott durch seine Allmacht das Fehlende ergänzen, so wäre es eben nicht in allem derselbe Leib, der auferstehen würde – was doch das Dogma behauptet –, sondern in manchem ein anderer.

Ferner vergißt die kirchliche Lehre ganz, daß der Mensch zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Leib hat. Der Leib eines Kindes

* In der revidierten Fassung von 1984, hg. v. d. Evangelischen Kirche in Deutschland und vom Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR lautet der Bibeltext: »Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und als der letzte wird er über dem Staub sich erheben. Und ist meine Haut noch so zerschlagen und mein Fleisch dahingeschwunden, so werde ich doch Gott sehen« (Hiob 19,25 f).

ist ein anderer als der des Jünglings, ein anderer als der des Mannes, ein anderer als der des Greises. Es ist eine wissenschaftlich allgemein anerkannte Tatsache, daß durch den Stoffwechsel mindestens alle sieben Jahre der gesamte Stoff des Leibes bis zum letzten Nervchen und Fäserchen ein ganz anderer geworden ist. Ununterbrochen werden Bestandteile des Leibes ausgeschieden und neue treten an deren Stelle. Der Körper des Zwanzigjährigen weist keinen von den Stoffteilen mehr auf, aus denen der Körper des dreizehnjährigen Knaben zusammengesetzt war. Der Mensch, der siebzig Jahre alt wird, hat tatsächlich mindestens zehn voneinander ganz verschiedene Leiber gehabt. Sollen nun bei der Auferstehung des Fleisches alle von der Kindheit an bis ins hohe Greisenalter innegehabten Leibesformen oder nur die letzte, die verweste allein, wiederbelebt werden?»

Der Apostel Paulus sagt ganz deutlich: »Das aber sage ich euch, Brüder, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erben können, und die Verwesung wird nicht die Unverweslichkeit besitzen« (1. Kor 15,50). Unerlässlich für das Verständnis der »Auferstehung des Fleisches« ist zunächst eine Klarstellung dessen, was mit »Leib« überhaupt gemeint ist. Öfter wird ja auch ganz allgemein das Wort »Auferstehung« für das Herausgehen und Fortleben der Seele in ihrer Ätherhülle, »sei es nun in glücklich-seligem oder unglücklich-unseligem Zustand« (Feuerstein), gebraucht. Das erstere wäre dann nach dem Bibelverständnis eine »Auferstehung der Gerechten« (Lk 14,14), das letztere eine »Auferstehung der Ungerechten« (Apg 24,15).

»Wie stehen die Toten auf, in welchen Leibern?« fragt Paulus. Und er gibt die Antwort: Geradeso wie sich beim Samenkorn, das in die Erde gelegt wird und dort sterben muß, aus seinem Lebenskeim ein entsprechender Pflanzenleib herausbildet (durch eine innewohnende geistige Kraft), so ist's auch mit der Auferstehung der Toten: »Gesät wird ein sinnlicher Leib, auferweckt ein geistiger Leib« (1. Kor 15,35–44).

In des Wortes eigentlichster Bedeutung kann Auferstehung erst dann erfolgen, wenn der Mensch nicht nur eine Wiedergeburt der Seele, sondern auch des Geistes vollzogen hat. Darüber sagt Jesus: »Durch die Wiedergeburt der Seele in ihrem Geiste ist sie mit ihm so gut wie ein Wesen, so wie auch die edleren materiellen Leibesteile einer vollkommenen Seele in den geistig-substantiellen Leib, den ihr das Fleisch der Seele nennen könnt, übergehen, und dadurch auch in den essentiellen des Geistes, worunter zu verstehen ist die Auferstehung des Fleisches an dem jüngsten und wahren Lebenstage der Seele, der dann erfolgt, wenn ein Mensch völlig im Geiste wiedergeboren ist, entweder schon hier in diesem Leben oder, etwas mühevoller und langwieriger, jenseits« (GrEv VIII 24,13).

Aus eigener Erfahrung kann der Prophet Henoeh dem Römer Agricola verdeutlichen: »Als ich viele Jahre einen Leib bewohnte, da ward ich durch die Gnade des Herrn des inneren (geistigen) Lebensweges inne und ging ihn mit größter Beharrlichkeit. Dadurch geschah es in meiner letzten Erdenzeit, daß mein Geist und meine Seele eins wurden, und es ward mir die volle Macht auch über meinen irdischen Leib, so daß ich ihn plötzlich auflösen konnte« (GrEv VII 70,1).

Eine solche »Auferstehung des Fleisches« ist aber nur wenigen Erdenbürgern beschieden. Sie nehmen auch ihren grobmateriellen Körper in die Verwandlung mit hinein. Wie ist das möglich? Darüber belehrt uns Jesus: »Wessen Liebe zu Mir (im Erdenleben) übermächtig ist, der wird dadurch schon im Leibe so verwandelt, daß sein Fleisch vom Feuer seines Geistes alsbald zersetzt, geläutert und in das Leben und Wesen des Geistes aufgenommen wird, ohne daß vorher der Leib (durch den Tod) gänzlich vom Wesen des Geistes getrennt zu werden braucht« (BM 188,10). Ansonsten bestätigt auch der Herr: »Es ist selbstverständlich, daß der irdische Leib, wenn er einmal entseelt ist, nimmerdar auferstehen und in allen seinen Teilen wieder belebt wird. Denn sonst müßten an dem gewissen »Jüngsten Tag« auch alle durch das ganze zeitliche Leben abgelegten Teile, wie Haare, Zähne, Nägel und dergleichen, mit erweckt und belebt werden. Welch ein lächerlichstes Aussehen müßte dann solch ein Leib haben?«! (GrEv VI 54,4).

Wenn durch die Läuterung einer Seele schon auf Erden der edlere Teil des Fleisches mitgeheiligt wird, dann kann auch der Materieleib zu einem großen Teil in die Auferstehung übernommen werden. Die gleiche »Löse« erfährt alle Materie am Ende der Zeiten. Wer sich den durch Stromer-Reichenbach eingeführten und in der Parapsychologie oft verwendeten Odbegriff zu eigen gemacht hat, wird diesen Vorgang voll und ganz begreifen; denn ebenso wie die Seele einen Odkörper besitzt, ist auch der Leib nichts anderes als »verdichtetes Od« (Pfarrer J. Greber), und somit eigentlich ein Stück der Seele, das sich nur in einem tieferen Gericht befindet. Es ist das Bemühen der Seele und des Geistes, auch die grobstofflichen Körpersubstanzen möglichst ganz an sich zu ziehen. Wenn der »reine Geist im Menschen zur Alleinherrschaft« gelangt ist, dann ist auch der physische Leib nicht mehr »eine Mördergrube der Sünde«, sondern er wird zum Tempel des Heiligen Geistes, und dadurch »wird auch des Leibes Fleisch und Blut zum ewigen Leben auferstehen« (GrEv IV 109,5 f).

Der Geist des Menschen als das Urprinzip des Lebens hat für sich genommen nichts zu seiner Vollendung nötig; die Seele aber als die Form des Geistes muß das wieder »in sich vereinigen bis auf das letzte Atom, was ihr einst aus der endlosen Fülle Meiner sie formenden Idee

gegeben ward« (EM 28,5), erklärt uns der Herr. Die vergeistigten Teile des ehemaligen Erdenleibes bilden dann die Außenteile des ätherischen Seelenleibes, sozusagen seine »Umhütung«. In »Von der Hölle bis zum Himmel (Robert Blum)« sagt uns der Herr: »Das geläuterte Fleisch muß der Seele zu einem festen, lebendigen Kleide werden«, ohne das »die Seele nicht die nötige Konsistenz oder Festigkeit besitzen würde« (II 155,14.11). Diese Wiederbringung auch des »letzten Restes« (an Seelenfunken oder Wesensteilen) zur Vervollständigung des ganzen Menschenwesens ist die eigentliche »Auferstehung des Fleisches«, ohne die es keine vollkommene Seligkeit gibt. Eine solche »Komplettierung« vollzieht sich nach der Mitteilung des Herrn im allgemeinen auf der Stufe des Oberen Mittelreiches oder Paradieses im Jenseits, so sie nicht schon auf Erden stattgefunden hat.

Ohne den Erlöser wäre ein solcher Akt unmöglich, da wir aus eigener Kraft nur wenig vermögen. Es ist darum äußerst wichtig, sich mit Christus aufs innigste zu verbinden, denn – wie es in »Von der Hölle bis zum Himmel (Robert Blum)« heißt – »Christus allein ist der Mittler zwischen Gott und der Menschennatur. Durch den Tod Seines Fleisches und durch Sein vergossenes Blut hat er allem Fleische, das da ist die alte Sünde Satans, den Weg gebahnt zur Auferstehung und Rückkehr zu Gott! Christus aber ist die Grundliebe in Gott, das Hauptwort allen Wortes, das da ist Fleisch geworden und dadurch geworden zum Fleische allen Fleisches und zum Blute allen Blutes . . . Kein Wesen und kein Ding kann rein werden durch sich, sondern allein durch die Verdienste Christi, die da sind die höchste Gnade und Erbarmung Gottes. Du allein vermagst nichts, alles aber vermag Christus! . . . In Christus allein wohnt alle Fülle der Gottheit körperlich. Und diese Fülle ist der Vater als die reinste Gottesliebe. Diese ergreife mit deiner Liebe, und sie wird dein Fleisch reinigen und erwecken!« (II 157,9 f).

Einmal stellte ein Mann namens Ebal an den Herrn die Frage: »Von dem Fleischleibe, welcher der Seele hier gedient hat, wird also kein Stäubchen im Jenseits, mit der Seele vereint, zum ewigen Leben auferstehen?« Da antwortete ihm Jesus: »Als Bestandteil der durch Meinen Geist ewig lebenden Seele nicht, da diese zu einem reinen Geiste wird ihrem Innern nach. Aber was da den Umriss ihrer äußeren Form und besonders ihre Bekleidung betrifft, da werden auch die Seelenätherteile ihres diesirdischen Leibes in geistiger Reinheit mit ihr wieder vereinigt, doch von dem groben Leib nicht ein Atom; denn für diesen Leib ist das bestimmt, was für alle Materie der Erde bestimmt ist, die stets so in bessere Naturgeister aufgelöst wird, wie sie ursprünglich aus minder reinen, auf unterster Gerichtsstufe stehenden Naturgeistern zusammengefügt wurde« (GrEv X 9,14).

Noch deutlicher wird der Herr, wenn er ausführt: »Jeder reine Geist wird erst dann vollkommen, wenn er all das Seinige (Leiblich-Seelische) nach der Verwesung wieder in sich aufgenommen hat, welches Aufnehmen die sogenannte Auferstehung des Fleisches ist und den Ausspruch des Paulus rechtfertigt: ›Ich werde in meinem Fleische Gott schauen‹« (EM 40,6). Ja, »auch in den Gräbern geschehen Wunder, die von den Fleischesaugen der Erdenmenschen nicht gesehen und beobachtet werden« (BM 188,16)! Aber – und hier gebraucht der Herr ein Gleichnis –: »Bei zu wenig Wärme schmilzt nicht einmal das Wachs, geschweige das Erz!« (BM 188,14).

Drastisch miterleben können wir eine solche Auferstehung im Jenseits bei dem Revolutionär Robert Blum. Durch seine große Gottesliebe und Jesu unermessliche Gnade wandeln sich seine bisher noch unerlösten fleischlichen Seelenkräfte in himmlische Erscheinungen. Die Sinnbilder des fleischlichen Todes verschwinden und an ihrer Stelle erheben sich mächtige Lichter zum Himmelsgewölbe. Ein leuchtender Engel erscheint und gestaltet aus den erlösten Fleischeskräften ein sternbesätes, himmlisches Gewand für Roberts Seele; sein Kleid der Unsterblichkeit (HH II 161,1 f).

Zu diesem Vorgang hören wir den Herrn über sich selbst: »Ich bin nicht nur der Seele und dem Geiste nach auferstanden, sondern hauptsächlich dem Leibe nach. Denn Meine Seele und Mein urewiger Gottgeist bedurften keiner Auferstehung, da es doch ganz unmöglich ist, als Gott getötet zu werden. – Wie Ich Selbst also dem Leibe nach auferstanden bin als ein Sieger über allen Tod, also müsset auch ihr alle dem Leibe nach auferstehen. Denn Mich, als vollendeten Gott, könnet ihr erst in eurem auferstandenen, geläuterten und verklärten Fleische schauen. Das Fleisch aber ist im Gericht, und dieses muß dem Fleische genommen werden, ansonst es nimmer zur Festigung der Seele dienen kann. – Wie aber Ich aus Meiner höchstgehenden Kraft und Macht Mein Fleisch erweckte, also müsset auch ihr alle euch durch die Kraft Meines Geistes in euch an dieses wichtigste Werk machen und es zur wahren Vollendung bringen. Denn wer wahrhaft Mein Kind sein will, der muß Mir in allem gleichen und alles tun, was Ich getan habe und noch tue und tun werde!« (HH 155,13.15).

Wesentliche Ursache für eine »Auferstehung des Fleisches« bleiben die Werke der Nächstenliebe. Sie werden gleichsam sein »das Fleisch der Seele und sie werden mit ihr auferstehen an ihrem jüngsten Tage als ihr ätherischer Leib« (GrEv V 238,1). Bleibt noch die Frage zu klären: Wie ist es möglich, daß auch der verwesende Leib noch Seelenfunken freigibt für die Komplettierung im Jenseits? Dieses Geheimnis wird uns von Jesus mit den Worten aufgeschlossen: »Auch der menschliche Leib

besteht aus reinen Seelenpartikeln (aus gefallenem Geist- oder Urlebensfunken). Aber jene, die den Leib ausmachen, sind noch grob, arg und unlauter, weshalb sie auch noch zuvor wieder in die Erde kommen, dort verwesen und von da erst aus der Verwesung aufsteigen müssen, um sich zur Komplettierung desjenigen Wesens, dem sie einst leiblich angehörten, anzuschicken, was gewöhnlich in der dritten oder obersten Erdluftosphäre (dem Oberen Mittelreich oder Paradies) sich ergibt« (EM, Kap. 40 u. 28).

Es gibt mehrere Beispiele, besonders im Alten Testament, daß Menschen entweder schon zu Lebzeiten die völlige Verwandlung und Vergeistigung ihres physischen Körpers erreichten (mit einer nachfolgenden »Himmelfahrt«) oder doch wenigstens sehr bald nach ihrem Leibestode. Voraussetzung ist, daß der Betreffende alles Selbstische in seinem Wesen überwunden und in Liebe und Demut umgewandelt hat. »Dadurch wird«, nach den Worten des Herrn, »auch der edlere Teil des Leibes mitgeheiligt, und nahezu alles Fleisch erreicht mit der Seele und dem mit ihr vereinigten Geiste eine Art Verklärung und sogleiche Auferstehung und bildet dann für ewig ein mit Seele und Geist völlig vereintes Wesen. Allein, das erreichen auf Erden nur höchst wenige, – aber kurz nach dem Leibestode recht viele« (GrEv V 184,8).

Im Großen Evangelium Johannes (VIII 128,9) steht der Satz: »Gott kann wohl jegliche Materie, die nichts als Seine durch Seinen Willen festgehaltene Idee ist, auflösen und sie in Geistiges und Unwandelbares zurücktreten lassen, aber vernichten kann Er sie ewig nicht, weil Er Sich Selbst und Seine Ihm ewig klaren Gedanken und Ideen nicht vernichten kann.« Diese Worte decken sich vollständig mit den Ansichten des Apostels Paulus, der alle Natur und Kreatur in den Erlösungsvorgang mit einbezieht. Und schließlich ist der vorausgeschaut »neue Himmel« und die »neue Erde« in der Johannes-Apokalypse schon die Konkretisierung dieser Erwartung. Materie wird zur Auferstehungsleiblichkeit! Bei Paulus wird die Erfahrung des Auferstehungsleibes Christi grundsätzlich übertragen auf jegliche »Auferstehung von den Toten«. Im 1. Korinther 15,50 lesen wir: »Das aber sage ich euch, Brüder: Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben; das Vergängliche erbt nicht das Unvergängliche.« Dennoch spricht auch Paulus von der »Auferstehung des Leibes«, die aber bei ihm etwas anderes ist als die »Wiederkehr der Körper nach der Weise dieser Welt. Leib gibt es für ihn nicht nur in der adamischen Weise des ›seelenhaften Leibes‹, sondern auch in der von der Auferstehung Jesu Christi hervorgebildeten christologischen Weise als Leibhaftigkeit vom Heiligen Geiste her« (Ratzinger). Es ist jener pneumatische Realismus, der in den Worten Jesu zum Ausdruck kommt: »Mein Leib ist eine wahre

Speise, und mein Blut ein wahrer Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm« (Joh 6,56). Entscheidend aber ist die Hinzufügung: »Der Geist ist's, der lebendig macht; das Fleisch ist zu nichts nütze« (Joh 6,63).

Das sogenannte Philippus-Evangelium aus dem 2. und 3. Jahrhundert enthält den Text: »Der Auferstandene ist in der Tat nicht nackt, aber er trägt nicht mehr sein eigenes Fleisch, sondern das Fleisch Christi.« Und hat nicht Christus selbst gesagt: »Ich bin die Auferstehung und das Leben« (Joh 11,25)? Kann man daraus mit J. Ratzinger den Schluß ziehen: »Die Verbindung zu Jesus ist jetzt schon Auferstehung; wo die Gemeinschaft mit ihm hergestellt ist, da ist hier und jetzt die Todesgrenze überschritten. Von da aus ist die eucharistische Rede zu verstehen. In ihr wird das Essen von Wort und Fleisch Jesu, d.h. das Empfangen Jesu in Glaube und Sakrament, als das Genährtwerden mit dem Brot der Unsterblichkeit dargestellt. Die Auferstehung erscheint nicht als ein fernes apokalyptisches Ereignis, sondern als ein Geschehen im ›hic et nunc‹. Überall, wo der Mensch in das Ich Christi eintritt, ist er jetzt schon in den Raum des endgültigen Lebens eingetreten. Die Frage eines Zwischenzustandes zwischen Tod und Auferstehung, etwa einer Unterbrechung des Lebens, kommt gar nicht auf.«?

Origenes unterscheidet am Leib des Menschen »einerseits die stets in Fluß befindliche Materialität, die kaum zwei Tage lang in völliger Identität bestehen bleibt, und andererseits die durchhaltende Form, in der das Individuum sich unverwechselbar ausdrückt. Die Identität des Auferstehungsleibes könne gewiß nicht in dem liegen, was ohnedies sich ständig ändert, sondern in dieser ›Gestalt‹, in diesem ›Charakter‹, den der Mensch ausprägt« (nach Ratzinger). Die Schüler des Origenes führten diesen Gedanken weiter: »Es gehe also nicht um eine Erhaltung des alten Körpers oder um seine Nachbildung, sondern um die Herstellung des Wesentlichen. Die endgültigen Körper werden, so meint man nun, nicht auf dem Zufall irdischer Situationen beruhen, sondern die wesentlichen Körper seien die Idealkörper« (Ratzinger). Bei Thomas von Aquin prägt die Seele den Körper (anima format corpus). Letzten Endes ist es jedoch die höhere Seele, die Geistseele, die das Modell abgibt für jegliche Form von Leib. Die formende Kraft selbst geht immer vom Geiste aus. Aristoteles bezeichnet Materie, die nicht unter einer Form steht, als prima materia. Zu einer toten Physis, die in sich selbst zerfallen muß, wird sie erst dann, wenn der Formbezug durch eine lebendige Seele unterbrochen ist. Ein neuer Status der Materie ist erst zu erwarten, wenn der Mensch in der Wiedergeburt des Geistes eine neue Entelechie erlebt. Sie ist es, die den Pneumaleib schaffen wird in der »Auferstehung des Fleisches«. Und wenn auch »keine irgendwie

konkretisierbaren und in die Vorstellung reichenden Aussagen über die Art des Materiebezugs der Menschen in der neuen Welt und über den Auferstehungsleib« möglich sind, so »gibt es doch die Gewißheit, daß die Dynamik des Kosmos auf ein Ziel zuführt, auf eine Situation, in der Materie und Geist einander neu und endgültig zugeeignet sein werden. Diese Gewißheit bleibt der konkrete Inhalt des Bekenntnisses zur Auferstehung des Fleisches auch heute, gerade heute« (Ratzinger).

Die theologischen Fragestellungen in bezug auf das Leben nach dem Tode müssen sich notwendigerweise mit den Begriffen »Leben« und »Tod« auseinandersetzen; denn die Bibel hat hier ihre eigene Sprache und Tradition, ohne deren Kenntnis uns sehr viele Textstellen nicht aufschließbar sind. Wenn zum Beispiel in der Offenbarung des Johannes der Tod als »der letzte Feind« (15,26) bezeichnet wird, so ist das ein sehr weit zu fassender Begriff; denn im Kapitel 20,13 ff wird ausdrücklich betont, bei der Darstellung des Gerichtes über den Satan: Zuerst muß das Meer, als das mythische Bild für die Unterwelt, die »Toten« herausgeben und dann erst wird alles zusammen, sowohl Tod wie Unterwelt oder Hades, in den Feuersee geworfen und verbrannt. Vorausgegangen ist eine »erste Auferstehung«. – »Selig und heilig ist, wer an der ersten Auferstehung teilnimmt«, heißt es im Text (20,6). – Und schließlich gibt es nach dem tausendjährigen Friedensreich und der neuerlichen Loslassung Satans aus seinem Kerker eine »zweite Auferstehung«. Wer auch daran nicht teilhat, wird den »zweiten Tod« (4) erleiden. Er betrifft alle diejenigen, die nicht im »Buche des Lebens« (15) aufgezeichnet sind. Was ist dieser »zweite Tod«?, haben sich schon viele Christen gefragt. Bedeutet er die völlige Vernichtung einer satanisch gewordenen Seele, für die es keine Aussicht mehr gibt, zu Gott zurückzufinden. Einige Theologen befürworten diesen Gedanken, denn er scheint aus dem Text hervorzugehen. Friedrich Heiler prägt dafür sogar das neue Wort: »Vernichtung«. Eine vollständige Auslöschung einer Persönlichkeit also mit Seele und Geist?

Im Neuoffenbarungswerk wird eine solche Möglichkeit verneint. Wohl kann die Seele eines Menschen, da sie unendlich teilbar ist, wie ein Gewebe aufgetrennt und mit all ihren Bestandteilen in eine andere Seele übergeführt werden; was aber geschieht dann mit dem Geist? Mit jenem unsterblichen Wesen aus Gott, das tatsächlich unzerstörbar ist? Darüber lassen sich keine Spekulationen anstellen, solange der Mund Gottes sich darüber ausschweigt. Mit dem Beginn der Alleinherrschaft Gottes über alle Schöpfung, mit der »neuen Erde« und dem »neuen Himmel«, ist der Tod gänzlich ausgeschaltet. Es gibt nur noch das Leben, das ewige Leben aus Gottes Kraft und Liebe. »Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?« (1. Kor 15,55) konnte Paulus ausrufen.

fen in der Gewißheit, daß Jesus das Leben ist und wir in den Tod Jesu hineingestorben sind; denn der Tod als Tod, sowohl geistig wie physisch, ist durch Jesus überwunden worden. Jesus selbst ist die »Auferstehung und das Leben« (Joh 11,25); das Leben aber hat seinen Ursprung in der Liebe. Sich von Jesu Liebe ergreifen zu lassen, heißt leben. »Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stirbe. Und wer im Glauben an mich lebt, wird in Ewigkeit nicht sterben« (Joh 11,25 f). Diese Worte Jesu an Martha, die Schwester des Lazarus, zeigen den persönlichen Aspekt auf, in dem sich von Christus her die Erlösung vollzieht: »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben« – »Niemand kommt zum Vater denn allein durch mich« (Joh 14,6).

Beide Begriffe, sowohl Tod wie Leben, werden in der Bibel geistig verstanden. Von daher gesehen ist der Tod nicht allein der Schlußpunkt unserer biologischen Existenz. Er ist bereits, wie Joseph Ratzinger sagt, »in der Uneigentlichkeit, in der Verslossenheit und Leere unseres Alltags zugegen«; und der physische Schmerz, »die Krankheiten, die den Tod ankündigen, bedrohen unser wirkliches Leben weniger als das Vorbeexistieren an uns selbst, das die Verheißung des Lebens ins Banale verfließen läßt und am Ende ins Leere führt«. Paulus gibt uns den Trost: »Wir wissen, wenn unser irdisches Zelt abgebrochen wird, erhalten wir ein von Gott erbautes Haus, ein ewiges Haus im Himmel, das nicht von Menschenhand errichtet ist« (2. Kor 5,1). Eine Furcht vor dem Tode oder Angst vor der Parusie scheidet unter diesem Blickwinkel aus; »denn glaubend gehen wir unseren Weg, nicht schauend. Wenn wir aber zuversichtlich sind, dann ziehen wir es vor, aus dem Leib auszuwandern und daheim beim Herrn zu sein« (2. Kor 5,7 f). Für Paulus ist das Leben in dieser Welt »Christus«. Darum hat auch der Tod seine Schrecken verloren, da im »Aufgelöstwerden« das »Sein mit Christus« erst zur vollen Entfaltung kommt. In dieser Hinsicht wird auch bei Paulus, genau wie in den antiken Mysterienreligionen und bei Christus selbst, der irdische Leib als ein »Gefängnis« aufgefaßt.

Zuletzt noch ein Wort über die beiden Begriffe »Jüngster Tag« und »Jüngstes (oder Letztes) Gericht«. Daß diese scharf voneinander zu trennen sind, wurde bereits früher angedeutet. Wir müssen uns vor allem abgewöhnen, von einem »Jüngsten Tag« in dem Sinne zu sprechen, als erfolge dieser im Zusammenhang mit dem sogenannten Letzten Gericht; jenem Dies irae, der für die Endzeit angekündigt ist und die ganze Menschheit treffen wird. Was wird nun aber wirklich geschehen beim eigentlichen »Jüngsten Tag«? Die Antwort Jesu lautet: »Wer Meine Lehre diesseits vollernstlich annimmt, der wird die Brücke (zur himmlischen Welt) schon im Leibe überschreiten. Wer aber auf der Erde Meine Lehre nur lau, unvollständig oder gar nicht annimmt, der

wird in großer Nacht in jener Welt anlangen, und es wird ihm sehr schwer werden, diese Brücke zu finden. Den Menschen aber, die diesseits von Meiner Lehre nie etwas erfahren, werden jenseits Führer gegeben, die sie zu dieser Brücke leiten. Folgen die Unwissenden ihren himmlischen Führern, so sollen auch sie über diese Brücke zum wahren, ewigen Leben kommen. Verbleiben sie jedoch hartnäckig bei ihrer (heidnischen) Lehre, so werden sie aus ihrem Lebenswandel nach ihrer alten Lehre nur geschöpflig gerichtet und können zur Kindschaft Gottes nicht gelangen« (GrEv I 81,11 f).

Wenn die katholische Kirche ein »Sondergericht« annimmt, das jede persönliche Seele sofort nach ihrem Tode zu erwarten hat, so ist sie damit auf der richtigen Spur; sie darf aber nicht außerdem noch von einem allgemeinen Weltgericht sprechen, das es in diesem Sinne gar nicht gibt. Denn, »was hätte es für einen Sinn«, fragt Dr. W. Lutz im Anschluß an die Neuoffenbarung, »alle Menschen, die je auf Erden gelebt haben, zu einem bestimmten Zeitpunkt vor die Person Jesu, des allgemeinen »Weltenrichters«, zur Aburteilung treten zu lassen? Stehen wir denn nicht täglich, ja in jedem Augenblick, vor Gottes Angesicht? Haben wir nicht ständig in unseren Herzen die richtende Stimme und in unseren inneren und äußeren Verhältnissen das Gericht? (vgl. Röm 2,7 ff). Sind wir nicht schon in diesem Leben und nicht minder im jenseitigen zu jeder Stunde entweder in Gott und selig, oder fern von Gott und dadurch unselig?!

Wohl hat Jesus zu verschiedenen Gelegenheiten (besonders Mt 11,24 u. 25,31 ff) gleichnisweise von einem »allgemeinen Gericht« gesprochen; allein diese Stellen der Schrift beziehen sich – sofern sie überhaupt getreu überliefert sind – offensichtlich nicht auf ein jenseitiges allgemeines Gericht an einem »Jüngsten Tage«, sondern auf die geistige Scheidung der Gottes- und der Weltmenschen bei der geistigen Wiederkunft des Herrn auf unsere Erde! Da wird es in der Tat einmal heißen für die liebetätigen Gottesmenschen: »Kommet her, ihr Gesegneten, ererbet das Reich, das euch bereitet ist!« Und für die selbstischen Weltmenschen: »Gehet hin, ihr Verblendeten, in das ewige Feuer der Gottesferne, das bereitet ist dem Teufel und seinem Anhang!«

Die auf Daniel 12,2 sich gründende Vorstellung der Pharisäer von einer allgemeinen Auferstehung an einem »Jüngsten Tage«, hat der Herr selbst der Martha von Bethanien gegenüber berichtet; denn als diese zu ihm sagte: »Ich weiß wohl, daß er (Lazarus) auferstehen wird in der Auferstehung am Jüngsten Tage!«, da entgegnete ihr Jesus: »Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe! Und wer da lebt und glaubt an mich, der wird niemals sterben!« (Joh 11,25). Damit ist deutlich gesagt, daß es einer

allgemeinen Auferstehung an einem jüngsten Tage und einer Zuspriechung oder Absprechung des ewigen Lebens an einem allgemeinen Weltgericht nicht bedarf, sondern daß einem jeden Menschen schon durch seinen Glauben (d.h. natürlich den wahren, allein gültigen, der »durch die Liebe tätig ist«, Gal 5,6) die Auferstehung und das Leben in Jesu Christo gegeben ist im Diesseits wie im Jenseits.« (Dr. Walter Lutz, »Die Grundfragen des Lebens«)

7. Der Glaube an das ewige Leben

a) Der unsterbliche Wesenskern des Menschen

Der Glaube an ein »ewiges Leben« ist allen Religionen gemeinsam. Nur scheinbar bildet die buddhistische Lehre vom Nirwana in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Wer sich jedoch gründlich genug mit ihr befaßt, kommt unfehlbar zu dem Schluß, den auch die besten Kenner des Buddhismus immer gezogen haben und den Hans Küng in seinem Buch »Ewiges Leben« in die Worte kleidet: »In keiner der beiden großen buddhistischen Schulen wird das Nirwana völlig negativ aufgefaßt, als Nichts schlechthin. Man ist im Theravada und erst recht im Mahayana positiv davon überzeugt, wie einer der besten westlichen Kenner des Buddhismus, Edward Conze, formuliert, »daß das Nirwana ewig sei, beständig, unvergänglich, unbeweglich, weder dem Altern noch dem Tode unterworfen, ungeboren und ungeworden; daß es Macht, Segen und Seligkeit bedeute, daß es ein rechter Zufluchtsort sei, ein Obdach und ein Platz unangreifbarer Sicherheit, die wirkliche Wahrheit und die höchste Wirklichkeit. Daß es das Gute sei, das höchste Ziel und die einzige Erfüllung unseres Lebens, ewiger, verborgener und unbegreiflicher Friede.«

Nach hinduistischer Auffassung ist die Unsterblichkeit der Seele an die Unsterblichkeit des wahren, göttlichen Selbstes (Atman) im Menschen geknüpft. Bedauerlicherweise kennt das kirchliche Lehramt diesen »Geistfunken« – oder »Gottesfunken«, wie er sowohl in der Mystik wie auch bei Jakob Lorber genannt wird – nicht. Karl Rahner zum Beispiel betont in seinem »Kleinen theologischen Wörterbuch«, daß die Lehre von der Trichotomie des Menschen (d.h. seine Dreieinheit von Leib, Seele und Geist) vom kirchlichen Lehramt verworfen wird. Es ist folgerichtig, daß die Reduzierung des Menschenwesens allein auf Seele

und Leib gerade mit dem Unsterblichkeitsgedanken in Konflikt geraten muß. Dabei entsteht die Frage: Dürfen wir von vornherein annehmen, daß die Seele für sich genommen ewig weiterlebt, daß sie unsterblich ist im Sinne der Fortdauer einer Persönlichkeit auch nach dem Tode?

Die Athanasie (oder Immortalität) wird manchmal auch so verstanden, daß man als Person nur in den Gedanken der Nachwelt weiterexistiert. So sprach zum Beispiel der Marxist Ernst Bloch in seinem bekannten Buch »Das Prinzip der Hoffnung« von einem »Eingeschränktheitsein in den Herzen der Arbeiterklasse«. Eine solche Denkweise unter Ausschluß eines persönlichen Weiterlebens ist nur möglich, wenn man Denken, Fühlen und Wollen des Menschen (d.h. seine höheren Seelenkräfte) als bloße Funktion materieller Gegebenheiten auffaßt.

Was Agnostiker reinsten Wassers von der Seele noch übriglassen, ist allein ihr vegetativer Teil, die bloße Vitalseele, die sie mit Pflanze und Tier gemeinsam hat. Natürlich erscheint deren Unsterblichkeit von vornherein fragwürdig. Man muß jedoch ein schlechter Beobachter sein, wenn man neben derselben nicht auch eine Geistseele im Menschen erkennt. Thomas von Aquin unterscheidet bekanntlich, im Anschluß an Aristoteles, sehr genau die Geistseele von dem vegetativen und sensitiven Teil der Anima; denn gerade sie macht ja den unsterblichen Wesenskern des Menschen aus.

Mit der Geistseele beschäftigt sich vor allem die indische Philosophie. Man läßt dort den Begriff Atman – was ursprünglich »Hauch« oder »Atem« bedeutet – mit dem Wesen des »wahren Selbst« identisch sein. Es ist dies eine Annäherung an die Neuoffenbarung. »Atman ist also der innerste Kern unseres eigenen Selbst, auf den wir stoßen, wenn wir vom Menschen als Erscheinung zunächst die körperliche Hülle wegdenken, von dem verbleibenden lebenshauchartigen Selbst (das wir etwa »Psyche« nennen könnten) aber wiederum alles abrechnen, was Wollen, Denken, Fühlen, Begehren ist.« So lesen wir in der »Kleinen Weltgeschichte der Philosophie« von Hans Joachim Störig. In der Weiterbildung indischen Denkens durch die Upanishads wird Brahman und Atman schließlich gleichgesetzt: »Damit gibt es überhaupt nur eine wahre Wesenheit in der Welt, die, im Weltganzen betrachtet, Brahman, im Einzelwesen Atman heißt. Das Weltall ist Brahman (Gott), Brahman aber ist der Atman in uns.«

Für typisch europäisches Denken blieb das Wesen der Seele immer faßbarer als das des Geistes. Man klammerte sich an den Substanzbegriff und billigte der Substanz die Eigenschaften eines ganz feinen Stoffes zu. Diese Vorstellung setzt bereits bei den Vorsokratikern ein und reicht bis in die Zeit der Romantik. Wilhelm Wundt machte bedeutende Vorstöße in dieser Richtung durch seine »Physiologische Psycho-

logie«, und Ludwig Klages schließlich behauptete von der Seele, sie sei die Trägerin der »rhythmisch fließenden kontinuierlichen Lebensvorgänge«. Für die Gegenwartspsychologie ist die Seele die Trägerin des Unbewußten und der Ausdruck derjenigen Struktureigenschaften (»Gestaltqualitäten«) des Mikrokosmos, die dessen Teilen ihren individuell besonderen Rang, ihre »Gewichtigkeit« und ihre »Dynamik« verleihen.

Daß der Mensch eine »lebendige Seele« ist, sind Worte der Genesis, die zunächst nur einen Teilaspekt seines Wesens betreffen. In der zweiten biblischen Schöpfungsgeschichte (Genesis 2,7) heißt es: »Jahve-Elohim bildete den Menschen aus Erde vom Ackerboden (haphar min ha adamah) und blies ihm den Lebensodem (neschama) in die Nase; so wurde der Mensch zu einem lebenden Seelenwesen (nephisch).« Wie der Schöpfergeist Gottes, der Creator spiritus, aus dem Wesen Gottes hervorströmt auf die Weise, wie der Windhauch oder Sturm aus der Atmosphäre (darum auch das Wort Pneuma!), so ist der Mensch als ein Hauch (neschama) oder Odem Gottes, wie auch als lebendiges Seelenwesen (nephisch) ein Teil des Schöpfers selber. Er ist leibhaft, seelenhaft und geisthaft zugleich. Auf den Leib deutet das Wort der Schöpfungsgeschichte »Erde vom Ackerboden«, auf die Seele das Wort »lebendes Seelenwesen« und auf den Geist der Ausdruck »Lebensodem Gottes« hin.

Während das Ökumenische Konzil zu Konstantinopel (869 n. Chr.) formulierte: »Das Alte und Neue Testament lehren, der Mensch habe eine denkende und geistige Seele (logikän kai noeran psychän)«, stellt Fr. W. Schaaflhausen in seiner zweibändigen deutschen Geschichte (»Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen«) fest: »Davon, daß das Neue Testament nur von einer denkenden und geistigen Seele gesprochen habe, kann nicht die Rede sein.« Wir müssen auch der Triebseele als dem Sitz der Leidenschaften im Menschen eine Eigenexistenz zuerkennen. Von der Triebseele wird vor allem der Psychiker in seinem Handeln bestimmt. Der Sarkiker endlich, der reine Körpermensch, hat sein Ich-Zentrum im physischen Leib. »Als wirklich gilt ihm nur das physische Sein. Er ist als Weltmensch ganz der Finsternis des äußeren Daseins verfallen. Darum sieht er auch in Welt und Mensch nur das niedere Wesen und nennt das reale Lebenserfahrung; er steht, wie er sagt, mit beiden Beinen fest auf der Erde und lehnt alle religiöse Erfahrung als Phantastik ab« (A. Schult).

Die Trichotomie des Menschen ist fest verankert in den Worten des Paulus: »Unversehrt bleibe euch Geist samt Seele und Leib bewahrt« (1. Thess 5,23). In der altindischen Philosophie ist der Mensch sogar ein sechs- bis siebengliedriges Wesen. In der Taittiriya-Upanishad

heißt es: »Der menschliche Leib, der kraft der Nahrung besteht, ist die körperliche Hülle des Selbst. Von der sichtbaren Hülle verschieden ist die Lebenshülle (der Ätherkörper). Sie ist umgeben von der Leibeshülle und hat die gleiche Gestalt. Die Lebenshülle ist die lebendige Stütze der Leibeshülle. Von der Lebenshülle verschieden ist die Gedankenhülle (der Seelen- oder Astralleib). Sie ist von der Lebenshülle (dem Ätherkörper) umgeben und hat die gleiche Gestalt. Die Gedankenhülle (der Seelen- oder Astralleib) ist die lebendige Stütze der Lebenshülle (des Ätherkörpers). Von der Gedankenhülle (dem Seelen- oder Astralleib) verschieden ist die Erkenntnishülle (der Mentalkörper). Sie ist von der Gedankenhülle (dem Seelen- oder Astralleib) umgeben und hat die gleiche Gestalt. Von der Erkenntnishülle (dem Mentalkörper) verschieden ist die Umhüllung des Ich (die aus Wonne bestehende Hülle oder der Kausalkörper). Sie ist von der Erkenntnishülle (dem Mentalkörper) umgeben und hat die gleiche Gestalt. Über alle Hüllen erhaben ist das Selbst (der Atman, der Gottesfunke).«

Arthur Schult sagt in einem Überblick über die verschiedenen Aufgliederungen des Menschenwesens: »Die einfachste ist die Zweigliederung in Leib und Seele. Sie dringt am wenigsten tief, hat aber auch heute noch eine gewisse Berechtigung, da die Mehrzahl der Menschen Seelen-Menschen sind, in denen der Geist sich erst langsam durchringt. Grundsätzlich wichtiger ist die aus der esoterischen Mysterienweisheit stammende Dreigliederung nach Leib, Seele und Geist. Sie erfaßt im Großen die menschliche Wirklichkeit in allen ihren Zusammenhängen nach Höhe, Mitte und Niederung, als Hölle, Zwischenreich und Himmel und läßt uns den Menschen erleben als Spiegelbild der trinitarischen Gliederung von Gott und Kosmos. Allerdings birgt sie in sich die Gefahr, daß das Ich des Menschen einerseits nicht klar genug unterschieden wird von der Triebseele, die wir mit dem Tier gemeinsam haben, und andererseits nicht deutlich genug gesondert wird vom göttlichen Geist, vom Gottesfunken, der in uns wohnt.

Die Verwechslung des Ich mit dem göttlichen Geist, dem Gottesfunken, macht den Menschen leicht überheblich. Wer sein Ich mit dem Gottesfunken identifiziert, den Gottesgeist als sein Zentrum betrachtet und meint, der Mensch sei ein göttliches Wesen in kosmischen und irdischen Hüllen, der wird notwendig luziferisch. Bei der Verwechslung des Ich mit dem Seelenwesen aber vergewaltigt die menschliche Triebseele das Ich und damit gewinnt dann das den Menschen tragende Tier die Oberhand, so daß er das irdisch-tierisch Begründete an sich selber für sein Wesentliches hält. Er läßt das Menschentier in sich wachsen und nennt das Erwachsenwerden. Damit verfällt er der Finsternis des äußeren Daseins, den ahrimanischen Mächten; und dieses äußere Da-

sein nennt er das Leben, während es in Wirklichkeit der Tod des höheren Lebens ist. Weil in ihm der Gottesfunke seine Leuchtkraft verloren hat, sieht er auch in Welt und Mensch nur noch das niedere Leben und nennt das Lebenserfahrung, Welt- und Menschenkenntnis.« (In »Vom übersinnlichen Wesen des Menschen«)

Zur weiteren Klärung fügt der Verfasser noch hinzu: »Da auch das höhere Ich, das Geist-Ich des Menschen, dem Sündenfall unterliegt, ist Heilung nur möglich durch das Gottes-Ich, den Gottesfunken, durch das Gesetz des Lebensgeistes in Jesus Christus (nomos tou pneumatos tās zoās en christo jā sou – Röm 8,2).« – Daß Paulus nicht nur eine Dreiteilung, sondern auch eine Vierteilung des Menschen kennt, wird daraus ersichtlich, daß er den Geist zweifach teilt in Menschengestalt und Gottesgeist. A. Schult sagt darüber: »Der Mensch ist nach der Anschauung des Paulus nicht nur mit Körper und Seele, sondern auch mit seinem Geist dem Sündenfall erlegen.«

Leib, Seele, Eigengeist und Gottesfunken in ihrer ursprünglichen biblischen Vierteilung ergeben ganz andere Perspektiven als die kirchlich-dogmatische Zweigliederung von Seele und Leib. Bei Jakob Böhme wird der Geist des Menschen sogar noch dreifach unterteilt, zur besseren Verständlichmachung des Sündenfalls. Er unterscheidet: 1. den animalischen Geist (das gewöhnliche Menschen-Ich); 2. den siderischen Geist (das ins Kosmische geweitete Bewußtsein des Menschen) und 3. den göttlichen Geist (den Gottesfunken). Nur animalischer und siderischer Geist unterlagen dem Sündenfall. Überaus wichtig ist daher eine grundlegende Erkenntnis, die jeder Christ aus diesen Zusammenhängen ziehen sollte. A. Schult definiert sie folgendermaßen: »Nicht nur in seinem animalischen Geist, seinem irdischen Ich, ist der Mensch Luzifers Einfluß erlegen, sondern auch in seinem höheren Ich, dem siderischen Geist, dem ins Kosmische geweiteten Bewußtsein. Wer nicht den göttlichen überkosmischen Geist, den vom Sündenfall frei gebliebenen Gottesfunken in sich aktiviert und steckenbleibt im siderischen, kosmischen Bewußtsein, der kann nicht die rechte Schau gewinnen von den Zusammenhängen zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos.«

Östliche Religionen, und auch die von ihnen abgeleiteten Lehren der Theosophie und Anthroposophie, erreichen diese Höhe der Erkenntnis nicht, da sie den siderischen Geist des Menschen, die Erlangung des kosmischen Bewußtseins, als höchstes Ziel ihrer Erlösungsbemühung ansehen. J. Böhme unterscheidet dagegen drei Geburten: 1. die innerste Geburt in Gott; 2. die siderische Geburt im Kosmos; 3. die äußerste Geburt im irdischen Dasein. »Denn als der Mensch in Sünde fiel, da ward er aus der innersten Geburt in die anderen zwei gesetzt. Die umfingen ihn bald und inqualierten mit ihm und in ihm als ihrem Eigen-

tum. Der Mensch empfing alsbald den Geist und alle Gebärung der siderischen und auch der äußeren Geburt. Höre, es gehört etwas mehr dazu: ein animalischer Geist muß vorher mit der innersten Geburt in Gott inqualieren und im Lichte stehen, damit er die siderische Geburt recht erkennt und eine freie Pforte in alle Geburten hat. Anders wirst du nicht heilige und rechte Philosophie schreiben, sondern wirst als ein Spötter Gottes erfunden werden« (in »Morgenröte im Aufgang«).

In der Mehrdimensionalität von Mensch und Kosmos erweist sich die natürliche Welt nur als Spezialfall einer höheren Wirklichkeit, als Hülle eines feineren ätherischen Organismus, der seinerseits wieder von einer seelisch-astral und rein geistigen Kraftsphäre umschlossen wird. Diese Tatsache geht bereits aus den angeführten Upanishad-Texten hervor. Bei Novalis stehen die Worte: »Der Stoff der Stoffe ist Kraft; die Kraft der Kräfte ist Leben; das Leben des Lebens ist Seele; die Seele der Seele ist Geist; der Geist der Geister ist Gott« (in seinen »Fragmenten«). Alle diese Welten trägt der Mensch in sich: die physische, die ätherische, die astrale, die mentale und die göttlich-geistige. Einer »physica terrestris« entspricht eine »physica coelestis«, und auf beiden Ebenen bewegen sich die Mantiker aller Zeiten. Der bekannte Satz von Pascal: »Der Mensch ragt unendlich weit über den Menschen hinaus«, geht aus der Erfahrung des Mystikers hervor. Allein durch vollkommene Selbsterkenntnis gelangen wir auch zur Gotterkenntnis. Darum ist ja auch das Bemühen, Atheisten einen annehmbaren Gottesbegriff beizubringen, so lange vergeblich, als diese nicht auf die Tiefenschichten ihrer Existenz gestoßen sind.

Bei Jakob Lorber wird uns gesagt: »Ohne vollkommene Selbsterkenntnis ist es auch unmöglich, ein allerhöchstes Gottwesen als den Grund allen Seins wahrhaft zu erkennen.« Die Erlangung des kosmischen, sogenannten supramentalen Bewußtseins durch Anstrengung des Eigengeistes im Menschen ist erst noch eine »Wiedergeburt der Seele« und nicht des Geistes. Sie kann zwar in hohe paradiesische Gefilde führen, in das eigentliche Reich Gottes, den Himmel als das Vollendungsziel unseres Menschseins, erhebt sie sich nicht. Kein Mensch kann aus eigener Kraft, wie die Theosophen meinen, zur Erlösung gelangen. Vollkommen werden »wie der Vater im Himmel« können wir nur durch den Erlöser, der unserem Eigengeist seinen göttlichen, niemals gefallenem Gottesgeist oder Gottesfunken einsenkt. Ja, das bewußte Christsein fängt in Wirklichkeit erst dort an, wo man den Eigengeist von dem Gottesgeist (Gottesfunken), und ebenso die »Wiedergeburt der Seele« von der »Wiedergeburt des Geistes« zu unterscheiden weiß; aber auch den Kosmos mitsamt seinem Urkosmos, dem Archäum, von dem »Überkosmos«, dem Himmel.

Die bekannte Dichterin Edith Mikeleitis hält uns vor Augen: »Auch in den anderen Weltreligionen – z. B. Buddhismus und Hinduismus – finden wir die Notwendigkeit einer Entwicklung der Seele (Seelenwanderung), doch bleiben sie auf halbem Wege, der Wiedergeburt der Seele, stehen. Da Buddha vor Jesus gelebt hat, konnte er nur bis zum Nirwana-Glauben, einem unpersönlichen Gottleben, gelangen. Nur das Christentum schlägt die Brücke zum anderen Ufer, wo Gott und Mensch sich anschaulich gegenüberstehen und in Gemeinschaft wirken. Der Baumeister der Brücke ist Jesus Christus« (in »Der Plan Gottes«). Der Herr selbst bestätigt diese Worte im Großen Evangelium Johannes mit dem Hinweis: »Die Wiedergeburt des Geistes ist nur möglich durch den Glauben an Mich, da Ich wahrlich Christus bin, der Gesalbte, dem alle Kraft und Herrlichkeit des Vaters gegeben worden ist, damit die Menschen durch den Sohn glücklich und selig werden. Ich bin die Pforte – eine andere gibt es nicht! Wer die Wege zum Himmel betreten will, ohne Mich kennen zu wollen, der kann wohl einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen, nie aber in klare, anschauliche Gemeinschaft mit Gott selbst gelangen« (GrEv XI 52,6).

Tatsächlich ist es so, wie Edith Mikeleitis feststellt: »Ehe der Herr sich in Christus offenbarte, hätte kein Sichmühen menschlicherseits dem mächtigen Materiewall widerstehen können, der zwischen Schöpfung und Schöpfer lag. Nur vor der sündlosen Opfertat des menschgewordenen Gottes wich die Mauer der Gefangenschaft im Fleisch und gab die Brücke zur geistigen Welt frei. Es durfte keinen noch so kleinen Raum geben, der in die Erlösung nicht mit einbegriffen war. »Niedergefahren zur Hölle« zeugt für die allumfassende Erlöserschaft Jesu Christi. Jesus mit den großen Religionsstiftern gleichzusetzen, gehört zu den Ausflüchten, die der Mensch gern macht, um dem vollen Anspruch zu entgehen: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!«

Christus als der Mittler ist zugleich auch der ewige Logos: »Durch ihn ist alles geschaffen, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare . . . , es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen. Und er ist vor allem, und es besteht alles in ihm« (Kol 1,16f). Der Mensch kann nur dann ein Mikrologos werden, das heißt, ein Ebenbild Gottes, wenn er sich mit dem Logos selbst verbindet; das aber heißt auch nach der Bibel: »Allen denen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, die an seinen Namen glauben« (Joh 1,12). Ein neues Menschenbild wurde uns durch Christus geschenkt, wie wir es vordem nie ersahen. Dies ist unsere große Hoffnung auf die Zukunft hin. Die personale Vereinigung zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen ist die besondere Botschaft des Christentums. Eben darin besteht auch sein einzigartiger Erlösungscharakter. Um so notwendiger

wäre es gewesen, daß die kirchlich dogmatischen Formulierungen des Menschenwesens, wie diejenigen des Achten Ökumenischen Konzils von Konstantinopel, nicht nur von einer »denkenden und geistigen Seele« sprechen. Gerade die personale Verbindung mit dem Logos erfordert die Herausstellung des wichtigsten Wesensgliedes im Menschen, seines Geistes; wobei natürlich Eigengeist und Gottesgeist (göttlicher Geistfunke) scharf auseinanderzuhalten sind.

Das Versäumnis hat sich im Laufe der Geschichte auch gründlich gerächt. Mit dem Fallenlassen der Trichotomie war die Sicht versperrt auf ein pneumatisches Christsein. Der Psychiker gewann die Oberhand, womit man teilweise unter die Stufe vorchristlicher Mysterienreligionen hinabsank, denn dort war die Trinität des Menschen von Leib, Seele und Geist noch eine Selbstverständlichkeit. Wo die Ausrichtung auf den Geist nicht mehr gepredigt wird, gibt es ganz von selbst die Unterbrechung in der Beziehung des Menschen zum Kosmos. Astrologie und Astrologie als Symbolwissenschaften verlieren dann ihre Bedeutung. Die drei Weisen aus dem Morgenland bleiben unverstanden. Der Pneumatiker als der »Erwählte« und »Wiedergeborene im Geiste« wird auf die Seite gedrängt. Damit wird auch der Pfingstgeist lahmgelegt.

Nach urchristlicher Auffassung ist nur der Pneumatiker der wahre Christ, als lebendiger Zeuge einer neuen Heiligkeit. Montanus (um 150 n. Chr.) nennt ihn sogar den »Übermenschen«. Im Worte Mönch, das vom griechischen »Monachos« herkommt, d. h. der »Einzigartige«, steckt die gleiche Bedeutung. Professor Ernst Benz sagt darüber aus: »Die Idee des Übermenschen ist eine durchaus genuine christliche Idee, die von charismatischen Menschen entwickelt wurde, die sich in der Geisterfahrung in einer unvorstellbaren Weise über das normale Menschsein emporgehoben fühlten und gerade darin die Gnadenwirkung Gottes und des Geistes sahen. Diese höchste aristokratische Geltendmachung gehört zum Selbstbewußtsein des christlichen Charismatikers, der sich durch die Geisterkenntnis und seine charismatischen Kräfte weit über die Stufe des sarkischen und psychischen Menschen hinausgehoben weiß und in dem die zukünftige Erhöhung des Menschseins bereits jetzt zur Wirklichkeit wird« (in seiner Schrift »Der Übermensch«).

Zwar pflegt man gewöhnlich als Ersatz für den abgeschriebenen Geist eine höhere Seele von einer niederen Seele zu unterscheiden; doch die Definition genügt nicht. Nach Thomas von Aquin ist die menschliche Seele zwar das erste und immanente Prinzip der intellektuellen Betätigung; dabei begeht er aber den unbegreiflichen Fehler, von ihrer »Substantialität« eine gänzliche Unkörperlichkeit abzuleiten. Mag

diese intellektuelle Seele zugleich auch die Wesensform im Menschen, die Form seines Leiblichen darstellen, es mangelt dieser Begriffsbestimmung die entscheidende Verankerung im sinnhaften Bereich.

Über die Seele sagte einst Sokrates: »Die Seele umschließt in sich alles, und wer seine Seele kennt, kennt alle Dinge; wer aber unwissend um seine Seele ist, ist unwissend um alle Dinge.« Die kosmische Größe der menschlichen Seele kommt erst recht in einem Fragment des Hermes Trismegistos zum Ausdruck. Die Mysterienworte lauten da: »Horchet hinein in euer Innerstes und richtet den Blick auf die Unendlichkeit von Raum und Zeit! Da vernehmt ihr den Sang der Sterne, die Stimmen der Zahlen und die Harmonien der Sphären. Jede Sonne ist ein Gedanke Gottes und jeder Planet ein besonderer Ausdruck dieses Gedankens. Den göttlichen Gedanken zu erkennen, o Seelen, stiegt ihr herab und erklimmt unter Pein und Schmerz wieder den Pfad der sieben Planeten und ihrer sieben Himmel. Was ist die Botschaft der Sterne, was sagen die Zahlen, was die kreisenden Sphären? O ihr verlorenen und ihr geretteten Seelen! Sie sprechen, sie singen, sie kreisen, sie wirken euer Geschick.« –

Was weiß die heutige Psychologie über die Seele auszusagen? Zunächst kannte sie nur das wache Denkbewußtsein und blieb, wenigstens im 18. Jahrhundert, einseitig rational ausgerichtet. Bis Tiefenpsychologie und Parapsychologie auch in das Reich des Unterbewußten eindringen mit seinen sehr verschiedenen Ebenen. Längst vorher schon hatte die schlichte Seherin von Prevorst (Friedrike Hauffe) aus ihrer Kenntnis der Tiefenschichten seelischer Erfahrung heraus das Urteil gefällt: »Die niederste Tätigkeit ist das Denken, und alle Philosophen, welche den reinen Gedanken oder die reine Form des Denkens zuoberst stellen, stehen auf der niedersten Stufe, indem sie gerade das, was die Kraft, die Fülle und das Leben in den Gedanken bringt, über seiner Form vergessen. Licht, Leben und Liebe sind nicht Erzeugnisse des Denkens, sie haben eine höhere Quelle im Menschen und beseelen erst den Gedanken. Wäre die Freiheit und das geistige Schauen nicht so sehr verkannt und nicht immer das äußerste Gesetz und das Wissen über jene hinaufgestellt worden, so würde die Philosophie der göttlichen Dinge schon längst einen anderen Charakter haben und nicht an den leeren Vernunftformen hängen geblieben sein.«

Im wachen Bewußtsein des Menschen herrscht das rationale, logische Denken vor. Für intuitives Denken, das Goethe mit dem Wort »Vernunft« bezeichnet hat, öffnet sich bereits ein Raum des Unbewußten. Zwei Stufen müssen wir da unterscheiden: die niedere Ebene des persönlichen Unbewußten und die höhere Ebene des überpersönlichen Unbewußten. Das eine enthält die ganze subjektive Erfahrungswelt von

Leidenschaften, Trieben und Komplexen aller Art; das andere die objektive Welt der Archetypen (Urbilder), die im allgemeinen nur dem höher entwickelten Menschen zugänglich ist. Das eine ist nach der Individualpsychologie Freuds und Adlers zugleich der »Ort der Dämonen«, eine Zwischenwelt zwischen Mensch und Tier; das andere hat uns vor allem der Züricher Psychologe C. G. Jung erschlossen in seinem Werk »Von den Wurzeln des Bewußtseins – Studien über den Archetypus«. Der Homo sapiens mit seiner tiefen, alle Völker- und Rassenunterschiede aufhebenden Verwurzelung im Ewigen wird hier konstituiert. Diese Sphäre des menschlichen Überbewußtseins offenbart uns sowohl den kosmischen wie den überkosmischen Aspekt des Menschen. Nur in letzterem kann nach christlicher Auffassung das Urbild des Menschen voll erstrahlen.

Erst die Parapsychologie hat den menschlichen Seelenraum am weitesten aufgeschlossen. Durch sie geschah auch jene Richtigstellung, die nach der unvollständigen Definition der Seele durch den Aquinaten so bitter not tut. Man erfuhr nämlich auf experimentellem Wege, daß die Seele auch einen Leib hat; natürlich nicht einen grob-materiellen, wie wir ihn in diesem Erdenleben mit uns herumtragen, sondern einen feinstofflichen, sogenannten Ätherleib als Bindeglied zwischen Seele und Körper (bei Justinus Kerner und Jakob Lorber auch »Nervengeist« genannt). Schon die Vorsokratiker in der griechischen Philosophie hatten der Seele als Substanz auch die Eigenschaften eines ganz feinen Stoffes zugeschrieben. Mit der Erfahrung des sogenannten Doppelgängers bestätigte sich auch die Auffassung des dynamistischen Seelenglaubens von einer Art Kraftstoff, welche der Seele zu Grunde liegen müsse. Daß die Seele »im Blute« sei, hören wir schon bei Moses. Kein Wunder, denn die Erfahrung lehrt, daß mit dem ausströmenden Blut und mit dem Aussetzen des Pulsschlages der Körper entseelt daliegt. Dasselbe gilt von dem letzten Atemzug, weshalb die Seele auch mit dem Begriff Atem oder Hauch in Verbindung gebracht wird. Das Doppelgängerphänomen erweist außerdem, daß die Seele das Abbild ihres Trägers sein müsse, als sogenanntes Eidolon. In ihm wird die Lösbarkeit der Seele vom Körper am deutlichsten sichtbar (ebenso aber auch im Traum, bei der Vision und bei der Ekstase).

Über die Wechselwirkung zwischen Seele und Körper werden wir am besten unterrichtet durch die christliche Prophetie. Als ein überaus reich zusammengesetztes Wesen wird die Seele dabei charakterisiert: »Unzählbare Myriaden von Lebensfunken oder, wie es bei Lorber oft heißt, »Spezifika« der verschiedensten Art sind in der Seele wie die Nebenbläschen in einer großen Wolke oder die Funken in einer Flamme zu einer Gesamtintelligenz vereinigt«, lesen wir bei Dr. W. Lutz in seinem Werk »Grundfragen des Lebens«.

Die bekannte Lebensausstrahlung oder Aura der Seele (bei Lorber meist »Außenlebenssphäre« genannt) kann sich erst in der geistigen Wiedergeburt zur Vollkraft entfalten. Der »Heiligenschein« ist von daher gesehen eine Realität und nicht nur ein Symbolzeichen. »Unverdor bene Menschenseelen«, so sagt der Herr bei J. Lorber, »wirken mit ihrer Lebensausstrahlung wie Sonnen auf die Pflanzen und Tiere ihrer Umgebung« (GrEv IV 216,1 ff). Besonders stark nähert sich die Lorbersche Leib-Seele-Theorie an die Odlehre Stromer-Reichenbachs an. Auch der Leib, der zunächst nur als Werkzeug der Seele bestimmt ist, »besteht aus den größten urseelischen Substanzen, die durch die Macht und Weisheit des göttlichen Geistes in jene organische Form gezwängt werden, die der einen solchen Formleib bewohnenden freien Seele in allem Nötigen wohl entspricht« (GrEv II 210,1). Nicht anders sind die Formulierungen bei Pfarrer Greber, der wohl über das »Od« die gültigsten Aussagen gemacht hat (in seinem Buch »Der Verkehr mit der Geisterwelt«). Bei ihm wird nicht nur das Od als geistige Lebenskraft und die Materie als verdichtetes Od angesehen, sondern beinahe alles, was den Verkehr zwischen Lebenden und Verstorbenen möglich macht, auf dieses Od zurückgeführt.

Vom Gesetz der Odkraft lesen wir da: »Geist und Materie können wegen der Verschiedenheit ihres Seins nicht unmittelbar aufeinander wirken. Auch dein eigener Geist ist aus sich allein nicht fähig, ein Glied oder Organ deines Körpers in Tätigkeit zu setzen. Ebenso wenig bin ich, der ich jetzt von dem Körper dieses Jungen Besitz ergriffen habe, aus mir allein imstande, den Körper aufzurichten, seine Hände zu erheben oder mit seinen Sprechwerkzeugen einen Laut hervorzubringen. Sowohl dein eigener Geist als auch ich bedürfen dazu eines Kraftstroms. So hat der Maschinenführer den Kraftstrom des Dampfes oder der Elektrizität nötig, um die Maschine in Gang zu bringen. Fehlt der Kraftstrom oder ist er zu schwach, so steht die Maschine still. In unserem Fall ist der Maschinist der Geist, die Maschine ist der Körper oder die Materie. Soll die Materie vom Geist in Bewegung gesetzt werden, so ist dazu ein Kraftstrom nötig.

Die Gelehrten der alten Zeit nannten den Kraftstrom im Menschen Seele, im Gegensatz zu Geist und Körper. Sie lehrten mit Recht, daß der Mensch aus Geist, Seele und Körper besteht. Die Bibel bezeichnet den Kraftstrom oder die Lebenskraft als »Odem des Lebens«. »Und Gott hauchte dem Menschen den Odem des Lebens in die Nase; so wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen« (1. Mos 2,7). Eure heutige Wissenschaft hat dem Kraftstrom im Menschen den Namen »Odkraft« gegeben. Die Odkraft oder Lebenskraft befindet sich in allem und um alles, was Gott geschaffen hat. Jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze,

jeder Stein, jedes Mineral, jedes Wasser, jeder Weltkörper, jeder Geist und was es sonst noch gibt, hat Odkraft. Sie ist nichts Materielles, sondern etwas Geistiges und stets mit einem Geist verbunden. Sie ist die Lebenskraft des Geistes. Träger der Odkraft ist daher stets der Geist. Wo also Leben ist, ist Od, und wo Od ist, ist Geist. Da nun die Odkraft in allem und um alles ist, was Gott geschaffen hat, und stets mit dem Geist verbunden ist, so folgt daraus, daß in allem Geschaffenen ein Geist ist.«

Noch vieles gäbe es auszusagen über dieses Od, das wegen seiner mannigfachen Eigenschaften beinahe alle sogenannten okkulten Phänomene hervorruft. Über die Seele ganz allgemein sagt der Herr bei Jakob Lorber: »Die Seele ist das Aufnahmeorgan für alle zahllos vielen Ideen des Urgrundes, aus dem sie wie ein Hauch hervorgegangen ist. Sie ist der Träger der Formen, der Verhältnisse und der Handlungsweisen. Alle diese Ideen, Formen, Verhältnisse und Handlungsweisen sind in ihr in kleinsten Umhüllungen niedergelegt. Ein gerechtes Maß davon, in ein Wesen zusammengefaßt, bildet eine vollkommene Menschenseele« (EM 52,4 f).

Viele Formulierungen sind möglich: Die Seele als Träger des Ichbewußtseins, die Seele als Hülle oder Gefäß des Geistes, die Seele als Sammelpunkt aller geistigen Regungen, wie Denken, Fühlen, Wollen, und so weiter. In der dualistischen Philosophie des Sankya-Systems (Indien) werden der Seele als einem materiellen Prinzip (genannt Prakriti im Unterschied zu Purusha, dem Geist,) sogar die Vernunft als Organ der Unterscheidung, das Selbstgefühl, Verstand, Begriffsvermögen, Denken sowie alle Sinneskräfte und Sinnesorgane, ja sogar die fünf Elemente Äther, Luft, Feuer, Wasser, Erde zugeordnet. Man sieht, daß es gar nicht leicht ist, eine genaue Grenzlinie zwischen Seele und Geist oder auch zwischen Seele und Leib zu ziehen. Die bündigste Antwort auf die Frage nach dem Geist erhalten wir durch Jesus bei Jakob Lorber: »Der lebendige Geist im Menschen ist Meine ewige Liebe und Weisheit, die alles schafft, ordnet und erhält. Und dieser Geist ist der eigentliche wahre, in sich ewige Mensch im Menschen, der sich aber nach Meiner ewigen Ordnung, der Selbständigwerdung halber, mit Seele und Leib umkleidet und so in eine äußerlich schaubare Form tritt« (GrEv IX 85,10).

Die Parapsychologie hat auf experimentellem Weg den untrüglichen Beweis geliefert für einen Od- oder Fluidalkörper der Seele, der nicht nur vom grobmateriellen Leibe vorübergehend (wie im Schlaf, in Ekstase usw.) lösbar ist, sondern auch nach dem Abscheiden des Menschen selbständig weiterlebt. In seinem dreibändigen Standardwerk »Das persönliche Überleben des Todes«, weitergeführt durch einen

vierten Band mit dem Titel »Der jenseitige Mensch«, hat der Rostocker Arzt und Universitätsdozent Dr. Emil Matthiesen diesem fluidalen Körper des Menschen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er konnte nachweisen, daß der Fluidalkörper vom materiellen Körper völlig unabhängig ist und bei seinen Exteriorisationen oder Exkursionen in die jenseitige Welt den Zustand des Todes geradezu vorwegnimmt. Unter besonderen Umständen, wie im Schlaf, in der Hypnose, Narkose usw., kann sich der fluidale Seelenleib spontan vom fleischlichen Leibe trennen, und oft ist es auch der Fall, daß der Betroffene noch ein Bewußtsein von seinen jenseitigen Exkursionen herüberbringt.

In Besorgnis um ein rechtes Verständnis dieses fluidalen Seelenleibes durch die Theologen, welche ja von der unzureichenden Definition der Seele durch Thomas von Aquin nicht so leicht loskommen, erklärt Alfons Rosenberg in seinem Buch »Die Seelenreise« folgendes: »Der seelische Leib entbehrt der Grobstofflichkeit, er ist fluidaler Natur, flüchtig, beweglich und nicht an die bekannten physikalischen Gesetze gebunden, durchaus wahrnehmbar, wenn auch nicht mit den groben Sinnen. Er ist noch nicht identisch mit der geistigen Seelenspitze, daher eignet ihm eine Art Feinstofflichkeit. Denn alte und neue Erkenntnisse (heute aus dem Gebiet der Parapsychologie und der Tiefenpsychologie) legen dem Forschenden nahe, zwischen dem grobphysischen Körper und der geistigen Seelenspitze eine Schicht des Feinstofflichen anzunehmen. Hierbei ist vom scholastischen Standpunkt aus zu sagen, daß die Grundthesen der scholastischen Psychologie durch die neueren Erkenntnisse in keiner Weise verändert, sondern nur mit neuen lebendigen Inhalten gefüllt werden. Die geistige Seele ist und bleibt die Substantialform des Menschen, das Prinzip des vegetativen, sensitiven und geistigen Lebens« (nach E. Spieß). Es gibt demnach eine Grenzsituation von Körper und Seele, den gewissermaßen »mittleren Leib« fluidaler geistiger Natur, individuell person- und gestalthaft und trotzdem, eben im Verlauf des Himmelsaufstiegs der Seele, noch wandelbar. Die Ägypter nannten diesen Seelenleib Ka, in der griechischen Antike wie im Mittelalter wurde er als das Eidolon bezeichnet. Die Überlieferung beschreibt ihn, da die Seele Formalprinzip des Körpers ist, als menschengestaltig. Im engeren Sinne mag dieser noch nicht als Geistleib bezeichnet werden, da diese Umschreibung vielleicht erst dem unwandelbaren Verklärungsleibe zukommt.«

Wir sind schon in den Upanishads darauf gestoßen, daß die Seele auch ganz verschiedene Leiber hat. Der Geistleib als der Vollendungsleib ist die ewige Zielsetzung aller Leibwerdung überhaupt. Er zieht seinen Stoff aus der himmlischen Welt wonnehaften Daseins. Der Mentalleib, der Astralleib und der Ätherleib ziehen ebenfalls ihren Stoff aus

der jeweiligen Zugehörigkeitssphäre der Seele. Vernunft-Seele und Triebseele, Geistleib und Seelenleib sind Unterscheidungen, an denen man nicht vorbeikommt. Sie bezeichnen ein höheres und ein niederes Prinzip im Bereich von Seele und Leib und, auf das Jenseits angewandt, auch die Entwicklungsmöglichkeit im jenseitigen Dasein. Aus dem von Dr. Matthiesen gesammelten Material lassen sich, nach A. Rosenberg, folgende Grundsätze entwickeln: »Bei der Trennung des Ichs (des fluidalen Leibes) vom Fleischleibe bleibt in ersterem das volle Ichzentrum erhalten, das heißt, die Einheit und Ganzheit der Person sowie die Fähigkeit des Willens und der Erinnerung, die das Ich mit seiner Leibesvergangenheit verbindet. Ebenso ist dieses im passiven Besitz aller Sinneskräfte, das heißt, der Geist kann hören, sehen, schmecken, fühlen. ... Ein ungewöhnliches Glücksgefühl durchströmt den losgelösten Geistleib. Er empfindet sich meist als jünger, kräftiger und gesünder gegenüber dem zuweilen erkrankten Fleischesleib. ... Der fluidale Leib vermag sich im Raume ungehemmt zu bewegen, er vermag zu sehen, zu tasten, sich zu orientieren, durch geschlossene Fenster und Türen oder eine Treppe hinabzugehen, auf der Straße zu spazieren, unter voller Erinnerungsfähiger Wahrnehmung der dort gesehenen Vorgänge, während der stoffliche Leib in einem todesähnlichen Zustand, das heißt bewußtlos verharrt. ... Dieser durch den Ich-Austritt, die Exkursion, beobachtete fluidale Leib hat anscheinend, auch bei vorübergehender Trennung, in seiner Beschaffenheit Ähnlichkeit mit dem verklärten Leibe: so die Agilitas, die ideale Bewegungsfreiheit, und die Subtilitas, die Geistdurchwirktheit aller Organe und Sinne, sowie die Freiheit von Leiden.«

Ergänzend seien hier noch, wegen ihrer guten Verständlichkeit, aus den Jenseitskundgaben von A. Findlays Buch »Gespräche mit Toten« einige Stellen zitiert. Da heißt es in diesem Zusammenhang: »Hier auf dieser irdischen Welt ist unser Körper ein zweifacher: ein physischer, den wir sehen und berühren können, und ein feinstofflicher (ätherischer, astraler), den wir mit unseren physischen Organen nicht wahrnehmen können. Diese beiden Körper durchdringen einander, aber der feinstoffliche (geistige) ist der bleibende, dauernde, da er der Träger unseres Gedächtnisses, unserer Persönlichkeit und all der Eigenschaften ist, die unseren Charakter ausmachen. Diese Eigenschaften gehören der geistigen Welt an. Der Geist altert nie, nur das Gehirn, das Werkzeug des Geistes, das mit dem Altern des physischen Körpers schwächer wird. Nichts, was wir gelernt haben, kein erworbener geistiger Besitz geht jemals verloren. ... Unser Astralleib ist in jeder Hinsicht ein Duplikat unseres physischen Körpers. Dies mag zuerst seltsam erscheinen, und ich hatte Schwierigkeiten, es zu begreifen, bis mir die Tatsache

aufging, daß der astrale Körper auf Erden inkarniert ist und vom Moment der Empfängnis an physische Materie mit langsamer Schwingung um sich sammelt. Anders würde er infolge seiner feineren und schnelleren Schwingungen in der physischen Welt nicht wirken können.

Der physische Körper ist nur eine Schutzhülle für den astralen während seines Durchganges durch das irdische Leben. In Wirklichkeit sind unsere Hände hier Astralhände, bekleidet mit einem Handschuh aus physischer Materie; und so ist es mit allen anderen Körperteilen. Unser wirkliches Gehirn ist unser astrales Gehirn, durch das der Geist wirkt, und er wirkt durch dieses, ob wir nun in dieser oder in der nächsten Welt sind. Der Geist wirkt auf das Astralgehirn und das Astralgehirn wiederum auf die materielle Hülle, die wir als physisches Gehirn bezeichnen.

Diejenigen, die die Wandlung hinter sich haben, die wir als Tod bezeichnen, können unseren Geist arbeiten sehen und unser astrales Gehirn studieren, wie es unter dem Einfluß des Geistes arbeitet, in einer Weise, wie wir es nicht können. Sie sagten mir, das sei gerade, wie wenn man einen Farbfilm ansehe, da die verschiedenen Schwingungen, die auf unsere Augen einwirken, den Geist in Bewegung versetzen; und diese Schwingungen nennen wir Sehvermögen und Farbe. Diese Bilder, die unser Geist hervorbringt, sind für die Astralwesen sichtbar. Infolgedessen kann alles, was wir denken, in der Astralwelt gelesen werden, genauso leicht, wie wir ein Buch lesen können. ... Unsere Astralkörper vibrieren mit einer Schwingungszahl, die jenseits der Aufnahmefähigkeit durch unser physisches Auge liegt; aber unter gewissen Voraussetzungen, wenn wir nach dem Tode unsere physischen Körper abgelegt haben, können diese hohen Astralschwingungen herabgesetzt werden, und die Stimmorgane können mit dem vom Medium entlehnten sog. Ektoplasma beim Sprechen unsere Atmosphäre wieder in Schwingung versetzen (das Phänomen der ›direkten Stimme‹).

In jüngster Zeit ist man darauf gekommen, daß der Raum kein Vakuum ist, sondern eine Substanz enthält, die wir als Äther bezeichnen. Hier leben die Myriaden der sogenannten Toten in einer Welt, die für sie so gegenständlich ist wie die unsrige für uns. Diese Äther- bzw. Astralwelt ist die eigentliche Welt, da sie die Grundlage darstellt für alles, was wir physisch nennen. Diese Astralwelt ist sowohl ein Zustand als auch ein Ort. Sie umschließt unsere Erde wie die Gürtel und Zonen um den Planeten Saturn, aber ebenso durchdringen sie dieselbe, da physische Materie keinen Teil dieser Astralwelt bildet. Hier auf Erden leben wir innerhalb der Grenzen physischer Schwingungen; dort leben wir im Bereich von Schwingungen, denen unser Astralkörper angepaßt ist.

Für sie (die Jenseitigen) ist alles ebenso natürlich, wie es unsere Welt

für uns ist. Sie haben Häuser, Schulen, Kirchen, Wälder, Bäume, Blumen, Musik, Kleider und alle Freuden, die der Geist sich wünscht. Familienbande vereinigen wieder die, die auf Erden Zuneigung verband. ... Sind unsere Gedanken rein, so werden wir bei den Reinen wohnen; sind sie böse, wird unser Platz bei den Bösen sein. Es ist daher die Pflicht jedes einzelnen, hier auf Erden so zu leben, daß seine nächste Reisestation in Wahrheit ein weiterer Schritt sei auf dem Wege zur Fülle des Wissens, die wir – wie viele Umwege wir auch im Irrtum machen mögen – erreichen werden, wenn unser Wunsch danach steht.«

b) *Das Wesen von Leib, Seele und Geist im Lichte der Neuoffenbarung durch Jakob Lorber*

Der vollkommene Mensch, der wir einst werden sollen, wird Gott in einem Punkte ähnlich sein: die Gespaltenheit unserer Persönlichkeit in einen oberbewußten und unterbewußten Teil wird ganz dahinschwinden. So werden wir zu einer Einheit des Bewußtseins gelangen, die es uns ermöglichen wird, dem Geist die volle Herrschaft einzuräumen über Seele und Leib; aber auch über alle sonstige Materie. Dieser »überbewußte« Seinszustand, wie man ihn nennen könnte, ist ein »Selbstbewußtsein«, das in der vollkommenen Liebe seine Wurzel hat und alle Weisheit und Erkenntnis in sich schließt; denn als werdende »Götter« oder »Christusse« (Paulus) sollen wir ja das Erbe antreten, das uns verheißen ist als Kindern des Vaters.

In der »Haushaltung Gottes« bei Lorber heißt es: »In der Gottheit gibt es nirgends einen seiner Selbst unbewußten Punkt.« Diese gewichtige Aussage läßt uns begreifen, was einst in den Mysterien der antiken Völker als höchstes Ziel angestrebt wurde: »Erkenne dein Selbst!« Auf diesem Wege kann der Mensch sogar Heilung seiner körperlichen Gebrechen erhoffen. Darüber sagt Edith Mikeleites: »Solange in uns als Kindern Gottes noch große Teile unseres Lebens und Erlebens, unserer Funktionen und Tätigkeiten unbewußt oder mißverstanden sind, werden wir der Krankheit und Not des Daseins ausgesetzt und unterworfen sein. Heilung hängt daher mit geistiger Bewußtwerdung und selbstbewußter Ordnung zusammen. Daß die leidende Menschheit Mittel und Wege materieller Art sucht, um Linderung ihrer Fährnisse zu erlangen, ändert nichts an der Tatsache, daß wahre Heilung nur geistig sein kann« (in »Das Wort«, Juni 1960).

Der Körper als Tempel des Heiligen Geistes sollte eigentlich keinen Krankheiten unterworfen sein. »Mens sana in corpore sano« war schon das Ideal der Alten. Seit dem Sündenfall jedoch zeigte sich immer

deutlicher, wie sehr der Körper des Menschen, hineinverwoben in das Naturganze, mit den unreinen Elementen der gefallenen Luziferseele behaftet war. War einst das Paradies für den ersten Menschen ein Zustand weitgehendster Harmonie in allen Erscheinungsformen des Daseins, so ist der gefallene Mensch in seinem Wesen durch und durch gespalten. Im Großen Evangelium Johannes (II 210 1-3.8) lesen wir: »Der Leib ist Materie und besteht aus den gröbsten urseelischen Substanzen . . . Die Seele ist anfangs um nicht viel reiner als der Leib, weil auch sie der unreinen Urseele des gefallenen Satans entstammt. In ihr aber wohnt der reine Funke des Geistes Gottes, aus dem sie ein rechtes Bewußtsein ihrer selbst und der göttlichen Ordnung in der Stimme des Gewissens überkommt . . . Der Leib ist, als noch im tiefsten Gerichte stehend, des Todes fähig und ist für den Menschen die Hölle im engsten Sinn.«

Daß der Tod als der »Sünde Sold« den Leib des Menschen anfiel, mit all seinen häßlichen Verwesungsbildern, macht die »Hölle im Leibe« auch nach außen hin sichtbar. Ebenso ist die Krankheit ein erscheinliches Abbild der Disharmonien im Inneren des Menschen. Sie könnte nicht entstehen ohne die innigste Wechselwirkung zwischen Seele und Leib. Es ist vor allem der Eigenwille der naturgeistigen Leibessubstanzen, der die Seele hinabzieht aus dem Leben in den Tod. Darüber offenbart uns der Herr bei J. Lorber: »Wenn der Leib die Seele reizt, sich für seine sinnliche Befriedigung in Tätigkeit zu setzen, so rührt das stets von den vielen unlauteren Natur- oder gerichteten Materiegeistern her, die so ganz eigentlich das Wesen des Leibes ausmachen. Gibt die Seele ihren Anforderungen zuviel Gehör, so tritt sie mit ihnen in Verbindung und damit in ihre höchst eigene Hölle und ihren höchst eigenen Tod« (GrEv II 210,11).

Der Mensch müßte an sich selbst verzweifeln, hätte er nicht die Möglichkeit, den ursprünglich reinen Geistfunken Gottes, der sein eigentliches Wesen ausmacht, wieder in sich zu erwecken. Diese »Wiedergeburt im Geiste«, die uns nur Christus schenken kann, wird alle unsere Wesensteile einmal, nach dem Vorbild des Erlösers, zur Auferstehung führen. Daß auch der Leib davon nicht ausgeschlossen bleibt, entnehmen wir folgenden Worten des Herrn im Großen Evangelium Johannes: »Nun kann sich eine Seele schon ganz gereinigt haben, und es wird ihr dennoch oft eine geraume Zeit gegeben zur Mitreinigung ihres noch immer unlauteren Leibes und dessen Geister, wodurch der ganze edlere Leibesteil auch die Unsterblichkeit der Seele anzieht und dann nach dem Tode des gröbsten Teils seiner Wesenheit mit der Seele zu deren Vollkräftigung mit erweckt wird« (GrEv II 210,16). Welch eine österliche Verheißung! Die Apokatastasis ton hapanton, die »Wiederbringung alles Verlorenen« ist mit darin enthalten.

Auf die Frage, was es denn eigentlich mit den gefallenen »Geistern des

Leibes«, von denen der Herr bei Lorber spricht, für eine Bewandnis habe, sei kurz zusammenfassend mit Viktor Mohr erwidert: »Nichts anderes sind diese »Geister des Leibes« als jene Urlebensfunken, die im Durchgang durch die drei Naturreiche Mineral, Pflanze und Tier als »Naturgeister« eine Art Lebensschulung durchliefen, die sie aus ihrem chaotischen Widerordnungswillen zum geordneten Dienen in immer größeren Lebensgemeinschaften zurückführte. Aus den willigsten dieser Naturseelen wird (neben anderen Substanzen) die Menschenseele geformt, während die noch stärker im Gegensatz befangenen Naturgeister im grobstofflichen Menschenkörper zusammengefaßt werden. Hier soll die Seele unter Führung ihres Geistes das neue Reich dieses lebendigen Zellenstaates verwalten und Ordnung lernen, denn auch diesen naturgeistigen Leibessubstanzen wohnt ein intelligenzbegabter Eigenwille inne. Wäre dies nicht der Fall, könnte kein Körperorgan seine komplizierten Funktionen erfüllen, und so bedeutet auch Weigerung dieser Naturgeister für den Körper Krankheit oder gar den Tod.« (Aus seinem Artikel »Die Bewahrung des Menschen im Körper«, Zeitschrift »Das Wort«, August 1956)

Leib und Seele des Menschen sind von ihrem Ursprung her auf das innigste verwandt. Dennoch ist zu beachten: Die Leibeshülle des Menschen ist zwar auch »seelisch-geistig« in der weiteren Ergründung, aber doch von der »Seelensubstanz« wohl zu unterscheiden. »Sie ist in sich noch zu träge, zu plump und ein zu schwerer Ausdruck der Eigenliebe, der Selbstsucht, des Hochmutes und der Herrschsucht. Solche Materie kann erst durch ein vielfaches Verwesen teilweise in die reinere Seelenumhüllung aufgenommen werden; zur eigentlichen Seelensubstanz ist sie nicht verwendbar« (GrEv IV 106,6). Das Körperliche des Menschen steht also in einem noch tieferen Gericht als die ätherische Seele, welche sich bereits zu irgendeinem Zeitpunkt aus dem härtesten Gericht der Materiewelt loslösen konnte, indem sie sich »hinaufdiente« bis zur Menschenform!

Das Schicksal des Leibes ist uns bekannt: »Da das Fleisch des Menschen höllischer Natur ist, muß der Leib sterben, aufgelöst werden, in allerlei Gewürm übergehen, in diesem wieder sterben und aufgelöst werden und nach dieser Auflösung in zahllose Infusorien übergehen; und das dauert so lange fort, bis auch das letzte Atom frei wird« (EM 54,9). Im Freiwerden aus dem Materiegericht besteht die eigentliche Erlösung. Äonenlang waltete das Gesetz von »Sünde und Tod« (Paulus), das Knechtschaft mit sich brachte für alle gefallenen Geister. Erst in der »Rückbringung alles Verlorenen« wird das zahllose Gemengsel »verschiedenartigster, substantieller Intelligenzpartikel«, die das Universum aufbauen, wieder übergeführt in seinen ursprünglichen Frei-

heitsraum. Dahinter steht der unendlich weisheitsvolle Heilsplan Gottes, der die Rückführung der großen Luziferseele von Anfang an vorsah. »Die ganze gefestete Erde«, sagt der Herr bei J. Lorber, »und alle anderen zahllosen Weltkörper sind gestaltet aus der einen Seele Satans, welche in diesen Weltkörpern in zahllose Kompendien geteilt wurde. Die Seele ist teilbar und somit auch die Urseele des erstgeschaffenen Urgeistes; aus dieser einen Seele wird nun fortwährend eine zahllose Menge neuer Seelen gewonnen« (EM 53,9.19.20).

Es leuchtet ein, daß gerade das, was wir Seele nennen, äußerst schwer in seinem Wesen zu bestimmen ist; bildet sie doch das Mittelstück zwischen Materie und Geist und ist nach beiden Seiten hin geöffnet. Da nach der Aussage des Herrn bei J. Lorber der sogenannte Eigegeist, im Unterschied zum Gottesgeist, der Seele zugehörig ist, ergeben sich Differenzierungen kompliziertester Art. Auf jeden Fall müssen wir festhalten: Da die Seele einen eigenen Willen hat, der sich dem Willen des Geistes widersetzen kann, erscheint sie wie eine eigene Persönlichkeit. Diese Feststellung ist überaus bedeutsam. Über die verschiedenen Persönlichkeitsverhalten von Geist, Seele und Leib hören wir bei Lorber: »Siehe, der Mensch ist ganz nach dem Ebenmaße Gottes erschaffen, und wer sich selbst vollkommen kennen lernen will, der muß wissen, daß er als ein und derselbe Mensch eigentlich aus drei Persönlichkeiten besteht. Du hast einen Leib, versehen mit den notwendigen Sinnen und für ein freies, selbständiges Leben nötigen Gliedern und Bestandteilen. Dieser Leib hat zum Bedarf der Ausbildung der in ihm wohnenden Seele ein ganz eigenes Naturleben, das sich von dem geistigen Seelenleben in allem streng unterscheidet. –

Auch die Seele ist ein vollständiger Mensch für sich, der substantiell geistig die gleichen Bestandteile enthält wie der Leib und in höherer geistiger Entsprechung sich ihrer ebenso bedient wie der Leib seiner materiellen. Obschon aber einesteils der Leib und andernteils die Seele für sich zwei verschiedene Menschen oder Personen darstellen, von denen jede für sich eine ihr eigentümliche Tätigkeit innehat, so machen sie aber im Grunde dennoch nur einen Menschen aus. Es muß der Leib der Seele dienen und diese mit ihrem Verstande und Willen dem Leibe, weshalb die Seele für die Handlungen, zu denen sie den Leib benutzt, ebenso verantwortlich ist wie für ihre eigenen, die in allerlei Gedanken, Wünschen und Begierden bestehen. –

Wenn wir nun aber das Leben und Sein der Seele näher betrachten, so werden wir bald finden, daß sie als ein substantielles Leibmenschwesen für sich um nichts höher stünde als die Seele eines Tieres, bei dem von einem Verstande und einer höheren, freien Beurteilung der Dinge und Verhältnisse keine Rede ist. Dieses höchste, gottähnliche Vermögen im

Menschen bewirkt ein rein essentiell geistiger dritter Mensch, der in der Seele wohnt. Durch ihn kann die Seele Wahres vom Falschen und Gutes vom Bösen unterscheiden, völlig frei denken und wollen und sich, wenn sie sich mit ihrem freien Willen für das Wahre und Gute entscheidet, ihrem Geiste völlig ähnlich machen. Obschon also ein im Geiste völlig wiedergeborener Mensch nur *ein* vollkommener Mensch ist, so besteht seine Wesenheit dennoch ewig fort aus einer wohl unterscheidbaren Dreiheit« (GrEv VIII 24,6.9–12.14).

Warum aber diese Verselbständigung der Seele gegenüber ihrem Geiste? Die Antwort lautet: »Darum ward der Seele in ihrem Leibe ein eigener Verstand und Wille gegeben, um durch den Unterricht von außen her dahin gebracht zu werden, sich aller Weltlichkeit durch ihren eigenen Willen immer mehr zu entäußern und, in sich reiner und reiner werdend, die geistigen Wege zu betreten. In welchem Maße aber die gereinigte Seele die geistigen Wege tätig begeht, in demselben Maße eint sich dann ihr innerer, reiner, jenseitiger Geist mit ihr. Und hat sie sich durch ihren in sich selbst stets lauterer gewordenen Verstand und durch ihren dadurch auch stets freier gewordenen Willen aller Welt vollends entäußert, so ist sie ihrem Geiste gleich und eins mit ihm geworden, welche Einswerdung wir die geistige Wiedergeburt nennen« (GrEv VII 69,6 f).

Intelligenz und Kraft der Seele wurzeln also ausschließlich im Geiste. Darüber sagt uns der Heiland: »Dem Geiste oder der ewigen Essenz wohnt die (göttliche) Liebe inne als die alles bewirkende Kraft, die höchste Intelligenz und der lebendig feste Wille. Alles das zusammen erzeugt die Substanz der Seele und gibt ihr die Form des Leibes. Ist die Seele oder der Mensch da nach dem Willen und nach der Intelligenz des Geistes, dann zieht sich der Geist ins Innerste zurück und gibt der Seele nach seinem innersten Willen und seiner innersten Intelligenz einen wie von ihm getrennten freien Willen und eine freie, selbständige Intelligenz, die sich die Seele teilweise durch äußere Wahrnehmungsinne und teils durch ein inneres Innwerden aneignet und vervollkommnet, als wäre dies ihr eigenes Werk. Infolge dieses Zustandes, in dem sich die Seele wie von ihrem Geiste getrennt fühlt, ist sie einer sowohl äußeren wie auch inneren Offenbarung fähig. Empfängt sie diese, nimmt sie sie (die innere, göttliche Offenbarung) an und tut danach, so eint sie sich mit ihrem Geiste und geht dadurch stets mehr in dessen unbeschränkte Freiheit über, sowohl in Hinsicht der Intelligenz und der Willensfreiheit als auch in der Kraft und Macht, alles das zu bewirken, was sie erkennt und will« (GrEv VIII 25,7 ff).

Für den Uneingeweihten, der die Heilsgeschichte nur als äußeres Geschehen kennt, mag es unmöglich erscheinen, die Eigenart der Seele

ganz zu erfassen. Bei Lorber wird uns dies leicht gemacht. So lesen wir im Großen Evangelium: »Die Seele eines Erdenmenschen ist eine Zusammensetzung vieler Lebensteilchen, die, von Satan genommen, in der Masse des Erdkörpers als Materie gefangengehalten werden, von dieser dann durch die Pflanzenwelt in die vielen Stufen der Tierwelt übergehen, sich endlich als eine Potenz, bestehend aus zahllosen Urseelenteilchen, zu einer Menschenseele ausbilden, bei der Zeugung im Schoße der Weiber Fleisch annehmen und dann in diese Welt geboren werden« (GrEv II 169,3). Diese »höchspotenzierte Zusammenfügung von Mineral-, Pflanzen- und Tierseelen hat für ihre Vorexistenz keine Rück Erinnerung, weil die einzelnen Seelenteile in den drei Naturreichen keine eigene und streng gesonderte, sondern für ihre Art nur aus dem allgemeinen Gottraumleben entlehnte Intelligenz besaßen. Es sind zwar in einer Menschenseele alle die zahllos vielen Vorintelligenzen vereinigt beisammen, und das bewirkt, daß die Menschenseele aus sich alle Dinge wohl erkennen und verständig beurteilen kann, aber ein Rück erinnern an die früheren Bestands- und Seinsstufen ist darum nicht denkbar und möglich, weil in der Menschenseele aus endlos vielen Sonderseelen nur *ein* Mensch geworden ist« (GrEv VIII 29,11). Bedenken müssen wir außerdem, daß jede Menschenseele in ihrer »Freischweben zwischen Geist und Materie« sich auf den verschiedensten Seinsebenen inkarniert. Oft ist es ein Hin- und Herpendeln zwischen Diesseits und Jenseits.

Über das Aussehen der Seele herrscht auch bei den Theologen völlige Unklarheit. Darum ist es wichtig zu hören: »Die Seele hat einen ätherischen Leib, der ebenso Leib ist wie dem Fleische sein fleischlicher Leib« (GrEv IV 51,3). Ja, die Seele ist im Grunde die eigentliche Matrize des grobmateriellen Körpers, denn sie baut diesen auf (mit Hilfe des Geistes). »Anima format corpus«, lehrte auch Thomas von Aquin. Im Großen Evangelium stellt ein Schriftgelehrter die Frage: »Was ist die Seele des Menschen, und wo hat sie ihren Sitz?« Darauf antwortet ein erleuchteter Römer: »Die Seele als eine geistige Substanz ist ganz vollkommen Mensch, sowohl der Gestalt als auch allen Bestandteilen des Leibes nach. Die Hände der Seele befinden sich in den Händen des Leibes, ihre Füße in des Leibes Füßen, und so fort alle Teile der Seele in den entsprechenden Teilen des Leibes. Wird der Leib krank, so ist die Seele in den kranken Leibesteilen gegenwärtig und sehr bemüht, diese wieder gesund zu machen. Gelingt ihr das nicht, so wird sie darin untätig, und die Folge davon ist, daß dann ein solcher Leibesteil gelähmt und untätig erscheint« (GrEv VI 217,9; 218,1).

Was also im Leibe »fühlt, hört, sieht, riecht, schmeckt, denkt und will, das ist das unsterbliche Wesen der Seele und nicht der an und für

sich tote Leib, dessen Scheinleben nur durch das wahre Leben der Seele bedingt ist« (GrEv IX 167,6). Eine unverdorbene Seele, die in der Ordnung Gottes lebt, vermag auch den Leib bei steter Gesundheit zu erhalten. Sie darf allerdings von ihrem Geistigen her sich nicht von den »Reizungen« des Leibes zu sehr betören lassen, dann sinkt sie nämlich hinab in ihre »eigene Hölle«. Die kunstvolle Maschine des Leibes dient der Seele nur als »ein Werkzeug zur Tätigkeit nach außen und sonach zu ihrer Ausbildung; das Denken, Lieben, Wollen und Handeln nach den erkannten Wahrheiten ist Sache der Seele« (GrEv VIII 129,5). —

Über den göttlichen Geistfunken im Menschen weiß eigentlich nur die mystische Theologie Bescheid. Er ist ein besonderer Edelstein in ihrem Erfahrungsschatz. Bei der Nichtkenntnis der Trichotomielehre und der Annahme kirchlicher Thesen, daß der Mensch nur aus Leib und Seele bestehe — wobei die »höhere Seele« (Geistseele oder Vernunftseele) gegenüber der »niederen Seele« (Vitalseele) ein nicht ausreichendes Ersatzwort darstellt für den eigentlichen Geistfunken — muß uns sogar das volle Verständnis fehlen für die »Wiedergeburt im Geiste«. Daß in den Neuoffenbarungsschriften zwischen »Wiedergeburt der Seele« und »Wiedergeburt des Geistes« ein scharfer Trennungsstrich gezogen wird, hat allergrößte Bedeutung. Der Ausdruck »Wiedergeburt des Geistes« anstelle von »Wiedergeburt im Geiste« weist außerdem darauf hin, daß der göttliche Geistfunken im Menschen als ein Stück des ewigen Christus seiner Offenbarung harret. Nur durch ihn können wir lebendige Glieder am Corpus Christi mysticum werden als wahrhafte Kinder Gottes. Die »Wiedergeburt der Seele« dagegen ist nur ein Zwischenstadium auf diesem Weg.

Die organische Totalität der kosmischen Welt und alle vitalen und animalischen Eigenschaften, die der Mensch in ihr besitzt, machen zusammen die »Weltseele« aus, ein Begriff, der von der Antike her geläufig ist, und welcher die relative Einheit des Kosmos ausdrücken möchte. Er sollte uns nicht zur pantheistischen Weltauffassung verführen, wie in manchen Philosophien und Religionen des Ostens. »Diese relative Einheit ist nicht imstande«, wie Kobilinski-Ellis in seinem Buch »Christliche Weisheit« ausführt, »die Individualität des höchsten Bewußtseins im Menschen, d. h. seine ewige, geistige Persönlichkeit zu vernichten... Das organische Leben ist von dem Leben des Geistes und der höheren Seele wesentlich verschieden, weil es dem Prinzip der relativen Totalität entspricht, während das Prinzip des Geistig-Seelischen das der Alleinheit ist.«

Was ist der Mensch in seinem Innersten wirklich, unabhängig von dieser Maja-Welt, die ja nichts weiter darstellt als den zerbrochenen

Spiegel, in dem wir unser eigenes Antlitz nur verzerrt schauen können? Ist doch das Erscheinungsbild dieser Welt (das »phänomenale Sein«) aus dem Ereignis des kosmischen Falles, der sogenannten Katabolae, hervorgegangen und war schon disharmonisch, als es die Alleinheit der Urbilder in der Erstschöpfung, dem Archäum, schuldhaft verlor. Der göttliche Geist (Geistfunken) des Menschen als der Kern seines ganzen Wesens ist ein Stück vom Christus-Logos. Nach Jakob Böhmes Lehre besitzt er feurige Eigenschaften, im Gegensatz zum Lichtprinzip der himmlischen Seele Sophia (nicht zu verwechseln mit der Weltseele!). Geistseele und Geist »tingieren sich«, wie J. Böhme sagt; sie verhalten sich zueinander wie Licht und Feuer. Ähnlich äußert sich der Herr bei J. Lorber: »Die Seele des Menschen ist eine rein ätherische Substanz, aus vielen Lichtatomen, das heißt kleinsten Teilen durch die Weisheit und den allmächtigen Willen Gottes zu einer vollkommenen Menschenform zusammengesetzt. Der reine Geist ist ein Gedanke Gottes, hervorgehend aus Seiner Liebe und Weisheit, und wird zum wahren Sein durch den Willen Gottes. Da aber Gott in Sich ein Feuer aus Seiner Liebe und Weisheit ist, so ist das gleiche auch der in ein eigenes Sein gewisserart aus Gott getretene (hinausgestellte) Gedanke. Wie aber das Feuer eine Kraft ist, so ist dann solch ein Gedanke aus Gott auch eine Kraft in sich, ist seiner selbst bewußt und kann für sich wirken in jener Klarheit, aus der er hervorgegangen ist. Als eine Reinkraft durchdringt er alle Materie, kann aber von der Materie nicht durchdrungen werden!

Die Seele ist gewisserart durch die Kraft des Geistes wieder aufgelöste Materie, die in des Geistes eigene Urform, durch seine Kraft genötigt, übergeht und sodann, mit ihrem Geiste vereint, gleichsam seinen lichtätherisch-substantiellen Leib ausmacht, so wie die Seele aus der sie umgebenden Fleischmaterie, wenn diese völlig verwest und aufgelöst ist, sich durch ihren rein geistkräftigen Willen ihr einstiges Kleid formt und bildet. Da hast du nun eine kurze, wahre Darstellung dessen, was die Seele und was der reine Geist für sich ist« (GrEv VII 66,5 ff).

Die Göttlichkeit des Menschengeistes ist Ursache davon, daß wir in der Wiedergeburt unseres Geistes allsehend und allfühlend werden wie Gott selbst. Haben wir einmal die »Himmelsbürgerschaft« erlangt in jener hierarchia coelestis, durch die wir ein Glied am Leibe Christi geworden sind in der sog. Theosis (Vergöttlichung), von der die christliche Alexandriner Schule spricht, dann wird auch unsere Gestalt gottähnlich. Wir erinnern uns an das Pauluswort: »Ihr sollt Christusse werden, ihr sollt Götter werden!« oder an den Psalm 82,6, wo es heißt: »Götter seid ihr und Söhne des Allerhöchsten zumal!«

Eine dreifache Auszeichnung wird uns nach Clemens von Alexand-

rien zuteil: Wir sind nicht nur Kinder und Freunde Gottes, sondern auch »Brüder Christi«. Dasselbe sagt der Herr bei Jakob Lorber: »Ich bin wohl Gott, als das urewige Wesen voll Weisheit, Macht und Kraft, und du nur ein Geschöpf Meiner Willenskraft. Aber dein Geist ist ganz das, was Ich Selbst bin. Und somit bleibt zwischen uns fortan das völlig gleiche Verhältnis wie zwischen Vater und Sohn oder Bruder und Bruder. Denn deiner Seele nach, die nun dein äußeres Wesen ist, bist du Mir ein Sohn und deinem Geiste nach ein Bruder. – Die Seele ging hervor aus dem Urlichte Meiner Weisheit und ist um endlos vieles minder als das erschaffenhabende Urlicht, und darum ist die Seele ein Sohn zu Mir, der Ich im Grunde des Grundes pur Liebe bin. Aber dein Geist, der da ist Meine Liebe selbst in dir und somit Mein höchsteigener Geist, ist demnach Mein Bruder durch und durch!« (HH I 146,9).

Die wahre Größe des menschlichen Geistes beruht vor allem darin, daß er aus dem Herzen Gottes genommen ist. »Der Geist im Menschen«, so lesen wir im Großen Evangelium I 214,10, »ist ein Gott im kleinsten Maße, weil völlig aus dem Herzen Gottes.« Eben deshalb hat »dieser Geist alles in sich, was die Unendlichkeit vom Größten bis zum Kleinsten enthält« (HH II 279,5). »Lernen müssen nur der Leib und die Seele«, heißt es ein andermal, »aber der Geist hat schon alles in sich aus Gott« (JJ 55,23). Entsprechend den Aussagen des Paulus, der die gewaltigen Worte spricht von der Fähigkeit des Geistes, sogar die Tiefen der Gottheit auszuloten, hören wir auch bei J. Lorber: »Niemand kann wissen, was im Menschen verborgen ist, als nur der Geist, der im Innersten des Menschen ist und wohnt; und so weiß auch kein Weltweiser, was Gott selbst und was in Ihm ist, als nur der Geist Gottes, der alle Tiefen der Gottheit durchdringt. Wenn der Geist im Menschen als das wahre Lebenslicht aber nicht erweckt wird, dann ist es finster im Menschen, und er (der Mensch) erkennt sich nicht. Wenn aber durch den Glauben an Mich und durch die Liebe zu Mir und zum Nächsten der Geist im Menschen erweckt und zu hellem Lichte entzündet wird, dann durchdringt der Geist den ganzen Menschen, und der Mensch erschaut da, was in ihm ist, und erkennt sich. Und wer sich erkennt, der erkennt auch Gott; denn der ewige Lebensgeist im Menschen ist nicht ein Menscheng Geist, sondern ein Gottesgeist, ansonst der Mensch kein Ebenmaß Gottes wäre!« (GrEv IX 58,6 f).

Was wird geschehen, wenn unser Geist dereinst die Seele vollständig an sich gezogen hat? Darauf antwortet Jesus: »Der natürliche, noch geistlose Mensch ist gerichtete Materie, und sein Naturleben ist ihm vom Geiste Gottes aus nur als ein Mittel gegeben, damit er dadurch das wahre, geistige Leben in sich erwecke. Und so kann er mit seinem Naturverstande die Gebote Gottes als solche wohl erkennen und dann

den Willen fassen, sie zu beachten und nach ihnen zu leben und zu handeln. Tut er das, so dringt der Geist Gottes insoweit in seine Seele, inwieweit diese in der Beachtung der Gebote Gottes und im Glauben an Gott und in der Liebe zu Ihm und zum Nächsten vorgedrungen ist. Hat der Geist aus Gott die Seele ganz durchdrungen und all ihr Erkennen und Wissen geistig gerichtet, dann hat die Seele dadurch ihre früher tote Materie überwunden und ist mit dem Geiste Gottes ein Geist, eine Kraft, ein Licht und ein wahres, nimmer verwüstbares Leben geworden« (GrEv VII 55,10 f).

Ungeheuerlich klingt die Verheißung: »Glaubet es Mir, die zahllosen Wunder, die da in für euch unermeßbaren Räumen kreisen und bahnen, hat ein Mensch in seinem Geiste ruhend verborgen; trachtet daher vor allem, daß euer Geist völlig erweckt werde, und ihr werdet das, was kein Auge je geschaut und kein Sinn je empfunden, in euch selbst in größter Klarheit schauen und empfinden können« (GrEv III 175,8). Wenn der Geist im Menschen einmal wach geworden, »so lehrt er die Seele in einer Stunde mehr, als ein Mensch auf dieser Erde von noch so weisen Lehrern in tausend Jahren erlernen könnte« (GrEv X 16,7). Es ist das »schauende Erkennen«, vermöge dessen der Mensch im Geist das ganze Schöpfungsall durchdringt, so daß ihm nichts von dessen Geheimnissen verborgen bleibt. Sogar die Fähigkeit, sich das Vergangene und Zukünftige zu vergegenwärtigen, wird ihm zuteil. Zu diesem Zweck besitzt er eine »Außenlebenssphäre« (Aura) gleich dem Heiligen Geiste selbst, der als die Gnadensonne mit seiner göttlichen Aura alles durchdringt und erkennt. Diese Außenlebenssphäre ist das Medium, um immer und überall Kontakt aufzunehmen mit allen anderen Geschöpfen und Welten.

Über ihre Beschaffenheit erfahren wir: »Die Außenlebenssphäre des Menschengestes gleicht dem Äther, der den ganzen endlosen Raum erfüllt. Wenn der Geist, in der Menschenseele frei auftauchend, sich erregt, so erregt sich auch seine Außenlebenssphäre im selben Augenblick endlos weit hinaus, und sein Schauen, Fühlen und Wirken geht dann ohne Beschränkung so endlos weit hinaus, wie der Äther zwischen den Schöpfungen und in ihnen den Raum durch und durch erfüllt; denn dieser Äther ist ganz identisch mit dem ewigen Lebensgeiste in der Seele des Menschen. Dieser (ewige, göttliche Menschengest) ist ein verdichteter Brennpunkt des allgemeinen Lebensäthers, der die Unendlichkeit erfüllt. Wenn der ewige Lebensgeist im Menschen durch die Seele mit dem Außenäther in Berührung kommt, so vereint sich sein Fühlen, Denken und Schauen augenblicklich mit dem unendlichen Außenlebensäther (Gottes) in die endlosesten Fernen hin ungeschwächt, und was der große (göttliche) Lebensäther im endlosen Raum allent-

halben alles umfließend und durchdringend fühlt, sieht, denkt, will und wirkt, das fühlt, sieht, denkt, will und wirkt im selben Augenblick der Sondergeist in einer Seele (und somit auch die Seele), solange sie von ihrem Geiste durchdrungen wird und dieser mit dem ihm innigst verwandten, unendlichen, allgemeinen Außenlebensäther (Gottes) im Verbande steht« (GrEv IV 256,2).

Die Vereinigung von menschlichem und göttlichem Lebensäther im endlosen Raum, wobei der Gottesgeist (Gottesfunke) im Menschen einen verdichteten Brennpunkt in diesem Äthermeere darstellt, macht am ehesten deutlich, daß die Trinität des Menschen in einem sehr innigen Entsprechungsverhältnis steht zur Trinität Gottes. Dennoch bleibt ein riesengroßer Unterschied zwischen der Wesenheit Jesu Christi und der Wesenheit des durch Christus wiedergeborenen Gotteskindes. Wilfried Schlätz kennzeichnet ihn so: »In Jesus wohnt die Gottheit in ihrer unendlichen Fülle körperlich-wesenhaft, während wir nur eine endliche Fülle der Gottheit in uns haben. In Jesus wohnt das wesenhafte, persönliche Machtzentrum der Gottheit, während in uns nur ein Gottesfunke wohnt, der aber in alle Ewigkeit stärker und stärker werden kann. Zusammenfassend können wir also sagen, daß sowohl in Jesus als auch in uns ein ungeschaffenes göttliches Zentrum wohnt, das in Jesus unendlich und in uns endlich ist. Dieses ungeschaffene göttliche Zentrum ist als ›Vater‹ die erste Komponente der eigentlichen Trinität in Gott und Mensch.

Jesus besitzt ein geschaffenes, urindividuelles Licht, ein geschaffenes menschliches Zentrum, das auf Erden zumindest in seinem materiellen Leib und in seiner substantiellen Seele verwirklicht war. Auch wir besitzen ein geschaffenes, urindividuelles Licht, ein geschaffenes menschliches Zentrum, das auf Erden zumindest in unserem materiellen Leib und in unserer substantiellen Seele verwirklicht ist. Dieses geschaffene menschliche Zentrum ist als ›Sohn‹ die zweite Komponente der eigentlichen Trinität in Gott und Mensch.

Aus Jesus strahlt die unendliche Außenlebenssphäre der Gottheit als Heiliger Geist hinaus in alle Tiefen des ewigen, unendlichen Raumes. Gleichzeitig besitzt Jesus eine endliche Außenlebenssphäre, die zu einem geschaffenen menschlichen Zentrum gehört. Da aber in Jesus das ungeschaffene göttliche Zentrum Jehova oder Jahwe und das geschaffene menschliche Zentrum Jesus völlig eins geworden sind, so ist auch die endliche menschliche Außenlebenssphäre Jesu mit der unendlichen göttlichen Außenlebenssphäre Jehovas völlig verschmolzen. Auch wir besitzen einerseits eine endliche menschliche Außenlebenssphäre, die aus unserem geschaffenen menschlichen Zentrum ausstrahlt, und andererseits eine endliche göttliche Außenlebenssphäre, die aus unserem

Gottesfunken ausstrahlt und um so größer wird, je mehr der Gottesfunke in uns sich verstärkt . . .

Je mehr sich unser geschaffenes Ich demüht, desto stärker bildet sich in uns der Gottesfunke als Brennpunkt des Heiligen Geistes und desto stärker verschmilzt unsere menschliche Außenlebenssphäre mit der immer größer werdenden göttlichen Außenlebenssphäre, die aus unserem Gottesfunken ausstrahlt. Dadurch wächst unser Fühlen, Wahrnehmen und Erkennen in immer größere Tiefen des ewigen, unendlichen Raumes hinein. Diese gemeinsame, verschmolzene göttliche und menschliche Außenlebenssphäre ist als »Heiliger Geist« die dritte Komponente der eigentlichen Trinität in Gott und Mensch.« (In Das »Wort« Sept/Ok 1977)

Wir wundern uns nicht, daß die Schöpferkraft des menschlichen Geistes ohne Grenzen ist. Der Evangelist Johannes bekundet: »Die Kugel und der Kreis sind Symbol der Vollendung; zugleich aber stellen sie dar, daß der Geist des Menschen im vollkommenen Siege über sein Weltliches sich selbst eine neue Welt schafft, welche hervorgeht aus seiner vollendeten Weisheit. Also wird auch ein jeder vollendete Geist einst der Schöpfer seiner eigenen Welt werden, oder er wird die Welt bewohnen, die hervorgegangen ist aus den Werken seiner Liebe und aus dem lebendigen Licht seines Glaubens« (GS II 38,7).

Über den eigentlichen Sitz des Geistes innerhalb des vielgliedrigen Menschenwesens erfahren wir bei Lorber durch den Herrn: »Er befindet sich »im innersten Zentrum« unserer Seele, in deren »Herz« er gelegt wurde. Von hier aus baut er auch den Körper auf und führt ihm »als der geheime Liebeswille Gottes« durch seine »hohe Intelligenz« auch alle jene Stoffe zu, die wir aus den Speisen zur Bildung unserer Leibesteile zu uns nehmen. Er scheidet sie und führt sie genau an jene Stelle, wo sie in jedem einzelnen unserer Organe gerade gebraucht werden. Ebenso wie jedes Tier seine ihm zusagende Nahrung kennt und sie auch zu finden weiß, »so kennt auch der Geist der Pflanzen genauesten Stoff im Wasser, in der Luft und im Erdreich, der seiner besonderen Individualität dienlich ist. Der Geist oder die Naturseele der Eiche wird niemals den Stoff an sich ziehen, von dem die Zeder ihr Sein und Wesen schafft. Ja, wer lehrt denn das eine Pflanze? – Seht, das alles ist die Wirkung der höchsten und allgemeinsten Raumlebensintelligenz Gottes. Aus dieser schöpft jede Pflanzen- und Tierseele die ihr nötige, gesonderte Intelligenz und ist dann nach deren Weisung tätig« (GrEv VIII 29,9).

So finden wir den Geistfunken tatsächlich in jeder Kreatur, denn immer bewirkt rein Geistiges in der organischen Welt als »ein mit Liebe, Licht und Willenskraft erfüllter Gedanke oder eine Idee Gottes«

(GrEv VII 73,9) dessen Aufbau und Steuerung. Wunderbar hören sich die Worte an, die der Erzengel Raphael im Großen Evangelium Johannes zu dem Römer Agrikola spricht: Der in einer Pflanze wirksam gewesene Reingeist erhebt sich nach vollbrachtem Werk und »geht im Verbands mit den an sich gezogenen Seelenteilchen zur Bildung höherer und vollkommenerer Formen und Wesen über. – Was ich dir nun von den Pflanzen gesagt habe, das gilt in geringerem Maße auch von allen Mineralien und in einem höheren Maße von allen Tieren und endlich auch vorzüglich vom Menschen. Uranfänglich aber gilt dasselbe von der Bildung aller Weltkörper, aller Hülsengloben und des gesamten Großen Weltenmenschen. – Die nun von mir dir gegebene Regel gilt für die ganze Ewigkeit und Unendlichkeit: Verstehst du das Alpha, so verstehst du auch das Omega!« (GrEv VII 74,2 ff).

c) Präexistenz und Reinkarnation

Was für östliche Menschen eine Selbstverständlichkeit ist und auch in direktem Zusammenhang mit dem Begriff »Ewiges Leben« gesehen werden muß, ist der Glaube an Präexistenz und Reinkarnation. Gewöhnlich wird dieses Thema, entweder aus Bequemlichkeitsgründen oder einfach aus Desinteresse, von den kirchlichen Theologen vollständig umgangen. Weiß man sich doch fest engagiert im Dogma, das nichts von solchen »Phantastereien« wissen will! Der katholische Theologe Hans Küng gibt jedoch in seinem Buch »Ewiges Leben« zu bedenken: »Ein großer Teil der Menschheit glaubt seit Jahrtausenden an Reinkarnation oder Wiedergeburt. . . . Vor allem jene Hunderte von Millionen Menschen, die Religionen indischer Herkunft angehören: Hindus, Buddhisten, Jainas usw. Denn bereits seit den Upanishaden (ca. 800 v. Chr.?) ist diese Lehre Glaubensüberzeugung dieser Religionen. Indischer Einfluß auf die frühen griechischen Denker in Griechenland und Kleinasien ist zwar nicht erwiesen, ist aber durchaus möglich. Sicher ist, daß nicht nur die Orphiker, Pythagoras und Empedokles, sondern auch Platon, Plotin und die Neuplatoniker (ebenso römische Dichter, wie Vergil in seiner »Äneis«) diese Lehre vertreten haben, was seinen Einfluß hatte auf die christliche Gnosis ebenso wie auf den Manichäismus bis hin zu mittelalterlichen Sekten (Katharer).«

Als ein mögliches Argument für die Präexistenzlehre führt der Verfasser an: »Es ist unbestreitbar, daß sich hinter der Reinkarnationslehre vor allem die religiös-philosophische Frage nach einer gerechten, moralischen Weltordnung verbirgt, die Frage also nach der Gerechtigkeit in einer Welt, in der die menschlichen Lebensschicksale so ungleich

und ungerecht verteilt sind. ... Eine wahrhaft moralische Weltordnung setzt die Vorstellung eines Lebens vor dem jetzigen Leben notwendig voraus. Denn wie können Chancenungleichheiten unter Menschen, die verwirrende Verschiedenheit moralischer Anlagen und individueller Schicksale befriedigend erklärt werden, wenn man nicht annimmt, daß der Mensch in früheren Erdenleben durch seine guten oder bösen Taten sein jetziges Schicksal selbst verursacht hat? Andernfalls müßte ich alles dem blinden Zufall zuschreiben oder einem ungerechten Gott, der die Welt so werden ließ, wie sie nun einmal ist. Reinkarnation oder Wiedergeburt also zur Aufklärung des Menschen über sich selbst, seine Herkunft und Zukunft, und zur Rechtfertigung Gottes! Das Theodizeeproblem wäre hier gelöst. Denn man vermag jetzt zu erklären, warum es dem Guten so oft schlecht geht (wegen früherer Schuld) und dem Bösen gut (wegen früherer guter Taten!) Eine Lehre von der Wiedergeburt also, die auf dem ›Karman‹ (= ›Tat‹ oder ›Werk‹) basiert, auf der ›Auswirkung‹ guter wie böser Taten, die jedes Menschen Geschick im gegenwärtigen Leben und in zukünftigen Geburten bestimmen.«

Daß Seele und Geist des Menschen präexistent sind, ist eine uralte Lehre, die auch im frühen Christentum noch Gültigkeit hatte. Die Geschichte der Seele auf ihrem langen Entwicklungswege seit dem Sündenfall der Engel und ihrem Hineingebanntsein in die Materie war das ständige Thema einstiger Mysterienschulen. Die letzte Etappe ihres Weges, die über das ›Hindurchgesehenwerden‹ (Lorber) der zahllosen getrennten Seelenpartikel durch die verschiedenen Naturreiche bis hin zu neuer Menschwerdung führte, wird in der Neuoffenbarung gekennzeichnet mit den Worten: »Ihr waret Geist und werdet wieder Geist werden« (PH, S. 121).

Der Erdenmensch hält genau die Mitte in diesem Werdeprozeß. Erst wenn seine seelischen Substanzen wieder ganz durchlichtet sind und frei geworden vom Materiegericht, wird er als ein »Wiedergeborener im Geiste« sein endgültiges Ziel erreicht haben. Welche Zeiträume aber dehnen sich dazwischen nach rückwärts und nach vorwärts! »Jetzt seid ihr erst wie Embryone im Mutterleib«, sagt der Herr im Großen Evangelium Johannes zu seinen Jüngern (III 180,8), und Meister Eckehart schreibt: »Aller Kreaturen Wesen und Leben ist nichts anderes als ein Rufen und Eilen zu Gott, von dem sie ausgegangen sind.«

Wie groß muß demnach die Bedeutung des Menschen sein, daß Gott sich so viel Mühe durch Äonen von Zeitaltern hindurch mit seiner Vervollkommnung macht! Dazu bestimmt, »selbst ein Gott zu werden« als »Kulminationspunkt der göttlichen Liebe und Weisheit«, muß der Mensch sich mit dem zufrieden geben, was Origenes in seiner Schrift

»Contra Celsus« sagt: »Begreife also, wenn du es vermagst, welches diese Wanderungen der Seele sind, in denen wandern zu müssen sie mit Seufzen und Klagen betrauert. Freilich, solange sie noch wandert, stockt die Einsicht dieser Dinge und ist verhüllt; erst wenn sie zu ihrem Vaterland, ihrer Ruhe, dem Paradies gelangt sein wird, wird sie wahrer darüber belehrt werden und es klarer einsehen, welches der Wegsinn ihrer Wanderung gewesen ist.« Es ist derselbe Origenes, der die Lehre von der Apokatastasis, von der »Wiederbringung alles Verlorenen« mit den Worten verkündete: »Die Vollendung ist erreicht, wenn einmal alle Seelen ihre Rettung in der Engelwerdung gefunden haben. Alle Kreatur kehrt zu Gott zurück.« Hinzunehmen müssen wir den Satz: »Der universelle Heilswille ist eine Offenbarung des allerbarmenden Gottes.«

Eine oft gestellte Frage lautet: Wie kommt es, daß der Mensch von seinen vorherigen Existenzen nicht die geringste Erinnerung in sein Erdenleben mitbringt? Die Antwort bei Lorber gibt ein Engel: »Auf diese Erde begeben sich (verhältnismäßig) höchst wenige Geister, weil ihnen da der Weg des Fleisches zu beschwerlich vorkommt, indem sie hier alle Erinnerungen an ihren früheren Zustand aufgeben und ganz in ein von Anfang an neues Sein eintreten müssen, was auf den anderen Planeten und Weltkörpern nicht der Fall ist. Denn dort bleibt den eingefleischten Geistern stets eine traumartige Rückerinnerung an die früheren Zustände, und die Folge davon ist, daß die Menschen auf den anderen Planeten und Weltkörpern von Grund aus schon um vieles weiser und nüchterner sind als auf dieser Erde. Aber dafür sind sie auch keines Fortschrittes in eine höhere Stufe des freien Lebens fähig. Sie gleichen mehr den Tieren dieser Erde, die schon von Natur aus für ihr Sein eine gewisse Instinktbildung haben und darin stets eine große Fertigkeit und Vollendung an den Tag legen. Versucht aber, ein Tier darüber hinaus zu unterrichten, und ihr werdet nicht viel Ersprießliches ihm beizubringen imstande sein! Die einfache Ursache liegt darin, daß eine stumpfe Rückerinnerung an ihre früheren Zustände die Tierseelen gleichfort noch wie ein Gericht gefangenhält und beschäftigt, und daß sie sonach in einer gewissen Betäubung leben. Allein bei allen Menschen dieser Erde tritt der sonst nirgends mehr vorkommende Fall ein, daß sie aller Rückerinnerung bar werden und daher eine ganz neue Lebensordnung und -bildung von Anfang an beginnen, die also gestellt ist, daß mit ihr ein jeder Mensch bis zur vollsten Gottähnlichkeit emporwachsen kann« (GrEv IV 106,1 ff).

Der wache Verstand des heutigen Menschen hätte sicher noch eine Menge Einwände gegen eine solche Erklärung vorzubringen. Ebenso antwortete zur damaligen Zeit von Jesu Erdenwandel ein kritischer Arzt dem himmlischen Boten: »Ohne eine Rückerinnerung betrachte

ich ein jedes künftig zu erwartende Dasein ebenso wie ein jedes Vorsein, verglichen mit meinem gegenwärtigen mir klar bewußten Dasein, als ein Nichtdasein. Denn bin ich nicht mehr das, was ich war, und wird mir bei einem künftigen Sein alle Rückerinnerung auf ein wie immer geartetes Vorsein gänzlich benommen, dann ist jedes Dasein für mich soviel wie gar kein Dasein. . . . Was nützen einer Kette viele tausend Glieder, die niemals in einen sich unterstützenden Zusammenhang gebracht werden?!« (GrEv IX 177,3.5).

Auf diese zu erwartende Zweifelsrede entgegnete schließlich der Engel mit wahrhaft himmlischer Logik: »Höre, mein Freund! Würdest du dir aller Vorzustände, die du der Seele nach in sehr geteilter Weise bis zu deinem gegenwärtigen Zustande schon durchgemacht hast, ganz klar bewußt werden, so würdest du dadurch in deinem Denken, Urteilen und Wollen derart zerteilt und zerrissen, daß es dir unmöglich wäre, jene sittliche Einheit, Kraft und Stärke aus dem Geiste der Liebe Gottes, die nun dein inneres und allein wahres Leben ist, in deine Seele derart aufzunehmen, daß sie eins würde mit ihm (dem Gottesgeiste). Wird die Seele aber eins mit ihm (dem Gottesgeiste), dann wird sie in der Beschauung ihrer selbst schon in jene rückerinnerliche Klarheit gelangen, aus der sie die endlose Liebe und Weisheit jenes einen, großen Baumeisters im seligsten Dankgefühl allerhellst erkennen und ewig bewundern wird. Und dann wird ihr eine solche von dir schon jetzt verlangte Rückbeschauung zum ewigen Lebensnutzen dienlich sein, während sie dir jetzt gar gewaltig schaden würde« (GrEv IX 178,2 f).

Noch zwei weitere Gründe für Wegnahme der Rückerinnerung macht die Neuoffenbarung geltend. Vom Herrn selbst werden wir belehrt: Sinne und Bewußtsein sind dem Menschen im Leibesleben nur trüb und unvollkommen gegeben, »damit sie ihn zur inneren Denk- und Suchtätigkeit in einem fort nötigen, weil der Seele, die dem Urlichte Gottes verwandt ist, nichts lästiger und unerträglicher ist als die Trübheit und Unbestimmtheit in allem, was sie wahrnimmt. Die Seele sehnt sich also in einem fort nach der vollen Wahrheit und denkt, fragt und sucht ununterbrochen, und in dieser Seelentätigkeit besteht denn auch die fortwährend wachsende Erweckung und Stärkung des inneren geistigen Sinnes sowohl in bezug auf das Schauen, Hören und Wahrnehmen, als auch auf das Fühlen und Empfinden. – Würde aber eine Seele sogleich mit dem voll geweckten inneren Sinne in diese Welt treten, so würde sie in eine volle Trägheit und Untätigkeit versinken – was dann ebensoviel wäre, als hätte sie kein Leben. Die Seligkeit des Lebens besteht ja hauptsächlich nur in der Tätigkeit. Und so ist es der Seele nützlicher, daß sie sich in aller Tätigkeit übe, als daß sie sich (von Anfang an) gleichfort in aller Klarheit des inneren Wahrnehmens nach allen Richtungen des Lebens hin befände« (GrEv IX 141,7 ff).

Den dritten Grund für Bewußtseinsverdunkelung gibt Dr. Walter Lutz, die Lorberlehre zusammenfassend, mit den Worten wieder: »Durch ein allzu bestimmtes und klares Wissen um die Verhältnisse der geistigen Welt könnte die Seele sich zu stark genötigt fühlen, sich dem Willen und der Ordnung Gottes blindlings zu unterwerfen. Sie käme dadurch unter einen geistigen Zwang und würde die wahre Freiheit und Selbständigkeit ihres Denkens, Wollens und Handelns einbüßen. Der Seelenbildungsplan unseres Schöpfers und himmlischen Vaters geht ja aber dahin, uns auf dem Wege der Lebenserfahrung in langsamer Reife zur freiwilligen Annahme höherer Erkenntnisse und damit zu einer wahrhaft vollkommenen Freiheit des Willens und Handelns zu reifen. Und so ist denn die Erziehung zur Selbständigkeit und Selbsttätigkeit unseres geist-seelischen Wesens der Hauptgrund dessen, daß gerade auf Erden, dieser Hochschule der »Großkinder« Gottes, den Menschen ein Schleier über ihr Vordasein gelegt wird.« (Aus »Grundfragen des Lebens«)

Derjenige, dessen Seelenentwicklung schon so weit fortgeschritten ist, daß keine nachteiligen Folgen mehr zu erwarten sind – so hörten wir bei Lorber –, erhält manchmal durch Gottes Gnade die Augen schon vorzeitig aufgetan. Eine solche »Karmaschau«, wie sie zuweilen genannt wird, als Einblick in frühere Existenzen, kann Teil einer persönlichen unmittelbaren »Einweihung« sein. Ehedem war sie ein wesentlicher Bestandteil der Mysterienschulen. Schon Krishna soll seine Schüler unterwiesen haben »in der Lehre der Unsterblichkeit der Seelen, ihren Wiederverkörperungen und ihrer mystischen Vereinigung mit Gott« (Edouard Schuré). Als Mystagoge konnte er ihnen die innere Sehe auf tun für frühere Existenzen: »Wisset aber«, so lehrte er sie, »daß die Seele, die Gott gefunden hat, befreit ist von der Wiedergeburt und vom Tod, vom Alter und vom Schmerz und daß sie das Wasser der Unsterblichkeit trinkt« (Bhagavad Gita).

Im ägyptischen »Totenbuch« lautet ein Aufruf an die Eingeweihten: »O blinde Seele, bewaffne dich mit der Fackel der Mysterien, und du wirst in der irdischen Nacht deinen leuchtenden Doppelkörper, deine himmlische Seele entdecken! Folge diesem göttlichen Führer! Er möge dein Genius sein; denn er bewahrt den Schlüssel zu deinen vergangenen und künftigen Existenzen!« Das Schicksal des Menschen, seine häufigen Vorgeburten und seine künftigen Wanderungen durch den geistigen Kosmos ist in folgendem »Fragment nach Hermes« beschrieben: »Horchet in euch selbst und blickt in die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit! Von da erklingen der Gesang der Sterne, die Sprache der Zahlen, die Harmonie der Sphären. Jede Sonne ist ein Gedanke Gottes und jeder Planet eine Form dieses Gedankens. Um die Erkenntnis des göttli-

chen Gedankens zu erlangen, o Seelen, steigt ihr mühsam hinab und hinauf den Weg der sieben Planeten und ihrer sieben Himmel. Was tun die Sterne? Was sagen die Zahlen? Was offenbaren die Sphären? – O ihr verlorenen oder geretteten Seelen: sie sagen, sie singen, sie offenbaren – euer Schicksal!«

Edouard Schuré begründet die Möglichkeit zur Karmaschau mit den Worten: »Die Seele hat schlafende Sinne; die Initiation erweckt sie. Durch tiefes Studium, durch beharrlichen Fleiß kann sich der Mensch in bewußte Beziehung mit den schlummernden Kräften des Universums bringen. Durch einen mächtigen Willensansporn kann er zum direkten geistigen Schauen kommen, kann er sich die Wege zum Jenseits öffnen, um sich fähig zu machen, dort zu wandeln. Dann nur kann er sagen, daß er das Schicksal besiegt und seine göttliche Freiheit erobert hat. Dann nur kann der Eingeweihte Einweihender werden, Prophet und Theurg, d. h. Seher und Schöpfer von Seelen. Denn nur derjenige, der sich selbst beherrscht, kann über andere herrschen; nur der Freie kann befreien« (in »Die großen Eingeweihten«).

Auf der Barke der »Millionen Jahre«, sagen die Ägypter, geht die Reise in die Unendlichkeit. Pythagoras, der Weise von Samos und zugleich höchster Repräsentant der griechischen Religion, weihte seine Schüler in Unteritalien (Krotona) in die lange Wanderung ein, welche die Seele im Niederstieg und Wiederaufstieg durch den Kosmos zurückzulegen hat. Alle ihre wichtigen Stationen, die einzig und allein ihrer Läuterung dienen, wurden von ihm bezeichnet. Er lehrte die Metempsychose und zeigte, wie die Seele bald einer Raupe, bald einem himmlischen Schmetterling gleicht.

Ähnlich der Lorberlehre sagt Edouard Schuré: »Gemäß den esoterischen Überlieferungen Indiens und Ägyptens haben die Individuen, welche die gegenwärtige Menschheit bilden, ihr menschliches Dasein auf anderen Planeten begonnen, auf denen die Materie viel weniger dicht ist als auf dem unsrigen. Der Körper des Menschen war damals beinahe gasartig und seine Verkörperungen waren leicht und mühelos. Seine Fähigkeiten zu unmittelbarem geistigem Schauen waren in diesem ersten menschlichen Stadium sehr stark und subtil; Verstand und Vernunft dagegen in embryonalem Zustand. In diesem halb körperlichen, halb geistigen Zustand schaute der Mensch die Geister, alles war Glanz und Herrlichkeit für seine Augen, Musik für seine Ohren. Er hörte selbst die Harmonie der Sphären. Er dachte nicht nach und überlegte nicht, er wollte kaum etwas. Er lebte dahin, indem er die Töne, die Formen, das Licht trank, indem er gleich einem Traum vom Leben zum Tode und vom Tode zum Leben schwebte. Das nannten die Orphiker den Himmel des Saturn. Nur indem er sich, entsprechend der Lehre des

Hermes, auf immer dichteren Planeten verkörperte, hat sich der Mensch vermaterialisiert.

Indem sie sich in dichtere Materien verkörperte, verlor die Menschheit zwar ihren geistigen Sinn, aber durch ihren immer intensiveren Kampf mit der äußeren Welt hat sich machtvoll ihre Vernunft, ihre Erkenntnis, ihr Wille entwickelt. Die Erde ist die letzte Stufe bei diesem Niederstieg in die Materie, den Moses die Vertreibung aus dem Paradiese nennt und Orpheus den Fall in die sublunare Region. Von dort aus kann der Mensch mühsam die Sphären wieder aufwärts steigen in einer Reihe neuer Existenzen und seine geistigen Sinne wieder erobern durch den freien Gebrauch seines Verstandes und seines Willens. Dann nur, sagen die Jünger des Hermes und des Orpheus, erlangt der Mensch durch seine Tat das Bewußtsein und den Besitz des Göttlichen; dann nur wird er ein Gottessohn. Und diejenigen, die auf der Erde diesen Namen getragen haben, mußten, bevor sie unter uns erschienen, die schreckensvolle Spirale auf- und niedersteigen.«

Es gibt eine Stelle im Alten Testament, die überzeugend auf die Präexistenz des Menschen hinweist. In der »Weisheit Salomonis« läßt der Verfasser dieses Buches den König Salomon von sich sagen: »Ich war ein gut veranlagtes Kind und habe eine feine Seele bekommen. Oder vielmehr, da ich gut war, kam ich in einen unbefleckten Leib.« Nach indisch-brahmanischer Auffassung entstammen alle Seelen der Unreinheit Brahmas, aus der sie durch eine geistige Begierde »herausgefallen« sind. Es ist die auch von Origenes und Lorber gelehrte uranfängliche Existenzweise vor dem »Abstieg in die Materiewelt«. Auch das persische Avesta läßt die Urbilder der Seele, die »Fravaschi«, vor ihrem Abstieg schon in der geistigen Welt existieren. Nach dem griechischen Philosophen Heraklit, welcher der »Dunkle« genannt wird, sind die Seelen präexistent im »Weltenfeuer«. Gemeint ist damit die »Weltseele«, aus deren Schoß alle Wesen ausgeborn wurden. Das kosmische Gesetz des ständigen Wandels, des Kreislaufes aller Dinge, wird von ihm als ein ständiges Fließen, als ein immerwährender Strom im Entstehen und Vergehen aufgefaßt: »Panta rhei« heißt sein berühmt gewordener Lehrsatz.

Auch Platon läßt die Seelen präexistent in einem Himmel wohnen oder auf Sternen ihren Sitz haben. Alfons Rosenberg schreibt darüber: »Diese präexistenten Urseelen sind ihrer inneren Struktur nach dreifach gegliedert: nach den Kräften des Vernünftigen, des Muthaften und des Triebhaften. Erhält jedoch die letztere das Übergewicht, dann wird die Seele in die sublunare Welt hinabgerissen, wo sie je nach ihrer Art in eine der neun von Platon aufgestellten Klassen eingekörpert wird. Unsterblich ist aber – gemäß dem »Phaidon« – nur der vernünftige Seelen-

teil, der, wie Platon im Timaios berichtet, vom Weltschöpfer aus dem Stoffe der Weltseele geschaffen wurde« (in »Die Seelenreise«).

Vergleichen wir alle diese Lehren mit der Neuoffenbarung, so ergeben sich zwar zahlreiche Berührungspunkte; im Grunde aber sind sie alle noch ergänzungsbedürftig. Die Einkörperung von Seelen aus anderen Sternen – nach Lorber sogenannte »Seelen von oben« – vertreten noch andere griechische Weise. Alfons Rosenberg sagt dazu: »Wie Platon sie auf Fixsternen beheimatet wußte, so nahmen andere die Milchstraße als ihren Herkunftsort an. Alexander Polyhistor lehrte nach pythagoreischen Quellen, daß die Seele ein Teilchen des Äthers darstelle; für die Stoiker war die Seele aus dem Stoff der feurig-pneumatischen Sterne gebildet – gleichsam ein Tropfen Sternenessenz. Dieser für die Stoa zentrale Gedanke von der Sternen- und Himmelsverwandtschaft der Seele erklingt sodann eineinhalb Jahrtausende später wieder in Dantes Göttlicher Komödie: Im Paradiso 4,52 nimmt Dante den Ball auf, den ihm Platon im Timaios (42b) über die Jahrtausende hin zuwirft.« Erst recht lehrt die jüdische Kabbala ein Vorleben der Seele. –

Unlösbar mit der Präexistenz verbunden ist gewöhnlich die Reinkarnation oder Palingenese. Die Art von Wiederverkörperung aber wird bestimmt durch das Karma und zwar nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung. In ihm drückt sich die Summe all unserer Gedanken, Worte und Taten aus. Auch diese Lehre war im Altertum allgemein verbreitet, besonders im alten Ägypten und Griechenland, wie auch bei den Kelten und Germanen. Im Denken der asiatischen Völker spielt sie noch heute eine überragende Rolle. Übersetzungen der Veden und der Vedanta (einer Zusammenfassung der Gedankenwelt der Upanishads) brachten sie neuerdings auch dem Westen wieder näher. Besonders aber hat die dem Christentum in vieler Hinsicht verwandte Lehre des Buddha das Reinkarnationsproblem neu zur Diskussion gestellt. Wenn also nach demoskopischer Untersuchung zwölf Prozent aller Bundesrepublikaner an eine Wiederverkörperung glauben und neunundzwanzig Prozent sich dafür interessiert zeigen, so ist dies die Frucht jener geistigen Kommunikation, die seit dem vorigen Jahrhundert verstärkt zwischen Ost und West stattfindet.

Als Erlösungsreligion faßt sich auch der Buddhismus auf; doch geht er im Unterschied zum Christentum den Weg der Selbsterlösung, wobei das Karma, das heißt der Glaube an die automatische Wirkungskraft menschlicher Tat, den Ausschlag gibt. Der Mensch »wird, was er getan hat« und seine Tat ist »der Mutterleib, der ihn gebiert«. Dies wirkt sich vor allem aus bei seiner nächsten Inkarnation. Von großen indischen Mystikern und Heiligen wissen wir aber, daß ihre Auffassung von Schuld und Sühne sich mehr der christlichen nähert und nicht die glei-

che strenge Gesetzmäßigkeit zeigt wie die offizielle hinduistische oder buddhistische Lehre. So erklärte Rama Krishna einmal gegenüber einem Inder, der auf der Lehre von der Reinkarnation beharrte: »Ah, ich verstehe, ihr steht auf dem Standpunkt des Philosophen: Wie die Saat, so die Ernte. Gebt solche Ideen auf! Das Gesetz von der nachwirkenden Tat (Karma) wird ungütig, wenn man Zuflucht zu Gott nimmt« (in »Ramakrishnas Ewige Botschaft«, hg. v. Mahendra Nath Gupta). Dieselbe Haltung gegenüber Reinkarnation nahm auch der berühmte Maharishi vom Arunachala ein.

Bei Buddha ist es der »Durst nach Leben« (oder »Sein«), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt. Ihn gilt es »durch gänzliche Vernichtung des Begehrens« auszulöschen, denn er bringt dem Menschen immer wieder neues Leid. So mündet diese überspitzt gedankliche Erlösungslehre in einer strengen Verhaltensdisziplin, dem sogenannten »achtteiligen Pfad«: rechtes Glauben, rechtes Entschließen; rechtes Wort, rechte Tat; rechtes Leben, rechtes Streben; rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken. Sehr willkürlich erscheint in manchen Lehren die oft in schwindeligen Höhen sich bewegende Zahl notwendiger Wiedergeburten. Ebenso fragwürdig ist es natürlich auch, wenn der zeitliche Abstand der Wiedergeburten voneinander für alle gleich festgesetzt wird. Mit Recht heißt es darum in dem lesenswerten, medial inspirierten »Buch Emanuel« (hg. v. Bernhard Forsboom): »Die Annahme, daß der Geist einer bestimmten Anzahl von Wiedergeburten unterworfen sei (etwa 1500, wie mancher Buddhist glaubt), widerspricht der Freiheit des Geistes. ... Für den Geist auf einer gewissen Entwicklungsstufe enthält das Leben in der Materie bestimmte Lehren, bestimmte Prüfungen, durch die seine Kräfte gestählt werden. ... Er ist frei, die Lehren, das ewig Gute, mit mehr oder weniger Willenskraft sich anzueignen, und er bestimmt so selbst die Zeitdauer seines Gebundenseins an die Welten der Materie. ... Die Materie entstand infolge des Geisterfalles. Doch wie die Materie selbst gewissermaßen das Ergebnis einer geistigen Tat war, so ist auch ihre Vergeistigung wieder das Ergebnis eures Wachstums in der Liebe, Selbstlosigkeit und Erkenntnis.

Es ist der Grad seiner Entwicklung, der den Geist in die Materie führt, so kann es auch nur wieder der Grad seiner weiteren Entwicklung sein, der ihn von der Materie befreit. Wie wenig aber lernt der Geist in einem Menschenleben! Wie schwach ist seine Erkenntnis wahrer Liebe und Güte, und überdies ist die Erkenntnis ihrer Betätigung meistens noch weit voraus. Bis aber ein Geist die Lehren und relativen Wahrheiten einer Welt erfaßt, erkannt und betätigt hat, ist er an diese Welt gebunden. Und so macht er alle Klassen dieser einen großen Schule durch; und erst wenn diese Lehren ihm nichts mehr zu sagen

haben, ist er reif für höhere, geistigere Lehren. Daraus ergibt sich das Gesetz der Wiedergeburt. ... Erst wenn der Geist unbefriedigt vom irdischen Leben Höheres sucht und in einer Reihe von Wiedergeburten immer weitere, reinere Erkenntnis zu betätigen lernt, verliert die Materie als solche jede Anziehungskraft für ihn, und nur die Sehnsucht, noch eine Mission der Liebe zu erfüllen, wie es seine zunehmende Kraft im Guten ihm ermöglicht, zwingt ihn noch einmal in die Materie. (Im Buddhismus erfüllen diese Mission die sog. Bodhisattvas.) Doch trotz der gleichen äußeren Erscheinungsform der Menschengestalt bleibt »Geist, was vom Geiste geboren ist«, und dieser ist nun fähig, im Geistigen allein zu leben und eine Wonne zu empfinden, die dem Durchschnittsmenschen fremd ist. Bei seinem Tode breitet er die Flügel aus, um ins Reich Gottes zu entschweben.«

Wie stellt sich nun aber der Christ zur Wiederverkörperungslehre? Da lesen wir bereits im Alten Testament bei Maleachi (3,23): »Siehe, ich will euch senden den Propheten Elias, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn!« An diesen Text unmittelbar anknüpfend spricht Jesus bei Matthäus (11,11.14): »Wahrlich, ich sage euch: Unter denen, die vom Weibe geboren sind, ist kein Größerer je erschienen als Johannes der Täufer. ... Und so ihr es annehmen wollt: er ist Elias, der da kommen soll.« Wieder bei Matthäus 16,13 f wird uns berichtet: »Da kam Jesus in die Gegend der Stadt Cäsarea Philippi und fragte seine Jünger: »Für wen halten die Leute den Menschensohn?« Sie antworteten: »Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elias, wieder andere für Jeremias oder sonst einen der Propheten.«

Hinter all diesen Antworten steht der selbstverständliche Glaube an Reinkarnation. Bei Markus 6,14.16 sagt der König Herodes über Jesus: »Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden; deshalb wirken Wunderkräfte in ihm (in Christus)«. Andere sagten: »Er ist Elias«, und noch andere: »Er ist sonst einer von den Propheten.« Herodes aber, der diese Gerüchte hörte, erklärte: »Es ist Johannes, den ich enthaupten ließ. Dieser ist von den Toten auferstanden.« – In Lukas 9,6 ff finden wir denselben Text abgewandelt wieder. Als Jesus einmal die Jünger fragt: »Für wen halten mich die Leute?«, antworteten diese: »Einige für Johannes den Täufer, andere für Elias; wieder andere meinen, einer von den alten Propheten sei wieder auferstanden« (Lk 9,18 f).

Von Johannes dem Täufer bezeugt Jesus ausdrücklich, daß er der wiedergekommene Elias sei. Bei Matthäus 17,10 ff fragen ihn die Jünger: »Warum sagen die Schriftgelehrten, zuerst müsse noch Elias kommen?« Da gab er ihnen zur Antwort: »Elias kommt allerdings, um alles wieder herzustellen. Ich sage euch aber, Elias ist schon gekommen; sie

haben ihn aber nicht erkannt, sondern mit ihm gemacht, was sie wollten. So wird auch der Menschensohn von ihnen zu leiden haben.« Da merkten die Jünger, »daß er Johannes den Täufer meinte«. – Bedarf es noch weiterer Bestätigungen, daß der Glaube an Reinkarnation sowohl bei Jesus wie bei seinen Jüngern wie im ganzen jüdischen Volke fest verankert war? Irritieren könnte nur die Stelle beim Evangelisten Johannes, wo Priester und Leviten den Täufer fragen: »Bist du Elias?« Seine Antwort lautete: »Ich bin es nicht!« (Joh 1,21).

Ebenso wußte nach Lorber der Erzvater Sehel, der sich später in Elias wiederverkörperte, bis unmittelbar vor seiner leiblichen Hinwegnahme in das Jenseits nicht das geringste davon, welcher hoher Engelgeist (nämlich Michael) sich in ihm verkörpert hatte (nach Lorber). Er hatte ja keine Rückerinnerung mehr! Somit erscheint die Antwort des Johannes-Elias ganz überzeugt gegeben, ist aber dennoch unrichtig. Noch eine Stelle in der Bibel belegt den Reinkarnationsglauben der Juden. Bei dem Blindgeborenen in Joh 9,2 u. 3 vermuten die Jünger, seine Blindheit rühre wohl daher, daß er (oder auch seine Eltern) in einer früheren Existenz gesündigt habe. Dieser Ansicht wird von Jesus nicht direkt widersprochen, er weist sie nur aus anderen Gründen ab, woraus wir schließen dürfen, daß auch er eventuelle karmische Folgen aus früheren Existenzen nicht grundsätzlich ausschließt. Bekannt ist die Anschauung der Juden, daß die Sünden der Vorfahren manchmal »bis zum dritten und vierten Glied« abgebüßt werden müssen.

Noch lange war der Reinkarnationsglaube auch im Christentum lebendig, wofür eine Reihe hoch angesehener Kirchenlehrer Zeugnis ablegt. Der wohl bedeutendste unter ihnen, Origenes – Adamantius (d. h. der Eisenmann) genannt – schreibt einmal: »Wenn man wissen will, weshalb die menschliche Seele das eine Mal dem Guten gehorcht, das andere Mal dem Bösen, so hat man die Ursache in einem Leben zu suchen, das dem jetzigen Leben vorausging. ... Jeder von uns eilt der Vollkommenheit durch eine Aufeinanderfolge von Lebensläufen zu. ... Wir sind gebunden, stets neue und stets bessere Lebensläufe zu führen, sei es auf Erden, sei es in anderen Welten. ... Erst unsere völlige Hingabe an Gott, die uns von allem Übel reinigt, bedeutet das Ende unserer Wiedergeburten.«

Clemens von Alexandrien behauptet, daß die Wiederverkörperungslehre seit jeher »göttliche Tradition« gewesen sei und daß auch Paulus sie übernommen habe. Ein ganzer Chor von Stimmen setzt sich außerdem für sie ein. Der hl. Hieronymus zum Beispiel sagt: »Die Wiederverkörperungslehre ist in den ältesten Zeiten stets einer kleinen Schar von Auserwählten mitgeteilt worden als eine Wahrheit, die nicht vor der Masse breitgetreten zu werden braucht«, und er fügt hinzu, daß

diese Lehre als Geheimlehre auch den ersten Christen mitgeteilt worden sei. Dasselbe versichert Rufinus in einem Brief an Anastasius. Von dem östlichen Kirchenvater Gregor von Nyssa stammt das Wort: »Für die Seele ist es eine Naturnotwendigkeit, daß sie sich durch mehrfache Lebensläufe reinigt.« Auch Justin der Märtyrer (gest. 165) war überzeugt, daß die menschliche Seele mehr als einmal in einem Körper wohne, und Augustinus stellt sogar die Frage: »Habe ich nicht schon in einem anderen Körper gelebt, ehe ich in den Leib meiner Mutter kam?«

Vertreter der Reinkarnationslehre waren außerdem noch der hl. Hilarius, Tertullian, Nemesius und Synesius. Auch im Bewußtsein der frühchristlichen Gemeinden und deren Leiter war nach Ermittlungen von Osthagen die Wiederverkörperungslehre ein fester Bestandteil ihres Glaubens. Wie konnte diese allgemeine Überzeugung so plötzlich dem Anathema der Kirche zum Opfer fallen? Bei den neugebildeten Mönchsorden, die sich meist aus Fanatikern zusammensetzten (sie sind auch schuld an der grausamen Ermordung der edlen Hypatia, einer Neuplatonikerin) und der sogenannten Unterkirche angehörten – d. h. Leuten, die zu den Nichteingeweihten zählten –, bahnte sich zuerst der Widerstand an. Als dann schließlich auf der Synode zu Konstantinopel im Jahre 543 ein Teil der Lehren des Origenes verworfen wurde, geriet mit ihnen auch seine Reinkarnationslehre in den Bann. Im genauen Wortlaut hieß es: »Wer eine fabulöse Präexistenz der Seele und eine monströse Restauration ihrer selbst lehrt, der sei verflucht!« Dahinter stand unter dem Druck der politisch mächtigen Mönchsorden der römische Kaiser Justinian, der nach Gefangennahme des alten Papstes und Einsetzung eines neuen (Vigilius) mit seinem Willen durchdrang. Die Kirche mußte sich ihm beugen.

Erst wieder in der neuesten Zeit wagten es Kirchenmänner, die alte Reinkarnationslehre zu rehabilitieren. So schreibt der Erzbischof Louis Passavali: »Ich bin der Ansicht, daß es einen bedeutsamen Schritt vorwärts bedeuten würde, wenn man den Gedanken der Wiedergeburt öffentlich vertreten dürfte, und zwar die Wiedergeburt auf Erden wie in anderen Welten, denn damit ließen sich viele Rätsel lösen, die heute den Geist und Verstand der Menschen als undeutliche Nebel bedrücken.« Auch Kardinal Mercier von Paris äußert sich über Wiederverkörperung mit folgenden Worten: »Was diese Annahme betrifft, so sehen wir nicht, daß die Vernunft, sich selbst überlassen, diese Lehre als unmöglich oder mit Sicherheit als falsch erklärte.«

Beinahe unübersehbar ist die Zahl der Philosophen und Dichter, die sich für die Reinkarnationslehre erklären. Nicht unbedingt auf Wiederverkörperung deuten die Sätze des Paracelsus (1493–1541) hin: »Die

Ursache aller Dinge ist der Geist. Der Geist bringt einen Körper hervor, durch den er seine Wunder vollführt. Ist der Körper zerstört, schafft sich der Geist einen neuen Körper, der ähnliche oder höhere Eigenschaften hat.« Die gleichen Gedanken äußert auch Giordano Bruno (1550–1600). Der Dominikaner Campanella (1568–1639) aber glaubt unmißverständlich an eine vielfache Rückkehr der Seele in immer neuen Erdenleben. Überhaupt hatten die Renaissance-Philosophen, wie z. B. Jerome Cardan (1509–1576), ein besonderes Aufnahmeorgan für platonische Gedankengänge.

In der Zeit des Barock und der Aufklärung häufen sich die Stimmen, die für Wiederverkörperung eintreten. Die bekanntesten unter ihnen sind der französische Philosoph Cyrano de Bergerac (1620–1655), der katholische Schriftsteller Jean Delormel, der schottische Edelmann Ramsay (1680–1743) – der selbst nach seinem Übertritt zum Katholizismus noch daran festhielt –, der Schweizer Philosoph und Naturforscher Charles Bonnet (1720–1793) mit seinem Werk »Palingenese« und der englische Theologe und Schriftsteller Soame Jenys (1704–1787). Der bekannte englische Philosoph David Hume (1711–1766) behauptete sogar: »Die Palingenese (Wiederverkörperung der Seele) ist das einzige System einer Welterklärung, mit dem sich die Philosophie befassen kann.« Und von dem Gelehrten Leibniz (1646–1716) stammt der Satz: »Die Gegenwart ist die Frucht der Vergangenheit und zugleich die Saat der Zukunft.« In seiner »Universalphilosophie« behauptet der Philosoph Sam Dupont de Nemours (1739–1817): »Die Prüfungen im neuen Leben entsprechen den Irrtümern in früheren Lebensläufen.« Selbst der christliche Mystiker Ballanche (1776–1847) zeigt sich in seinem Werk »Soziale Palingenese« überzeugt, daß eine Vielzahl von Lebensläufen erforderlich sei, um die Entwicklung des Menschen zu Gott hin zu ermöglichen. Überraschend ist, daß auch der Aufklärungsphilosoph und Satiriker Voltaire sich zu der Meinung durchrang: »Es würde keineswegs überraschend sein, daß der Mensch wiedergeboren wird. Alles ist Auferstehung, die ganze Natur zeigt es. Die Wiedergeburtstheorie ist vielleicht die älteste Lehre der Welt.«

Unter den deutschen Dichtern der Klassik sind es vor allem Lessing und Goethe, die ebenso wie Herder an eine Wiedergeburt glaubten. Lessing stellte die Frage: »Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Weg der Vervollkommnung wohl durch mehr als eine Hülle der Menschheit hindurch müßte? Vielleicht wäre auf dieser Wanderung der Seele durch verschiedene menschliche Körper ein ganz neues System zu gründen.« Bekannt ist die Aussage Goethes: »Ich bin

sicher, daß ich so, wie ihr mich hier seht, schon viele Male dagewesen bin, und ich hoffe, noch viele Male wiederzukommen.« An Charlotte von Stein schrieb Goethe die berühmten Verse: »Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Braut.« Die Liste der Reinkarnationsgläubigen ließe sich für die weiteren zwei Jahrhunderte bis ins Endlose fortsetzen. Der Philosoph Schopenhauer bekannte sich uningeschränkt zur Reinkarnationslehre.

Inzwischen ist die Literatur über dieses Thema gewaltig angestiegen. Besonders empfehlenswert sind die beiden Bücher: »Wiederholte Erdenleben« (Die Wiederverkörperungsidee in der deutschen Geistesgeschichte) von Lic. E. Bock, und »Wir leben nicht nur einmal« von K. O. Schmidt. Immer wieder werden heute Fälle bekannt, bei denen einzelne Personen sich oft schon von frühester Kindheit an ihrer Vorleben erinnern (eine gute Materialsammlung darüber liefert das vorerwähnte Buch von K. O. Schmidt). Wissenschaftler haben sich systematisch dieser Fälle angenommen und einen fleißigen Report darüber geliefert. So hat Prof. Jan Stevenson (USA), der an der Universität von Virginia einen Lehrstuhl für Psychiatrie und Neurologie bekleidete, innerhalb von fünfzehn Jahren 1500 Reinkarnationsfälle in aller Welt gesammelt und überprüft. So überzeugend sie im einzelnen auch sein mögen, eine exakt wissenschaftliche Handhabe für endgültige Beweisführung ist dennoch aus vielerlei Gründen nicht möglich; selbst wenn man, wie Prof. Stevenson, einen »perfekten Reinkarnationsfall« konstruiert.

Besonders aufsehenerregend war in jüngster Zeit das Bekanntwerden des Falles Barbro Karlén. Diese junge Schwedin behauptete schon von ihrem zweiten Lebensjahr an, das jüdische Mädchen Anne Frank zu sein, das im KZ Bergen-Belsen umkam und durch sein »Tagebuch« weltbekannt wurde. Ihre Rückerinnerungen waren so stark, daß sie bei einem Besuch in Amsterdam im Alter von zehn Jahren ihre Eltern sofort auf dem kürzesten Weg an die alte Leidensstätte führen konnte, über welche das »Tagebuch« berichtet. Selbst die äußerliche Ähnlichkeit der schriftstellerisch ebenfalls sehr begabten Barbro Karlén mit Anne Frank ist ungewöhnlich. Von sich selber sagt sie mit Bestimmtheit: »Ich erinnere mich an frühere Leben genau so, wie man sich in diesem Leben an seine eigene Kindheit erinnert.«

Der unwiderleglichste Fall von Reinkarnation, mit allen nur denkbaren Beweisstücken, scheint der heute noch lebende indische Wundertäter Sai Baba zu sein. (Man lese über ihn die Biographie »Sai Baba« von Howard Murphet!) Dieser große Hinduheilige mit seiner Millionenschar von Anhängern liefert selbst die auffallendsten Beweise dafür, daß er in einem früheren Leben der in Indien hoch verehrte Guru Sai Baba von Shirdi war. Was seine vielen Wundertaten anbelangt, ist er in

unserer Zeit geradezu beispiellos und ein lebender Beweis dafür, daß auch die Wunder Jesu auf Tatsachen beruhen.

Am überzeugendsten als Beweise für Wiederverkörperung sind Experimente, wie sie etwa Albert de Rochas, Dr. Lund, Morey Bernstein (in seinem Buch »Der Fall Bridey Murphy«) und neuerdings Detlevson angestellt haben. Die in Tiefschlaf versetzten Versuchspersonen gaben dabei, ihnen selbst ganz unbewußt über die Schwelle der Geburt zurückversetzt, sehr häufig die intimsten Einzelheiten aus früheren Leben bekannt. Meist haben sie sich urkundenmäßig bestätigen lassen. Merkwürdig bleibt jedoch ihr Nichtwissen über die zwischen den einzelnen Inkarnationen liegenden Phasen des jenseitigen Daseins. Im übrigen können sie in Tieftrance ihnen gänzlich unbekannte Sprachen eines früheren Lebens wieder sprechen, was als sicherster Beweis für die Echtheit ihrer Aussagen gilt.

Heute wird die Reinkarnationslehre in der Hauptsache von Theosophen und Anthroposophen vertreten. Mit mancherlei Abwandlungen der indischen Samsara-Lehre (Samsara = Rad der Wiedergeburten) haben Madame H. Blavatsky, Annie Besant und Rudolf Steiner auch den Selbsterlösungsgedanken wieder aufgegriffen, mit einem stark ethischen Einschlag. Am beachtenswertesten sind die Vorstellungen der christlich gefärbten deutsch-indischen Theosophie. Indem ihre Vertreter den Begriff von Schuld und Sühne mit der Karmalehre verbinden, sagen sie: »Die Seele des Menschen ist ein mit dem Urgeiste Luzifer gefallener Geist und hat mit ihrem Abfall von Gott ein Karma, eine Schuld auf sich geladen, welche sie der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes wegen nun im irdischen Leben »abtragen« müssen, und zwar durch Kreuz und Leiden und durch ein Tatleben der Gottes- und Nächstenliebe. Erst wenn durch ein leidgeprüftes, wahrhaft reines und werktätiges Leben der Demut und Liebe die Schuld getilgt ist, kann die Seele sich der heiligen Gottheit wieder nahen und selig werden. Da aber zum Abtragen der Karmaschuld ein einziges Menschenleben auf Erden nicht genügt, ja öfter die Schuld durch ein widergöttliches Leben noch vermehrt wird, so muß die Menschenseele sich immer wieder einfleischen lassen, und zwar so oft, bis das ganze Karma abgetragen ist. Dies ist der Sinn der Bibelworte: »Du wirst von dannen nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast« (Mt 5,26)« (wiedergegeben durch Dr. W. Lutz).

Letzte Klarheit in all diesen Fragen gibt allein die Neuoffenbarung. Mit Recht sagt Dr. W. Lutz: »Das Lorbersche Gotteslicht kennt nicht einen Strafgott, der Gerechtigkeit und Schuldabtragung fordert, sondern einen himmlischen Vater, der seine unvollkommenen Kindlein mit unendlicher Liebe und Erbarmung auf den wunderbarsten Wegen der

Seelenbildung zur Vollendung führt. Es wird darum in der Neuoffenbarung nicht von ›Schuldabtragung‹, sondern von ›Läuterung und Vervollkommnung‹ gesprochen und die stoffliche Welt ist kein ›Schuld-turm‹, aus welchem kein Schuldner ohne Zahlung herauskommt, sondern eine ›Schule‹, in welcher der Schüler, je nach Leistung, von Klasse zu Klasse aufsteigt. Unsere Allgemeinschuld des Abfalls mit Luzifer hat schon der Menschensohn durch sein ›Lösegeld‹ auf Golgatha beglichen. Und unsere sonderheitliche, im Erdenleben auf uns geladene Schuld wird uns vom Vater gemäß seiner Verheißung vergeben, sobald wir in wahrer Reue ihn darum angehen. Müßten wir sie mit eigenen Werken und Verdiensten ›abtragen‹, dann wäre es um uns, die wir nichts Gutes und Heilvolles aus eigenen Kräften tun können, wahrlich ewig gefehlt. Weiterhin vernehmen wir durch den Gottesboten Lorber, daß sowohl vor dem irdischen Menschenleben als auch nach demselben noch ganz andere, geistige Seelenbildungsstufen liegen, von welchen den bisherigen Religionen und Philosophien wenig oder nichts bekannt war, und daß die Wiedereinfleischung auf stofflicher Ebene durchaus nicht das einzige Mittel der Vollendung ist« (in »Grundfragen des Lebens«).

Auf dieser geistigen Grundlage aufbauend, wollen wir nun die sehr ausführlich gehaltene Lehre der Neuoffenbarung über Reinkarnation näher kennenlernen. Schon ein einziger Satz bei Jakob Lorber läßt uns aufhorchen: »Niemand wird wohl behaupten wollen, in diesem kurzen Erdenleben eine Vollendung erhalten zu können, die ihn Gott schon ganz nahebringt« (GrEv 26). Noch ist damit nicht gesagt, daß eine Seele sich unbedingt auf Erden wieder verkörpern müsse. Im Gegenteil, die meisten Reinkarnationen geschehen nach Lorber auf anderen Weltkörpern. Ein irdischer Mensch mit seiner groben Fleischlichkeit könnte allerdings dort nicht leben. Die Aggregatzustände der Körper sind auf anderen Planeten und Sternen viel höher schwingend. Im Großen Evangelium heißt es dazu: »Für die Bewohner anderer Weltkörper ist die Luft der Erde ganz dasselbe, was für den Erdenmenschen das Wasser derselben ist. . . . Also müssen die Menschen anderer Welten auch eine solche Beschaffenheit haben, daß sie nur auf der ihnen angewiesenen Welt bestehen können« (GrEv VI 192,8). Kurt Eggenstein bemerkt dazu richtig: »Danach sind Rückschlüsse, daß auf anderen Planeten völlig andere Verhältnisse herrschen als auf Erden, als Argument für deren Unbewohnbarkeit nicht zulässig« (in »Der Prophet Jakob Lorber . . .«).

Wenn Jesus einmal zu einem Griechen sagte: »Siehe, das ist bereits der zwanzigste Weltkörper, auf dem du leiblich lebst!« (GrEv I 213,1), so darf uns dies nicht erschrecken. Der Herr fügte nämlich hinzu: »Aber welche nahezu endlose Zeitdauer bestandest du (vorher) als

reiner Geist (vor dem Fall Luzifers) im vollsten Sein und klarsten Selbstbewußtsein im endlosen Raum mit zahllosen anderen Geistern freiest lebend und das freieste Leben in aller Kraft hoch und wohl genießend« (GrEv I 213,1). Entscheidend bleibt immer die Tatsache: »Es mag eine Seele mit ihrer Vollendung noch so lange zu tun haben, so bleibt sie dennoch ihr eigenstes Ur-Ich und wird sich als solches auch für ewig unwandelbar erkennen, was denn doch tröstlicher ist, als so die Seele völlig zerteilt in ein anderes Individuum übergehen würde« (GrEv IV 243,7).

Natürlich muß sich der Mensch auf Erden jederzeit bewußt bleiben, **welch** große Entwicklungschance ihm gerade dieser Planet mit seinen schroffen Gegensätzlichkeiten von Gut und Böse zu bieten hat. Darum heißt es bei Lorber: »Ich habe nun (durch Meine Menschwerdung) die Tore zum (ewigen) Leben nicht nur für die nun auf der Erde Lebenden eröffnet, sondern auch für alle, die schon lange hinübergegangen sind. Und viele der alten Sünder werden noch einmal irgendeine kurze Fleischlebensprobe von neuem durchzumachen bekommen« (GrEv VI 65,2). – »Aus dem könnt ihr nun zur Genüge klar entnehmen, wie Gott auf Seinen, für keinen Sterblichen erforschbaren Wegen jede euch noch so verworfen dünkende Seele zum wahren Leben und Lichte zu führen vermag« (GrEv V 232,13).

Lange Zeit, bis in unsere Gegenwart herauf, war die Reinkarnationslehre, wenigstens im christlichen Abendland, eine ausgesprochene Geheimlehre. Das Siegel wurde erst durch die Neuoffenbarung für alle Menschen von ihr genommen. Aber noch von den Aposteln verlangte Jesus Verschwiegenheit mit den Worten: »Ich habe das nun auch nur für euch gezeigt, weil ihr dazu die nötige Fassungskraft besitzt; der andern Weltmenschheit aber braucht ihr das nicht wiederzugeben, sondern nur, daß sie glaube an Meinen Namen und daß sie die Gebote Gottes halte, die da sind die wahrhaftigen Gebote der Liebe« (GrEv V 233,3).

Nicht einmal Swedenborg durfte diese Geheimlehre zu seiner Zeit der Öffentlichkeit verkünden. Heute dagegen ist der Boden schon bestens bereitet. Wie uralt diese Lehre ist, bestätigt Jesus mit den Worten: »Diese allenthalben den Urvätern der Erde wohlbekannte Wahrheit (der Reinkarnation) ist durch ihre mit der Zeit aufgestandenen hab-süchtigen, anfänglichen Volkslehrer und späteren Priester voll Ehrgeiz und Herrschgier ganz verunstaltet und völlig verkehrt worden, denn die wahre Lehre der Seelenwanderung hätte ihnen keine Opfer und Zinsen eingetragen, und so ließen sie die Menschenseele in die Tiere zurückwandern und in den Tieren leiden, von welchen Leiden sie nur Priester um große Opfer befreien konnten. . . . Auf diese Art ist die

Vielgötterei und alles Heidentum und der ganz verkehrte Glaube an die Seelenwanderung und an viele tausend andere gräßliche Dummheiten entstanden.

Sind von Gott aus auch stets wahre Lehrer unter das einmal geblendete Volk entsandt worden, so haben sie wenig ausgerichtet, denn der freie Wille muß der Menschenseele dieser Erde unangetastet belassen werden, ohne den ein Mensch zu einem Tier würde, und so heißt es mit der Menschheit Geduld haben und von ihr wohl den größten Teil in einer andern Welt zu einem besseren Lichte gelangen lassen. Doch wehe allen falschen Lehrern, Priestern und Propheten, welche die alte und reine Wahrheit wohl für sich noch recht gut kennen, aber sie dem Volk ihrer Hab- und Herrschgier wegen hartnäckig vorenthalten; sie werden dereinst Meinem Zorngericht nicht entgehen!« (GrEv X 22,8; 23,8-10).

Seinen Jüngern und Aposteln gibt Jesus folgende Aufklärung: »Wer von euch etwas zu fassen imstande ist, der wisse, daß auch von andern Welten Seelen auf dieser Erde ins Fleisch getreten sind und auch die Kinder der Schlange auf dieser Erde. Sie sind wohl einmal gestorben, und manche schon etliche Male, nahmen aber zu ihrer Vollendung wieder Fleisch an sich. Ihr habt schon oft von einer Wanderung der Seelen gehört. Das ferne Morgenland glaubt noch heutzutage fest daran. Aber es ist solcher Glaube bei ihnen sehr verunreinigt, weil sie die Menschenseelen wieder in ein Tierfleisch zurückkehren lassen. Allein, dem ist nicht von ferne also. Daß sich eines Menschen Seele von dieser Welt wohl aus dem Mineral-, Pflanzen- und Tierreich sammelt und sich bis zur Menschenseele emporschwingt, das ist euch schon zum größten Teil gezeigt, und auch, wie das in der gefesteten Ordnung geschieht. Aber rückwärts wandert keine noch so unvollendete Menschenseele mehr, außer im geistigen Mittelreiche der äußeren Erscheinlichkeit nach zu ihrer Demütigung und der daraus möglich hervorgehenden Besserung.

Ist eine solche bis zu einem gewissen Grade erfolgt, über den es dann wegen Mangels an höheren Befähigungen nicht weitergehen kann, so kann eine solche Seele dann in eine bloß geschöpfliche Beseligung auf irgend einem andern Weltkörper, das heißt in dessen Geistiges, übergehen, oder aber auch, so sie es will, noch einmal ins Fleisch der Menschen dieser Erde treten, auf welchem Wege sie sich höhere Befähigungen aneignen und mit ihrer Hilfe sogar die Kindschaft Gottes erreichen kann. So wandern auch von anderen Welten Seelen ins Fleisch der Menschen dieser Erde, um im selben sich jene zahllos vielen geistigen Eigenschaften anzueignen, die zur Erreichung der wahren Kindschaft Gottes notwendig sind.

Weil aber diese Erde ein solches Schulhaus ist, darum wird sie auch von Mir mit so vieler Geduld, Nachsicht und Langmut behandelt. Wer von euch das fassen kann, der fasse es, aber er behalte es für sich, da es nicht allen gegeben sein soll, alle die Geheimnisse des Gottesreiches zu fassen. So ihr aber jemanden findet, der eines rechten Geistes Kind ist, dem könnt ihr nach und nach ein und das andere Geheimnis offenbaren, aber auch nur für ihn selbst; denn Ich will es, daß ein rechter Mensch sich solches alles durch den eigenen Fleiß nach Meiner Lehre erwerben soll« (GrEv VI 61,2 ff).

Ein drastisches Beispiel von Reinkarnation wird uns im Großen Evangelium Johannes von einem hochmütigen und herrschsüchtigen König gegeben. Nach seinem Tod in die Hölle verbannt, wird dieser dort durch die Abödungszustände, welche er zu seiner Läuterung durchzumachen hat, aufs äußerste ernüchtert. Dies ist der Augenblick, da ihn Gottes Gnade aufs neue sich auf Erden inkarnieren läßt, um frühere Fehler gutzumachen. Er kommt als Kind armer Leute auf die Welt und muß schließlich als Landarbeiter ein bescheidenes, ja kärgliches Dasein führen. Nach seinem abermaligen irdischen Tod hat er es jenseits wesentlich besser. Seine Seele hatte eine andere Richtung eingeschlagen, so daß er sich drüben mit guten Seelen in einer lichtereren Sphäre zusammenfindet. Die baldige Erweckung seines göttlichen Geistes war nun möglich geworden.

Für diesen besonderen Fall kündigt der Herr an: »Ist bei einer solchen Seele die volle Vereinigung mit ihrem Geiste erfolgt, dann kehrt bei ihr auch die volle Erinnerung an alle ihre Vorzustände zurück, und sie lobt da Gottes Weisheit, Macht und Liebe, die sie selbst aus den jammervollsten Zuständen zum wahren, ewigen Leben zurückgeführt hat« (GrEv V 232,12). Daß der Seelenvollendungsweg nach Überwindung der Materie von der Erde hinwegführt zu immer höheren Sphären bis hinauf zur Gnadensonne, ist ein Gesetz. Wird der Geistfunke im Menschen durch die Kommunion mit Christus zu höchster Glut entfacht, so daß eine »Wiedergeburt im Geiste« stattfindet, dann geht der Weg von der Erde unmittelbar bis in die höchsten Himmel.

Einen langsameren Entwicklungsgang haben die Menschen auf anderen Planeten und Sternen, wohin natürlich auch Erdenseelen gelangen können. Von Geistern, die in der Sonne leben, hören wir bei Lorber: »Die schon in der Sonne vollendeten Geister, deren es sehr viele gibt, verbleiben nach ihrer Vollendung nicht in der Sonne, sondern steigen aufwärts zu einer höheren Zentralsonne, von der sie einstmals ausgegangen sind samt der Sonne. Allda werden sie erst in der Demut gefestigt und steigen dann wieder höher bis zu einer noch tieferen Urzentralsonne, welche die frühere an Größe, Licht und Herrlichkeit ums

Unaussprechliche übertrifft. Wenn diese Geister aus der früheren Sonne noch so durchleuchtet und durchglüht in dieser zweiten Urzentralsonne ankommen, so kommen sie sich da aber dennoch nicht anders vor, als wären sie nahe ganz dunkel und völlig lichtlos. Daher werden sie hier wieder von Stufe zu Stufe eingeführt und von den dort waltenden Geistern wieder also durchleuchtet, daß sie dadurch fähig werden, wieder zu einer noch tieferen und nahe endlos größeren Zentralsonne aufzusteigen. Diese Sonne ist auch zugleich die letzte materielle Vorschule für den eigentlichen Himmel, welcher da ist die Urheimat aller vollkommenen Geister.

Aber in dieser letzten und zugleich auch allergrößten Mittelsonne einer Hülsenglobe gibt es sehr viele Stufen, welche die Geister, mit ätherischen Leibern angetan, durchzumachen haben, bevor sie erst fähig werden, in die geistige Sonnenwelt, welche da heißt der Himmel, aufgenommen zu werden. – Das ist sonach mit wenigen Worten angedeutet der Weg für die in der Sonne vollendeten Geister. So da jemand aber fragen möchte: Warum denn ein so weit gedehnter Weg?, da ist auch die Antwort schon so gut wie fertig, denn solche Geister haben ja eben auch degradatim (absteigend) diesen Weg von der letztgenannten, innersten, allergrößten Zentralsonne ausgehend gemacht und haben auf jeder solchen Sonnenstufe noch mehr Materielles in sich aufgenommen. Aus eben dem Grunde müssen sie jetzt diesen Weg wieder zurückmachen, um auf ihm von Stufe zu Stufe das letzte materielle Atom abzulegen, bis sie dann erst wieder fähig werden, vollkommen wieder in die wahrhafte, allerreinste, himmlische Sonnenwelt für alle Ewigkeiten der Ewigkeiten überzugehen.

Solches wüßten wir jetzt. Aber Ich sehe schon wieder eine verborgene Frage in euch und diese lautet also: »Müssen denn auch die Geister der Planetarmenschen diesen zwar sehr lichten, aber dennoch sehr weiten Weg machen, bis sie in den eigentlichen Himmel gelangen?« Diese Frage kann weder mit »ja« noch mit »nein« beantwortet werden – wenn man darüber sogleich eine allgemeine Antwort verlangen würde –, sondern es kommt dabei auf drei Umstände an: Kinder und solche Menschen, welche nach dem Ableben auf der Erde noch eine weitere Reinigung nötig haben, müssen ohne weiteres diesen Weg machen; so auch zuallermeist solche große gelehrte Männer der Welt, in denen sehr viel Eigendünkels und selbstsüchtigen Stolzes steckt, müssen ebenfalls diesen Weg machen und manchenmal von dieser Erde angefangen noch viel umständlicher, indem sie noch zuvor in den verschiedenen anderen Planeten eine läuternde Vorschule durchmachen müssen, bis sie erst in die Sonne gelangen« (NS 3,10–14).

Erfreulicherweise stößt das Thema »Präexistenz« und »Reinkarna-

tion« auch in kirchlichen Kreisen nicht mehr ganz auf taube Ohren. Als Beispiel dafür sei das aufschlußreiche Buch von Hans Torwesten genannt: »Sind wir nur einmal auf Erden?« mit dem Untertitel »Die Idee der Reinkarnation angesichts des Auferstehungsglaubens«. Dieser »christliche Vedantin«, wie er sich selber nennt, konnte seine Reinkarnationsvorstellungen sogar in dem katholischen Herder-Verlag zu Druck bringen. Lesenswert ist das Nachwort von Norbert Klaes, Professor der Fundamentaltheologie, der vergleichenden Religionswissenschaft und Konfessionskunde an der Theologischen Fakultät Paderborn. In ihm wird die Hoffnung ausgesprochen: »Das Gespräch der Religionen im Kontext heutiger Welterfahrung hat erst begonnen. Es bleibt zu wünschen, daß der Dialog über die Wiedergeburtstheorie weitergeführt wird.« Zusammenfassend können wir sagen: Bei Lorber wird nirgends ersichtlich, daß Reinkarnation die Regel sei, wie viele östlich angehauchte Lehren behaupten. Im Gegenteil! Niemand sollte sich durch das Schreckgespenst einer möglichen Wiedereinzeugung auf Erden beängstigen lassen; denn – und das ist ganz gewiß – die Gnade, die uns durch Jesus Christus in seinem Erlösungswerk zuteil wurde, läßt wenigstens für den, der ernsthaft nach einer inneren Kommunion mit Christus strebt, die Reinkarnation auf Erden überflüssig erscheinen. Für die anderen freilich, die nichts vom Erlöser wissen wollten und wegen einer amoralischen Lebensführung in den unteren Regionen des Jenseits schmachten müssen, bleibt die Wiedereinzeugungsmöglichkeit auf Erden eine Chance; denn die Erde ist nun einmal eine »Hochschule der Kinder Gottes« (Lorber), weswegen sich ja auch sehr viele Geister aus Planeten und Sternen auf ihr inkarnieren.

Allerdings ist zu bedenken, daß wir in dieser Endzeit vor einer Art Torschluß stehen, zumal, wie es in der Johannes-Apokalypse heißt, der Brunnen »auf tausend Jahre« verschlossen bleiben wird. Vielleicht ist gerade darum heute die Zahl der inkarnierten Seelen so riesengroß. Sie läßt auf jeden Fall darauf schließen, daß die meisten von ihnen sich zum ersten Mal inkarnierten, denn niemals ging die Gesamtzahl aller Menschen, die je auf Erden lebten, so hoch in die Milliarden. Der Christ kann völlig beruhigt sein, daß er das Opfer eines neuen schweren Erdenganges dank der Erlösungstat Jesu Christi nicht noch einmal auf sich zu nehmen braucht.

d) Ewigkeit der Höllenstrafen?

Zwar gibt es mehrere Stellen in der Bibel, die dazu verleiten könnten, eine Ewigkeit der Höllenstrafen anzunehmen; aber schon der Ausdruck

»ewig«, wo immer er in diesem Zusammenhang gebraucht wird, hat im griechischen Urtext eine andere Bedeutung, als wie wir ihn verstehen. Aus Forschungen des deutschen Kurienkardinals Bea und anderer gelehrter Männer geht hervor, daß sowohl das Neue als auch das Alte Testament viele Übersetzungsfehler enthält. Ein Rückgriff auf die Quellen ist also unumgänglich. Was aber haben diese im Falle »Ewigkeit der Höllenstrafen« ergeben?

Im griechischen Urtext, den die Vulgata des hl. Hieronymus leider mißverständlich übersetzte, steht das Wort »aiónios«. Dieses bedeutet aber nicht »ewig«, sondern nur »lang andauernd«. Selbst im »Lexikon für katholische Theologie und Kirche«, das vor mehreren Jahren herauskam, heißt es richtig: »lange Zeit«, »Zeitabschnitt«; nur in älteren Wörterbüchern steht noch fälschlich »ewig«. Auch im »Begriffslexikon zum Neuen Testament« (1971, Bd. II, S. 1459) steht die Formulierung: »Lange Zeit, lange Zeitdauer, womit sowohl eine genau begrenzte als auch eine unbegrenzte Zeit gemeint sein kann...«

Hieronymus selbst erklärte in seinem Kommentar an die Epheser (16): »Im Zeitpunkt der allumfassenden Wiedergutmachung, wenn der wahre Arzt Jesus Christus kommen wird, um den heute geteilten und zerrissenen Körper der Kirche zu heilen, wird ein jeder wieder seinen Platz einnehmen und zu dem zurückkehren, was er ursprünglich war... Der abtrünnige Engel wird in seinen ursprünglichen Zustand zurückkehren und der Mensch in das Paradies, aus welchem er verbannt war, wieder eintreten.« Hieronymus war ein großer Origenes-Verehrer. Und gerade bei Origenes (gest. ca. 250 n. Chr.) wird es ganz deutlich, daß das griechische Wort aiónios im Zusammenhang zu sehen ist mit der stoischen Lehre von den kosmischen Zyklen. Giovanni Papini sagt darüber in seinem berühmten Buch »Der Teufel«: »Demzufolge bedeutet dieses Wort – und das ergibt sich auch aus der älteren Auslegung, die es auf die Dauer des menschlichen Lebens bezieht – keinesfalls einen absoluten und metaphysischen Begriff der Ewigkeit, d. h. einer Ewigkeit, die per definitionem zeitlos ist. Das Feuer wird also nur so lange brennen, als das existiert, was der heilige Paulus »die Gestalt dieser Welt« nennt; es wird immer brennen, solange die gegenwärtige reale Welt bestehen wird. Wenn aber nach dem Ende der Zeit ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen und die Zeit überhaupt ein Ende haben wird, dann wird auch die Hölle verschwinden müssen. Die Hölle hat also zwar eine immerwährende Dauer, aber im streng irdisch-zeitlichen Sinn, d. h. auf einer niedrigen Ebene und himmelweit verschieden von der Ewigkeit.«

Im Rahmen der gesamten Heilsgeschichte gesehen stand »am Anbeginn der Zeit«, wie Papini die Lehre des Origenes zusammenfaßt, »die

Ausatmung Gottes« – die Erschaffung der Welt –; aber mit der Menschwerdung begann die Einatmung, d. h. eine Rückkehr von der Tiefe zur Höhe, von der Materie zum Geist, vom vergänglichen Bösen zum ewigen Guten. Von den gefallen Engeln, den Dämonen, sagt Origenes: »Die einen werden früher, die anderen nach langen und harten Qualen in die Schar der Engel zurückkehren; dann werden sie sich in höhere Grade erheben und die unsichtbaren und ewigen Regionen erreichen« (De Principiis I 6,3).

Nicht nur die Katechetenschule von Alexandrien, zuallererst Clemens (in Strom. VII 16,102 u. VI 6,46), sondern auch eine große Zahl namhafter Kirchenlehrer vertreten in frühchristlicher Zeit die Wiederheimholungslehre (Allversöhnungslehre) und damit die Begrenztheit der Höllenstrafen. Zu nennen wären vor allem Cyprian (in Ep. 55,20), Hilarius (in Ps. 57,5), Ambrosius (in Ps. 36,26), Gregor von Nyssa (in Discorso catechetico 26 5,9), Didymus, Diodorus von Mopsuetia u. a. Auch Petrus Chrysologus, Bischof von Ravenna (gest. 250), lehnte die ewige Verdammnis mit den Worten ab: »Die einmal zur Hölle Verurteilten könnten nimmermehr zur Ruhe der Heiligen gelangen, würden sie nicht – durch die Gnade Christi bereits erlöst – durch die Fürbitten der Gläubigen von dem Ort der Verzweiflung befreit, so daß, was das Strafurteil ihnen verweigert, die Kirche (das Gebet der Gläubigen) ihnen erwirkt, indem sie Gnade spendet« (in seiner Schrift »Über den reichen Mann und den armen Lazarus«).

Leider wurde die Lehre des Origenes von der »Allversöhnung« (Apokatastasis ton hapanton) im 6. Jahrhundert kirchlicherseits verworfen. Eine bisher zumeist abgelehnte »ewige Verdammnis« trat an ihre Stelle. Darüber heißt es im »Lexikon für Theologie und Kirche« (Bd. V, S. 446): »Die ewige Dauer der Höllenstrafen wurde als Endpunkt eines langen Ringens im Jahre 543 in C 9 der Canones adv. Origenes festgestellt« (Denz 211) und »Der Schlußpunkt unter diesen Versuch (Die Lehre von der Apokatastasis des Origenes, dargestellt in »De Princ. I 6,1 u. 3.«) wurde unter Justinian im Zuge der allgemeinen Eliminierung des Origenismus gezogen.« Tatsächlich wurde auf der Synode von Konstantinopel (im Jahre 543) durch ein Edikt des Kaisers Justinian (das sog. Drei-Kapitel-Edikt) unter dem »charakterlich mehr als zweifelhaften« Papst Vigilius (Chr. Fichtinger) mit der Verurteilung des Hauptwerkes von Origenes [»De Principiis«] festgelegt: Die Höllenstrafe ist nicht nur auf Zeit verhängt; sie ist vielmehr zeitlich unbegrenzt, sie dauert ewig.

Der katholische Theologe Hans Küng, der schon gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes (Infallibilität) zu Felde zog, findet dazu in seinem Buch »Ewiges Leben« die richtigen Worte: »Man mache sich klar, was das heißt: Ein Mensch, wegen einer einzigen »Todsünde«

vielleicht, auf ewig verdammt, ewig unglücklich, ewig gequält! Ein Mensch, gewiß vielleicht ein Schwerverbrecher, aber eben doch ein Mensch, ohne eine Aussicht auf irgendeine Erlösung – auch nicht nach Tausenden von Jahren? ... Was sich seit dem 17. Jahrhundert vereinzelt Kritiker in England (meist anonym), seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aber viele in Europa ganz offen fragten, zeigt einen Wandel sowohl in der Einstellung zum Leiden anderer wie im Gottesverständnis an, der das Abschreckungspotential einer ewigen Höllenstrafe in den Hintergrund treten ließ: Diese hoffnungslose, erbarmungslose, lieblose, diese grauenhafte physisch-psychische Tortur seiner Geschöpfe ohne Ende, so fragte man immer lauter, sollte ein Gott der Liebe, womöglich zusammen mit den Seligen im Himmel, eine Ewigkeit lang mit ansehen? Braucht dies der unendliche Gott wirklich wegen einer angeblich unendlichen Beleidigung (Sünde ist als des Menschen Tat doch nur ein endlicher Akt!) zur Wiederherstellung seiner ›Ehre‹, wie seine Verteidiger meinen? ... Was würde man von einem Menschen halten, der derart unversöhnlich und unersättlich seinen Rachedurst befriedigte?

Aber auch abgesehen von diesem wahrhaft erbarmungslosen Gottesbild, das so allem widerspricht, was wir von Jesus über den Vater der Verlorenen annehmen dürfen: Darf man sich wundern, daß in einer Zeit, wo man in Pädagogik und Strafjustiz begonnen hat, auf reine Vergeltungsstrafen ohne eine Chance der Bewährung zu verzichten, vielen Menschen schon aus rein humanitären Beweggründen der Gedanke einer nicht nur lebenslänglichen, sondern einer gar ewigen Züchtigung von Leib und Seele reichlich monströs vorkommt? ... Doch, so argumentieren manche Theologen, es sei ja nicht Gott, der – durch ein Verdikt von außen – den Menschen verdamme. Nein, es sei der Mensch selber, der – aus dem Inneren seiner Freiheit heraus – durch seine Sünde sich selbst verdamme! Nicht bei Gott liege die Verantwortung, sondern beim Menschen! Und durch den Tod werde die Selbstverdammung und Gottferne (kein Ort, sondern ein Zustand des Menschen) definitiv. Definitiv? Herrscht Gott nicht schon nach den Psalmen auch über das Totenreich? Was soll denn hier gegen den Willen eines allbarmherzigen und allmächtigen Gottes definitiv werden? Warum soll ein unendlich gütiger Gott die Feindschaft, statt sie aufzuheben, verewigen und die Herrschaft mit irgendeinem Gegengott faktisch auf ewig teilen wollen? Warum soll er hier kein Wort mehr zu sagen haben und soll deshalb eine Reinigung, Läuterung, Befreiung, Erleuchtung des schuldbeladenen Menschen auf ewig verunmöglichen?»

Es ist offensichtlich, daß hinter den Entscheidungen der Synode von Konstantinopel vor allem die Autorität des hl. Augustinus stand. In seinem »Handbüchlein« hatte sich dieser für eine Ewigkeit der Höllen-

strafen ausgesprochen. Damit war auch die Lehre von der Apokatastasis in ihrer großen Schau unmöglich geworden. Augustinus leistete sich außerdem eine erschreckende These über das Schicksal der ungetauft verstorbenen Kinder. Auch sie läßt er den ewigen Höllenstrafen ausgesetzt sein, so gut wie jenen Teil der Menschheit, der von vornherein durch Prädestination nach dem Willen Gottes für die Hölle bestimmt ist. Im Konzil von Florenz (1438–1445) folgt die Kirche wenigstens teilweise seinen Ansichten mit der Bestimmung, daß »niemand außerhalb der katholischen Kirche, weder Heide noch Jude, noch ein Ungläubiger (Islam) oder ein von der Einheit der Kirche Getrennter des ewigen Lebens teilhaftig wird, vielmehr dem ewigen Feuer verfällt« (Denz 174, u. Neuner-Roos-Rahner, S. 530).

Vielleicht mußte erst die Zeit der Aufklärung, bei allem Schaden, den sie sonst am metaphysischen Weltbild angerichtet hat, den Weg frei machen für eine gesunde Kritik an so absurden Lehren. Die Augustinische Lehre von der ewigen Verdammnis ungetauft verstorbener Kinder wurde allerdings schon frühzeitig fallengelassen. Man lehrte statt dessen, daß diese Kinder in die sogenannte Vorhölle kommen, wo sie keinen direkten Leiden ausgesetzt sind, aber auch nicht in den Himmel gelangen können. Viel tröstlicher lautet da die Neuoffenbarungslehre, die eine Weiterentwicklung früh verstorbener Kinder im Jenseits möglich macht.

Nicht korrigiert wurde bis heute die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen. Im »Kleinen theologischen Wörterbuch« von Karl Rahner ist zu lesen, daß nach kirchlicher Lehre »die Strafe sogleich nach dem Tod (also nicht erst beim Letzten Gericht!) eintrete (D 531) und daß sie ewig dauere (D 211) ... Das Dogma von der Hölle besagt somit: Das Leben des Menschen ist von der realen Möglichkeit ewigen Scheiterns bedroht, die darin gegeben ist, daß er frei über sich verfügen und sich so frei Gott verweigern kann. Diese Möglichkeit des Menschen spricht Jesus direkt aus, wenn er von den Folgen des eigensinnigen und eigenmächtigen Sichselbstverschließens (dem Fehlen der Liebe, nach dem gerichtet wird) in Bildern, die der damaligen Zeit geläufig waren, warnt. Er verkündet den Ernst der gegenwärtigen Situation und die Bedeutung der menschlichen Geschichte, deren Ertrag als vom Menschen gültig gewirkt angesehen wird. Er weist darin jeden Leichtsinns (siehe Apokatastasis!) und jede Oberflächlichkeit in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Mensch und Gott ab und betont damit gleichsam negativ die ins Eigene und Freisetzende und doch restlose Liebe Gottes.«

Karl Rahner weiß immerhin noch, daß Gott pur und in allem Liebe ist. Dagegen schreibt Joseph Staudinger zur Begründung der ewigen Verdammnis: »Von der verzehrenden Glut des göttlichen Hasses kön-

nen wir uns keinen Begriff machen.« Diese extreme Formulierung einschränkend, sich aber dabei selbst widersprechend, behauptet er außerdem: »Ja, selbst Liebe und Barmherzigkeit Gottes fordert, so sonderbar dies klingen mag, die ewige Hölle« und »Eine zeitliche Belohnung der Strafe allein wäre unwirksam; daher muß die göttliche Sanktion im Ewigen liegen« (in »Das Jenseits als Schicksalsfrage«, Einsiedeln 1950).

Wir stoßen bei diesen Aussagen wieder auf die pädagogische Zielsetzung des Höllendogmas, wie sie bereits Hieronymus vertrat. Wie falsch dieses Denken aber ist, und wie es gerade das Gegenteil bewirkt von Gesinnungswandel, läßt uns ein Zwiegespräch erkennen zwischen einem Pharisäer und dem Herrn im Großen Evangelium Johannes (VI 243,2 ff). Der Pharisäer äußert da die Ansicht: »Würde man den Menschen verkünden, daß am Ende auch noch aus der Hölle eine Erlösung möglich ist, dann würde es noch mehr Übeltäter auf der Erde geben.« Ihm antwortete Jesus: »Wenn du glaubst, daß entweder die Hölle oder der Himmel als Beweggründe dienen sollen, durch die die Menschen vom Bösen abgehalten und zum Guten hingeleitet werden sollen, so bist du noch von einem ganz grundfalschen Glauben erfüllt. Denn der ganz schlechte Mensch lacht über deine Hölle und über deinen Himmel, und der ganz Gute ist gut auch ohne deine Hölle und ohne deinen Himmel. . . . Es ist also schon im Anfang von den Menschen schlecht gehandelt gewesen, daß die Alten ihren Kindern die Hölle so heiß wie möglich machten. Die weitere Folge davon aber ist die nunmalige beinahe gänzliche Gottlosigkeit unter den Menschen.«

Jüdische Vorstellungen von der ewigen Hölle – die Priester bezeichneten die Masse des Volkes als *massa perditionis*, d. h. Masse des Verderbens oder hebräisch »Am-haarez«, d. h. vom Himmelreich ausgeschlossen – mögen die kirchliche Lehre beeinflusst haben. Von Origenes wissen wir, daß er die Wiederbringung alles Verlorenen als Sinn der Heilsgeschichte ansah. Nach ihm waren Höllenstrafen nur Läuterungsstrafen, die nicht ewig währen. Der evangelische Theologe Walter Nigg ist überzeugt, daß diese Lehre des Origenes von der zeitlich begrenzten Hölle neutestamentlichen Ursprungs ist. Von unechten Stellen in der Vulgata des hl. Hieronymus, wo »der Wahrheit ausgewichen und sie umgebogen wurde«, spricht auch Albert Schweitzer. Papst Paul VI. hatte sogar eine Kommission für die Revision der Vulgata eingesetzt mit der Verlautbarung: »Die Bibelübersetzung des Hieronymus ist nicht in allen Teilen von gleicher Güte und darum von unterschiedlichem Wert.«

Bei Origenes stehen die Sätze: »Die Seele verläßt wieder den Reinigungsort, und ewig dauern die Strafen nicht. . . . Sogar dem Teufel ist der Rückweg nicht abgeschnitten. Alle Kreatur kehrt zu Gott zurück, dessen unendliche Barmherzigkeit das letzte Nein überwindet.« Erhär-

tet wurde die Lehre von der ewigen Verdammnis durch Thomas von Aquin. Auch dessen erdrückende Autorität ließ es lange Zeit nicht mehr zu, daß daneben noch andere Meinungen Fuß fassen konnten. So kommt es auch, daß in Dantes »Göttlicher Komödie« am Eingangstor zur Hölle die furchtbaren Worte stehen: »Lasciate ogni speranza, voi qu' entrate!«, d. h. »Laßt, die ihr hier eintretet, alle Hoffnung fahren!« Es ist einer der schauerlichsten Sätze, die unser Ohr treffen können. Der Dichter schrieb ihn höchstwahrscheinlich nicht aus sich selbst, sondern nur im Gehorsam gegen den Glauben seiner Kirche. Freilich, ein sklavischer Gehorsam, den wir verurteilen müssen! Sein Herz hat dabei unmöglich mitgesprochen. Alles muß ins Rutschen kommen, wenn ein falsches Gottesbild an die Stelle des liebenden Vatergottes den unbarmherzigen Rachegott des Dogmas setzt!

Als einst der evangelische Erweckungsprediger Hallesby bei einem Vortrag in Oslo den Zuhörern mit der Ewigkeit der Höllenstrafen einheizte, erklärte ihm Bischof Schjelderup, er sei aufs tiefste empört über solche Predigtweisen, denn die biblische Grundlage der Lehre von den ewigen Höllenstrafen sei im höchsten Grade umstritten. Nicht die Möglichkeit der Verdammnis sei zu bestreiten, sondern eine Hölle mit ewigen physischen Qualen. Eine Kontroverse dieser Art ist bei Anhängern der Neuoffenbarungslehre nicht möglich. Wie wunderbar wird alles geklärt mit den Worten des Herrn bei Jakob Lorber: »O ihr Narren! Gibt es wohl einen Vater von nur einiger Liebe zu seinen Kindern, der ein Kind, das gegen sein Gebot einen Fehler beging, auf lebenslänglich in einen Kerker werfen ließe und dazu noch züchtigen möchte alle Tage, solange es lebte? Wenn aber das ein menschlicher Vater nicht tun wird, der im Grunde als Mensch doch schlecht ist, um wieviel weniger wird das der Vater im Himmel tun, der die ewige und purste Liebe und Güte Selbst ist!« (GrEv VI 243,9).

Erst nach der Kirchenspaltung wagte es der Reformator Martin Luther zu sagen, »die Hölle bleibe nicht Hölle, wenn man darinnen rief und zu Gott schreie« (zitiert bei Th. u. G. Sartory, »In der Hölle brennt kein Feuer«). Heute sind es zahlreiche evangelische Theologen, welche die Apokatastasis befürworten, so zum Beispiel Paul Althaus, Emil Brunner und Karl Barth.

Ein möglicherweise sehr langes, ja Äonen von Zeiträumen andauerndes Verbleiben einer Seele im Tartarus (Hölle) wird auch vom Herrn bei J. Lorber nicht ausgeschlossen. Was in diesem Falle geschieht, wird uns im Großen Evangelium (V 71,6) mit den Worten erläutert: »Die Seelen der Erzbösen werden, wenigstens zum größten Teil, in die »substantiellen«, psychoätherischen Urkraftatome aufgelöst, und es bleibt dabei von der eigentlichen Seele nach dem Abfall des Fleisches nichts

übrig als etwa ein oder der andere licht- und oft nahezu völlig leblose, tierskelettartige Grundtypus, der mit dem Wesen eines Menschen keine leiseste Ähnlichkeit hat. Eine solche Seele ist dann in einem Zustand, den die mit dem geistigen Sehvermögen ausgestatteten Urerzväter Sheoul a (Hölle = Durst nach Leben) nannten und damit auch sehr wahr und richtig bezeichneten. . . . Es ist das der Seele Tod, die ein Geist ist oder werden soll. . . . Für euch undenkliche Zeiträume werden verstreichen müssen, bis solch eine in alle Materie sich versenkt habende Seele zu einem menschlichen Wesen wird. Und wie lange wird es gehen, bis aus solch einer Seele erst völlig ein Mensch wird!«

Nicht gleichzusetzen ist diese Art von Tod mit der gänzlichen Vernichtung, an welche manche Sekten glauben. Die Schwierigkeit, eine Seele aus dem völligen geistigen Tode wieder zu erwecken, scheint riesengroß; doch der Herr macht seinen Jüngern bewußt: »Bei einem Teufel ist alles grund- und erzböse. . . . Wenn ein Teufel von innen heraus einer guten Reue fähig wäre, so wäre er kein Teufel und befände sich nicht in der Hölle. Es kann darum ein Teufel von innen her, als aus sich heraus, ewig nie gebessert werden; wohl aber ist das noch nach undenkbar langen Zeitläufen durch fremde Einwirkung von außen her möglich. . . . Vieles erscheint selbst den weisesten Menschen unmöglich, was bei Gott in seiner Liebe dennoch alles möglich ist. Glaubst ihr Mir dieses?« (GrEv VII 93,5 f; VI 242,14).

Grundsätzlich sagt Jesus von der Ewigkeit der Höllenstrafen: »Da Ich Selbst das ewige Leben bin, so kann Ich doch nie Wesen für den ewigen Tod erschaffen haben! Es steht wohl geschrieben von einem ewigen Tod, der da ist ein ewig festes Gericht. Dieses Gericht geht hervor aus Meiner ewig unwandelbaren Ordnung und ist das ›Zorn- oder Eiferfeuer Meines Willens‹, der für ewig unwandelbar verbleiben muß, ansonst es mit allem Geschaffenen völlig aus wäre! – Es muß also der Geschaffenen wegen ein ewiges Gericht, ein ewiges Feuer und einen ewigen Tod geben. Aber das hat nicht zur Folge, daß ein im Gericht gefangener Geist so lange gefangen bleiben muß, wie dieses Gericht an und für sich dauern kann, sowenig wie auf Erden die Gefangenen auf die ganze mögliche Dauer ihres festen Gefängnisses verurteilt werden können. Sind denn nicht ›Gefängnis‹ und ›Gefangenschaft‹ zweierlei? – Das Laster als Unordnung oder Widerordnung ist wahrlich auf ewig verdammt, jedoch der Lasterhafte nur so lange, wie er sich im Laster befindet. Also gibt es in Wahrheit eine ewige Hölle, aber keinen Geist, der seiner Laster wegen ewig zur Hölle verdammt wäre, sondern nur bis zu seiner Besserung« (HH II 226,7.9–12).

Sogar der Apostel Petrus weist einmal im Jenseits einen verstockten kirchlichen Würdenträger mit den Worten zurecht: »Wenn der Herr

Selbst von Sich aussagte, daß Er nicht gekommen sei, um die Welt zu richten, sondern selig zu machen alle, die durch den Glauben an Ihn selig werden wollen, woher habt denn ihr euch das Recht genommen, eure schwachen Brüder zu richten und für ewig in die Hölle zu verdammen?!« (HH II 232,12). Auf eine unumstößliche Tatsache allerdings weist auch der Herr mit Nachdruck hin: »Die Kluft zwischen Himmel und Hölle bedeutet den nie übersteigbaren Unterschied zwischen Meiner freiesten Ordnung in den Himmeln und der ihr in allem äußerst widerstrebenden Unordnung in der Hölle. Dieser Bibeltext (in Meinem Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus) bezeichnet also nur die Unvereinbarkeit der Ordnung und der Unordnung, nicht aber eine ewige Torsperre für denjenigen, der sich in der Unordnung befindet« (HH II 227,2).

Da die Hölle genauso wie der Himmel einen inneren Zustand ausdrückt, ist es niemals Gott selbst, der eine Seele verdammt, sondern der Sünder verdammt sich selbst. Aus diesem Grunde kann Hans Carossa die Verszeile formen: »Niemanden wagen wir mehr zu nennen, der verworfen wäre, auch den Weltzerstörer nicht.« Auf die bange Frage eines römischen Obergerichters: »O Herr und Meister allen Seins und Lebens, wird es denn mit solch einer (verdammt) Seele ewig nimmer besser werden? Wird sie nimmerdar zu einem besseren Lichte kommen?« erwidert der Herr: »Bei Gott sind alle Dinge möglich, wenn sie dem Menschen noch so unmöglich vorkommen. Doch das Wie und Wann wirst du erst dann einsehen, wenn es dir Mein Geist der ewigen Liebe und Wahrheit in deiner Seele verkünden wird« (IX 169,25). Ergänzend hören wir an einer anderen Stelle: »Was dereinst mit den (in Gottes Feindschaft) verharrenden Verdammten nach der Wiederbringung aller Dinge geschehen wird, ist niemandem zu wissen gestattet. Solches weiß auch der höchste Engel nicht. Nur die Gottheit des ewigen Vaters in ihrer Heiligkeit sieht vorher die Schicksale aller Kreatur durch alle Ewigkeiten der Ewigkeiten; jeder nach dem heiligen Willen Gottes Erleuchtete in dieser übergeheimnisvollen Sache aber erst in künftigen Zeiten« (Hi II, S. 18).

Wie nun aber steht es mit den Bibelstellen, aus denen unwiderleglich eine Ewigkeit der Höllenstrafen hervorzugehen scheint? Zunächst äußert sich Jesus darüber im Großen Evangelium (V 272,11) gegenüber seinen Jüngern mit den Worten: »Ich sage es dir und euch allen, daß jenseits sich alles anders verhält, als es in Bildern und Schrift dargestellt ist.« Da Geistiges immer nur in Entsprechungen verdeutlicht werden kann, sind selbst die Höllenschilderungen bei Lorber nach des Herrn eigenen Worten »nur ein Schattenriß der Wahrheit, aber genau durchdacht« (PH, S. 97). Die Sprache der Analogien findet sich erst recht in

der Bibel wieder. Darüber sagt Jesus: »Ich schilderte ihnen (dem Volke) die Folgen der Nichtbeachtung Meiner Lehre mit den Ausdrücken ›ins Feuer werfen‹ und ›ewige Finsternis‹, was gleichbedeutend ist mit geistig peinigenden Vorwürfen und einem vernachlässigten Herzen.« Nicht wörtlich zu nehmen ist auch das Bibelwort: »Weichet von mir, ihr Verfluchten!« Der Herr erläutert diese Stelle so: »Es fragt sich, wer sie denn verflucht hat; die Gottheit unmöglich! ... Durch wen aber dann? Es kann niemand als nur durch sich selbst gerichtet werden. Es kann sich ein freies Wesen nur selbst ›verfluchen‹, das heißt gänzlich von der Gottheit absondern« (HH I 29,4 f).

Ihren vollen Ernst behält die Hölle auch bei Jakob Lorber. Wir erschauern, wenn wir in dem Jenseitswerk »Von der Hölle bis zum Himmel (Robert Blum)« den Herrn sagen hören: »Wer wegen Verkehrtheit seiner Liebe in einem ersten oder zweiten Grade der Hölle sich befindet, der kann nach vielen allerbittersten Erfahrungen wieder das werden, was er uranfänglich war. Sein Bewußtsein wird ihm belassen und seine Erinnerung bleibt ihm, und er kann zur Vollendung gelangen. Aber so der Mensch durch die Mir allerunerträglichste Lauheit weder kalt noch warm ist, sich um nichts kümmert, weder um etwas Gutes noch um etwas Böses, oder es ist ihm das eine wie das andere, so, daß er auf der einen Seite ganz kaltblütig die größten Greuel und so auch manchmal etwas Gutes ausüben kann – dem also gleich ist Gott oder Teufel, Tag oder Nacht, Leben oder Tod, Wahrheit oder Lüge –, der ist dem eigentlichen ewigen Tode verfallen und befindet sich so ganz eigentlich in der alleruntersten Hölle, aus der in ein und derselben Urwesenheit kein Herauskommen mehr denkbar ist. Der Grund solch eines Zustandes ist der allerkonzentrierteste Hochmut, der alle Grade der Selbstsucht und Eigenliebe durchgemacht hat und sich in solch hochgradiger Verdichtung gewisserart selbst erdrückt und so um das Urleben des Geistes gebracht hat. Und eben darin besteht der eigentliche ewige Tod, welcher das Schlimmste alles Schlimmen ist, weil da das eigentliche Sein ein völliges Ende nimmt.

Solch eine Seele ist dann gänzlich verdorben. Ihre erste Gesamtheit muß durch des (göttlichen Geist-)Feuers Gewalt in ihre einzelnen Spezifikalpotenzen (Urlebensfunken) aufgelöst und darauf, mit ganz neuem gemengt, auf langen Wegen durch die Pflanzen- und Tierwelt eines anderen Planeten in einem ganz fremden Sonnengebiet in eine höchst untergeordnete Form eines Menschen übertragen werden« (HH II 294,4). – Dieser Zustand als Auflösung des Seelengewebes mag in etwa dem gleichkommen, was der evangelische Theologe Friedrich Heiler meinte mit dem selbstgeprägten Ausdruck »Vernichtung« anstelle des Wortes »Vernichtung«.

Das große Jenseitsreich

Weiterentwicklung und Vollendung der Seelen nach dem Tode

1. Das Zeugnis der Antike vom Jenseits

Bereits im griechisch-römischen Altertum gab es eine Zeit, in der, ebenso wie heute, Literatur über das Jenseits geradezu in Mode war. Zunächst waren es die Einweihungserlebnisse an den Mysterienstätten, die allgemeine Neugierde erweckten, obwohl sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit vor sich gingen. So schildert der römische Schriftsteller Apulejus in seinem Roman »Der goldene Esel« wenigstens teilweise die Vorgänge bei einer Einweihung in die Isis-Mysterien. Er hatte wohl selbst erlebt, was er seine Romanfigur Lucius sagen läßt: »Ich näherte mich den Grenzen des Todes, ich schritt über die Schwelle Proserpinas, ich wurde durch alle Elemente getragen und kehrte wieder zur Erde zurück. Ich sah die Sonne strahlend über Nacht und Tod leuchten, ich näherte mich den Göttern oben und den Göttern unten und betete sie an, von Angesicht zu Angesicht. Siehe, ich habe dir Dinge gesagt, von denen du, obzwar du sie gehört hast, nichts wissen sollst!«

Der Schritt über die Schwelle Proserpinas (die Todesschwelle) konnte nur dadurch gelingen, daß der Kandidat (Neophyt) von einem sogenannten Hierophanten, einem eigens für diesen Zweck ausgebildeten Priester, in eine Art Trance-Zustand versetzt wurde. Die ganze Absicht und der Sinn der Einweihung war, dem Kandidaten zu beweisen: es gibt keinen Tod! Die tieferen Seinsebenen, die dem Neophyten erschlossen wurden – unter dem Symbol der Lotosblume, das heißt der erwachenden Seele –, lösten auch das Rätsel des Todes, weswegen Plutarch in seiner Abhandlung »De Iside et Osiride« sagen kann: »Im Augenblick des Todes macht die Seele die gleichen Erfahrungen wie jene, die in die großen Mysterien eingeweiht werden.« Und was bekundet Platon, dem wir eine so poetische Beschreibung der sogenannten Obererde, das heißt des Oberen Zwischenreiches oder Paradieses verdanken? »Infolge dieser geheimen Einweihung wurden wir Zeugen von einzigartigen gesegneten Visionen, die im reinen Lichte schwebten. Wir wurden dabei rein und befreit von diesem Gewand, das wir Körper nennen, und an das wir nun gefesselt sind wie die Auster an ihre Schale.«

Was Platon auch sonst an zahlreichen anderen Stellen seiner Schriften über das Jenseits kundtut, ist von so ungewöhnlichem Umfang, daß man es als die erste geschlossene Jenseitslehre bezeichnen kann. Beinahe alles, was Hellseher, Medien oder Somnambulen der letztvergangenen Jahrhunderte über die andere Welt offenbarten, findet sich in seinen Grundzügen schon bei Platon. Zum Beispiel kennt dieser schon einen ganz persönlichen Schutzengel (Dämon), der jedem Irdischen, aber auch den Verstorbenen beigegeben ist. Ja sogar die sogenannten Friedhofsseelen werden von Platon schon erwähnt, jene zahllosen Verstorbenen, die sich aus Anhänglichkeit an ihren irdischen Körper noch lange Zeit um das Grab herumtreiben. Erst nach Ablauf einer gewissen Frist ist es meist möglich, sie zu ihrem eigentlichen Jenseitsort zu bringen. Dasselbe lesen wir bei Lorber.

Daß die Gefilde der Seligen von Platon als »Obererde« in die Ätherregion des Himmelsraumes verlegt werden, entspricht ganz und gar der Prophetie der christlichen Theosophen. Von dieser »wirklichen Erde« im Ätherraum sagt uns Platon, daß sie »wie ein bunter Ball aus leuchtenden Farbflecken zusammengesetzt ist. Alle Gewächse, Blumen, Bäume und Früchte sind schöner als auf unserer Erde. Auch Felsen und Gesteine sind glatter, durchsichtiger und farbprächtiger. Unsere Edelsteine, die Karneole, Jaspis- und Smaragdsteine sind nichts als Splitter und Abfälle der dort vorkommenden Gesteine. Gold und Silber treten überall sichtbar zutage und erhöhen den Schmuck und die Schönheit jener Welt. Was bei uns und für uns die Luft ist, das ist für jene wahre Erde der Äther. Das Klima ist das ganze Jahr hindurch so ausgeglichen und mild, daß man von Krankheiten nichts weiß und viel länger lebt als hier. Die Kraft der Sinne, des Gesichts und des Gehörs, ebenso wie die Schärfe des Verstandes sind der unseren so weit überlegen wie der Äther an Reinheit der Luft. Es gibt dort auch heilige Haine und Tempel, wo wirkliche Götter wohnen und mit den Menschen durch die Mittel der göttlichen Stimmen, Wahrsagungen und Erscheinungen in beständigem Verkehr und lebendigen Beziehungen stehen. Sonne, Mond und Sterne erblickt man dort in ihrer wahren Gestalt, und all dieser erhöhten Schönheit und Vollkommenheit entspricht die höhere Glückseligkeit derer, die dort wohnen. (Entnommen dem zweibändigen Werk des Schweizers August Ruegg, »Die Jenseitsvorstellungen von Dante«)

So stehen die Herrlichkeiten unserer Erde in keinem Vergleich zu den Schönheiten jener Welt. Wie sehr alles in der »Entsprechung« zu unsern irdischen Verhältnissen steht und dinghaft und anschaulich wird als Landschaft, Natur und Menschenwerk, sollte jenen Christen eine Lehre sein, die heute noch, selbst in gebildeten Kreisen, von der Vor-

stellung nicht loskommen, daß drüben alles »nur geistig« ist und nicht auch körperlich sinnhaft. Man hat den Eindruck, daß die farbige Schilderung des Paradieses in der Bibel gar nicht ernst genommen wird. – Auch bei Homer gibt es eine Menge Berührungspunkte mit der Jenseitswelt. Das schönste Zeugnis einer Seelenreise im römischen Kulturkreis besitzen wir aber im »Traum des Scipio«, von Cicero im 6. Buch seiner »Republik« überliefert. Auch hier gewinnen wir einen tiefen Einblick in antikes Jenseitsdenken mit seinen vielen mythologischen Zutaten. Der Bericht ist außerdem eine glänzende Bestätigung von Schilderungen aus dem Munde von Somnambulen der letzten hundertfünfzig Jahre.

Die Reise geht hier wie dort durch die Planetenwelt, entsprechend der Zugehörigkeit einer jeden Seele zum astralen Kosmos. Wir finden solche Beschreibungen nicht nur bei Dante, sondern in der ganzen christlichen Prophetie. Im Menschen ist eben nach antiker Vorstellung, die aber auch im christlichen Bereich sich Geltung verschaffte, ein »Tropfen Sternenessenz« wirksam; »scintilla stellaris essentiae«, sagt Cicero. Die gleiche feurig-pneumatische Kraft, wie sie in den Sternen lebt, liegt auch dem Wesen der Seele zugrunde. So lehrte bereits Heraklit. Und im Urchristentum hat Origenes diesen Gedanken wieder aufgegriffen. Nach ihm haben die gefallenen Seelen (ursprünglich Engel) den Verlust ihrer feurig-pneumatischen Urheimat als Wärmetod erfahren müssen. So leben sie nun nahe am Eisabgrund des Bösen und können sogar selber die Eisesnatur annehmen, wenn sie sich weiter von Gott abkehren. Franz Xaver von Baader spricht in diesem Falle von »Untermaterie«. Steigen die gefallenen Seelen aber auf ihrem Entwicklungsweg wieder nach oben ins Licht, dann wird sie auch die ursprüngliche pneumatische Leiblichkeit aufs neue durchwärmen.

Schließlich ist uns noch ein weiteres berühmtes Zeugnis eines antiken Seelenfluges überliefert. Plutarch hat es in seinem Werk »De sera numinis vindicta« hinterlassen. Sein Berichterstatter Thespesios von Soli war drei Tage lang nach einem Sturz von einer Anhöhe im Scheintod gelegen. »Als hätte sich die Seele wie ein einziges Auge aufgetan«, durchblickte er das Jenseits bis in Gestirnestiefen. Er sah die Sterne nicht nur in ungeheurer Entfernung voneinander, er hörte auch ihr Getön, während seine Seele »sanft und leicht wie in einer Windstille, von einem Lichtstern getragen, in alle Richtungen dahinglitt«. Thespesios erzählt uns, er habe viele Seelen in reinem Lichte erblickt, andere aber hätten Flocken, wie Schuppen, an ihrem Leibe getragen. Wer erinnert sich dabei nicht an die Wahrnehmungen der Seherin von Prevorst bei unerlösten Jenseitigen, deren Seelengewand in Flickern und Fetzen herunterhing und abscheulich anzusehen war! Manchmal ähnelte ihr Leib

mehr dem eines Tieres als eines Menschen. Der Erlebnisbericht von Thespesios ist offensichtlich in vielen Einzelheiten in Dantes große Jenseitsdichtung eingegangen, denn auch bei diesem sind es einzelne Seelen, die ihn durch alle Gegenden der Jenseitsplane führen. Sie zeigen ihm die geheimnisvollen Fügungen der göttlichen Gerechtigkeit und schließen ihm auch den Sinn für ihr Verständnis auf. »Wie von einem Sturmwind fortgerissen« (im Rapsus also), kehrte Thespesios schließlich in seinen irdischen Körper zurück.

Bei Dante finden wir nicht nur das heidnisch-antike Erbe in sein gewaltiges Epos eingewirkt, auch die Apokalypsen altjüdischer und christlicher Zeit spiegeln sich darin wider. Zu erwähnen ist in der Hauptsache das Henochbuch (1. Jh. v. Chr.), die Johannes-Apokalypse, die »Apokalypse des Petrus« und die »Vision des Apostels Paulus«. Ihnen allen ist, wenn man sie miteinander vergleicht, ein wirklicher consensus humanus gemeinsam. Gibt es nicht zu denken, daß Alfons Rosenberg in seinem inhaltsreichen Buch »Die Seelenreise« anmerkt: »Es ist überraschend, welch große Ähnlichkeit zwischen den Schilderungen des Henochbuches und jenen der sechzehn Jahrhunderte späteren Seelenreise der »Göttlichen Komödie« Dantes besteht, obwohl Dante jenes nicht gekannt haben kann, weil es erst im 19. Jahrhundert wiederentdeckt worden ist?« Zählen wir Dantes in Dichtung erhobene Jenseitsaussage nicht zu den großen Prophetien, dann übersehen wir, daß diesem von den meisten Lesern nur als Phantasiegemälde gewerteten Sphärenkosmos eine Reihe von Visionen zugrunde liegt, die der Dichter selbst als Einweihungserleben in der Osterwoche des Jahres 1300 erfahren durfte.

2. Das biblische Zeugnis vom Fortleben nach dem Tode

Im Buche »Daniel« (ca. 150 v. Chr.) lesen wir: »Viele, die unter der Erde schlafend liegen, werden erwachen; die einen zum ewigen Leben, die anderen zu ewiger Schmach und Schande« (12,2). Mag hier auch die Rede sein von der Auferstehung, so steht doch dahinter der Glaube an ein Jenseits. Erst recht aber hinter dem Ausdruck »Schoß Abrahams«. Was damit gemeint ist, verdeutlicht uns 1. Mose 35,29, wo es heißt: »Isaak verschied und ward versammelt zu seinen Stammesgenossen« (d. h. zu seinem Volk). Auch das Neue Testament lebt noch in der gleichen Vorstellungswelt. Den besten Beweis liefert uns dafür das be-

kannte Gleichnis vom armen Lazarus und dem reichen Prasser. Demnach gelangen die Gerechten (oder Guten) sofort nach ihrem Tode in den »Schoß Abrahams«, wohin sie von Engeln getragen werden; die Ungerechten (oder Bösen) dagegen müssen in der »Hölle« schmachten. Zwischen beiden Welten, so erfahren wir, liegt eine tiefe unübersteigbare Kluft.

Im allgemeinen hat für die Juden das Totenreich einen düsteren Aspekt. So sagt Jakob im 1. Mose 37,35: »Trauernd werde ich zu meinem Sohn ins Totenreich (Scheol) hinabfahren.« Die ganze Sehnsucht eines gläubigen Juden war darauf gerichtet, Gott von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen. So ruft der Psalmist voller Sehnsucht aus: »Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?« (Psalm 42). Ebenso heißt es in Psalm 17: »Ich aber will schauen dein Angesicht in Gerechtigkeit; ich will mich sattsehen an deinem Anblick, wenn ich erwache.« Ein »Erwachen« zum ewigen Leben wird da heißen. Noch deutlicher drückt sich Psalm 16 über die Möglichkeit eines Aufstiegs ins Licht aus tieferen Regionen des Jenseits aus: »Du wirst meine Seele nicht in der Unterwelt lassen und nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe.« Mit diesen Worten wird bereits die sogenannte Kompletierung angedeutet, jener Vorgang der Auferstehung des ganzen Menschen, der nach Lorber erst im Oberen Mittelreich stattfinden kann. Da zieht die Seele all das ihrige aus dem Leibe an sich, so daß sie nicht mehr in die Verwesung mit einbezogen ist. Es beginnt damit die »Wiedergeburt im Geiste«.

Wenn im Psalm 126 von »tränenvoller Aussaat« die Rede ist und von »freudevoller Ernte«, so werden wir an das Pauluswort erinnert: »Gesät wird in Verweslichkeit, auferweckt in Unverweslichkeit« (1. Kor 15,42). Über die Geistleiblichkeit des erlösten Menschen wußten die Juden schon deshalb Bescheid, weil ihnen das Beispiel von der Himmelfahrt des Henoah und des Elias immerzu vor Augen stand. Es war ihnen ein sicheres Zeichen für die einstige Auferstehung aller. Nur die Sadduzäer wollten an die Auferstehung nicht glauben. Das war aber schon in der Verfallszeit. Dagegen sagt Jesajas: »Aufleben werden deine (Jahves) Toten; meine (des Volkes) Leichname werden auferstehen. Wachtet auf und singet den Lobpreis, ihr Bewohner des Staubes, denn dein (Jahves) Tau ist ein Tau des grünen Feldes« (26,19). Bei Hesekeil (37,10) steht der berühmte Satz, der allerdings auch grobe Mißverständnisse hervorrief: »Und es kam in sie der Geist, und sie wurden lebendig.« Ein Schlachtfeld voller Totengebeine stand vor den Augen des Propheten.

Als Samuel durch die Hexe von Endor aus dem Jenseits herbeigeru-

fen wurde, sagte er zu Saul: »Morgen wirst du mit deinem Sohne bei mir sein!« (1. Sam 28,19). Bei den Kanaanitern war übrigens die Totenbeschwörung gang und gäbe. Im Anblick seines verstorbenen Kindes ruft David aus: »Nun es aber tot ist, kann ich es auch wiederum holen? Wohl werde ich zu ihm fahren, es kann aber nicht selbst wieder zu uns zurückkehren« (2. Sam 12,23). Oft spricht das Alte Testament davon, daß auch die Toten ihre Persönlichkeit beibehalten; in Jesajas 14,9 ff und Hesekiel 32,22 ff wird uns sogar berichtet, daß die Verstorbenen einander empfangen und miteinander reden. Das deutet auf ein Wiedersehen im Jenseits hin. Von den Gerechten wird bei Daniel ausgesagt, daß sie »leuchten werden wie des Himmels Glanz, und diejenigen, welche viele zur Gerechtigkeit geführt, wie die Sterne ewiglich« (12,3).

Angesichts von soviel Hoffnungsfreudigkeit ist es beinahe unverstänlich, wie oft im Alten Testament auch schwermütige Töne angeschlagen werden. Der fromme König Hiskia zum Beispiel klagt: »Im Mittag meines Lebens muß ich zu den Pforten des Totenreiches dahinfahren. . . . Nun werde ich nicht mehr schauen den Herrn im Lande der Lebendigen, werde keinen Menschen mehr erblicken bei den Bewohnern der Totenwelt. Meine Wohnung (der Leib) wird abgebrochen wie ein Hirtenzelt. Das Gewebe meines Lebens schneidet Gott vom Trumm. Noch eh der Tag zum Abend wird, macht er aus mit mir« (Jes 38,10–12). König Hiskia war kein Erleuchteter im Sinne eines Zaddiks. Seine Ausdrucksweise hat aber poetische Kraft. Verzweiflung und Ausweglosigkeit spricht auch aus Psalm 6,6: »Im Tode gedenkt man deiner nicht, o Gott! Wer singt im Totenreich dein Lob?« Selbst für Hiob ist die Unterwelt nur ein »Land der Finsternis und des Todesschattens, das düster ist wie tiefe Nacht«. Ähnlich kündigt auch die Johannes-Offenbarung (12,9; 12,3; 11,7) vom »Land des Jammers« und der Finsternis, in der die Todesschatten herrschen und ein ewiges Grauen. Es ist jener Teil der Unterwelt, der bald Scheol, bald Abbadon (d. h. Abgrund), bald Gehenna (d. h. Ort des Fluches) genannt wird. Von einer »ewigen« Feuerqual spricht Jesajas 33,14, und im »Buch der Weisheit« (1,1–14) hören wir von den wütenden Selbstanklagen und den Reuegefühlen, in welchen sich die Verdammten verzehren.

Immerhin wird auch im Alten Testament sehr deutlich unterschieden zwischen Seligen und Unseligen. In Jesajas 57,2 heißt es vom Reiche der Toten: »Die einen rechten Lebenswandel führten, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.« Man glaubte also an ein Friedensreich im Jenseits. Das »Ruhen in den Kammern« kann freilich Mißverständnisse hervorrufen. Fast möchte man meinen, daß das unsinnige kirchliche Gebet: »Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!«, das praktisch einen ewigen Todesschlaf herbeiseht, auf diese Stelle zurückzu-

führen ist. Auf eine mögliche Verdammnis weist Hiob hin, wenn er sagt, daß manche »mit Angst« in die Grube fahren, und Gott »hört nicht ihr Schreien«. – Vor dem Übergewicht dieser pessimistischen Töne im Alten Testament fragt sich Dr. Walter Lutz mit Recht: »Ob diese düstere Jenseitslehre schon uranfänglich in den heiligen Schriften der Israeliten vertreten wurde, ist fraglich. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß erst die durch und durch vermaterialisierte höhere Priesterschaft der späteren Zeit, die mit den Sadduzäern die Geisterwelt und das Fortleben nach dem Tode leugnete, die diesbezüglichen lichtvolleren Bekundungen der Urschriften unterdrückt hat« (in »Die Grundfragen des Lebens«).

Gegenüber den verhältnismäßig sparsamen Aussagen des Alten Testaments enthält die jüdische apokalyptische Literatur oft ausführliche Beschreibungen von der jenseitigen Welt. Im »Buch Henoch« zum Beispiel findet sich die Vorstellung, daß das Paradies, oder wenigstens ein Teil desselben, von einer Mauer aus Kristall umgeben sei und außerdem von einem Flammenring umschlossen werde. Wer denkt da nicht an das »Himmliche Jerusalem« in der Johannes-Offenbarung? Bereits in altjüdischen Schriften ist nicht nur von einem irdischen Paradies die Rede, sondern auch von einem himmlischen; so zum Beispiel bei Jesajas. Der Himmel des Buches Henoch ist ein herrlich gestaltetes Haus mit vielen offenen Türen. In diesem Himmelshaus hält Gott majestätisch hof. Anklänge an die »himmlischen Wohnungen« im Neuen Testament sind offensichtlich. Die Hölle wird im Buch Henoch als der Aufenthaltsort der gefallenen Seelen geschildert. Sie verführen die Menschen auf Erden zu allerlei Lastern. Milieuhaft wird die Hölle als ein von Schwefelgeruch und wogenden Flammen erfülltes Tal beschrieben, durchströmt von feurigen Flüssen. Besonders die Könige und Mächtigen dieser Welt büßen dort ihre Untaten ab, unter anderem ihre Wollust.

Bei Jesajas wird sogar schon von dem »großen Wurm«, dem Gegenprinzip und Widersacher Gottes, gesprochen. Vom »Wurm, der nicht sterben kann«, und vom »Feuer, das nicht erlischt« (s. Neues Testament!), spricht Jesajas sogar mehrmals. Verwandt mit dem »großen Wurm« bei Jesajas ist das Untier Beemoth und der Leviathan in Hiob 40,15 und 25; 3,8. Wiederaufgenommen wird die Vorstellung vom »großen Wurm« in Markus 9,44 ff; 3,29 und Matthäus 12,32. – Im Gegensatz zum Alten Testament enthält das Neue Testament unzählige Stellen, die auf ein Jenseits hinweisen. Es ist überflüssig, sie im einzelnen aufzuzählen, zumal die meisten davon wohlbekannt sind. Mit Nachdruck bringt uns Paulus zum Bewußtsein: »Wie wir als Glieder der adamitischen Menschheit das Bild des irdischen Menschen, des

Adam getragen haben, so werden wir als Glieder der neuen Menschheit auch das Bild des himmlischen Menschen, des verklärten Christus, im geistlichen Leibe an uns tragen« (1. Kor 15,49). Vom Lichtleib des verklärten Christus machte Paulus sogar eine höchstpersönliche Erfahrung auf seinem Weg nach Damaskus. Er wurde davon geblendet und zu Boden geworfen. Den himmlischen Geistleib bezeichnete Paulus auch als »pneumatischen« Leib (1. Kor 15,44). – Der Grundgedanke des Hebräerbriefes ist die Idee einer »neuen Schöpfung«. Wir finden sie wieder in der Johannes-Apokalypse, wo der Herrlichkeitshimmel in den prächtigsten Farben ausgemalt wird. Das ist dann ein Jenseits, das in allen seinen Bereichen vollständig in die Verklärung eingegangen ist.

3. Stimmen aus dem Jenseits

Es ist erstaunlich, wie plötzlich um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nicht nur der Geist der Romantik seinen Einzug hielt mit äußerster Aufgeschlossenheit für übersinnliche Phänomene, sondern auch ein nie gekannter Verkehr mit der Geisterwelt einsetzte. Das bekannteste Beispiel dafür ist der Bericht des elsässischen Pfarrers Friedrich Oberlin (1740–1826): »Seit dem Tode meiner Frau sah ich sie neun Jahre lang fast alle Tage, träumend oder wachend, teils hier bei mir, teils drüben an ihrem jenseitigen Aufenthaltsorte, wo ich merkwürdige Dinge, auch politische Veränderungen, lange, ehe sie sich ereigneten, von ihr erfuhr. Sie erschien aber nicht nur mir, sondern auch meinen Hausgenossen und vielen Personen im Steintal, warnte sie oft vor Unglück, sagte voraus, was kommen werde und gab Aufschlüsse über die Dinge jenseits des Grabes.«

Pfarrer Oberlin war es sogar möglich, infolge der genauen Angaben von »drüben« eine Jenseitskarte zu entwerfen. Er gab ihr die Bezeichnung Uranographie. Ludwig Hoffmann sagt darüber in seinem Buch »Im Traumlicht der Ewigkeit«: »Diese Karte hing groß und breit in seiner Studierstube. Und wie er seine Steintalbauern im Ackerbau, in der Baumpflege, in der Tierzucht, in der Physik und Astronomie unterwies, so leitete er sie auch an, sich auf dieser Jenseitskarte zurechtzufinden.« Die wohl genaueste und brauchbarste Biographie dieses vorbildlichen Tatchristen schrieb Alfons Rosenberg in seinem Buch: »J. Fr. Oberlin, die Bleibstätten der Toten«, mit einer Originaljenseitskarte (Turm-Verlag, Bietigheim).

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts schossen Spiritismus und Okkultismus nur so aus dem Boden! Man stillte seinen Durst nach Wahrheit an einer Quelle, die manchmal sehr getrübt erschien, manchmal aber auch noch ganz rein und unvermischt floß. Und Gott duldet es! Gab es denn einen anderen Weg, um die Menschen aus ihrer Unwissenheit herauszuführen? Dr. W. Lutz meint zu diesem Thema: »Im praktischen Spiritismus sehen wir zwar eine Vorstufe der Erkenntnis für Ungläubige, im Stoffwahn (Materialismus) gefangene Menschen; aber im Hinblick auf seine Schattenseiten und Gefahren sollte niemand sich dauernd davon fesseln lassen. Wir mögen ihn zur Aufklärung kennenlernen; aber wir dürfen nicht dabei stehenbleiben, sondern müssen weiterschreiten zur inneren Herzengemeinschaft mit den reinen seligen Geistern, ja zur Gottesgemeinschaft durch Glauben und Liebe!« (In »Die Grundfragen des Lebens«)

Hand in Hand mit dem Hervorbrechen eines bisher in diesem Ausmaß nie gekannten Verkehrs mit der Geisterwelt ging das Phänomen des Somnambulismus. Wir verdanken ihm eine Menge höchst brauchbarer Angaben über die Jenseitswelt, die durchweg religiösen Charakter tragen. Der bekannte Arzt und Dichter Justinus Kerner, der auch Schriften von Jakob Lorber zum erstenmal im Druck erscheinen ließ, war um diese Phänomene besonders bemüht. Er betreute mehrere Jahre lang die weltberühmte Somnambule Friederike Hauffe (1801–1829), bekannt als »Seherin von Prevorst«. Kerners Aufzeichnungen über alle Vorkommnisse, die an dieser ungewöhnlichen »Sensitiven« zu beobachten waren, gehören zu den Grundlagen übersinnlicher Forschung.

Es ist gewiß kein Zufall, daß mitten in dem spirituellen Aufbruch des vorigen Jahrhunderts und sogar schon vor der Gründung der Theosophischen Gesellschaft durch Madame Blavatsky auch der größte aller Propheten, die je gelebt haben, der Steiermärker Jakob Lorber, hervortrat. Einen sehr großen Raum nehmen bei ihm die Kundgaben über das Jenseits ein. Da sie unbedingt zur Evangeliumsverkündung hinzugehören, sind sie auch ein wichtiges Teilstück der gesamten Lehre. Zu nennen sind vor allem – neben kleineren Schriften wie »Sterbeszenen« – drei große Werke: »Bischof Martin«, »Die geistige Sonne« (2 Bände) und »Robert Blum« (2 Bände; jetzt unter dem Titel »Von der Hölle zum Himmel«). Dargestellt wird in der Hauptsache der geistige Werdegang einzelner Personen in den verschiedenen Sphären des Jenseits. Da das hochwichtige Gesetz der Analogie (Entsprechung) allen Verhältnissen der geistigen Welt zugrunde liegt, erblicken wir uns selbst wie in einem Spiegel. Alle nur denkbaren Eigenschaften und Wesenszüge des Menschen bilden sich in dem gewaltigen Diakosmos milieuhaft ab; denn »ein jeder ist drüben der Schöpfer seines eigenen Fußbodens«

(Lorber). Die bunt schillernde Vielfalt von Szenerien und Gestalten ist unübertroffen.

Die Dichterin Edith Mikeleitits bekennt über die Lorberschen Jenseitsschriften: »Wenn es nicht geboten wäre, diese Werke nicht in Verbindung zu bringen mit erfundenen Erzählungen – denn es handelt sich um reine Offenbarungen aus Bezirken, die Sterblichen nicht zugänglich sind –, dann könnte man diese Bücher die erregendsten, ungewöhnlichsten und zukunftsreichsten ›Romane‹ der Weltgeschichte nennen. Wer die Entsprechungssprache versteht, findet auf jeder Seite nie gewußte Aufschlüsse über Leben und Sinn seiner eigenen Existenz. . . . Mehr, als man in einem langen Erdendasein fassen kann, enthüllt uns das Geschehen über ein Reich, von dem wir gewohnt sind, nur in abstrakten Vermutungen zu denken. Es ist aber nicht abstrakt; es ist wirklicher als das, was wir Wirklichkeit nennen, denn es ist nicht mehr an die alles Geistige lähmende Materie gebunden.« (In »Der Plan Gottes«)

Die Jenseitskundgaben reißen auch heute nicht mehr ab. Besonders sind es die Mitteilungen auf dem Wege des höheren Spiritismus, die wir unbedingt ernst nehmen müssen, auch wenn sie nicht den gleichen Gültigkeitsgrad beanspruchen können wie die großen Prophetien, etwa bei Lorber und Swedenborg. Da sie aber sehr in die Details gehen und echte Stimmungsbilder des Jenseits vermitteln, manchmal sogar in kraß naturalistischer Weise, sollten wir nicht daran vorübergehen. Aus der großen Zahl lesenswerter Bücher seien einige besonders herausgehoben, deren Inhalt überzeugend wirkt. Zu den ergreifendsten Schilderungen der tiefer gelegenen Sphären gehört das beinahe romanhaft anmutende und doch so realistisch geprägte Werk »Ein Wanderer im Lande der Geister« (Turm-Verlag, Bietigheim) von Franchezzo. Dieser Erlebnisbericht, der aus einer sogenannten Generalbeichte hervorging, wie sie unerlöste Seelen oft zu ihrer rascheren Erlösung vor aller Öffentlichkeit ablegen, ist im Grunde genommen ein »Hohes Lied der Liebe«; zeigt es doch mit aller Deutlichkeit, wie auch scheinbar verlorene Seelen, die nach kirchlichen Begriffen für die Hölle reif wären, von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes aufgefangen werden. Und »Liebe« ist auch der Grundton, der sich durch alle Geschehnisse zieht. Es gibt kaum eine spannendere und aufschlußreichere Lektüre.

Das gleiche kann man von dem zweihändigen Werk: »Reise in die Unsterblichkeit« (Drei Eichen-Verlag, München) von Robert James Lees behaupten. Im täglichen Verkehr mit den Abgeschiedenen hat der Verfasser einen Jenseitsbericht erstellt, der ungefähr auf jener Stufe anfängt, wo das Buch von Franchezzo endet, nämlich im »Elysischen Leben«. Der Weg führt uns hinauf bis vor die Tore des Himmels. Hauptsächlich das, was Swedenborg als den »Zustand der Unterrichtung«

bezeichnet, wird in vielen Einzelheiten abgewandelt. Die Unterweisungen machen den Hauptteil des Buches aus.

Ebenfalls durch Inneres Wort kam der Jenseitsbericht »Diesseits und jenseits der Scheidewand« (Turm-Verlag, Bietigheim) von Friedrich Hårdle zustande. Er gehört mit zu den besten Aufklärungsschriften über die andere Welt. Fast alle wichtigen Probleme werden darin im Frage- und Antwortspiel angerührt. Es ist Weisheit aus den höchsten Sphären. – In den »Gesichten der geistigen Welt« von Sadhu Sundar Singh wurde der Menschheit ein anderes, sehr aufschlußreiches Büchlein über das Jenseits geschenkt. Dieser christgewordene Inder, Sohn eines Brahmanen, hat ähnlich wie Paulus nicht nur die halbe irdische Welt durchwandert und missioniert, sondern auch die jenseitigen Welten in häufiger Ekstase. Oft hat sich ihm Christus persönlich geoffenbart, was seiner Botschaft eine einzigartige Note verleiht.

Besonderes Gewicht haben die »Protokolle aus dem Jenseits« in dem Buch von H. P. Landmann: »Wie die Toten leben« (Heinrich Schwab Verlag, Argenbühl-Eglofstal). Sie kamen durch inneres Diktat zustande und geben vor allem die Verhältnisse im Oberen Mittelreich (Paradies) wieder. Da diese Sphäre eine sehr große Spannweite besitzt und für uns Erdbewohner noch am faßlichsten erscheint – viele Verstorbene kommen sofort auf diese Stufe –, erhalten wir von dorthier auch die brauchbarsten Aufschlüsse über das Jenseits. Kaum eine wichtige Frage, die an die sogenannten Kommunikatoren gerichtet wurde, blieb unbeantwortet. So können wir das Buch geradezu als ein Lehrbuch betrachten. Dennoch hat es auch erlebnishaften Charakter mit vielen stimmungsvollen Beschreibungen von Natur und Kunst, Wohnsiedlungen, Städten, Landschaften und so weiter. Noch keine volle Klarheit herrscht, wie in den meisten Kundgaben aus diesen Bereichen, über gewisse Punkte der Religion, die schon immer die Gemüter entzweiten, wie zum Beispiel über die Gottheit Jesu, das Reinkarnationsproblem usw. Ein voller Aufschluß ist erst möglich auf den höchsten Stufen der geistigen Welten. Besonders die Neuoffenbarungslehre bei Jakob Lorber, die aus den Himmeln selber stammt, lichtet die Nebel.

Ebenso drastisch wie die Schilderungen von Friederike Hauffe sind in neuester Zeit die Tagebuchaufzeichnungen der Prinzessin Eugenie von der Leyen mit dem Titel »Meine Gespräche mit Armen Seelen«. Sie hatte über einen Zeitraum von vielen Jahren ständigen hellsehenden Verkehr mit unerlösten Geistern. Die Phänomene gleichen auf ein Haar denen der Seherin von Prevorst; ja, sie sind durch ihren unübertroffenen Realismus von überzeugender Echtheit. Aus der großen Zahl weiterer Jenseitskundgaben ragt besonders heraus das ganz neu erschienene doppelbändige Werk »Von drüben«, übermittelt durch das Me-

dium Eva Herrmann, mit einem postmortalen Nachwort von Thomas Mann (Leuchter-Verlag, Otto Reichl, Remagen 1981). Da diese »Botschaften, Informationen und praktischen Ratschläge von Jenseitswesen kommen, die erst in allerjüngster Zeit noch auf der Erde weilten und im kulturellen Leben unserer Generation eine ganz entscheidende Rolle spielten, ist ihre Faszination einmalig. Besonders das postmortale Nachwort von Thomas Mann dürfte viele Leser in Bann schlagen. Selten findet man irgendwo eine so glänzende Darstellung, wie sie dieser große Sprachmeister über seine eigenen jenseitigen Entwicklungswege bietet, in voller Übereinstimmung mit den vom Herrn bei J. Lorber mitgeteilten »Gesetzen der geistigen Welt«.

Das Medium selbst, Eva Herrmann, eine bedeutende Malerin, hatte einst mit all jenen Geistern, die von drüben zu ihr sprachen, persönlichen Umgang. Da stellen sich Namen ein wie Sigmund Freud, Franz Werfel, C. G. Jung, Aldous Huxley, Teilhard de Chardin, Winston Churchill und so weiter. Auch wenn man durch die ausgezeichnete Schrift von W. O. Roesermueller »Geister warnen vor Geistern« bereits gewarnt ist vor allzu vielen Täuschungsmöglichkeiten: Die Bekenntnisse der oben genannten Personen erscheinen schon deswegen vertrauenswürdig, weil selbst ihre Sprache und Denkweise bis ins kleinste die Eigentümlichkeiten der Originale wiedergibt. Da wir es hier, wie so oft bei Verstorbenen, mit einer Art Lebensbeichte zu tun haben, mit Rückblick auf ihr vergangenes Erdenleben, sind diese Berichte geradezu erschütternd. Oft reißen sich die Berichtstatter selbst rücksichtslos die Maske vom Gesicht (wie z. B. S. Freud und A. Huxley) und gestehen ihre Irrtümer und den seelischen Schaden, den sie an der Menschheit angerichtet haben, unumwunden ein. Ist es doch ihr Bestreben, alles das wiedergutzumachen, was sie drüben teilweise in sehr dunkle Bereiche gelangen ließ. Man sollte ihnen dabei behilflich sein.

4. Der Vorgang des Sterbens

Zwar gibt es von lebenden Personen mit hellseherischer Veranlagung manchmal sehr detaillierte und auch zuverlässige Beschreibungen vom Hinübergang eines Sterbenden in die andere Welt – so etwa von dem amerikanischen Arzt Andrew Jackson Davis (geb. 1826), der in allen Phasen des Geschehens den Tod einer älteren Frau miterleben durfte –, dennoch reicht ihr inneres Sehvermögen gewöhnlich nicht aus, um

auch hintergründige Vorgänge im Jenseits miterfassen zu können. Zum Beispiel können sie jene Wesen nur sehr selten erschauen, die als Schutzgeister oder Engel mit zugegen sind. Und wenn sie doch etwas auch von ihnen wahrnehmen dürfen, so bleibt ihnen doch der eigens von Gott gesandte Todesengel unsichtbar, dessen »starker Willenshauch« nach Lorber die Seele endgültig vom Leibe löst.

Im Großen Evangelium Johannes bei Jakob Lorber berichtet ein Seher namens Mathael dem Herrn über ein Erlebnis, das er bereits »im Alter von sieben oder acht Jahren« nach einer pestartigen Epidemie bei einer sterbenden Frau hatte. Es spielte sich dabei folgendes ab:

»Ein großer Geist, mit einem lichtgrauen Faltenkleid angetan, sagte zu mir, als ich ihn nach dem Wunsche meines Vaters um ein Heilmittel anging: ›Sieh hin auf die Verscheidende! Ihre Seele entsteigt ja bereits ihrer Brustgrube, die der gewöhnliche Ausweg der Seele aus dem Leibe ist!‹ Ich besah mir nun die Sterbende näher. Aus der Brustgrube erhob es sich wie ein weißer Dunst, breitete sich über der Brustgrube immer mehr aus und wurde auch stets dichter; aber von irgendeiner menschlichen Gestalt merkte ich lange nichts. Als ich das so etwas bedenklich betrachtete, da sagte der lichtgraue große Geist zu mir: ›Sieh nur zu, wie eine Seele ihr irdisches Wohnhaus für immer und ewig verläßt!‹ Ich aber sagte: ›Warum hat denn diese scheidende Seele keine Gestalt, während doch ihr, die ihr auch pure Seelen seid, ganz ordentliche Menschengestalten habt?!‹ Sagte der Geist: ›Warte nur ein wenig noch; wenn die Seele erst ganz aus dem Leibe sein wird, wird sie sich schon ganz fein zusammenklauben und wird dann auch recht schön und freundlich anzusehen sein!‹ – Während ich solchen Dunst über der Brustgrube der Kranken sich immer mehr ausbreiten und verdichten sah, lebte der Leib noch immer und stöhnte zuweilen wie jemand, der von einem schweren Traume geplagt wird. Nach etwa dem vierten Teile der Zeit einer römischen Stunde schwebte der Dunst in der Größe eines zwölfjährigen Mädchens etwa zwei Spannen hoch über des sterbenden Weibes Leib und war mit dessen Brustgrube nur noch durch eine fingerdicke Dampfsäule verbunden. Die Säule hatte eine rötliche Färbung, verlängerte sich bald und verkürzte sich auch wieder dann und wann; aber nach jedesmaligem Verlängern und abermaligem Verkürzen ward diese Dampfsäule dünner, und der Leib trat während der Verlängerungen stets in sichtlich schmerzhaftem Zuckungen.

Nach etwa zwei römischen Stunden der Zeit nach ward diese Dampfsäule von der Brustgrube ganz frei, und das unterste Ende sah aus wie ein Gewächs mit sehr vielen Wurzelfasern. In dem Augenblick aber, als die Dampfsäule von der Brustgrube abgelöst ward, bemerkte ich zwei Erscheinungen. Die erste bestand in dem völligen Totwerden

des Leibes, und die andere darin, daß die ganze weißneblige Dampfmasse sich in einem Augenblick in das mir nur zu wohl bekannte Weib des Nachbarn umwandelte. Alsogleich umkleidete sie sich mit einem weißen faltenreichen Hemde, grüßte die umstehenden freundlichen Geister, fragte aber auch zugleich deutlich, wo sie nun sei und was mit ihr vorgegangen sei. Auch verwunderte sie sich gleich höchlichst über die schöne Gegend, in der sie sich nun befinde.

Von der Gegend aber nahm ich selbst nirgends etwas wahr. Ich fragte darum meinen großen Lichtgrauen, wo denn diese schöne Gegend zu sehen wäre. Da sagte der Geist: »Diese kannst du aus deinem Leibe heraus nicht sehen; denn sie ist nur ein Produkt der Lebensphantasie der Verstorbenen und wird erst nach und nach in eine größere und gediegenere Realität übergehen!« Mit diesen Worten ward ich abgefertigt, und der Geist redete darauf in einer mir ganz unverständlichen Zunge; er muß aber der nun freien Seele etwas sehr Angenehmes gesagt haben, weil sich darauf ihr Angesicht gar so aufgeheitert hatte« (GrEv IV, Kap. 128).

Zu alledem gibt Jesus noch eine wichtige Erklärung: »Die Seele eines Sterbenden befindet sich bei ihrem Austritt aus dem Leibe in einer stark bebenden Erregung, so daß sie von einem geistigen Seher zunächst nur als Dunstwolke erschaut werden kann. Erst nachdem sich die Seele allmählich beruhigt hat, wird sie als menschliche Form sichtbar. Kehrt sie endlich ganz in den Zustand der Ruhe zurück, die gleich nach der völligen Ablösung vom Leibe eintritt, so ist sie in klarer Menschenform zu erschauen, vorausgesetzt, daß sie sich zuvor nicht durch allerlei Sünden zu sehr entstellt hat« (GrEv IV 129,1).

Der Vergleich mit einer »tiefklingenden« Harfensaite macht den Vorgang noch anschaulicher: »Wenn du sie stark angeschlagen hast, so wird sie sich eine Zeitlang also schnell hin und her schwingen, daß du ihren Körper auch nur als einen durchsichtigen Dunstfaden ansehen wirst; hat die Saite aufgehört mit dem Schwingen, dann wird infolge ihrer Ruhe auch ihre eigentliche Form wieder ersichtlich. Eine gleiche Erscheinung hast du beim Anblick einer summenden Fliege, deren Flügel du erst dann als Flügel wahrnehmen kannst, wenn die Fliege zu fliegen und dadurch zu summen aufgehört hat. Im fliegenden Zustand hast du sie nur wie mit einem kleinen Dunstwölkchen umgeben geschaut« (GrEv IV 129,3 f).

Oft ist in der okkulten Literatur von dem Fluidband die Rede – auch Silberschnur genannt, vergleichbar mit der Nabelschnur bei der Geburt eines Kindes –, das Leib und Seele fest aneinander bindet. Es ist wegen seiner odischen Beschaffenheit unendlich dehnbar, weswegen bei Exteriorisationen von Lebenden, deren Seelen sich auf einige Zeit vom Kör-

per entfernen, eine Rückkehr in den irdischen Leib möglich ist. Löst sich aber dieses Fluidband endgültig vom Körper, dann besteht für den physischen Leib keine Möglichkeit mehr des Weiterlebens. Es fehlt ihm ja der »Betriebsstoff«, das Od der Seele, das den Körper in Bewegung hielt. Im Lorberwerk »Bischof Martin« erfahren wir ergänzend: »Solange noch eine Wärme im Herzen ist, löst der Engel die Seele nicht vom Leib. Denn diese Wärme ist der Nervengeist, der zuvor von der Seele ganz aufgenommen werden muß, bis die volle Löse durch den Engel vorgenommen werden kann« (1,7).

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Sterbende oft längere Zeit vor ihrem Tode schon Gesichte haben, in denen sie mit verstorbenen Anverwandten und Freunden Kontakt aufnehmen. Meist nehmen sie dabei einen hellen Lichtschein wahr. Wie sehr trägt gerade diese Tatsache dazu bei, die Angst vor dem Tode zu nehmen! Man weiß sich ja geborgen im Kreise derjenigen Lieben, die vor einem durch das dunkle Tor gegangen sind und nun wie verklärt erscheinen. Zahllose Sterbefälle weisen darauf hin, daß der Mensch den Akt des Hinübergehens in höchster Wachheit vollzieht, auch wenn er bereits im Koma liegt und sich gegenüber seiner Umgebung nicht mehr bemerkbar machen kann. Eine sehr klare Darstellung vom Sterbevorgang besitzen wir aus neuerer Zeit. Das bei P. H. Landmann enthaltene »Jenseitsprotokoll« stammt aus dem Jahre 1947. Ein Jenseitiger sagt darin aus: »Beim Sterbeakt löst sich der Geistleib vom fleischlichen Leib. Manchmal geschieht das recht leicht, und das Geistige wird vom Fleischlichen gelöst, wie wenn man ein verbrauchtes Kleid ablegt. Manchmal geht es auch nicht so leicht; dann nämlich, wenn der Mensch im Leben ganz irdisch eingestellt war. Es haftet dann, was ihn bindet, sehr gefährlich und verderblich an seinem geistigen Wesen und macht ihm das Sterben schwer. Er mag das, was er auf der Erde hat, nicht verlassen, und da er von dem anderen nichts Gewisses weiß und sich während seines Lebens auf der Erde nicht darum gekümmert hat, hängt er am Irdischen und mag es nicht missen.

Was wird nun beim Sterben erlebt? Es ist, als wollte das deutliche Bewußtsein, welches uns im Leben begleitete, weniger deutlich werden. Dann erlischt es ganz, und im nächsten Augenblick befindest du dich außerhalb deines fleischlichen Leibes, welchen du dann auf seinem Platze siehst wie etwas, das dir nicht gehört. Du meinst, das geht dich gar nichts an. Liebe Menschen weinen vielleicht; aber du kannst das weder begreifen noch dich darüber aufregen, da du ja lebst und dich äußerst wohl fühlst. Leider kannst du ihnen das nicht sagen, denn, da du jetzt eine andere Leiblichkeit hast, kannst du ihnen keine weiteren Mitteilungen machen. Alles, was du ihnen mitteilen möchtest, können sie nicht hören.

Dann wird dein treuer Lebensbegleiter (Schutzgeist) dich begrüßen und du darfst, was Gott bereitet hat, sehen. Im nächsten Augenblick hast du eine ganz neue Welt betreten; du machst ganz neue Erfahrungen, und deine Leiche, welche du zurückgelassen hast, verliert jede Anziehungskraft für dich. So mußt du dir dein Sterben vorstellen und brauchst wirklich keine Furcht davor zu haben.« (In »Wie die Toten leben«)

5. Die ersten Erlebnisse der Seele im Jenseits

Die größte Überraschung für jeden Neuankömmling im Jenseits ist die Feststellung, daß er noch einen Leib besitzt. Gerade dies ist ja sogar unter den Christen, die sich aufgrund totaler Unsicherheit der kirchlichen Lehrstellen nur ein höchst verschwommenes Bild von drüben machen können, eine entscheidende Erkenntnis. Sie gibt sofort einen Begriff von der absoluten Realität auch der jenseitigen Welt. Nicht nur sind alle Sinnesorgane völlig intakt und arbeiten sogar viel intensiver als je auf der Erde – denn die Schwere der grobmateriellen Körperwelt ist ja einer feinstofflichen Welt von höheren Schwingungsgraden gewichen –, auch die ganze Persönlichkeit scheint noch die gleiche zu sein wie ehemals. Der »Tote« denkt, fühlt und will genauso wie vorher. Sogar seine ehemalige Vorstellungswelt und alle Erinnerungen an das Erdenleben haben ihn mit hinüber begleitet. Nun kommt es allerdings sehr darauf an, ob er auch gleich so viel Licht vorfindet, daß er seine Sinne auch voll gebrauchen kann; manche ungeläuterte Seelen sind nämlich von Anfang an in mehr oder weniger dichte Finsternis gehüllt. Im Gegensatz dazu bringen die besseren Menschen ein »inneres Lebenslicht« (Lorber) mit hinüber, das ihnen nun zur wahren Leuchte wird. Verstärkt wird es durch die Aura der Engel und seligen Geister. Mit seiner Hilfe können sie auch in die materielle Welt hineinblicken. Darüber erfahren wir Näheres durch einen sogenannten Kommunikator in dem Buch von P. H. Landmann »Wie die Toten leben«:

»Das irdische Leben hat das fehlende Licht zur Veranlassung. Unser Licht ist aber immer mit aus geistigen Kräften genährtem Leuchten an unseren Leib gebunden. Deshalb sehen wir auch in eurer Finsternis alles, was wir sehen möchten. Ich habe also die Möglichkeit, das im irdischen Dunkel euch nicht Sichtbare genauso zu sehen, als ob irdisches Licht es sichtbar mache. Das Licht, das uns leuchtet, ist sichtbare

geistige Kraftwirkung. Aus lichtstrahlender Materie ist der Geistleib gebildet. ... Erst wenn der irdische Leib abgelegt ist, ist es in leuchtender Klarheit das Licht, welches nie erlischt. Es ist in allem, was geistige Materie hat; also nicht nur in unserem Leib, sondern auch in den Leibern der Tiere und in allem, was in der geistigen Welt lebt. Alles strahlt Licht aus; auch die unbelebte Natur hat leuchtende Materie. Sogar die Steine haben einen leuchtenden Glanz, je nach ihrer Art mehr oder weniger. Dadurch kommt in unserer Welt eine Farbenwirkung zustande, die ihr euch nicht vorstellen könnt.«

Gegenüber diesem klaren Schauen sind Seelen, die sich drüben zunächst in Finsternis befinden, vollständig auf die innere Lebensflamme (Aura) anderer Personen angewiesen. Nur in ihrem Schein können sie auf der irdischen Ebene verschwommen einiges wahrnehmen, gewöhnlich nur Teilstücke. Kein Wunder, daß es sie besonders zu solchen Personen hindrängt, die medial veranlagt sind. Die starke Aura dieser Mittelspersonen hat für sie eine magnetische Anziehungskraft, ja sie können sich mit ihrer Hilfe sogar spukhaft bemerkbar machen. Denken wir nur an die Seherin von Prevorst und alle, die mit sogenannten »Armen Seelen« zu tun haben!

Für den Eintritt in das Jenseits gilt im allgemeinen, was uns der Herr bei Jakob Lorber als Grundnorm aufzeigt: »Niemand kommt entweder sogleich in den Himmel noch auch sogleich in die Hölle, außer es müßte im ersten Fall jemand schon auf der Erde vollkommen wiedergeboren sein aus der reinen Liebe zum Herrn oder er müßte im zweiten Fall ein allerböswilligster Frevler gegen den Heiligen Geist sein. ... Das »große Mittelreich« ist die Hauptwerkstätte für alle himmlischen Geister. Da bekommen alle vollauf zu tun. Denn denket euch diesen Ort, der alle Stunden eures Tages viele Tausende von Neuankömmlingen erhält! Diese müssen alle sogleich durchgeprüft und an den ihnen vollständig entsprechenden Ort gebracht werden; oder besser gesagt: sie müssen sobald in einen solchen Zustand hineingeleitet werden, der mit ihrer Grundliebe in eines zusammenfällt.

Dabei müssen sie in all ihren Neigungen erforscht und erprobt werden. Und wohin sie dann am meisten neigen, dahin muß ihnen geistig der Weg geöffnet werden. Jeder Arzt muß ja zuvor seinen Patienten vom Grunde aus erkennen, bevor er ihm eine Medizin verschreiben kann, die ihn heilen soll. Auch jenseits ist niemandem mit einer Palliativ-Kur gedient. Also muß auch dort ein jeder Neuankömmling erstens ein Generalbekenntnis von A bis Z seines Lebens ablegen; und ist solches geschehen, dann vollzieht sich zweitens eine Veränderung seines Zustandes, welche die vollkommene Enthüllung heißt. In diesem Zustande steht dann ein jeder Geist völlig »nackt« da und gelangt dann in

einen dritten Zustand, welcher die Abödung (vastatio) oder auch die Abtötung alles dessen genannt wird, was der Mensch (an irdischen Begierden und Schwächen ins Jenseits) mitgenommen hat« (GS II 120,4 ff).

Hören wir zunächst einen Jenseitsbericht, den P. H. Landmann in seinem Buch »Wie die Toten leben« anführt! Er könnte in etwa als Schema dienen für zahllose ähnlich gelagerte Fälle. Es handelt sich dabei um eine ehemalige Geschäftsfrau, von der die Hinterbliebenen aus sagten, daß sie sich stets durch größte Gewissenhaftigkeit auszeichnete. Jedoch war sie kirchlich und religiös indifferent. Ein Allerweltsfall also! Wir wundern uns vielleicht, wenn sie trotzdem zu sagen hat: »Was ihr auf der Erde Leben nennt, verdient diesen Namen nicht. Es ist nur die Vorbereitung für das wahre Leben, das erst hier in Erscheinung tritt, nachdem das zu Ende gegangen ist, was ihr für Leben hielten. Ich freue mich deshalb, daß ihr darüber Bescheid erhaltet und nun das Sterben nicht mehr zu fürchten braucht. Ich wußte davon leider nichts. Deshalb graute mir vor dem Sterben, und als es soweit war, hatte ich keinen Trost, wie er euch jetzt zuteil wird. Ich war im Zweifel, ob noch etwas nach dem Tode folgen würde, da ich mich wenig um die himmlische Welt gekümmert hatte, wie die Geistlichen sie verkünden. Deshalb war ich auch sehr unglücklich, als der Tod seine genau zu fühlende Hand nach mir ausstreckte. Das waren wirklich keine erfreulichen Stunden, und ich hatte große Furcht, daß es jetzt nun für immer zu Ende sei.

Als ich meine Augen schloß, sah ich sofort, daß das Leben weiterging. . . . Helles Licht umleuchtete mich, und ich sah eine freundliche Gestalt in einem leuchtenden Kleid. Es war mein Schutzgeist, von dem ich natürlich nie etwas geahnt hatte, da ich mich mit solchen Dingen nie beschäftigt hatte. Er sagte mir, ich sei jetzt in der anderen Welt, und das erkannte ich auch alsbald. Ich lebte, und mein Leib leuchtete auf wie der meines Schutzgeistes, aber nicht so hell, sondern sehr matt. Ich befand mich in einer wunderbar schönen Umgebung. Ein strahlender Himmel lachte über mir wie auf der Erde an einem schönen warmen Sommertag, aber noch leuchtender und heller. Ich sah Menschen wie auf der Erde, welche aber alle leuchtende Kleider trugen. Wir kamen vorbei an blühenden Gärten mit bunten Blumen. Dann sah ich Häuser, die ebenfalls leuchteten. Ich war so verwirrt, daß ich zu träumen glaubte und meinte, das alles müßte im nächsten Augenblick verschwinden. . . .« Am Ende eines längeren Berichtes fügte die Verstorbene ergänzend hinzu: »Es freut mich ungeheuer, daß ich mit euch in Verbindung treten durfte. Ihr glaubt gar nicht, was für eine Freude es uns bereitet, wenn wir euch sagen dürfen, was euch erwartet. Macht euch keine Sorge um das Irdische, auch wenn die Zeiten noch so

schwer sind. Es lohnt sich nicht, denn bald wird das alles hinter euch liegen und dann kommt ewige Freude. Sorgt nur dafür, daß das Irdische euch nicht festhält und daß ihr niemals das Herz daran hängt! Liebe, Gottvertrauen und Pflichterfüllung ist die beste Vorbereitung für das Leben hier.«

Der indische Mystiker Sadhu Sundar Singh erzählt uns in seinen »Visionen aus der geistigen Welt« von einem völlig anders gelagerten Fall von Übertritt in das Jenseits. Er hatte den Tod eines ausgesprochenen Rationalisten seherisch miterlebt. Sein Bericht lautet: »Die Seele eines deutschen Philosophen trat in die Geisterwelt ein und sah aus der Ferne ihre unvergleichliche Herrlichkeit und die grenzenlose Seligkeit ihrer Bewohner. Zunächst war er entzückt von dem, was er sah, aber sein widerspenstiger Intellekt stand ihm im Wege, so daß er nicht eintreten und an der Seligkeit teilhaben konnte. Anstatt zuzugeben, daß das Gesehene wirklich existent sei, stritt er mit sich also: »Es besteht gar kein Zweifel, daß ich das alles hier sehe. Aber wie läßt sich beweisen, daß es unabhängig von mir besteht, daß es nicht irgendeine Täuschung ist, die mein Geist hervorgebracht hat? Ich will an alles von einem Ende bis zum anderen den Prüfstein der Logik, Philosophie und Wissenschaft anlegen. Dann erst kann ich mich überzeugen, ob es wirklich echt ist und keine Täuschung.« Da antworteten ihm die Engel: »Deine Rede zeigt nur, daß dein Intellektualismus dein ganzes Wesen verkehrt hat! Wer die Geisteswelt sehen will, braucht dazu Geistes- und nicht Körperaugen. Ebenso braucht, wer ihre Wirklichkeit begreifen will, geistliches Verstehen und keine Verstandesübungen in den Grundlehren der Logik und Philosophie. Deine Wissenschaft, die es mit rein stofflichen Fakten zu tun hat, ist mitsamt deinem leiblichen Schädel und Gehirn in der Welt zurückgeblieben. Hier kann man nur jene geistliche Weisheit gebrauchen, die aus der Furcht Gottes und der Liebe zu Ihm entspringt.«

Da sagte ein Engel zu einem anderen: »Wie traurig ist es doch, daß die Menschen jenes kostbare Wort unseres Herrn völlig vergessen: Es sei denn, daß ihr umkehrt und werdet wie die Kinder, sonst werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen! (Mt 18,3).« Ich fragte einen der Engel, was wohl das Ende dieses Mannes sein würde, und er antwortete: »Wenn das Leben dieses Menschen durchweg schlecht gewesen wäre, dann hätte er sich sofort zu den Geistern der Finsternis gesellt; doch er ist nicht ohne sittliches Empfinden. So wird er eine sehr lange Zeit hindurch blind in dem Dämmerlicht der unteren Teile des Zwischenzustandes (Mittelreichs) herumwandern und sich weiterhin seinen Philosophenschädel stoßen, bis er, aller Torheit müde, Buße tut. Erst dann wird er bereit sein, die nötige Belehrung von den dazu bestimmten En-

geln zu empfangen. Danach wird er auch fähig sein, in das vollere Licht Gottes in den höheren Bereichen einzugehen.« –

Oft stellen wir uns die Frage: Wie mag es den rechtschaffenen Heiden ergehen, die gewissenhaft nach den Vorschriften ihrer Religion ohne Kenntnis des Erlösers Jesus Christus gelebt haben? Darauf gibt der Sadhu die Antwort: »In einem Gesicht sah ich den Geist eines Götzendieners. Als dieser in der Geisterwelt ankam, begann er sofort nach seinen Götzen zu suchen. Da sagten die Heiligen zu ihm: »Hier ist kein Gott außer dem einen wahren Gott und Christus, der seine Offenbarung ist!« Darüber war der Mann sehr erstaunt. Da er aber ein aufrichtiger Wahrheitssucher war, gab er freimütig zu, geirrt zu haben. Nun suchte er eifrig nach der aufgezeigten Wahrheit und fragte die Heiligen, ob er denn Christus nicht sehen könne. Bald darauf offenbarte sich Christus ihm und anderen, die eben erst in der Geisterwelt angekommen waren, in einem schwachen Licht. Auf dieser Stufe hätten sie nämlich seine volle Herrlichkeit nicht ertragen können, denn sie ist so überwältigend, daß selbst die Engel Mühe haben, ihn anzuschauen. Wenn er sich aber irgendeiner Seele offenbart, dann bedenkt er die besondere Stufe, bis zu welcher diese fortgeschritten ist. Er erscheint sodann in einem schwächeren oder helleren Licht, damit die Seele seinen Anblick ertragen kann. –

Als die Geister den Herrn in diesem schwachen, aber anziehenden Lichte sahen, wurden sie mit einer Freude und mit einem Frieden erfüllt, die zu beschreiben unsere Kraft übersteigt. Sie wurden in den Strahlen seines lebenspendenden Lichtes gebadet und von den Wellen seiner Liebe überflutet, die beständig von ihm ausströmen. Da beugten sie sich in demütiger Anbetung vor ihm und dankten und priesen ihn als die Ewige Wahrheit. Sie hatten Heilung in ihren Herzen gefunden. Und die Heiligen, die zu ihrer Belehrung bestimmt waren, freuten sich sehr darüber.« – – –

Daß Mörder, Räuber, Diebe und Unzüchtige aller Art im Jenseits kein guter Empfang erwartet, versteht sich von selbst. Wie aber geht es wohl den Selbstmördern, zu denen häufig Personen gehören, die sonst aller Achtung wert sind? Über diese Bedauernswerten sagt der Herr mit großem Ernst: »Hat ihnen Gott denn das Leibesleben darum gegeben, daß sie es vernichten sollen? – Das Leben des Leibes ist das dem Menschen von Gott gegebene Mittel, durch welches er das (wahre, geistige) Leben der Seele gewinnen kann und soll. So er nun aber das Mittel zuvor vernichtet, womit soll er dann das Leben der Seele gewinnen und erhalten? Wenn ein Weber zuvor seinen Webstuhl zerstört und vernichtet, wie wird er auf demselben hernach seine Leinwand weben? ... (GrEv VI 163,2). An einer anderen Stelle ergänzt der Herr: »Gott zu

erkennen und in Seine Ordnung einzugehen, wird bei Selbstmördern zwar stets eine ungemein schwere Sache sein, aber es gibt auch Unterschiede bei ihnen. ... So kommen auch Arten des Selbstmordes vor, die in ihren Folgen nicht so bössartig auf die Seele wirken.«

Dr. Walter Lutz knüpft daran die Betrachtung: »Da werden wir vor allem daran denken, daß es Menschen gibt, die infolge schwacher Veranlagung oder falscher Erziehung nur wenig oder nichts von Gott wissen; oder solche, die in Krankheit, wirtschaftlicher Not oder sonstiger großer Bedrängnis (wie z. B. Liebeskummer) oft keinen anderen Ausweg aus ihrem Elend mehr sehen, als die Hand an sich zu legen. Hier, wo es im Grunde nicht an der Liebe zum Leben fehlt und nur die Verhältnisse stärker sind als bei den in ihrer Gottentfremdung auf sich selbst gestellten Seelen, da wird gewiß die Liebe und Erbarmung Gottes einen anderen Maßstab anlegen und ihre helfende Hand der verirrtten Seele im Jenseits nicht versagen. Ja, solcher Ärmsten wird sich der himmlische Vater sogar mit besonderer Liebe annehmen, um auch sie schließlich noch in die himmlischen Scheunen zu bringen.

Und noch milder wird der Vater, der ins Verborgene sieht, sicherlich diejenigen Seelen beurteilen, die, wie es in dieser Zeit so häufig geschieht, in geistiger Störung oder unter dem Andrang der die heutige Welt besonders überlagernden Dämonen und bösen Geister als »Umsessene« oder »Besessene« gehandelt haben. Solche Störungen, sei es durch körperlich verursachtes Irresein, sei es durch aufdringliche böse Geister, fallen ja für die Seele in der jenseitigen Welt hinweg. Dann werden sie dieser in ihrem inneren Geistesleben nur noch als Erinnerung zur belehrenden Erfahrung dienen. (In »Die Grundfragen des Lebens«)

6. Die Gesetze der geistigen Welt

In einer Lorberschrift mit dem Titel »Unsterblichkeit und Wiedersehen« sagt uns der Herr: »So ein Mensch auf dieser Erde nur wenig oder nichts zur Belebung und Bildung dessen, was seine Seele in ihrem Herzen verborgen trägt, getan hat, sondern alles nur auf den äußeren Verstand verwendete und diesen dann dazu benutzte, um sich weltliche Schätze aller Art zu verschaffen und durch sie die feinsten Genüsse und Lustreize zu bereiten, so ist, wenn solch eines Menschen Seele jenseits ankommt, ihre göttliche Lichtkammer dicht verrammt und verschlossen. Das irdische Verstandeslicht aber – das eigentlich bloß eine Ver-

einigung der äußeren materiellen Lichtbilder ist, die an den vielen Millionen Flächen der Gehirntäfelchen haften –, bleibt wie die Bildergalerie eines aus dem Leben scheidenden Bilderliebhabers in der Welt zurück.«

Im Zusammenhang damit wird auch völlig klar, »daß jeder einzelne Mensch unmittelbar nach dem Tode seinen ›Jüngsten Tag‹ erlebt. Und das damit verbundene Gericht vollzieht sich nicht, wie in der traditionellen Vorstellung, in einer Aburteilung des Verstorbenen, sondern im Sinne der Worte in Joh 12: ›Wer meine Gebote hört und nicht glaubt, den werde ich nicht richten. . . . Wer mich verachtet und nimmt meine Worte nicht auf, der hat schon seinen Richter.‹« (H. Zluhan in »Was erwartet uns nach dem Tode?«, Monatszeitschrift »Das Wort«, Nov. 1973)

Da der Mensch nach seinem Tode noch der gleiche ist wie ehemals, gestaltet sich sein jenseitiges Schicksal ganz entsprechend seinen mitgebrachten Neigungen, Gefühlen und Gedanken. »Der entschieden Gute erhält sofort auch ein entschieden gutes Los«, sagt uns der Herr bei J. Lorber. Er kann erwarten, ebenso wie der entschieden Reumütige (siehe den Schächer am Kreuz!), daß er sofort in das Paradies eingeht. Seinen Jüngern versicherte Jesus: »Alle, die an Mich glauben und nach Meiner Lehre leben und handeln werden, die werden den Tod nicht sehen, fühlen und schmecken, sondern nach dem Abfalle des Leibes werden sie in einem Augenblick verwandelt werden und bei Mir im Paradiese sein« (GrEv X 125,6).

Den meisten Menschen haften noch so viele Mängel an, daß sie erst noch einen Läuterungsprozeß durchmachen müssen; denn »nichts Unreines kann in das Himmlische Jerusalem eingehen«, sagt uns die Johannes-Offenbarung (21,27). Diese noch ungeläuterten Seelen gelangen zuerst in das Mittelreich (auch Zwischenreich, Purgatorium oder Fegefeuer genannt). Hier müssen sie sich nach der sogenannten Enthüllung endgültig entscheiden, »wohin es sie zieht, nach oben oder nach unten, zum Himmlisch-Guten oder aber zum Höllisch-Bösen. Und dorthin muß ihnen auch der Weg freigegeben werden, denn es ist ein Gesetz des Jenseits, daß keiner Seele in ihrer Willensrichtung ein Zwang geschehen darf« (H. Zluhan).

Für alle Wesen drüben, ob gut oder böse, gilt vor allem ein Grundgesetz: »Wie des Menschen Inneres beschaffen ist, wenn er diese Welt verläßt, so wird auch jenseits die Welt beschaffen sein, die er aus sich selbst gestalten und in der er dann gut oder schlecht leben wird. . . . Alle, die in der Wahrheit und im Lichte aus Meinem Worte sind durch den lebendigen Glauben und ihr Tun danach, deren Welt in Meinem Reiche wird voll Licht und Liebe sein. – Die aber eigenwillig im Fal-

schen und daraus im Bösen sind, deren Welt wird gleich sein ihrem lichtlosen argen Inneren« (GrEv VI 33,9).

»Was du gesät hast, das wirst du ernten«, sagt uns die Bibel. Was immer wir an guten oder schlechten Taten auf Erden vollbracht haben, tritt uns jenseits milieuhaft entgegen. Das Gesetz der Analogie – das auch dem hermetischen Grundsatz entspricht: »Wie oben, so unten; wie innen, so außen« – wirkt sich nun mit letzter Folgerichtigkeit aus. Die Plastizität (Formbarkeit) der feinstofflichen Welten bringt es mit sich, daß sich das Innere des Menschen gewollt oder ungewollt vollständig nach außen projiziert. So wird die jeweilige Wohnwelt zum getreuen Spiegelbild der Gesamtpersönlichkeit. Es ist die schöpferische Kraft des Geistes, des Gottesfunken in der Seele, die hier am Werke ist. Sogar das Aussehen einer Landschaft sowie die sonstigen Verhältnisse bis in die kleinsten Details werden davon bestimmt. Diese subjektiv gefärbte Umgebung ist jedoch deswegen keine bloße Schein- oder Traumwelt. Dem einstigen Bischof Martin bringt der Herr zum Bewußtsein: »Was du hier siehst und worüber du so staunst, ist nicht außerhalb von dir, sondern in dir selbst! Daß du es aber hier wie außer dir erblickst, das liegt an deiner geistigen Sehe, die Ähnlichkeit hat mit dem Schauen von Gegenden, die du im Traume wie außer dir sahst, während du sie eigentlich doch in dir selbst mit dem Auge der Seele beschautest. Nur mit dem Unterschied, daß hier in Meiner Nähe alles Geschaute Wirklichkeit ist, was sich dir im Traume zumeist als leere Seelenspiegelung darstellt« (BM 42,6).

Bei Swedenborg lesen wir den Satz: »Eines jeden Geistes oder Engels Leib ist die äußere Gestaltung seiner Liebe.« Aus diesem Umstand wird auch erklärlich, warum die Engel – und ganz besonders jene, die Gott am nächsten stehen, so überaus schön sind. Sie sind geformt aus der Liebe des Herrn. Bei den wahren Kindern Gottes, das heißt bei den vollendeten Geistern, verhält es sich nicht anders. Müssen da nicht die höllischen Geister in den häßlichsten Gestalten erscheinen, entsprechend ihrer äußersten Selbstliebe? So heißt es einmal bei J. Lorber von einer Seele im Jenseits nach dem Gerichtsakt der »Enthüllung« (d. h. nachdem ihr innerer Geist sie ganz durchdrungen hatte): »Hier wird Kado ganz schwarz und seine Gestalt wird furchtbar häßlich.« Die Farbe »Schwarz« deutet den völligen Lichtmangel an. Auch den abtrünnigen Engeln hatte der Herr einst mit warnender Stimme vorausgesagt: »Euer innerer Spiegel (die Gottebenbildlichkeit) wird zerbrechen und eure Gestalt wird schrecklich sein!« (HG I 5,6). Wie des Menschen »Grundneigung«, das heißt seine »herrschende Liebe« ist, so sieht in jedem Falle nicht nur seine Welt, sondern auch seine Gestalt im Jenseits aus.

Es gibt keinen Verstorbenen, der nicht zuerst von den Engeln auf Herz und Nieren geprüft und dann seinen Neigungen entsprechend an den passendsten Ort gebracht wird. Dort werden alle seine bösen Triebe im Vorgang der »Abödung« (lat. vastatio) aus ihm herausgeschafft. Aus welcher Seinsebene heraus der Mensch fühlt, denkt und will, in die entsprechende Sphäre im Jenseits zieht es ihn nach dem Tode. Dieser innere Zustand bleibt auch dann bestehen, wenn ein Wesen aus seiner Sphäre heraustritt, um anderen auf weitaus tieferen Stufen Hilfestellung zu leisten. Wie oft müssen die höchsten Engel und schon vollendete Seelen bis in die Hölle hinabsteigen im Auftrag des Herrn! Sie bleiben dennoch unbeschadet. Einem Schriftgelehrten sagte einmal Jesus: »Wenn deine Seele aus Mir rein und stark ist, so kann sie sich in den ärgsten Teufelsvereinen befinden, und diese werden ihr nicht den geringsten Schaden zufügen können. Eine reine, aus Mir starke Seele befindet sich mitten unter Legionen von persönlichen Teufeln dennoch (geistig) vollkommen im Reiche der Himmel, die nicht sind wie ein äußeres Schaugepränge, sondern inwendig im Herzen der vollkommenen Seele. Denn solch eine Seele wird zu einer Mir ähnlichen Schöpferin ihres seligsten Wohnreiches, in das ewig kein persönlicher Teufel zu dringen vermag. Und somit kann einer reinen, aus Mir starken Seele der Wohnort der persönlichen Teufel ganz gleichgültig sein« (GrEv VIII 36,4).

7. Raumörtlichkeit und Stufenbau des geistigen Kosmos

Es muß immer wieder betont werden, daß Himmel, Hölle und Fegfeuer (Zwischenreich) mehr einen inneren Zustand als eine Örtlichkeit bezeichnen. Sie sind keine Bereiche, die vor dem Menschen da sind und in die er erst durch einen göttlichen Richterspruch versetzt wird. Deswegen sind sich heute auch katholische Theologen voll bewußt. Bei J. Lorber sagt der Herr: »Unter Himmel und Hölle darf man sich keinen Ort denken, in welchen man kommen kann, sondern es ist ein Zustand, in den sich ein Wesen durch seine Liebeart selbst versetzt« (GS II 119,13). »Denn es gibt nirgends einen eigens geschaffenen Himmel, noch irgendeine eigens geschaffene Hölle, sondern alles das kommt aus dem Herzen des Menschen« (GrEv II 8,7). Eine vollständige »Entlokalisierung« und »Entgeographierung« des Jenseits, wie sie heute von kirchlichen Theologen gefordert wird, wäre aber für die innere Anschauung

ein großer Verlust. Die Gemeindemitglieder des berühmten elsässischen Pfarrers J. Fr. Oberlin waren einst sehr getröstet, als dieser ihnen den jenseitigen Entwicklungsweg verstorbener Anverwandter anhand einer von ihm selbst entworfenen Jenseitskarte aufzeigen konnte.

Es leuchtet ein, daß eine substantielle Seele mit feinstofflichem Körper auch irgendwo eine Raumörtlichkeit bewohnen muß. Die wenigsten Menschen können sich jedoch eine Vorstellung davon machen. So mußte einmal der Herr im Großen Evangelium Johannes einem Römer den Bescheid geben: »Es hat zwar alle Geisterwelt mit dem Raum und der Zeit dieser materiellen, gerichteten und somit unfreien Welt an sich nichts mehr zu tun; aber der Raum, als eine äußerste Hülle, ist am Ende doch der Träger aller Himmel und aller Geisterwelten, weil diese sich außerhalb des unendlichen Schöpfungsraumes nirgends befinden können. Und so muß es, um klar und für euch verständlich zu reden, auch gewisse Räumlichkeiten geben, in denen sich die Geisterwelten örtlich befinden, obschon besonders einen vollendeten Geist (hinsichtlich seines Wirkens) die Örtlichkeit des Raumes ebensowenig angeht wie dich nun dieser Olberg, wenn du dir Rom oder Athen denken willst. Denn für den Geist gibt es weder einen bestimmten Raum noch irgendeine gemessene Zeit (als Grenze seines Wollens und Wirkens).

Aber was das sogenannte individuelle Wesen eines Geistes betrifft, so kann sich dieses dennoch sowenig wie Ich Selbst völlig außer Raum und Zeit befinden. Und so befinden sich denn auch die Seelen der von dieser materiellen Welt Abgeschiedenen in einer bestimmten örtlichen Räumlichkeit, obwohl besonders die Lebensunvollendeten keine Ahnung davon haben – sowenig wie du in einem Traume, in dem du dich zwar auch bald in dieser, bald in einer ganz anderen Gegend recht behaglich und sogar tätig befindest, ohne dabei die materiell-räumliche Örtlichkeit für dein persönliches Individuum auch nur um eine Linie zu verändern« (GrEv VIII 33,2 f).

Aus alledem geht hervor, daß zwar für jeden Bewohner des Jenseits die innere Geisteswelt seine eigentliche Lebenssphäre ausmacht, daß aber auch der räumliche Aufenthaltsort nicht ohne Bedeutung ist. Entspricht doch dieser »äußere Standort« auf jeden Fall seinem inneren Zustand. Hinzu kommt das Gesetz, daß Gleiches sich immer zu Gleichem gesellt. Darüber führt Dr. W. Lutz im Anschluß an die Neuoffenbarung aus: »Dieser Lebensregel zufolge zieht es die noch sehr materiellen, das heißt selbstherrlichen und selbstliebigen Geister in die materielle, grobstoffliche Sphäre der Weltkörper. Sie wohnen daher gerne in der niedersten Luftregion, auf der Oberfläche oder gar im Inneren der Weltkörper, und vereinigen sich dort vielfach zu finsternen und bösen

Rotten. – Die besseren, zum Lichte Gottes strebenden Geister und Seelen dagegen erheben sich in die mittlere und obere Luftregion der Weltkörper. – Die himmlisch geläuterten, reinen Geister und Engel aber leben außerhalb der materiellen Sphären und Luftregionen in den endlosen Räumen des Äthers und können vermöge ihrer himmlischen Machtvollkommenheit sich nicht nur geistig, sondern auch raumörtlich in der ganzen Schöpfung an jeden gewünschten Ort begeben.« (»Die Grundfragen des Lebens«)

Über die Entwicklung der Seele in den astralen Sphären hören wir von Jesus: »Des Menschen Seelenleben nach dem Abfalle des Leibes ist ein stufenweise fortschreitendes, da die Vollendung der Seele unmöglich das Werk eines Augenblicks sein kann, und das aus dem Grunde, weil die Seele als ein begrenztes Wesen das Unendliche und Ewige des Gottgeistes und Seiner Werke nur nach und nach in sich aufnehmen und fassen kann« (GrEv V 225,8). Es wäre ein Mißverständnis zu denken: »Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen.« Vielmehr gibt es auch drüben eine stete Weiterentwicklung, wenn auch in langsamerer Schrittlart als herüben. Sehr ernst zu nehmen ist der Appell Jesu an seine Jünger: »Wahrlich, Ich sage euch: Hier (im Erdenleben) zählt eine Stunde mehr als dort (im Geisterreich) tausend Jahre! – Diese Worte schreibt euch tief ins Herz!« (GrEv VI 13,10).

Was das heißt, »von Stufe zu Stufe« vorwärts zu schreiten, bis hin zum eigentlichen Erlösungsziel, dem Himmlischen Jerusalem, wird uns nirgendwo anschaulicher gemacht als in den Jenseitskundgaben bei J. Lorber. Aber auch schon Dante und Swedenborg geben sehr eingehende Beschreibungen vom stufenförmigen Aufbau des astralen und geistigen Kosmos. Schon die älteste christliche Lehrschule, die der Alexandriner, kennt den Aufstieg durch die Sphären. Origenes betont mit Nachdruck, daß die meisten Seelen nach ihrem Tode noch einen sehr weiten Weg zurücklegen müssen, bis sie, von Stufe zu Stufe höhersteigend, in das Himmlische Jerusalem eingehen. In seiner Schrift »De principiis« legt er außerdem dar, »wie ursprünglich alle vernunftbegabten Wesen in einen geistigen Kosmos hinein geschaffen wurden, in welchem sie Gott anhängen sollten. Alle waren sie gleichgestellt. Erst durch die Auswirkung ihres individuellen freien Willens geschah es, daß viele Seelen mehr oder weniger tief gefallen sind. Sie erhielten je nach den Orten, bis zu welchen sie herabstürzten, feinere oder dichtere Leiber, und so entstanden die verschiedenen Arten von Engeln, Menschen und Dämonen. – Es folgt die Erlösungstat Jesu Christi, der sich für alle Geistwesen, nicht nur für uns Menschen, geopfert hat. Damit kam es zu einer Umkehr des früheren Prozesses. Jedes Geistwesen macht nun einen Läuterungsprozeß durch, womit sich eine Verfeiner-

ung seines Körpers und ein Emporsteigen verbindet, bis endlich jedes wieder seinen uranfänglichen Platz erreicht hat und die Ordnung wieder hergestellt ist.« (Aglaja Heintschel-Heinegg in »Zeugen für das Jenseits«)

Es ist die orphisch-platonische Lehre, welche uns hier wiederbegegnet, ins Christliche umgeschmolzen. In ihr ist auch die Idee der Präexistenz enthalten. Erst die Neuoffenbarungslehre hat wieder diese weite Schau, im Gegensatz zur Enge des kirchlichen Dogmas. – In den gewöhnlichen Jenseitskundgaben erscheint der Aufbau der geistigen Welten in einfachster Gliederung. Wenn manchmal dafür verschiedene Zahlensysteme angegeben werden, bedeutet dies keinen Widerspruch, denn sie alle sind ja nur ein Hilfsschema. In dem bekannten Buch des katholischen Pfarrers Johannes Greber »Der Verkehr mit der Geisterwelt« werden für die »geistige Schöpfung« dreizehn Stufen angegeben. Eine sehr alte Tradition spricht von sieben Sphären.

Demgegenüber haben wir in Dantes »Divina Commedia« eine viel stärkere Differenzierung. Allein schon die Hölle weist zehn Kreise auf, die wieder in sogenannte Bulgen untergeteilt sind. Im Grunde aber gibt es ebensoviele Jenseitswelten wie es Individuen gibt. Sie alle müssen ja in die Verhältnisse gebracht werden, die genau ihrem inneren Zustand entsprechen.

Nach Swedenborg gibt es innerhalb der drei Reiche Himmel, Hölle und Purgatorium (Mittelreich) noch eine Unzahl von Zwischenetagen, das heißt nicht zu klassifizierenden Übergangszonen. Am einfachsten erscheint die Gliederung bei J. Lorber, an die wir uns weiterhin halten wollen. Es werden dort alle drei Reiche (Himmel, Hölle und Mittelreich) in jeweils drei Stufen oder Grade untergeteilt. In einer leicht zu fassenden Übersicht hat der evangelische Pfarrer Johannes Bolte eine Zusammenfassung der Jenseitsreiche versucht, die wir unbedenklich übernehmen können, da sie sich in der Hauptsache auf Lorber stützt. In seiner Broschüre »Mit Jenseitsaugen« (hg. im Selbstverlag) lesen wir:

»Wie überall in der Schöpfung, so herrscht auch in den jenseitigen Welten größte Mannigfaltigkeit. Zwischen Himmel und Hölle ist nicht einfach eine Kluft, sondern ein sehr weitschichtiges Zwischenreich eingeschaltet. Die Menschheit jedes einzelnen Sternes hat für sich auch solch ein Jenseitszwischenreich, ein hohes und ein tiefes. Erst auf der allerhöchsten Endstufe kommen die Menschheiten aller Sterne zusammen. Das wird bei Lorber angedeutet. Das Seelenzwischenreich ist irdisch und materiegebunden. Es ist angelegt in echten irdischen und materiellen Räumen. Durch Lorber wissen wir, daß der entthronte Urgeist Luzifer, aus dessen Leib die Materie geschaffen ist, in das Innere unserer

Erde gebannt ist. Darum ist die Erde der Stern, der am stärksten mit der Satanswelt in Verbindung steht. So sind auch die Reiche der Hölle im Inneren unserer Erde zu suchen.

Die Übergangswelt zur Hölle ist für die Seelen der Erdenmenschheit das untere Zwischenreich. Es liegt bereits unter der Erdoberfläche. Dazu sind keineswegs Hohlräume nötig, denn die beiden Arten von Materie durchdringen sich und führen eine getrennte Sonderexistenz. So, wie der Erdenmensch in der Regel nichts von der jenseitigen Welt wahrnimmt, nimmt in der Regel der jenseitige Geist die irdischen Dinge nicht mehr wahr. Oder er muß in die geistige Sphäre eines Menschen eintreten, dann kann er gewissermaßen mit den Augen des betreffenden Menschen die irdische Welt sehen. (Was nur für weniger entwickelte Seelen gilt, denn die höheren Geister können jederzeit auch den irdischen Plan erschauen! d. V.) Zwischen dem oberen und dem unteren Zwischenreich kann man ein mittleres Zwischenreich annehmen. Das wäre das Reich der erdgebundenen oder noch erdnahen Geister. Im niederen Spiritismus und in Spukgeschichten treten hauptsächlich solche Wesen in Erscheinung.

Der Seelenleib in den niederen Astralzonen ist ein sehr verdunkelter Astralleib. In der Hölle fehlt auch der Leib der Zwischenzonen, und aus dem rein Geistigen der Seele ist eine Art finsternes Gegenstück zu dem rein göttlichen Seelenleib geworden. Auch im Himmel gibt es keinen Astralleib mehr, sondern einen rein geistigen Leib. Im Zwischenreich ist noch ein hochverdünnter Rest von (grober) Materie; das obere Zwischenreich ist in höheren Luftregionen der Erde zu suchen. Je höher die Himmelsstufe, desto feiner wird der Seelenleib. Die Wesen des unteren Himmels können die Boten der oberen Himmel nicht sehen, wenn diese sich nicht ausdrücklich sichtbar machen wollen . . .

Bei Lorber wird der untere Himmel (der ›Weisheitshimmel‹) als von mehr auswendiger Art geschildert, mit pompöser Herrlichkeit auf den höheren Stufen. Die beiden höheren Himmelswelten (›Liebe-Weisheitshimmel‹ und ›Liebehimmel‹) zeigen die Herrlichkeit nicht so nach außen. Da ist die Glückseligkeit tief im Inneren und beruht darauf, daß die Seele Gott dienen darf an den gefallen Seelen. So sind die dort bewohnten Häuser nach außen weniger schön als in ihrem Inneren. Im Jenseits gibt es eine ganz andere Perspektive (als im Diesseits). Ein Haus kann außen klein und bescheiden wirken, innen aber sich gewaltig ausweiten; denn es ist das Haus der Seele und stellt das Innenleben dar. So können auch in den scheinbar dicht beieinander stehenden Häusern des Neuen Jerusalem, sobald man in das Innere eintritt, sich gewaltige Räume mit dahinterliegenden Gärten zeigen, von deren Existenz in der äußeren Sicht gar nichts zu erkennen war.

Der eigentliche Himmel fängt erst bei dem Christuszentrum an, dem Neuen Jerusalem. Nach der Himmelperspektive, das lernen wir ebenfalls bei Lorber, ist das Neue Jerusalem geradezu unendlich. Das Ganze zusammen könnte mit Lorber die ›Geistige Sonne‹ genannt werden, denn die Engel – in Zahlen, die niemand zählen kann – sind irgendwie nicht allein selbständige Wesen, sondern ein Teil Gottes. Darin beruht ihre Vollkommenheit, Allwissenheit und Glückseligkeit . . .«

Wir können nur unterstreichen, was dieser Pfarrer am Rande vermerkt: »Leider kann man die großen Wahrheiten nicht alle so nivellieren, daß sie auch jeder x-beliebige Zeitungsleser ohne besondere Schulung verstehen kann. Man kann zwar vielfach die ganz großen Wahrheiten schon einem Kinde klarmachen; wenn aber der Mensch erwachsen ist und superklug geworden, dann mißt er alle ihm vorgetragenen Wahrheiten an den Erfahrungen seines noch gar so unentwickelten Selbstes (seines ichbezogenen Wesens) und dem, was man alle Tage in der Zeitung lesen kann. Dann ist der Mensch verbildet für die geistigen Wahrheiten.«

8. Der Gerichtsakt der Enthüllung und die Scheidung der Geister

Zu seinen Jüngern sagte einst der Herr: »Es ist jedem Menschen die Gelegenheit gegeben, welchen Glaubens er auch immer sei, sich mehr dem Geistigen als dem Materiellen zuzuwenden. Tut er das, so kann seine Seele jenseits nicht mehr zu stark vom materiellen Pol angezogen werden, sondern bleibt mit ihrem freien Willen in einer Art Schweben. Dieser Seelenzustand kennzeichnet sich daher als ein ›Mittelreich‹, in welchem die Seelen von vollendeten Geistern geleitet und dem geistigen Pol zugeführt werden« (GrEv V 232,1).

Was sich in den unteren Stufen und Graden des Mittelreichs abspielt, sind so vielerlei parallel zueinander verlaufende Vorgänge, daß es schwerfällt, davon ein Ordnungsbild herzustellen. Da sind zunächst jene unausgereiften Neuankömmlinge von der Erde, um die sich zwar die Engel eifrig bemühen, die aber, nachdem sie sich aus deren Lichtkreis freiwillig entfernt haben, in jenes dumpfe Traumleben versinken, von dem der Herr bei J. Lorber so ausführlich berichtet. Erst nach ihrem Erwachen aus dieser selbst produzierten Scheinwelt kann sich an

ihnen auch jener Prozeß vollziehen, der sowohl bei Swedenborg wie auch bei J. Lorber als ein »Versetztwerden aus dem äußeren Gedächtnis« in das »innere Gedächtnis« bezeichnet wird. Mit ihm beginnt der eigentliche Gerichtsakt, die sogenannte Enthüllung.

Diese »Enthüllung« zeigt ihnen in allen Einzelheiten auf, was je sie getan und worin sie gefehlt. Auch alle anderen Seelen im großen Mittelreich müssen durch diesen Prozeß hindurch. Wir sehen daraus, daß wir es am Anfang bei den meisten Verstorbenen noch nicht mit »gerichteten« Seelen zu tun haben. Darüber sagt der Herr bei Lorber: »Da die Seele nach dem Tode immerdar mit ihrem freien Geiste vereint bleibt, dessen Leib sie ausmacht, so wird auch in Hinsicht der ewig zu achtenden Freiheit des Willens diesen Wesen durchaus kein Zwang angetan. Vielmehr werden sie nur von Zeit zu Zeit belehrt, können aber im übrigen tun, was sie wollen, geradeso, als wenn sie noch leiblich auf der Welt lebten« (Hi I, S. 363,4). Bis auch für sie die Gerichtsstunde schlägt!

Die Versetzung aus dem »äußeren Gedächtnis« in das »innere Gedächtnis« vollzieht sich bei den Verstorbenen in der kurzen Periode, da unter Einwirkung der Engel »ihr innerer Geist sie mehr und mehr durchdringt«. Hanna Zluhan führt darüber aus: »Im äußeren Gedächtnis sind alle rein materiellen und irdischen Kenntnisse, Bilder und Eindrücke enthalten, das heißt alles, was nicht in das innere Wissen und Wesen der Persönlichkeit übergegangen war. Nach Art der Eigenschaft und Neigungen des Menschen ist das äußere Gedächtnis mehr oder weniger mangelhaft, verfälscht und lückenhaft. Nur das innere Gedächtnis bewahrt das tatsächliche und untrügliche Bild des Menschen. Sein ganzes Leben von Anfang bis Ende ist ihm eingeprägt, denn alles, was der Mensch gedacht, gesprochen und getan hat, ist aufgezeichnet im »Buche des Lebens«, von dem das eine Exemplar in unserer Seele, das große aber stets aufgeschlagen vor Gott liegt« (nach Lorber GrEv IV 57,1). Gott bleibt trotz allem letzte richterliche Instanz.

Nach der »Enthüllung« findet die »Scheidung der Geister« statt. Schon in den Jenseitskundgaben der Antike, zum Beispiel in Ciceros »Somnium Scipionis«, ist davon die Rede. Die Pfade führen dort ebenso nach unten wie nach oben, nach links wie nach rechts. Man wußte, daß nach der »Enthüllung« ein jeder an seinen »gerichteten« Ort kommt. Wenn eine völlig verdorbene Seele nach der Enthüllung sogleich in die Hölle verbannt wird, so zieht es sie nach dem Gesetz der geistigen Schwere mit aller Macht von selbst dorthin. Andere dagegen, deren Weg ebenfalls nach unten führt, halten sich oft noch eine geraume Zeit in den mittleren oder untersten Regionen des Mittelreichs auf. In Grenznähe des Inferno ist ihnen noch einmal Gelegenheit geboten zu einem Sinneswandel.

Mochte sich ehemals auch ein Geist, und zwar unmittelbar nach seinem Tode, in einer gewissen Isolierung befunden haben – was allerdings nur sein subjektiver Eindruck war, da er wegen der Lichtlosigkeit seiner Aura die ihn umgebenden Wesen nicht wahrnehmen konnte –, so hört dieser Zustand nun völlig auf. Von Swedenborg werden wir unterrichtet, daß jeder Mensch nach der Enthüllung »zu der Gesellschaft kommt, in der sein Geist schon in der Welt gewesen war; denn jeder Mensch ist seinem Geiste nach mit irgendeiner Gesellschaft, entweder einer höllischen oder einer himmlischen, verbunden«. Die Vergesellschaftung gibt es ja schon bei den Engeln, und so hat auch jeder Mensch auf Erden seine Zugehörigkeit zu Familie, Nation und Kulturkreis. In dieser Beheimatung fühlt er sich geborgen, und es wäre selbst für die höllischen Geister noch eine zusätzliche unerträgliche Qual, wenn sie nicht den Kontakt hätten mit ihresgleichen. So zeigt sich Gottes Barmherzigkeit auch in diesem Fall.

Daß der »gerichtete« Ort nicht einen Daueraufenthalt bedeutet, entspricht Gottes Liebewesen. Man darf ihn auch nicht als Strafort auffassen; vielmehr ist es ein »Fürsorge- und Erhaltungsort« nach den Worten des Herrn bei J. Lorber. Die Seele soll durch bestimmte Umstände und Verhältnisse dahin gebracht werden, in sich zu gehen, Reue zu empfinden und gute Vorsätze zu fassen. Erst wenn dies geschehen ist, können Helfer von oben, meist höher entwickelte Seelen oder eigens dafür bestellte Engel, sich unerkannt bei ihnen einfinden, ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen und schließlich bewirken, daß sie eine Stufe höher steigen dürfen. Damit ändert sich auch ihre Umgebung zusehends, sie wird freundlicher und lichter. Hauptzweck der jenseitigen Läuterungsschulen ist es, die Seelen »in die Gärung« zu bringen (Lorber). Es gibt allerdings auch Geister, besonders in den tiefsten Höllen, bei denen alle Hilfeleistungsversuche von oben nicht das geringste fruchten. Sie bleiben trotz der »Fülle des Schmerzes«, die sie oft zu erleiden haben, die »hartnäckigsten Buhler« oder begehen sonst die widerlichsten Scheußlichkeiten.

Bei besser gearteten Seelen vollzieht sich die Aufwärtsentwicklung verhältnismäßig rasch. Speziell über die Wesen, die im Mittelreich ihren gerichteten Ort haben, sagt der Herr: »Bei einer abgeschiedenen Seele tritt gewöhnlich eine Hauptleidenschaft auf, welche die Seele mehr und mehr beherrscht; was aber nicht sagen will, daß eine abgeschiedene Seele unverbesserlich sei, sondern nur, daß sie in ihrer Hauptleidenschaft gefangen bleibt, bis diese alle anderen Seelenfunken aufgezehrt hat, wodurch die Seele in einen Abödungszustand übergeht. Erst in dieser Abödung (lat. vastatio) kann der Geist frei werden und seine Seele zu durchdringen anfangen; und das bewirkt dann den Über-

gang von der zweiten in die dritte, oberste Luftregion eurer Erde« (»Erde und Mond« 30,12).

9. Der Zustand der Unterrichtung

Wenn wir oft sagen hören: »Drüben wird nicht danach gefragt, wieviel einer weiß, sondern wieviel einer geliebt hat«, so ist das gewiß richtig. Ein überzüchteter Intellekt kann sogar sehr hinderlich sein für die Entwicklung einer Seele. Auch die nutzlose Last spezialisierten Wissensstoffes steht drüben nur im Wege; es sei denn, es handelt sich um ein echtes Wissen um die heiligsten und höchsten Dinge. Für dieses »höhere Wissen« gebraucht Paulus sehr häufig das Wort »Geheimnis«. So betrachtet er sich selbst und die Christen als »Verwalter der Geheimnisse Gottes« (1. Kor 4,1). Wer mit der Sprachengabe begnadet ist, redet nach Paulus »im Geist Geheimnisse« (15,51). In Eph 6,19 spricht der Apostel ausdrücklich vom »Geheimnis des Evangeliums« und in Kol 1,26 ist die Rede vom »Geheimnis, das verborgen war vor aller Welt und aller Zeit«.

Um dieses »Geheimnis« geht es in der Hauptsache, wenn drüben im anderen Leben, das eine Auferstehung unserer Seele bewirken soll, ein heiliges Wissen gefordert wird. Schon in Daniel 2,28 steht der Satz: »Es ist ein Gott . . ., der kann Geheimnisse offenbaren.« Um dieser Geheimnisse teilhaftig zu werden, brauchen wir in keine andere Schule zu gehen als nur in die Schule Gottes. »Alle Schätze des Himmels« stehen dann für uns bereit, wie es bei Lorber heißt: »Wenn der Geist im Menschen einmal wach geworden, so lehrt er die Seele in einer Stunde mehr, als ein Mensch auf dieser Erde von noch so weisen Lehrern in tausend Jahren erlernen könnte«, lesen wir im Großen Evangelium (X 16,7). Es ist dasselbe, was Paulus meint, wenn er davon spricht, daß wir im Lichte Christi »von einer Klarheit zur anderen« gelangen werden. Und schließlich, ist es nicht ungeheuerlich, wenn uns Jesus versichert: »Glaubt es Mir, die zahllosen Wunder, die da in für euch unmeßbaren Räumen kreisen und bahnen, hat ein Mensch in seinem Geiste ruhend verborgen; trachtet daher vor allem, daß euer Geist völlig erweckt werde, und ihr werdet das, was kein Auge je geschaut und kein Sinn je empfunden, in euch selbst in größter Klarheit schauen und empfinden können!« (GrEv III 175,8).

Da der Himmel nicht nur aus der Liebe, sondern auch aus der Wahr-

heit des Herrn hervorgeht, wie Swedenborg sagt, ist es dringend erforderlich, daß jede einzelne Seele nach dem Gerichtsakt der »Enthüllung« und der »Scheidung der Geister« zunächst gründlich »in alle Wahrheit« eingeführt wird. Oft ist sie ja noch in den größten Irrtümern befangen, besonders was ihre Glaubensvorstellungen anbelangt; und das trifft nicht nur auf die Heiden, sondern auch auf die Christen zu! So setzt nun eine Periode der Unterweisung ein, die Swedenborg mit dem Ausdruck »Zustand der Unterrichtung« bezeichnet. Die Grundwahrheiten des Evangeliums sind neben der Aufklärung über die Schöpfungsgeheimnisse Mittelpunkt dieser Lehre.

Dabei wird selbstverständlich auf das Fassungsvermögen des einzelnen Rücksicht genommen. Nicht alle Verkehrtheiten irdischer Glaubensanschauungen können sofort ausgemerzt werden, denn die sitzen tief im Unterbewußtsein. So kommt es auch, daß bei Jenseitskundgaben oft die widersprüchlichsten Lehren zu uns gelangen. Selbst das Evangelium wird entweder ganz kirchlich dogmatisch wiedergegeben, mit allen unausgegorenen Halbwahrheiten, oder es erhält eine willkürliche Auslegung. Dabei stellt sich immer wieder die Frage: Von welchem jenseitigen Standort aus spricht ein Geistwesen zu uns? Natürlich kann dieses noch nicht im vollen Besitz der Wahrheit sein, wenn es erst noch im oberen Mittelreich angesiedelt ist. Und gerade von dort gelangen die meisten Botschaften des sogenannten höheren Spiritismus zu uns. Aber schon Paulus mahnte die Gemeinden: »Unterscheidet die Geister!« Wie leicht können sich Lug- und Truggeister aus den niederen Sphären des Jenseits zu Worte melden! Sie stiften dann nur Verwirrung. Aus diesem Grunde scheidet auch der niedere Spiritismus für die Wahrheitsfindung vollständig aus. Wir sollten uns immer bewußt bleiben, daß die höchsten Wahrheiten nur aus den Himmeln selbst, das heißt also aus der Sphäre Gottes zu uns gelangen können. Und dafür hat Gott zu allen Zeiten die großen Propheten erwählt. Sogar auf den untersten Stufen des Weisheitshimmels sind die Geister (nach Lorber) noch manchmal zerstritten über die Göttlichkeit Jesu.

Wichtig ist vor allem zu wissen: »Die Unterweisungen im Himmel unterscheiden sich von den Unterweisungen auf Erden darin, daß die Kenntnisse nicht dem Gedächtnis, sondern dem Leben übergeben werden. Von rein verstandesmäßigem Studium ist also keine Rede; alles wird intuitiv und aus innerster Neigung aufgefaßt und daher echt angeeignet und sogleich praktisch verwertet« (Heintschel-Heinegg). Besonders schwierig ist die Unterrichtung von Geistern auf den untersten Stufen des Jenseits. Swedenborg zum Beispiel berichtet uns »von vielen eigenen traurig gescheiterten Versuchen, bösertige Geister durch Aussprache und behutsame Belehrung noch zu erziehen und zu verbessern.

Er mußte dabei feststellen, daß sie Wahrheiten allenfalls noch rein intellektuell auffassen und darüber diskutieren, sie aber nicht mehr wirklich aufnehmen können«. (Heintschel-Heinegg in einem Kapitel über Swedenborgs Jenseitsschau)

Bei einer gewissen Kategorie höllischer Geister ist das lebhaft Diskutieren alter Gewohnheit zufolge geradezu eine Lieblingsbeschäftigung. Alles Höhere in den Staub zu reden und die ganze Niedrigkeit ihrer Gesinnung im Gottshaß zu entladen, bedeutet für sie eine Genugtuung. Da sie in ihren Sophistereien mit tausend Finten aufwarten können, wäre es nicht einmal ratsam, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Diese Erfahrung machte allzuoft Bischof Martin in dem gleichnamigen Jenseitswerk von J. Lorber.

Was ein Geist in den höchsten Sphären noch hinzulernen muß, um ganz in die Christussphäre eingehen zu können, kann er sich letztlich nur aus dem Erleben dessen erwerben, was das Gegenteil ist von Gott. So läßt der Herr den Robert Blum einmal unter dem schützenden Geleit eines Engels sogar in die Hölle eindringen. Ganz das gleiche erleben wir ja auch bei Dante! Es geht darum, die Bosheit des Bösesten (Satan) bis auf den Grund zu durchschauen. Nur auf diese Weise kann ein höher gearteter Geist einer verlorenen Seele wirksam beistehen. Die Gefahr ist jedoch nicht auszuschließen, daß auch der Sendbote dabei noch zu Fall kommen kann. Jede geringste Anfälligkeit gegenüber den »bestrickenden Einflüssen und Reizen« (H. Zluhan) in der Sphäre Luzifers würde sich bitter rächen. Besonders sind es wieder die »ausgeklügelten Scheinwahrheiten und bestechenden Argumente« der Höllengeister, die unsicher machen könnten. Dagegen firm zu werden, ist die Aufgabe eines jeden Himmelsanwärters. Und so mußte auch Robert Blum erst lernen, durch mancherlei Demütigung im Gespräch mit Satana, wie der Umgang mit dem Bösen auszusehen hat. –

Manchmal bringen vor allem Kirchenchristen eine bestimmte Vorstellung vom Himmel mit ins Jenseits. Oft ist es nur ein kitschiger Theaterhimmel, der ihnen durch ungeistige Auslegung des Evangeliums auf Erden vorgemacht wurde. Der Herr läßt es dann zu, daß sie ihn mit Hilfe ihrer selbstschöpferischen Einbildungskraft tatsächlich eine Zeitlang so erleben dürfen; natürlich nur als »Erscheinlichkeit«. Bis sie nach und nach angeödet und aufs höchste gelangweilt von dieser Attrappe genug haben! Erst dann sind sie für eine bessere Belehrung aufgeschlossen. Oft müssen sie dabei erst erkennen, »daß der Himmel sich in Liebestaten bezeugt und nicht in tatenlosem Genießen« (H. Zluhan). Wie überhaupt Tätigkeit und nicht die »ewige Ruhe« (nach kirchlicher Vorstellung) die höchste Wonne seliger Geister ist.

Es könnte uns bedenklich stimmen, wenn wir bei Lorber hören, daß

jeder Mensch und jeder Engel das Bild der Hölle »erscheinlich« in sich trägt. Aber »anders bliebe sonst der Blick nach unten blind« (H. Zluhan). Und bei Lorber sagt uns der Herr: »Es wäre da keinem Engel möglich, in diesen Ort einzudringen und da die empörten Geister zur Ruhe zu bringen.« Auch gäbe es keine Hilfen! »So aber kann kein Geist in der ganzen Hölle etwas unternehmen, was die Engel nicht augenblicklich in sich zu erschauen vermöchten« (GS II 117,5 f).

Das lebendige Wort Gottes, das aus dem Munde der Engel oder seliger Geister direkt in das Gemüt der zu Unterrichtenden einfließt, verwandelt nach und nach ihr ganzes Wesen. Nicht zufällig ist diese Lehrweise derjenigen am ähnlichsten, die Jesus selbst an seinen Jüngern einst praktizierte. Durch »Auftun der inneren Sehe« kam es dabei oft genug zu einer direkten Einweihung. Es ist wie in einem filmischen Geschehen: Da werden die Uranfänge aller Schöpfung mit den sich abspielenden Entwicklungsperioden ebenso wie die ganze Heilsgeschichte und das Leben des Erlösers auf Erden bis in alle Einzelheiten wiedergegeben. Nach Origenes ist es dem Menschen ein Grundbedürfnis, den Ursachen und Urgründen aller Dinge nachzugehen. Wie der Leib nach Speise verlangt, so die Seele nach Erkenntnis. Erkenntnis aber ist »die Speise der Engel«. In seinem Psalmenkommentar sagt der Alexandriner: »Brot der Engel ißt der Mensch. Zuerst aßen es die Engel; jetzt aber essen es auch die Menschen. Essen aber bedeutet hier: Begreifen! Das nämlich ißt der Geist, was er begreift; und das ißt er nicht, was er nicht begreift.«

Auch Origenes läßt die Unterweisung durch die Engel mit dem »irdischen Paradies« beginnen. (Dieses entspricht den oberen Stufen des Feuerberges bei Dante und dem Oberen Mittelreich bei Lorber!) Heintschel-Heinegg gibt die Lehren des Origenes folgendermaßen wieder: »Im irdischen Paradies also erhält die Seele eine erste Belehrung über die Dinge dieser Erde und ihre tieferen Ursachen. Die Themen sind zahlreich. Sie umfassen zum Beispiel: die Natur des Menschen und seine Teile sowie die göttliche Gnade, die er erhält; den Sinn der Verschiedenheit der Völker; welche guten und bösen Mächte es gibt und ihre Gesinnung gegen den Menschen; die Natur und die Verschiedenheiten der Tiere; die Heilkräfte und Gifte der Pflanzen; die göttliche Vorsehung. – Gewiß sehr interessante Gegenstände, doch scheint auf den ersten Blick manches von dem, was in dem jenseitigen Auditorium gelehrt wird, rein irdisches Wissensgut zu sein, das für Verstorbene überflüssig ist. Das scheint allerdings nur so! Nach gnostischer Auffassung sind nämlich alle irdischen Dinge, auch Tiere und Pflanzen, bloß die Schatten und Nachbilder himmlischer Wirklichkeiten, auf deren Erfassen die Seele also durch diesen nur scheinbar materiellen Lehrstoff vorbereitet wird.«

Auf ihrer Weiterreise vom irdischen Paradies durch die Astralsphären

der sieben Planeten – es sind die »sieben Himmel« der Heiden, Juden und Gnostiker – erwachsen den Seelen neue Probleme. Entsprechend erweitert sich auch der Lehrstoff: »Insbesondere werden die Seelen über die einzelnen Gestirne unterrichtet, ob sie beseelt sind oder nicht und warum sie an bestimmten Orten und von bestimmter Art sind und nicht anders. Die Gestirne sind ja für Origenes wie für seine Zeitgenossen geistige Mächte – ein bis heute nie ganz erloschener Glaube. Endlich gelangt dann die schon so unvorstellbar weit fortgeschrittene Seele in das Reich der Engelchöre« (Heintschel-Heinegg).

Die Engelchöre liegen nach Origenes im Bereich des Fixsternhimmels. Hier wird der Mensch selbst zum Engel und gliedert sich einer ihrer Gesellschaften ein. Diesen Gedanken hat auch Swedenborg wieder aufgegriffen, während bei Lorber die Kindschaft Gottes eine Sonderstellung einnimmt. Daß das geistige Wachstum, und damit die geistige Erziehung, bis in alle Ewigkeit nicht aufhört, auch in den höchsten Himmeln nicht, ist eine Grundidee des Origenes. Sie entspricht der Neuoffenbarung.

10. Ewiges Leben

a) Die unteren Stufen des Mittelreichs

In dem Lorberwerk »Erde und Mond« sagt uns der Herr: »Eines jeden Verstorbenen Seele mit ihrem Geist kommt gleich nach dem Leibestode zunächst in die mittlere Luftregion eurer Erde, in welcher sie gerade so fortlebt, wie sie auf Erden gelebt hatte; denn diese Region ist der Platz, wo die Geistwesenheiten entweder für den Himmel oder für die Hölle vorbereitet werden« (Kap. 31,4).

Es ist jene zweite Stufe des Mittelreichs, die nicht nur als Wartezimmer für unvollendete Seelen dient, sondern auch für viele von ihnen nach der »Scheidung der Geister« zum »gerichteten« Ort wird. Erst jetzt zeigt sich in voller Deutlichkeit, wie ungerichtet noch ihr ganzes Wesen ist, wie sehr sie noch von ihren alten Leidenschaften beherrscht werden. Da sie jetzt einer Gesellschaft zugehören, die ganz ihrem eigenen Reifegrad entspricht, kommt es nicht selten vor, daß sie untereinander in die schlimmsten Händel verwickelt werden. Dabei geht es, ihrem ungezügelter Temperament entsprechend, nicht anders zu wie schon auf Erden. »Da geschehen dann vereinliche Zusammenrottun-

gen. Und wo mehrere einmal in solch einem Verein beisammen sind, da werden bald Pläne geschmiedet, wie dieses oder jenes durch Gewalt oder List erreicht werden kann« (EM 31,4).

In dieser Stufe des Mittelreichs sind keine direkt schlechten Menschen angesiedelt; dennoch aber haften ihnen noch so viele Untugenden an, daß sie einer Läuterung dringend bedürfen. Das Beste für sie ist geregelte Arbeit, um seelisch vorwärtszukommen. Engel und Schutzgeister helfen ihnen dabei. Sie haben aber auch noch ihren freien Willen und können dann Übles planen. Andererseits erhalten sie Vorträge und Unterricht. Es geht in allem sehr irdisch zu, so daß wir die Verhältnisse dort kaum von den unsrigen unterscheiden könnten.

Außerdem haben wir es mit Geistern zu tun, die teils noch in einer chimärischen Vorstellungswelt befangen sind. Erst ein Gesinnungswandel hilft ihnen weiter. Dann kann folgendes eintreten: »Wenn die von den Friedensgeistern gedemütigten unlauteren Menschenseelen der zweiten Luftregion eurer Erde in den Stand gebracht werden, Meinen Namen auszusprechen und in diesem Namen Hilfe, Rettung und Heil zu suchen, so werden sie alsbald von den Friedensgeistern in die dritte, oberste Luftregion eurer Erde geleitet und dort, freilich im Anfange zuunterst, einquartiert, wo sie dann schon fortwährend in Verbindung mit diesen reinen Geistwesenheiten leben« (EM 31,5).

Auf der untersten oder ersten Stufe des Mittelreichs, der sogenannten Vorhölle, geschehen viele Dinge, die wir von den okkulten Erscheinungen her kennen. Es ist gewissermaßen »die Rumpelkammer des Jenseits«, wie sie oft genannt wird. Durch ihre unmittelbare Erdnähe sind uns die dortigen Wesen recht gut vertraut. Sie erscheinen in spiritistischen Sitzungen mit Vorliebe als Foppgeister. In welchem üblem Ansehen diese Lug- und Truggeister bei höherentwickelten Seelen stehen, lesen wir in den Büchern des Jenseitsforschers und Lorberfreundes W. O. Roesermüller. Hochaktuelle Fragen werden angerührt, wenn dieser in seiner Schrift »Unsere Toten leben« berichtet: »Ich fragte verschiedene Geistwesen, wie sie über die Wiederverkörperung denken und welche Erfahrungen sie damit machten. Die Antwort war folgende: »Wer von uns zu Lebzeiten bereits von der Wiederverkörperung überzeugt war, der ist es auch jetzt noch und vertritt euch gegenüber dieselbe Meinung. Wer es nicht war, tut es im entgegengesetzten Sinn. Auf unserer Stufe, auf der wir jetzt stehen, solange wir noch mit euch in Verbindung sein können, wissen wir darüber noch gar nichts auszusagen.

Unsere Aufgabe ist hier, langsam in höhere Sphären zu wachsen. Wir brauchen unsere ganze Kraft, um dafür reif zu werden. In den erdnahen Sphären gibt es so viele Geister, niedere und böse, Witzbolde und

Sprüchemacher, welche die größte Freude daran haben, euch in eurer Neugierde zu belügen. Diese Sorte von Geistern läßt euch die romanhaften Inkarnationen miterleben. Ihr waret dann Könige, Fürsten, große Meister. Sie verstehen dem menschlichen Stolz (und der Eitelkeit) zu schmeicheln. Auch die Medien, aus denen Luther, Friedrich der Große, Paracelsus oder gar die Apostel und Heiligen sprechen, fallen vielfach niederen Geistern zum Opfer. Nicht immer sind es böse Geister. Oft sind es auch religiöse Phantasten, ehemalige Sektenanhänger, die meinen, durch den Gebrauch großer Namen mehr Eindruck bei den Sitzungsteilnehmern zu erwirken. Eure Forscher glauben, es wäre das Unterbewußtsein der Medien; darin täuschen sie sich.«

Im unteren Mittelreich leben auch jene Geister, die Lebende von sich besessen machen. Diese Erscheinung ist eine Realität, von der sich vor allem die Ärzte ein besseres Bild machen sollten. Der amerikanische Arzt Dr. Wickland hat in dieser Hinsicht mit seinem Buch »Dreißig Jahre unter den Toten« beste Vorarbeit geleistet. Er mußte feststellen – mit Hilfe seiner Frau als Medium –, daß viele der Insassen seiner Nervenklinik nicht im eigentlichen Sinne geistesgestört, sondern nur besessen waren. Und er fand auch eine wirksame Heilmethode. W. O. Roesermüller erhielt von einem Jenseitigen die Aufklärung: »Solange eure Wissenschaftler jenseitige Welten und deren Bewohner leugnen, sieht es schlecht für die armen Besessenen aus. Die niederen Geister freuen sich über die Erklärungsversuche eurer stoffgebundenen Forscher, die mit Unterbewußtsein, Hysterie usw. alles erklären wollen. Die niedere Geisterwelt hat nur das eine Interesse, nicht entdeckt zu werden. Sie fühlt sich durch die Hypothesen eurer ungläubigen Gelehrten fein getarnt. Die Hauptsache ist, daß das Völkchen den Teufel nicht spürt, der es schon längst am Kragen hat (nach einem Goethe-Zitat).« – Wie wäre dem Übel zu steuern? Roesermüller wurde gesagt: »Durch die Praktizierung jener Methoden, die schon der Heiland lehrte, nämlich durch Beten und Fasten.«

Materialisationsphänomene oder auch das häufig vorkommende Stimmenphänomen müssen nicht unbedingt aus niederen Bereichen stammen. Wie hätte sonst das Medium R. J. Lees sein wunderbares Buch »Reise in die Unsterblichkeit« (2 Bände) schreiben können? Daß nicht alle unerklärlichen Erscheinungen auf paranormalem Gebiet dämonischer Natur sein müssen, geht allein schon aus der Geschichte der Mystik hervor. Gegenüber den verhältnismäßig harmlosen Fällen von Besessenheit, die wir oft in Irrenhäusern antreffen und die meist von unselig Verstorbenen ausgehen, gibt es allerdings auch Fälle dämonischer Besessenheit, die höllischen Ursprungs sind. Das bekannteste Beispiel dafür lieferte der evangelische Pfarrer J. Chr. Blumhardt

(1805–1880) mit dem Phänomen Gottlieb Dittus. Die Kirche pflegt in diesen Fällen den heute leider in Mißkredit geratenen Exorzismus anzuwenden.

Viele unerlöste Seelen bedürfen dringend unserer Mithilfe zu ihrer Erlösung. Darum wollen sie mit uns in Kontakt treten. Wie unendlich viel könnten wir für sie tun, wenn wir in der rechten Art und Weise uns für sie einsetzen, vor allem durch Belehrung und Gebet. In der irdischen Sphäre beheimatet sind auch die sogenannten Spukgeister. Oft machen sie sich durch Klopfgeräusche, phantomartige Erscheinungen usw. bemerkbar. Ihnen selbst ist dies nicht immer ganz bewußt, denn viele sind oft lange an den Ort gebannt, wo sie einst gesündigt haben; zum Beispiel im Falle eines Verbrechens oder auch bei Selbstmord u. a. (über Spukphänomene lese man nach in dem äußerst lesenswerten Buch des evangelischen Pfarrers Gerhard Bergmann: »Und es gibt doch ein Jenseits«). Bekanntlich geht Spuk nicht immer nur auf das Sich-bemerkbarmachenwollen unerlöster Seelen zurück; wenn der Spuk von noch lebenden Personen ausgeht, ist auch die Animismus-Theorie nicht fehl am Platz.

In Fällen von Schwarzmagie, wie im Makumba-Kult Brasiliens, sind weniger Geister aus dem unteren Mittelreich am Werk als vielmehr dämonische Wesen, die Satan auf die Erde schickt. Die echten Schwarzmagier bedienen sich außerdem der Elementargeister. – In seinem Buch »Zwischen Himmel und Hölle« stellt der katholische Schriftsteller Bruno Grabinski eine Anzahl von Dokumenten zusammen, die durch die Mittlerschaft hochbegabter Medien zustande kamen. In ihnen werden von den »Armen Seelen« selbst genaue Angaben gemacht über ihren jenseitigen Zustand. Es ist erschütternd, von ihnen zu hören, wie sehr sie sich nach Erlösung sehnen. Einige Zitate seien angeführt. Ein Geist namens Heinrich sagte von sich aus: »Ich kann nur meine Sphäre sehen.« Ein anderer bekundet, daß er jetzt »in eine höhere Sphäre« aufsteige. Die Seherin von Prevorst erklärte von den Geistern, die zu ihr kamen, sie seien »in den unteren Stufen des Geisterreiches«. Einige von ihnen sagten ihr, daß sie jetzt in einen anderen, »besseren Ort« kämen oder sich schon dort befänden. »Wir wandeln alle in der Nacht«, erklärte ein Unglücklicher, und zur hl. Margarete von Cortona sagte der Herr: »Einige werden gereinigt in dichter Finsternis.«

Ein verstorbener Dominikaner gestand, zwar nicht in die unterste Stufe des Fegefeuers gekommen zu sein, aber unter großer innerer Einsamkeit zu leiden. Wieder eine Seele berichtet: »Der geistige Hochmut hat mich einsam gemacht.« Einsam und verlassen fühlen sich viele. Vielleicht überraschend ist die Feststellung Grabinskis, daß das größte Leiden der Seelen im Mittelreich die ungestillte Sehnsucht nach Gott

ist. Mit herzerbrechendem Weinen ruft ein Geist dort aus: »Die Sehnsucht verzehrt mich!«, und ein anderer bekennt, daß »die Sehnsucht nach Gott« ihm die allergrößten Qualen bereite. Einer der Gepeinigten gibt folgende Begründung: »Die Seele ist verzagt, wenn sie die Größe Gottes erkannt hat. Die Sehnsucht nach ihm ist dann unser Leid.« Auch zur Ordensschwester Maria Lataste sagte Jesus einmal: »Das Leiden, das die mangelnde Anschauung Gottes in den Seelen des Reinigungsortes verursacht, übersteigt alles, was du dir nur vorstellen kannst; denn an diesem Ort erkennen die Seelen vollständig den Wert der inneren Verbundenheit mit Gott.«

Wenn die Seelen nach langer Sühnezeit ins obere Mittelreich gelangen, rufen sie oft in höchster Freude aus: »Ich bin im Licht!« oder »Ich sehe die Klarheit!«; »Ich bin im Lichtkreis!«; »Ich bin vorgedrungen in die Erkenntnis des Lichtes!« – Zum »strahlenden Licht« aufgestiegen zu sein, bedeutet für sie die eigentliche Erlösung, wenn auch noch nicht den Himmel. Die Gewohnheit der frühen Christen weiterführend, betet auch heute noch die Kirche: »Lux aeterna luceat ei!« (»Das ewige Licht leuchte ihm!«) Eines der wonnevollsten Erlebnisse für die erlösten Seelen ist es dann schließlich, Gott anbeten zu dürfen. »Die Nebel sind geschwunden, ich bete an!« ruft eine Stimme aus.

b) Die Hölle

Wie der Himmel und das Mittelreich, so ist auch die Hölle bei Jakob Lorber in drei Stufen aufgegliedert. Darüber lesen wir in der »Geistigen Sonne«: »In der ersten Hölle ist die Seele nichts als ein Genuß- und Freßpolyp, und das aus lauter stummer Selbstsucht und Selbstliebe. . . . In der zweiten Hölle ist durch eine starke Fastenbehandlung die begierliche Seele mehr und mehr eingeschrumpft und dem mit ihr verbundenen Geiste dadurch mehr Freiheit geworden. Im seltenen, besseren Falle kehrt so mancher Geist hier um, kräftigt sich und erhebt dann auch seine Seele stets mehr und mehr. Im gewöhnlichen, schlimmen Falle erwacht der Geist zwar auch; da er aber bei diesem Erwachen in solcher Vernachlässigung seiner Seele sich überaus gekränkt und übel behandelt fühlt, so wird er zornig. Er läßt in diesem Zustand mehr und mehr die Idee in sich aufkeimen, daß ihm für solche Unbill von seiten der Gottheit eine kaum zu berechnende, große Genugtuung zukommen sollte. . . . In diesem Gefühl wird er endlich zum vollkommenen Verächter Gottes. Er ersieht auch seine Unzerstörbarkeit und stärkt sich mit der Idee, daß der Geist sich mit der Erhöhung seiner Begriffe und Forderungen ins Unendliche stärken kann. Aus diesem Gefühl erwächst

dann sogar auch die satanische Idee, daß die Gottheit sich fürchte vor der stets wachsenden Macht solcher Geister. . . . Der Geist geht dann in satanischen Abscheu vor der Gottheit über, fängt an, sie zu verachten und zu hassen, dabei aber sich selbst als ein höheres Wesen anzusehen. Tritt dieser Fall ein, dann ist die dritte Hölle auch schon fertig« (II 107,9 ff).

Was sind das aber für Wesen, die sich in ihrem »zweiten Zustand«, dem des »inneren Gedächtnisses«, von den künftigen Himmelsbewohnern radikal absondern? Von ihnen sagt Jesus: »Wenn jenseits eine Seele in sich statt besser nur immer schlechter und böser wird, so gestaltet sich in gleichem Maße auch ihre Scheinwelt und Gesellschaft häßlicher und schlechter. Und so wie die Seele in sich wahrheits- und lichtloser wird, ebenso verdunkelt sich auch ihre Umgebung, was sie sehr drückt und quält. Mit der Steigerung der Qual wächst auch ihr Zorn und ihre Rachgier, und das ist dann schon der Eingang in die Hölle« (GrEv VI 65,5).

Heintschel-Heinegg ergänzt diese Darstellung aus der Sicht Swedenborgs: »Sie sind fürs erste, wie jeder im »zweiten Zustand«, total und ohne Hemmung ihrem eigenen Wollen, ihren Trieben und Neigungen ausgeliefert. Und so leben sie sich aus. Ein außenstehender Beobachter stellt fest, daß sie dabei völlig in ihren Phantasien befangen sind; sie machen, wie Swedenborg sagt, sehr oft den Eindruck von Verrückten. Mit der Zeit vergrößert sich dabei ihre – bei Geistern an sich sehr feine – Wahrnehmungsfähigkeit; ihre Sinne funktionieren am Ende sogar bedeutend schlechter als die der irdischen Menschen und sind mit denen der Engel überhaupt nicht mehr zu vergleichen. Während solche Geister sich meist selbst für überaus klug, listig und abenteuerlich mächtig halten, ist – objektiv gesehen – eine ausgesprochene Verdummung eingetreten. Ihren Wahnvorstellungen hingegeben, stiften sie mancherlei an, von Verstellungen, Lügen und grobem Unfug bis zu den widerlichsten Bosheitsakten. . . . Jeder wird zum Quälgeist des anderen. Währenddessen wenden sie sich stufenweise jener höllischen Gesellschaft zu, zu der sie bereits im Erdenleben eine innere Beziehung hatten. Am Ende des »zweiten Zustandes« jedoch stürzen sie sich selbst – wie es auch Katharina von Genua gesehen hat – aus völlig freiem Willen in die Hölle zu ihresgleichen.« (In »Zeugen für das Jenseits«)

Von dem »ewigen Feuer«, in welchem die Verdammten gereinigt werden (nach den Aussagen der Bibel), gibt Swedenborg eine sehr glaubwürdige Begründung. Demnach entspricht dieses Höllenfeuer der »höllischen Liebe« und kommt aus der gleichen Quelle, aus der das himmlische Feuer oder die himmlische Liebe entspringt, nämlich aus »der Sonne des Himmels oder dem Herrn«.

Das Höllenfeuer ist also eine Perversion des Gotteslichtes. »Dennoch aber«, so betont Swedenborg, »wird das höllische Feuer nur von einem höheren Betrachter als solches wahrgenommen; für die Höllenbewohner selbst ist es weder Feuer noch überhaupt ein Brennen, sondern die ihnen eigene und ihnen angenehme Atmosphäre. Wenn aber gelegentlich etwas Wärme aus dem Himmel dort einfließt, so empfinden sie dies als Kälte und inneren Schmerz, ja es bewirkt Verfinsterung und Verblödung. In der Hauptsache aber bestehen die höllischen Qualen in dem, was die dortigen Geister sich gegenseitig antun, in dem unablässigen Wüten aller gegen alle. Ein jeder will nämlich alle anderen beherrschen, und wenn ihm das nicht gelingt, sie wenigstens in jeder erdenklichen Weise ausbeuten, martern und zugrunde richten« (Heintschel-Heinegg).

Daß das höllische Feuer eine andere Ausstrahlung besitzt mit seinem brandig-roten Schein als das lautere Licht der Himmel, leuchtet ein. Wenn die Farbe, nach einem Wort von Novalis, »das Mysterium des Lichtes« ist, so ist sie auch auf Seelisches abgestimmt. Aus diesem Grunde wirken die Farbschattierungen der Hölle geheimnisvoll aufreizender als das milde Licht der Himmel und Paradiese mit ihren regenbogengleißenden Farbreflexen. Dasselbe empfinden wir oft bei modernen Gemälden, die durch ihre spezifische Farbtonung Höllisches aus dem Seelengrunde aufsteigen lassen. Im Durchgang zwischen beiden, dem Licht der Himmel und dem düsteren Schein der Höllen, steht die Nacht als Finsternis. Auch sie ist die genaue Entsprechung eines inneren Zustandes. Nicht mehr als schweigender Mutterschoß voll Leben und Zeugung, sondern als erdrückende Last des Gegengöttlichen, Blindgewordenen, wird sie nun empfunden. Sobald diese Finsternissphäre durchschritten ist, geht es bei Dante hin durch das brandige Licht zum Schmerzensfluß, zum Feuerfluß, die Höllenstufen markieren. Der Jenseitswanderer Dante gelangt am Ende zum Kokytos, wo Luzifer aus seiner Eisesnatur den Tränenstrom erstarren läßt.

Dieser Luzifer hat seinen Sitz im Mittelpunkt der Erde, wohin er als persönliches Geistwesen von Gott verbannt wurde. Er ist dort »auf das engste gefesselt«, wie es bei Lorber heißt, was allerdings nur symbolisch zu verstehen ist. Wie ein Kettenhund ist er eingeschränkt auf einen bestimmten Umkreis. Das bedeutet aber nicht, daß er nicht trotzdem die Möglichkeit hat, bis weit hinaus in das ganze materielle Universum mit seinen Astralbereichen als dem »großen Schöpfungsmenschen« mit Hilfe zahlloser Untergeister noch Unheil zu stiften. Sein Gifthauch ist spürbar bis in die zweite Region des Mittelreichs, ja bis an die Paradiesesgrenze, wie es Dante uns so drastisch vor Augen führt; denn auch dort windet sich noch »die arge Schlange (Symbol für den Einfluß des

Bösen) zwischen Gras und Blumen«. Wen ergriffe nicht das Gebet, das die »Armen Seelen« droben in Angst und innerer Unruhe während der heiligen Stille der hereinbrechenden Nacht zum Himmel senden?!

»Noch eh der Tag den Lauf vollbracht,
Erscheinen, Weltenschöpfer, wir
Vor deinem Thron und flehn zu dir:
Sei unser Schutz in finsterner Nacht!

Laß Traum und Schreckbild ferne sein,
Zerstör des Feindes List und Wut
Und lösche der Fleischeslüste Glut,
Daß wir den Körper nicht entweihn!

Um diese Gaben flehen wir,
O Vater, Sohn und Heiliger Geist,
Den Mensch und Engel ewig preist,
Mit Mund und Herz empor zu dir.«

Das »Salve Regina« singend, übergeben sie sich dem Schutz der Himmelskönigin, damit sie ihren Mantel ausbreite und sie darin einhülle. Es ist zugleich ein Lob- und Klagegedicht zur »Mutter der Barmherzigkeit«. – Kaum war das Lied verklungen, heißt es bei Dante, als aus der Höhe zwei Engel mit entflammten Schwertern niederstiegen; »doch ihre Schwerter waren stumpf und ohne Spitzen, zum Verwunden nicht, zur Abwehr nur bestimmt«.

In allem ist die Hölle eine Umkehrung (Perversion) der himmlischen Welt. Selbst die Majestät und Herrschaft Gottes, mit dem himmlischen Hofstaat der Engel, wird von Luzifer nachgeäfft. Seine Kumpanei ist hierarchisch gegliedert, und er selbst trägt eine schiefe Krone, wie Visionäre es schauten. Die künstliche Welt seiner Phantasie ist reich an falschem Flitter und Glanz und Täuschung. Wir heutigen Menschen müssen uns bewußt bleiben, daß eine »moderne« Hölle ganz anders aussieht als das mittelalterliche Vorstellungsbild von Hölle bei Dante, obgleich die Grundgesetze der Analogie die gleichen bleiben. Unser inneres Empfinden von Hölle beschäftigt sich mit anderen Bildern als die damaligen Zeitgenossen. Für uns, die wir im Zeitalter der Technik aufgewachsen, ist zum Beispiel schon Hölle das grauenhaft seelenlose Bild einer Industrielandschaft, zumal wenn sie am Verrotten ist. Das sklavisches Gekettete an Maschinen, wie in der Zeit des Manchestertums, ist gewiß eine Art Verdammungszustand, der drüben ganz den gleichen Ausdruck findet. Das subjektive Erscheinungsbild aller Höllen nimmt also gewissermaßen Rücksicht auf die jeweilige Zivilisationsstufe einer

Zeitperiode. Wie kann es auch anders sein, wenn alles, was sich außen darstellt, nur eine Hinausprojizierung eines inneren Zustandes ist?

Überaus dramatisch geht es in Dantes »zehn Höllenkreisen« zu. Eine unübertroffene Farbigeit der Schilderung wandelt alle Möglichkeiten geistiger Entsprechungsgesetze durch Milieuzeichnung ab. Und der teuflische Anhang Luzifers mit seiner entarteten Mentalität fühlt sich sogar beschützt und wohl unter der mächtigen Schirmherrschaft seines Oberherrn. Es sind jene mit Satana gefallenen Engel, die nun Tyrannei ausüben über verirrte Menschenseelen. Sie treiben sie dem »König der unterirdischen Hallen« zu, beaufsichtigen sie und quälen sie. Und wenn einmal ein »Eindringling« (nach ihren Begriffen) aus den Himmeln mit göttlichem Auftrag und Gebot in die Unterwelt hinabsteigt, wie der Dante geleitende Engel, gibt es unter ihnen einen entsetzten Aufruhr. Dann rufen sie vor der Übermacht des himmlischen Boten ihren »Gott« zu Hilfe mit den Worten: »Papa Satanas, aleppe!«, d. h. »Vater Satanas, komme schleunigst!« Sogar mit ihren Namen – wie Satanazzo und Drachezzo – sind sie bei Dante auf den Höllenfürsten eingeschworen, als wären sie auf ihn getauft. Ob das nur zügellose Phantasien sind eines mittelalterlichen Poeten? Sie liegen immerhin auf der Linie des Analogiegesetzes.

Wie Lorber spricht auch Swedenborg von bestimmten Landschaftsbildern, Städten, Wüsten und Sümpfen in der Hölle. Alle Natur ist trostlos wie das Menschenwerk, ein Zustand äußerster Disharmonien. »Die höllischen Gesellschaften« sind nach Swedenborg ebenso mannigfaltig und zahlreich wie die himmlischen, wie überhaupt Himmel und Hölle komplementäre Gebilde darstellen. »Erst beide zusammen ergeben das geistige Gleichgewicht, in dessen Mitte der irdische Mensch steht. Und eben dieses Gleichgewicht bildet die unerläßliche Vorbedingung seines freien Denkens und Wollens, seiner wirklich freien Entscheidung« (Heitschel-Heinegg). Die Listen und Künste der Höllenbewohner, anderen Qualen zuzufügen, sind nach Swedenborg so unvorstellbar arg, daß es besser ist für das Gemüt des Menschen, nicht allzuviel davon zu erfahren.

Das Aussehen dieser Geister stellt abbildlich immer ihr Inneres dar. Zwar nicht unter sich selbst, aber für den Blick des Außenstehenden (d. h. »im Lichte des Himmels«) erscheinen sie oft als Tiergestalten bis hin zu monströsen Ungeheuern; häufig auch kadaverartig. Auch das sind im Grunde »Erscheinlichkeiten«. Nicht anders hat sie die Seherin von Prevorst wahrgenommen, ebenso wie die Prinzessin Eugenie von der Leyen und viele Mystiker und Heilige. Sich selbst sehen die höllischen Geister jedoch nur als Menschen, »und das aus der Barmherzigkeit des Herrn, damit sie nicht auch untereinander die scheußlichen

Gestalten seien, als die sie den Engeln erscheinen« (Swedenborg). Heitschel-Heinegg sagt mit Recht: »Diese Darlegungen Swedenborgs bieten übrigens einen Schlüssel für vieles aus den mitunter eher grotesk und ungereimt wirkenden Höllenbildern anderer Visionäre.«

Ein äonenlanges Verweilen in der Unterwelt (dem Tartarus der Griechen) ist keine Seltenheit. »Der Grund dafür«, sagt der Herr, »liegt darin, daß solche Geister auch bei den festen Vorsätzen und bei guter Erkenntnis ein Herz voll Unflat haben, aus dem fortwährend böse Dünste in die Kammer des Willens aufsteigen und da stets einen Rückschritt bewirken, wo der bessere, aber schwächere Willensanteil einen Fortschritt wollte. Es geht ja vielen auf der Welt auch so, sie kennen das Gute und Wahre und nehmen sich auch immer vor, es auszuüben; aber gewöhnlich in den Momenten, wo sie das Gute und Wahre in ihren Willen aufnehmen wollen, da dunstet dann auch ihr Fleisch am meisten. Sie werden schwach und kommen trotz ihres Strebens nicht vom Fleck; so ist denn der Geist stets willig, aber das Fleisch ist schwach« (HH II 170,9).

Ein Heilungsprozeß für die Seelen kann nur dann einsetzen, wenn sie von ihresgleichen aufs äußerste gedemütigt und gepeinigt zur endlichen Erkenntnis kommen, daß sie gegen Gott, den sie immer noch mit ihrem Haß bekämpfen, machtlos sind. »Und das ist dann ein wirklicher Fortschritt dieser verlorenen Schafe, und für sie stehen uns dann schon wieder eine zahllose Menge der wirksamsten Mittel zu Gebote, sie in eine hellere Belehrung zu leiten, ohne sich direkt an ihrem freien Willen, der ihr Leben ist, zu vergreifen« (HH II 169,7).

Dieser Erklärung eines Engels gehen folgende Worte des Herrn über sich selbst voraus: »Gott ist durch und durch die reinste Liebe, und aus solcher Liebe die höchste Weisheit, Ordnung und Macht. Alles das (was in der Hölle geschieht) – und mag es dir noch so arg und schrecklich vorkommen – ist Meine Liebe, Weisheit und Ordnung, und es muß alles also geschehen, damit alles bestehe und nichts verlorengelange« (HH II 167,5).

c) Das Obere Mittelreich oder Paradies

Die meisten Stimmen, die aus dem Jenseits zu uns gelangen, entstammen dem oberen Mittelreich. Es ist das »Sommerland« der Spiritisten und, wie wir bereits wissen, jene Region des Friedensreiches in der Stratosphäre (nach Lorber), mit welcher die ersten Seligkeitsgrade ihren Anfang nehmen. Ihr Bereich dehnt sich aus bis an die Äthergrenze, in immer neuen Abstufungen nach oben; er ist das eigentliche Paradies

der Bibel. Nicht nur die Natur ist dort strahlend schön, auch die Wesen, die auf diesen Planen wandeln (dem Elysium der Griechen), zeigen verklärte Jugendlichkeit. Alle irdischen Mängel sind behoben; nichts Häßliches, Entstellendes ist mehr zu finden, ebensowenig wie Krankheit oder Invalidität. Und immer ist das Äußere der vollkommene Wessensausdruck des inneren Menschen.

Dasselbe gilt auch für die Kleidung. Sie ist überaus mannigfaltig und entspricht im allgemeinen dem Charakter der Person. »Das Kleid ist da, sobald jemand in das Paradies kommt, und seine Schönheit richtet sich nach der Reife des Trägers«, wird uns versichert (bei P. H. Landmann, »Wie die Toten leben«). Das Gewand kann schlicht weiß oder farbig sein; auf jeden Fall ist es immer leuchtend, wie auch die Körper leuchtend sind von innen heraus. Es hängt dies mit dem sogenannten Lebenslicht zusammen. Sobald der irdische Leib abgelegt ist, entfaltet er seine Leuchtkraft, je nach dem Zustand seines Trägers. Gottliebende Menschen leuchten sofort nach dem Sterben ganz hell, während gottfeindliche nur ein düsteres Glimmen zeigen. Bei Missetätern, die viel Unheil über andere gebracht haben, leuchtet gerade noch ein winziger Lichtkern.

Von der Kleidung ist außerdem zu sagen, daß sie natürlich nicht mehr wie auf Erden irgendeiner Mode unterworfen ist. Nach allgemeiner Aussage ähnelt sie am ehesten der altgriechischen Gewandung. Da keine Beschmutzung oder Abnutzung mehr zu befürchten ist, braucht sie auch nicht abgelegt zu werden. Ebenso ist körperliche Reinigung überflüssig, denn es gibt keinen Schmutz und Schweiß mehr. – Die Paradiesbewohner zeichnen sich nicht nur durch ein geradezu unfehlbares Gedächtnis aus; sie haben auch viel feinere Sinne als wir Erdenmenschen. Darüber sagt uns einer von ihnen: »Meine Ohren hören mehr Töne, als es auf der Erde möglich war; meine Augen sehen Farben, die ich auf der Erde nicht wahrnehmen konnte; mein Geschmack schmeckt köstliche aromatische Früchte, wie es sie auf der Erde nicht gibt, und mein Gefühl hat herrliche Empfindungen nicht zu beschreibender Lebensfreude« (Ländmann). Auch das geistige Leben nährt sich von Erkenntnissen, die immer neues Lebensglück bedeuten. Dazu kommt die Möglichkeit schöpferischer Tätigkeit, wie es sie in diesem Ausmaß auf Erden nie gegeben hat. So heißt es einmal: »Es liegt in der Natur unserer geistigen Materie, daß sie unserem Willen gehorcht und sich gestaltet, wie wir es haben wollen« (Landmann).

Wie stellt sich schließlich die Beschaffenheit des geistigen Leibes dar? Hören wir darüber einen kurzen Auszug bei Landmann: »Das Leben hat hier nur geistige Kräfte nötig, nicht materielle wie auf der Erde. Deshalb dienen alle Organe nur dem Zweck, diese Kräfte zu empfan-

gen und den ganzen Leib damit zu durchströmen. Sie sind also gewissermaßen »Empfangsstationen« dieser Kräfte. Letztere stellen unsere Nahrung dar und brauchen nicht verdaut zu werden wie die irdische Nahrung. Es gibt deshalb hier dasjenige nicht, was mit der irdischen Nahrung zusammenhängt: Ausscheidung. Eine Harnblase haben wir nicht mehr, ebensowenig wie Geschlechtsteile. Auch das andere, was mit der Verdauung zusammenhängt, nämlich häßliche Gerüche, gibt es infolgedessen hier nicht mehr. Sie sind in der ganzen jenseitigen Natur (des Oberen Mittelreichs) schon deswegen nicht zu finden, da sie ja eine Folge der Zersetzung sind. Zersetzung aber bedeutet Sterben, und das gibt es hier nicht mehr.

Herz und Puls bewegen sich wie auf der Erde, aber nicht durch Blut, sondern durch die geistigen Ströme, die den Leib durchfluten. Nerven sind nicht vorhanden; wir brauchen sie nicht, da es keine Schmerzempfindungen gibt. Die Gefühle der Lust und des Wohlbehagens erzeugen sich nach anderen Gesetzen, die zu beschreiben mir nicht möglich ist, da ich sie selbst nicht kenne. – Unser Körper ist nicht verletzbar. Es gibt keine Möglichkeit, ihm Schaden zuzufügen.« Der Geschmack der Früchte schließt himmlische Wonnen in sich. In dem Buch von Friedrich Härdle, »Diesseits und jenseits der Scheidewand« wird uns darüber gesagt: »Sie haben die Hauptstoffe, die wir brauchen. Wir nehmen jedoch alles nur auf, wenn wir vorher die Speisen in geistige Substanz aufgelöst oder verwandelt haben. Weiter fortgeschrittene Geister brauchen keine Nahrung aufzunehmen. Sie ziehen die notwendigen Stoffe aus dem Äther; im übrigen aber speisen sie selbstverständlich auch köstlichste Nahrung, je nach Verlangen.«

Von der Landschaft heißt es bei Landmann: »Alles strahlt Licht aus, auch die unbelebte Natur hat leuchtende Materie; sogar die Steine haben einen leuchtenden Glanz, je nach ihrer Art mehr oder weniger. Dadurch kommt in unserer Welt eine Farbwirkung zustande, die ihr euch nicht vorstellen könnt. ... Wir haben Landschaften, die an die irdischen erinnern, sie aber an leuchtender, völlig unirdisch wirkender Schönheit weit in den Schatten stellen. Wir haben das glitzernde Meer, in das sich die Flüsse ergießen. Wir haben Gebirge in allen Höhen, mit Wald und Fels, mit Gipfeln, die an das irdische Hochgebirge erinnern, aber ohne Schnee, da es hier keine Temperaturschwankungen gibt. Wir haben Blumen und Bäume jeglicher Art; aber auch Felder und Wiesen, die an das irdische Landschaftsbild erinnern. Und wir haben Häuser in großen und kleinen Siedlungen oder ganz im eigenen kleinen Bezirk. Da gibt es Gärten und Früchte sonder Zahl. Und schließlich haben wir auch Gotteshäuser und solche Stätten, die hohen künstlerischen Zwecken dienen.«

Wenn im Jenseits so viele Wesen beisammen sind aus den verschiedensten Nationen der Erde, muß es da nicht Verständigungsschwierigkeiten geben? Tatsächlich bringt jeder Geist seine irdische Muttersprache mit hinüber, und er spricht und denkt auch weiterhin in ihren Ausdrucksformen, was sich allerdings im Himmel ändert. Aber hat es nicht schon beim Pfingstereignis die unmittelbare Verständigung gegeben als sogenanntes Sprachenwunder? Genau in der gleichen Weise findet der geistige Verkehr im Jenseits statt. Im Oberen Mittelreich herrscht bereits ein Reifegrad, der solch eine unmittelbare Verständigung möglich macht. »Wenn ein Mensch dem anderen begegnet, so sagt ihm sein Gefühl, was der andere denkt, das heißt, was er ihm mitteilen möchte. Es ist dies nicht eine Art Gedankenlesen. Die Gedanken sind auch hier wie bei euch als das, was einem jeden ganz persönlich gehört, verborgen.« (Geister können also ihre Gedanken voreinander abschließen, dagegen stehen unsere Gedanken ihnen immer offen.) »Aber das, was der andere wissen soll, fühlt er sofort; es braucht nicht ausgedrückt zu werden mit Worten wie auf der Erde. Diese gefühlsmäßige (telepathische) Verständigung ist aber nun doch keineswegs ohne Lautäußerung. Das Gefühl hat freilich keine Lautäußerung nötig, um verstanden zu werden. Trotzdem hat es das, was ihr ›Worte‹ nennt, und sie werden von jedem verstanden. Das Gefühl sagt jedem auch ganz genau, was der andere ihm mitteilen will, und dann hört er es in der Sprache, die er in seinem irdischen Leben als seine Muttersprache gesprochen hat. Infolgedessen gibt es hier keine Trennung dadurch, daß verschiedene Sprachen gesprochen werden. Der eine versteht den anderen und hört ihn in seiner Muttersprache mit sich reden« (Landmann).

Auch drüben ist Arbeit die Würze des Lebens, und sie ist in jedem Falle anregend und sinnvoll. Da sie zu höchster Tätigkeit anspornt – anders als auf der Erde –, bedeutet sie zugleich höchste Daseinsfreude. Auch macht sie keinerlei wirkliche Mühe; es muß ja nicht mehr in oft beschwerlichster Sklavenarbeit für Nahrung und Kleidung gesorgt werden. Im Vordergrund steht immer der Dienst am Nächsten; besonders aber die Hilfeleistung an den unerlösten Seelen in den tieferen Regionen des Jenseits, wofür sie eine besondere Ausbildung erhalten. Selbst die Planetenwelt und ferne Sterne gehören zum Aufgabenbereich der Paradiesbewohner. In ihrem Dienst als Schutzgeister an uns Erdenmenschen haben sie es gewiß nicht immer leicht, wenn ihr Schützling mehr zum Bösen als zum Guten hinneigt. Das erfordert dann von ihnen unendliche Geduld, was natürlich auch ihrer eigenen Entwicklung förderlich ist.

Was der Welt des Oberen Zwischenreichs oder Paradieses den eigentlichen Wert verleiht, das ist die spürbare Gegenwart Gottes. Noch

können ihn die seligen Geister nicht von Angesicht zu Angesicht schauen, doch treffen auf sie die Worte Sadhu Sundar Singhs zu: »Man kann Gottes Gegenwart tatsächlich fühlen und sich ihrer erfreuen, aber man kann sie nicht mit Worten ausdrücken. Wie man die Süßigkeit des Süßen wahrnimmt, indem man sie schmeckt, und nicht, indem man sie anschaulich beschreibt, so erfährt ein jeder dort die Freude der Gegenwart Gottes, und jedermann weiß auch in der Geisterwelt: seine Gotteserfahrung ist wirklich und hat es nicht nötig, daß irgend jemand versucht, ihm mit einer wörtlichen Beschreibung zu helfen« (in »Gesammelte Schriften«).

Dennoch gibt es bereits auf den höheren Stufen des Friedensreiches die Begegnung mit Christus. Das ist dann für die Seelen dort ein Erlebnis ohnegleichen. Gewöhnlich spricht er zu ihnen von seiner ewigen Sendung. Es ist gleichsam ein vertieftes Evangelium, so, wie es nur seinen engsten Jüngern einst zuteil geworden. Er erläutert den seligen Geistern die Tage seines Erdenlebens und fordert jeden einzelnen auf, am großen Erlösungswerk mitzuwirken. Die »Apokatastasis ton hapanton« (die Wiederbringung alles Verlorenen) ist ja der Sinn der Heilsgeschichte. Vor allem aber ist Jesus ein Kündler der Liebe des Vaters. Das von ihm ausstrahlende Licht ist in seinem Glanz soweit herabgemindert, daß die Seelen es gerade noch ertragen können. Auch in dieser Beziehung gilt das Wort des Sadhu: »In dieser Geisterwelt kann ein jeder nur soweit Gott erkennen und empfinden, wie er geistig fortgeschritten ist; und auch Christus offenbart seine herrliche Gestalt einem jeden nur insoweit, wie er geistig erleuchtet ist, um sie zu fassen.«

Auf den tieferen Stufen des Oberen Mittelreichs (oder Paradieses) tritt Jesus zwar nicht persönlich in Erscheinung; in den sogenannten Übungen aber ist dennoch Gelegenheit geboten, durch »bildliche Darstellungen einen genauen Eindruck« von ihm zu erhalten, wie ein Geist uns mitteilt. »Sie entsprechen der Wirklichkeit mehr als etwa Lichtbilder auf der Erde, denn sie sind völlig materiell und erscheinen auch nicht auf einer Leinwand.« Von solchen absolut lebenswahren Lehrmodellen hören wir öfter auch bei Lorber. – So verschiedenen Religionen die Bewohner des Oberen Mittelreichs auf Erden auch angehörten, nach und nach werden sie dort alle zu »Christen«. Sie alle gelangen zu der Erkenntnis, »daß Christus das Licht der Welt ist und Gottes einziger Sohn, der auf Erden gelebt hat, arm und klein, der sich opferte und alle Sünden der Welt trug. Denn er war in Reinheit geboren, aus dem Geiste gezeugt. Christus ist das A und O der Himmel. Sein Name klingt von den Engelschören als schönster, glücklichster Klang.« (Friedrich Härdle in »Diesseits und jenseits der Scheidewand«)

Die Beschäftigung der Paradiesbewohner ist äußerst vielseitig. Wenn

sie nicht gerade als Schutzgeister im Einsatz sind, dann findet man sie gewöhnlich an den zahllosen Schulungsstätten. Das Lernen bereitet dort keine Schwierigkeiten mehr, denn das Gedächtnis ist nicht blockiert wie bei uns und es herrscht ein wahrer Hunger und Durst nach immer größerem Erkenntnis. Den Unterricht erteilen meist Geistwesen aus höheren Sphären, unter Umständen auch Engel. Geistiges Wachstum, das in alle Ewigkeiten kein Ende findet, bedeutet dort einen immer höheren Seligkeitsgrad. Es soll ein Seinszustand erreicht werden, der nach den Worten der Alexandrinischen Katechetenschule zu einer wahren Vergottung (Theosis) führt. Außerhalb des Unterrichts bleibt noch genügend Zeit, sich vor allem den Schönheiten der Natur und erst recht der Kunst zu widmen.

Die Natur ist eine unversieglige Quelle der Freude. Gottes ursprüngliche Ideenwelt scheint wieder transparent zu werden wie am Anfang aller Schöpfung. Da gibt es keine Ungereimtheiten mehr, nichts Häßliches, das die Harmonien stören könnte. Es ist alles vollkommen aufeinander abgestimmt. Und wie sich die Menschen jetzt gegenseitig kein Leid mehr zufügen, denn das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe beherrscht ihren Alltag, kehrt auch zwischen Mensch und Tier wieder der alte Paradieszustand zurück. Die Tiere sind ganz vertraulich im Umgang mit dem Menschen. Und auch untereinander verloren sie ihre Wildheit. Gesänftigt durch die von allen Seiten ausstrahlende reine Aura der Dinge lagern nun, wie es in der Bibel heißt, Löwe und Lamm in Frieden beieinander.

Das gemeinsame Hinauswandern in die Natur, mit Liedern und Gesängen auf den Lippen, ist für die Seelen dort, wenn sie nicht gerade von Pflichten gerufen werden, die liebste Beschäftigung. Sie spüren, daß die Schöpfung Gottes zum Innersten ihres Herzens spricht: »Überall tritt uns die göttliche Allmacht entgegen. Wir fühlen seine Gegenwart in allem Geschaffenen. Es ist ein geheimnisvolles Weben, das uns die verborgenen geistigen Kräfte spürbar macht, die von überall her auf uns zuströmen; denn wir sind stets auch Empfänger geistiger Kräfte, die uns fördern. Das geschieht nicht nur durch geistige Übungen, sondern besonders durch die himmlische Natur. Alles ist auf unseren inneren Fortschritt bedacht . . .« (Landmann).

Alle Landschaftsbilder, wie wir sie auf Erden kennen, sind drüben vorhanden. Vor allem aber freuen sich die Menschen aneinander in geselligem Beisammensein. Sie erbauen sich auch gegenseitig an ihrer Schönheit; Schönheit der Gewänder, Schönheit von Gestalt und Antlitz. Das ist für sie ein ständiger ästhetischer Genuß, denn sie alle haben jetzt jugendliche Gesichtszüge, aus denen ihr Inneres hervorleuchtet. Es würde gewiß zu weit führen, wollten wir auch noch die Schönheit der

Häuser und ihre Inneneinrichtung beschreiben. Hier ist alles ganz intim auf den Wesenscharakter der Bewohner abgestimmt. Wenn man dort über die Schwelle schreitet, tritt man gleichsam auch in eine Persönlichkeit ein.

d) Die heilige Hochzeit von Seele und Geist

Eine »heilige Hochzeit« von Seele und Geist geht dem Reifwerden für die Himmel voraus. Das bekundet auch die Neuoffenbarungslehre. So sagt der Herr bei J. Lorber: »Wenn die Seele sich bis zu einem gewissen Grade der geistigen Vollkommenheit erhoben hat, dann vereinigt sich ihr reiner Licht- und Liebegeist mit ihr und der ganze Mensch ist dann ein gottähnliches Wesen und kann aus sich heraus alles ins Dasein rufen und auch weise erhalten . . .« (GrEv X 184,6). Es ist jener Akt bräutlicher Vereinigung, den William Blake in einem mystisch-medialen Gemälde so anschaulich darstellte. In der innigsten Umarmung reißt da der Geist die nun vollendete Seele zu sich empor in himmlische Höhen. Der Jubel ist ungeheuer, und die ganze Schöpfungswelt scheint darin einzustimmen. Das männliche und das weibliche Prinzip im Menschen, der Animus und die Anima als ein Teil des ewigen Christus und der himmlischen Allseele Sophia, finden endlich wieder ihre vollständige Polarisierung. In gleicher Weise wird einmal die Gemeinde Christi, die Ekklesia spiritualis, Hochzeit feiern mit dem Lamm auf dem Throne. Es ist die ewige Brautschaft zwischen Christus und Sophia. »Und der Geist und die Braut sprechen: Komm!« (Offb 22,17). –

In unvergleichlicher Weise hat Gustave Doré in einem seiner bekanntesten »Holzstiche« die Szene wiedergegeben, da der Engel dem Seher von Patmos die Stadt Gottes zeigt. Der Text lautet dazu: »Und es kam einer von den sieben Engeln mit den sieben Schalen, voll der sieben letzten Plagen, und er sprach zu mir: »Komm, ich will dir die Braut zeigen, die Gattin des Lammes!« Und er entrückte mich im Geiste auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, wie sie aus dem Himmel von Gott herabkam im Glanze der Herrlichkeit Gottes. Sie funkelte wie der kostbarste Edelstein, wie der kristallhelle Jaspis. Sie hatte eine große und hohe Mauer und hatte zwölf Tore und auf den Toren zwölf Engel und Namen darauf geschrieben, die Namen der zwölf Stämme Israels. Drei waren nach Osten, drei nach Norden, drei nach Süden und drei nach Westen gerichtet. Die Mauer der Stadt hatte zwölf Grundsteine, auf denen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes geschrieben standen . . .

Die Mauer war aus Jaspis aufgebaut, die Stadt selbst war reines

Gold, so rein wie Glas. Die Grundsteine der Stadtmauer waren mit allerlei Edelsteinen geschmückt. Der erste Grundstein war ein Jaspis, der zweite ein Saphir, der dritte ein Chalzedon, der vierte ein Smaragd, der fünfte ein Sardonix, der sechste ein Sardis, der siebte ein Chrysolith, der achte ein Beryll, der neunte ein Topas, der zehnte ein Chrysolith, der elfte ein Hyazinth, der zwölfte ein Amethyst. Die zwölf Tore waren zwölf Perlen, jedes Tor war aus einer Perle. Die Straßen der Stadt waren reines Gold, wie durchsichtiges Glas. Einen Tempel sah ich darin nicht; denn Gott der Herr, der Allmächtige, und das Lamm ist ihr Tempel. Die Stadt bedurfte weder der Sonne noch des Mondes zur Beleuchtung; denn die Herrlichkeit Gottes erhellte sie, und ihre Leuchte war das Lamm. In ihrem Glanze werden die Völker wandeln und die Könige der Erde werden ihre Herrlichkeit hineinbringen. Die Tore werden tagsüber nicht geschlossen, und Nacht gibt es dort nicht. Die Pracht und Kostbarkeit der Völker wird man hineinbringen. Aber nichts Unreines wird in sie eingehen, kein Götzendiener und kein Irrlehrer, sondern nur jene, die im Lebensbuche des Lammes geschrieben stehen...« (Offb 21,9-27).

Wie Gott einst Mensch geworden ist, so wird in der neuen Schöpfung der Himmel zur Erde. Es ist die ewige Natur, die bis ins letzte Atom selbst der grobmateriellen Stofflichkeit hinein ihre Umwandlung erfährt. Mit den Edelsteinen wird ausgedrückt, daß alle Schöpfung nun verklärt und lichtdurchlässig ist, glanzstrahlend im Lichte Gottes; »denn die Glorie Gottes erleuchtet sie (die heilige Stadt)«, heißt es in Vers 23. Daß die ganze himmlische Stadt von reinstem Golde ist, läßt das alleredelste Metall als Symbol der Göttlichkeit erscheinen. Aber nur als durchlässiger Goldkristall (»so rein wie Glas«, wie Vers 21,18 betont) entspricht er dem nun völlig geläuterten Wesen der neuen Schöpfung. Von den Erlösten heißt es noch: »Jegliche Träne wird er (Gott) von ihren Augen wischen. Es wird keinen Tod mehr geben, kein Leid, keine Klage, keinen Schmerz; denn das Frühere ist vergangen« (Offb 21,4). –

Das Leben der Vollendeten bedeutet die vollständige Wiederherstellung des ursprünglich gottebenbildlichen Wesens. Zu der heiligen Hochheit von Seele und Geist, die ein Zeichen der Auferstehung ist, gesellt sich noch eine andere Komplettierung. Es ist eine Eigentümlichkeit der Himmel, daß sich meist erst hier, manchmal aber auch schon auf Erden, diejenigen Ehepartner zusammenfinden, die von Ewigkeit her von Gott füreinander bestimmt sind. Schon bei allen urcherschaffenen Geistern ist ja »das männlich-positive und das weiblich-negative Prinzip vollkommen gegenwärtig« (Lorber). Und so stellt auch ein Urengel die vollkommenste Ehe der Himmel dar. Durch den Fall der

Geister allerdings wurde es notwendig, auf einer gewissen Stufe der Entwicklung eines jeden gefallenem Urgeistes die beiden Wesenshälften voneinander zu trennen und auf gesonderten Wegen in die Welt zu schicken. Ist es doch die Absicht Gottes, die gefallenen Seelen auf den verschiedenen Stufen des materiellen Naturlebens jene Lebensschule durchmachen zu lassen, die schließlich aus dem Gericht der Materie erlöst und zur Vollendung führt. Man mag darin eine tiefe Tragik erblicken, zumal oft ungeheure Zeitläufte vergehen, bis die beiden Hälften als »Dualseelen« wieder zusammenfinden. Es ist die Tragik einer gespaltenen Liebe, die ja auch zwischen Mensch und Gott einen klaffenden Riß hinterließ.

»Eines Tages aber«, so erläutert Dr. Walter Lutz die Ausführungen bei Lorber, »werden sich nach Gottes Ratschluß in einem bestimmten Zeitpunkt der Reife, sei es im Diesseits oder im Jenseits, diese beiden ursprünglich zusammengehörigen Hälften wieder finden dürfen, bereichert durch die in heiliger Engelsliebe erlösten und zu himmlischer Vollkommenheit geläuterten Seelenelemente. Mit tiefem, aus dem Innersten des Herzens quellendem Empfinden werden sie sich als zusammengehörig erkennen. Und solch ein auf der Liebe von Geist zu Geist begründeter Bund ist es dann, wenn die Gatten in ihrem Fühlen und Streben auch seelisch vollkommen eins geworden sind, wiederum wie im Uranfange eine »vollkommenste Ehe der Himmel Gottes«. Eine solche Geistes- oder Herzensehe ist, als von Gott selbst geschlossen, ewig und unlösbar und für beide Teile restlos beglückend. Und der Mann wie das Weib könnten die ganze Unendlichkeit durchschweifen und würden nirgends eine Ergänzung finden, die besser und in beseligenderer Weise zu ihnen paßte als eben diese vom liebevollsten Schöpfer uranfänglich für sie geschaffene Hälfte. ... Wenn Eva von Adam »genommen« ist, dann liegt nahe, daß auch jedes andere Weib von irgend einem bestimmten Manne »genommen« ist, um seine ewige »Gehilfin« und einzig taugliche »Ergänzung« zu bilden. Oder mit anderen Worten: Für jeden Mann hat Gott aus dessen Wesen ein Weib geschaffen, das von Ihm, dem Schöpfer und himmlischen Vater, dem Manne zur ehelichen Ergänzung und zur ewigen Lebensgefährtin bestimmt ist« (in »Die Grundfragen des Lebens«).

Leider erleben wir es auf Erden, daß nicht immer die zusammenpassenden Hälften eine Ehe eingehen. Oft ist das schon deshalb nicht möglich, weil es unter Umständen sein kann, daß die beiden von Ewigkeit füreinander bestimmten Teile sich nicht zu gleicher Zeit inkarnieren. Dazu kommt noch folgendes: »Die meisten Seelen«, sagt Dr. Walter Lutz, »sowohl der Männer wie der Frauen, lassen sich heute, wie zu Zeiten Noahs, nicht mehr vom Geiste, sondern vom Fleische und der

Weltlust leiten. Sie denken, fühlen und streben nicht im Hinblick auf Gott und schätzen im Ehegefährten nicht die himmlischen Eigenschaften der Gottes- und Nächstenliebe, sondern suchen in der Ehe nur die Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden oder weltlichen Ansprüche. Die Gattenwahl erfolgt nach leiblichen Reizen, irdischem Reichtum, angesehenen Stellung, Versorgungsmöglichkeiten und dergleichen. Solche Ehen sind dann weit entfernt von der Vollkommenheit der Herzens-ehen; sie tragen nicht die Gewähr und Bestimmung ewiger Dauer, sondern im Gegenteil den Fluch der Vergänglichkeit allen Fleisches. Und solche Gatten werden auch niemals das tiefe Gefühl beseligender Zusammengehörigkeit und Ergänzung genießen, wie solches selbst in Zeiten seelischer Kämpfe und Auseinandersetzungen einem geistig verbundenen Paare vergönnt ist.«

Das Besondere an der himmlischen Ehe ist noch folgendes: »Da keine Menschenseele, wenn sie einmal aus den Elementen des Naturreiches gebildet wurde, ihre Persönlichkeit je mehr verliert, so wird auch bei einem solchen geistig wiedergeborenen und vollendeten Paare der Mann sowohl wie das Weib ewig eine gesonderte Persönlichkeit bleiben. Aber infolge der ursprünglichen geistigen Zusammengehörigkeit wird zwischen ihnen in alle Ewigkeit eine ganz besondere, einzigartig wohlgestimmte und höchst wonnevolle gegenseitige Ergänzung und Wechselbeziehung stattfinden. Und ein Lebenszusammenklang wird sich ergeben, würdig des großen Meisters, der in der Tiefe seiner Schöpferliebe vor Urzeiten sein Werk erdacht und es mit unergründlicher Weisheit und Macht auf wunderbarsten Wegen zur Vollendung geführt hat« (Dr. W. Lutz).

e) Das Leben der Vollendeten und der Himmel

Mit welcher Gewalt die Seelen oft im Jenseits von der Gottesliebe ergriffen werden, sobald sie nur in eine lichtere Sphäre aufsteigen, zeigt uns das Beispiel von Robert Blum (siehe das gleichnamige Werk bei J. Lorber!). Auf Erden hatte er sich mit Feuereifer für die Belange der unterdrückten Schichten des Volkes eingesetzt und war ein Revolutionär aus Überzeugung. In Dingen der Religion aber blieb er indifferent oder skeptisch. Drüben allerdings lernte er sehr bald die Führungen Gottes kennen. Als er nun in eine bestimmte Stufe des Oberen Mittelreichs (Paradieses) eingeführt wurde, rief er begeistert aus: »O Herr, o Vater, o Gott! O schaffe in mir Kräfte, daß ich Dich für Deine endlose Güte und Herablassung mit der Glut aller Sonnen lieben kann!« (HH I 43,10).

Gottesliebe und Nächstenliebe sind die Grundpfeiler des Kosmos. Im übrigen sieht das Leben der Vollendeten nach den Worten des Apostels Petrus folgendermaßen aus: »Wir Himmelsgeister haben nur einen Willen, und dieser Wille ist des Herrn. Was Er will und anordnet, das ist gut! Die Unendlichkeit ist voll von Seinen Werken; wir aber sind Seine Kinder und sind wie Sein Arm. Daher sind wir bald hier, bald dort. Wie und wo uns der Herr gebrauchen will, da sind wir auch im Augenblick, ob Milliarden Sonnenentfernungen tiefer unten oder höher oben, das ist gleich, – denn für uns gibt es keine Entfernungen dem Raume nach« (BM 129,3). Über die vollkommene Bewegungsfreiheit der Himmelsbewohner erfahren wir durch Jesus: »Eine vollendete Seele kann im Verband mit ihrem Geiste die ganze Schöpfung schauen und sich daran ergötzen, aber ihre größere Seligkeit besteht darin, daß sie mit einer wahrhaft göttlichen Schöpferkraft ausgerüstet ist und mit gottähnlicher Weisheit alles bewirken kann, was Gott Selbst bewirkt und hervorbringt. –

Ein noch höherer und eigentlich schon höchster Seligkeitsgrad einer vollendeten Seele aber besteht darin, daß sie Gott, den alleinigen Herrn und Schöpfer der Unendlichkeit, als ihren höchsten Lebensfreund fort und fort um sich haben, Ihn ohne alle Grenzen lieben und mit Ihm in einem Augenblick die ganze geistige und materielle Schöpfung übersehen kann. – Die allerhöchste Seligkeit einer vollendeten Seele jedoch besteht darin, daß sie sich als mit Gott durch die Liebe völlig vereint auch in der vollen göttlichen Freiheit befindet« (GrEv VII 66,15; 67,2 ff).

Und noch einmal versichert der Herr: »Ein im Geiste vollkommen wiedergeborener Mensch ist Mir völlig ebenbürtig und kann aus sich und in seiner Lebensfreiheit wollen, was ihm in Meiner Ordnung, die er dann selbst geworden ist, nur immer beliebt, und es muß sein und geschehen nach seinem freien Willen. In solchem lebensvollendeten Zustand, weil Mir völlig ähnlich, ist der Mensch dann nicht nur ein Herr der Kreatur und der Elemente dieser Erde, sondern seine Herrlichkeit erstreckt sich dann, gleich der Meinigen, über die ganze Schöpfung im endlosen Raum, und sein Wille kann den zahllosen Welten Gesetze vorschreiben, und sie werden befolgt. Denn seine verklärte Sehe durchdringt alles gleich der Meinigen, und sein klarstes Erkennen erschaut allenthalben die Bedürfnisse in aller Schöpfung und kann darauf verordnen, schaffen und helfen, wo und was es auch sei; denn er ist ja in allem eins mit Mir!« (GrEv IV 217,9).

Daß dennoch für alle Zeiten ein Unterschied besteht zwischen Gott und Mensch und sich nicht einfach die Grenzen verwischen, so daß das Geschöpf sich einbilden könnte, gleich Luzifer, »zu sein wie Gott«

(sicut deus), bedarf keiner Begründung. Von Jesus werden wir belehrt: »Der unübersteigbare Unterschied zwischen Gott und dem geschaffenen endlichen Menschen, selbst der vollkommensten Art, besteht gleichfort in alle Ewigkeit darin, daß Gott in Seinem Urwesen ewig und unendlich ist, während der Mensch zwar in seinem Geistwesen stets vollkommener werden, aber dem unendlichen Urwesenmaße nach Gott nimmer erreichen kann. Der Mensch kann Gott ähnlich werden in der Form, auch in der Liebe und in ihrer Kraft, aber dennoch ewig nie völlig im wesenhaften Ausmaße der endlosesten Weisheit in und aus Gott« (GrEv IV 254,1 f).

Welches Ausmaß aber auch die Erkenntnistiefe und Weisheit der Vollendeten annehmen kann, entnehmen wir aus folgenden Worten des Herrn: »Ihr (die Kinder Gottes) sollet, wenn Ich euch zu einem großen Dienst dahin oder dorthin senden werde, Mir gleich schauen alle naturmäßige Welt, und zwar vom innersten Grunde aus bis zur äußersten Rinde und auch umgekehrt bis zum innersten Grunde vollkommen. Was ihr bei einer solchen Sendung zu wirken habt, dessen werdet ihr allezeit inne werden« (GS I 61,11).

In ihrem Dienst an der »Wiederbringung alles Verlorenen« begeben sich die himmlischen Geister oft tief hinab bis in die untersten Sphären des Jenseits. Dabei können sie von den dortigen Wesen so lange nicht gesehen werden, als sie nicht selbst die Absicht haben, sich sichtbar zu machen. Dann allerdings sind sie gezwungen, in deren »Element« einzutreten, wie es bei Lorber heißt. Sie müssen Stoff von der Stofflichkeit dieser Welten an sich ziehen. Das ist wie bei den Engelserscheinungen auf der Erde. Doch können sie sich auch jederzeit wieder entmaterialisieren. Über die Art ihrer Fortbewegung erfahren wir von einem der Ihrigen: »In den himmlischen Sphären gibt es drei Arten der Fortbewegung: erstens eine natürliche mit den Füßen wie auf der Welt; zweitens eine schwebende – das ist die seelische Art, welche die Schnelligkeit der Winde hat, – und endlich drittens eine geistige, welche dem Blitz oder dem Flug des Gedankens gleicht. Diese dritte Art der Fortbewegung wird im Himmel nur im äußersten Notfall gebraucht. Das Mittel zu dieser Bewegung aber ist unser fester Wille. Daher dürfen wir nur wollen in des Herrn Namen, und sogleich werden wir uns in dieser Himmelsluft freischwebend befinden; und wohin wir dann ziehen wollen, dahin geht es auch mit Windesschnelle!« (BM 110,11 f).

Voraussetzung für eine solche »Agilitas« ist die Beschaffenheit der himmlischen Leiber; denn diese bestehen ja nun nicht mehr, wie Dante in seiner Divina Commedia sagt, aus »Luft und Licht«, sondern ausschließlich aus »reinem Licht«. Sie sind »vere substance«, das heißt wahre Substanzen geistlicher Natur, da in ihnen der vom Sünden-

fall nie berührte Gottesfunke das Bild des Menschen bis ins Leibliche hinein vollkommen durchstrahlt und vergeistigt. Dieser Umstand wirkt sich auch auf die Nahrungsfrage aus. Einen solchen Körper zu erhalten, bedarf es keiner besonderen Stärkung. Dazu bemerkt der Herr bei Lorber: »Ich bin nur auf den materiellen Weltkörpern etwas sparsam und halte da Meine wahrhaftigen Bekenner und Nachfolger so kurz wie möglich. Denn wo der Mensch die Wege des Lebens werktätig studieren muß, um sich auf diesen Wegen das ewige Leben zu eigen zu machen, gehört kein voller Magen dazu! – Dafür aber bin Ich hier (im Himmel) die unendliche Freigebigkeit selbst, und es muß alles in höchster Fülle ewig vorhanden sein« (GS II 3,7 f).

Tatsächlich gibt es alles im Überfluß. Vom Himmlischen Jerusalem sagt Jesus sogar: »Aus dieser Stadt bezieht alle Unendlichkeit ihre Nahrung naturmäßig und geistig« (HH II 284,5). Bedenken wir, daß allein schon das Licht in den himmlischen Sphären eine lebenserhaltende Kraft hat! Aus lichtstrahlender Materie ist der Geistleib selbst gewoben; da gibt es kein Altern und keinen Zerfall, aber auch keine Verwundbarkeit. In der östlichen Mystik spricht man deshalb von einem »Diamantleib«; denn er ist unzerstörbar. Aber auch die Himmlischen verzichten nicht auf wohl-schmeckende Speisen; steht doch gerade das Mahl, die Agápe, genau wie zu Lebzeiten Christi, im Mittelpunkt aller Gemeinschaft. Daß auch für Wohnung und Kleidung im Übermaße gesorgt ist, versteht sich von selbst. Schon deshalb, weil die unendliche Schöpferkraft der Geister sich selbst eine Wohnstätte schaffen könnte nach eigenem Belieben (wie übrigens auch Nahrung aus dem Äther); gerade in der himmlischen Stadt erwartet sie jenes ewige Daheim, das der Herr ihnen selbst bereitet. Es steht in vollständiger Übereinstimmung mit ihrem Wesen. Von diesen »Wohnungen im Himmel« hören wir ja schon im Evangelium mit dem Zusatz: »Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es gedungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben« (1. Kor 2,9). Einem der Urväter namens Zuriel verspricht der Herr: »Du sollst den Tod ewig nimmer schmecken. ... Im Reiche des Liebelichtes sollst du dereinst mit all den Deinen die schönste Wohnung haben; wahrlich, schöner als alle sichtbaren Himmel und größer als sie« (HG I 180,26 f).

Es wurde schon einmal erwähnt, daß das Jenseits seine eigenen Perspektiven hat. So kann ein Haus nach außen hin klein und bescheiden wirken, nach innen aber sich gewaltig ausdehnen; denn es ist das Haus der Seele und stellt das Innenleben dar. So können auch in den scheinbar dicht beieinander stehenden Häusern des Neuen Jerusalem, sobald man in ihr Inneres eintritt, sich gewaltige Räume mit dahinter liegenden Gärten zeigen, von deren Existenz in der äußeren Sicht gar nichts zu erkennen ist.

Wie oft hören wir im Alten Testament, ganz besonders aber in apokry-

phen Evangelien, von strahlenden Engelserscheinungen! Was sie im besonderen auszeichnet, sind jene »Macht- und Würdezeichen«, mit denen auch die vollendeten Geister ausgestattet werden. Darüber sagt der Herr: »Es gibt hier sehr verschiedenartige Verhältnisse und Aufgaben; oft die großartigsten Besuche aus zahllosen Weltgebieten und sehr viele Sendungen in verschiedene Welten und Sonnen, sowie in die zwei unermesslichen unteren Himmel und ihre zahllosen Engelsvereine, ebenso Sendungen in die zahllosen Geisterregionen der Welten aller Art. Für solche Gelegenheiten müssen von hier abgesandte Engel (und Geister) mit Würdezeichen versehen sein und sie als Merkmal dafür tragen, daß sie selbst den mächtigsten Sieg über sich erfochten haben und nun mit Mir Herren sind über die ganze Unendlichkeit. ... Die Krone (zum Beispiel) ist ein Zeichen, daß ihr der Seele nach, die nun euer geläuterter Leib ist, Meine Kinder – und dem Geiste nach, der aus Meinem Herzen stammt und Mein Ich in euch ist, Meine Brüder seid. – Und das Zepter zeigt an, daß ihr, da ihr Mein Ich in euch habt, mit Mir Regenten der Unendlichkeit seid für ewig. – Das Schwert aber ist ein Zeichen der Macht und Gewalt, die euch von Mir gegeben ist. – Und der Purpur endlich bezeugt, daß euer Äußerstes wie euer Innerstes pur Liebe ist, und daß ihr somit gleich Mir überall nur durch die Macht der Liebe alles ordnen und beherrschen wollet« (HH II 287,2.5).

Natürlich sind bei den himmlischen Geistern die meisten dieser Insignien, wie Gürtel, Krone usw., in ihr leibliches Wesen mit hineinverwoben, als Ausstrahlung sozusagen, nicht einfach als angelegter Schmuck. Das gleiche gilt von den Edelsteinen. Eine falsche Demut wäre es für einen Wiedergeborenen im Geiste, wenn er das ihm neu verliehene herrliche Gewand und die nun »endlose Schönheit« seiner ganzen Erscheinung von sich wiese; denn da sind die Begriffe von der »geistigen Ordnung«, wie der Herr uns klarmacht, noch nicht fest begründet. Es ist ganz sicher keine bloße Metapher, wenn es in der Johannes-Offenbarung (2,10) heißt, an den Engel der Gemeinde von Smyrna gerichtet: »Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben!«

Der ungehinderte Umgang mit den Engeln gehört wohl zu den schönsten Erlebnissen der seligen Geister. Auch die Engel empfangen ja vom Zentrum Gottes aus ihre Weisungen: »Ein jeder große Engel«, sagt Jesus, »hat Millionen seliger Geister unter sich, die seinen Willen vollbringen, und er kann, so oft er will, hierher in diese heilige Stadt kommen und von Mir Selbst fernere Verhaltensmaßregeln und dazu die nötigen Stärkungen erhalten« (HH II 295,15). Antlitz, Gestalt und Gewand sind bei allen »geschaffenen« Engeln, nicht weniger aber bei den »gewordenen« Engeln (den erlösten Seelen) von unbeschreiblicher

Schönheit. Sie alle aber übertrifft um das Unendlichfache die Herrlichkeit des Herrn. Dem einstigen Bischof Martin sagt Jesus im Himmel: »Ich Selbst bin das Licht allenthalben! Das Licht ist Mein Gewand darum, weil die ewige, unermülichste Tätigkeit Mein Grundwesen ausmacht. Wo eine große Tätigkeit herrscht, da ist auch viel Licht; denn das Licht ist eine Erscheinung der Tätigkeit der Engel und besseren Menschengeister. Je höher in der Tätigkeit diese stehen, desto stärker ist auch ihr Licht« (BM 47,8).

Auch der Psalmist bezeugt, daß Gottes Gewand »reinstes Licht« ist (Psalm 104,2). Als eine lichterleuchtende Feuermajestät erschien Gott dem Hese-kiel, »gleich wie ein Mensch gestaltet« (Hes 1,26). Die göttlich verklärte Leiblichkeit Jesu als die Offenbarung des Vaters wäre nicht in ihrem Lichtglanz zu ertragen, wenn er sie nicht abschirmte. Es ist die größte Seligkeit der Himmelsbewohner, daß dieses unmittelbare Schauen von Person zu Person ihnen ständig gegönnt ist. Der Herr gibt sich in diesem Falle auf allen Stufen der Entwicklung, erst recht aber im Neuen Jerusalem, nach außen hin ganz demütig. Überrascht ruft ein ehemaliger Franziskaner-pater bei seinem Eintritt in den Himmel aus: »Herr, Gott und Vater! Wenn es mir je ein Engel auf der Erde gesagt hätte, daß es in Deinem Himmelreich so aussähe und zugehe, wie ich es nun wahrlich überselig wahrnehme und sehe, so hätte ich es ihm nicht geglaubt! Denn wo ist hier der von uns gelehrte mystisch-göttliche Nimbus? Wo das schrecklich-ernste Richter-gesicht des Gottessohnes und des unerbittlichen Vaters? Alles ist hier so natürlich, die höchste Freundlichkeit von allen Seiten! Du aber, das allerhöchste Gottwesen, wandelst am einfachsten unter allen einher, und Deine Rede ist die schlichteste! – Ja, dies ist das wahre Himmelreich!« (HH I 150,9 f).

Der Dichter Dante erfaßt das Wesen Gottes auf seiner Wanderung durch die Jenseitsreiche zunächst in seiner Lichtesfülle. Nachdem er die Himmelsrose erschaut, läßt er alles, was Schöpfung heißt, hinter sich. Hingelenkt durch den Blick Beatrices und der Himmelskönigin Maria-Sophia wendet er sein Auge zum ewigen Licht, das ihn tiefer und tiefer in sich zieht. Er tritt damit an den Rand alles Menschlichen. »Die Menschheit überschreiten, das ist unaussprechlich!« lesen wir im ersten Gesang des Paradi-so (Vers 70). Erst in der Schau des ewigen Logos wird ihm die Vielheit der Dinge zu jener Einheit, nach der die Gnostiker sich immer sehnten, dem »Hen kai Pan«. Arthur Schult sagt darüber: »Die gegensätzlichen Kategorien des Denkens, wie Substanz und Akzidenz, Wesentliches und Zufälliges, Notwendiges und Mögliches, Kern und Schale, Sein und Werden, Ruhe und Entwicklung sind aufgehoben und in der Gottheit zu höherem Sein geeint. Denn der Logos ist die Allverbundenheit in Liebe, la forma universal, die Idee der Ideen.« Sein Erleben gibt Dante wieder in dem Vers:

»Die Grundform dieser Allverbindung, glaub ich,
Muß ich gesehen haben, da noch heute
Ein Freudenstrom durch mein Gedächtnis rinnt.«

Das dreifaltige Wesen Gottes offenbart sich ihm am Ende seines Weges zur Himmelsmitte in Form verschiedenfarbiger Kreise. Einzudringen in den Urgrund der Gottheit selbst bedeutet für ihn zugleich die Henosis (Einswerdung) von Gott und Mensch. Es ist ein unausdenkbares Mysterium. Alle Worte versagen dem Dichter: »Wie dies geschah, sagt keine Phantasie.« Der Raptus mysticus klingt lange noch in seinem Gedächtnis nach:

»Es schwand, was ich gesehn, fast ganz dahin;
Und nur die Süße, die daraus entquoll,
Steigt mir auch heute noch im Herzen auf.« –

Nach Lorber gibt es drei Himmelsstufen: den Weisheitshimmel, den Liebe-Weisheitshimmel und den Liebehimmel. Im Weisheitshimmel wohnen jene Seelen, bei denen das Verständlich-Erkenntnismäßige, der reine Glaube, noch vor der Liebe und Barmherzigkeit überwiegt. Da ja der Himmel bei einem Menschen im Herzen thronet – »das Himmelreich ist in euch«, sagt Jesus –, kann auch ein Mensch auf Erden schon dem Weisheitshimmel zugehörig sein. Seine Kennzeichen sind: Ein starker lichtvoller Glaube, ein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, Reinheit und Selbstbeherrschung. Meist fehlt jedoch noch die wahre werktätige Liebe und die alles verstehende Barmherzigkeit. Als Ausdruck ihres Wesens – ihrer großen Weisheit entsprechend – herrscht in diesen Ätherwohnwelten die größte Herrlichkeit und Pracht. »Hier gibt es Landschaften, Paläste und Tempel von unerhörter Großartigkeit und Schönheit. Und diese Seelen befinden sich ihrer Lebensvollendung gemäß auch in einem entsprechend erhabenen Seligkeitsgrad, der sich in einer ausgedehnten Erkenntnis und Weisheit bekundet« (Dr. W. Lutz, nach Lorber).

Wie groß der Freiheitsraum dieser Wesen ist, auch für ihren Erkenntnisdrang und Wissensdurst, erklärt uns der Herr selbst: »Solch eine Seele kann sowohl diese Erde als auch den Mond, die Sonne und alle die anderen um diese Sonne kreisenden Planeten oder Erden und auch die Sonnen in einer oder mehreren Hüllengloben auf das allergenaueste durchschauen und sich an ihrer wunderbaren Gestaltung und Einrichtung wahrhaft im höchsten Grade ergötzen und darin die wahre und höchste Freude an der Liebe, Weisheit und Macht des einen Gottes haben. Und doch ist diese Eigenschaft als ein mindester Grad der eigentlichen großen Seligkeit anzusehen, weil das allein eine vollendete

Seele mit der Zeit ebenso anwidern wird, wie es einen Menschen anwidern würde, wenn er eine noch so schöne Landschaft hundert Jahre fort und fort betrachten und bewundern müßte« (GrEv VII 66,15; 67,1).

Was muß eine Seele tun, um in den zweiten, den Liebe-Weisheitshimmel zu gelangen? Grundsätzlich gilt für einen Himmelsbewohner, was der Evangelist Markus in dem Lorberwerk »Geistige Sonne« ausführt: »Wenn die Menschen vom Herrn geführt werden, so überkommen sie dadurch das Licht des Glaubens und gehen ein in den untersten Himmel. – Wenn die Menschen vom Herrn gezogen werden, so heißt das: Diese Menschen werden in die Liebe des Vaters aufgenommen, oder sie kommen in den zweiten Himmel, der da besteht aus dem Glaubenswahren durch das Licht der tätigen Liebe zum Herrn und daraus zum Nächsten. – Wenn es aber heißt: die Menschen werden vom Herrn getragen, so drückt das schon einen vollkommenen, kindlichen Zustand der Menschen aus, welche ganz und gar in die Liebe zum Herrn übergegangen sind, so daß sie Ihm auch den allerletzten Tropfen ihrer gedemühten Eigenliebe in der allergrößten Selbstverleugnung zum Opfer dargebracht haben. Dadurch sind sie wahrhaftig Kinder Gottes und werden von Ihm als ihrem ewigen Vater in den allerhöchsten Liebehimmel aufgenommen« (GS I 101,11 ff).

Wie bei Swedenborg, so hat der Himmel auch bei Lorber in seiner Gesamtheit eine menschliche Gestalt. Dieser göttliche »Lichtmensch«, dem der an sich viel kleinere, materielle »Schöpfungsmensch« (Luzifer) gegenübersteht, ist der Herr selbst als der Leib Gottes. Im Jenseitswerk »Die geistige Sonne« (I 8,11) sagt Jesus zu seinen Zuhörern: »Wenn ihr hinauf in Meine unendliche Sphäre schauen könntet, so würdet ihr das ganze unendliche Reich der Himmel nur als einen Geistmenschen erblicken. So ihr aber dann in seine Sphäre treten möchtet, da würde sich dieser einige Mensch bald auflösen in zahllose Geisterwelten, welche da aussehen würden wie zahllose einzelne Sterne, ausgestreut durch die ganze Unendlichkeit.« Welche Bedeutung dieser mystische Leib Christi in seiner kosmischen Hinausprojizierung hat, macht uns Ernst Benz im Anschluß an Swedenborg klar mit den Worten: »Dieser Universal-mensch ist nicht identisch mit Gott selbst, sondern er ist der Leib Gottes, die Gestalt, in der sich die erlösten Geistwesen zusammenfügen, und zugleich das Organ, durch das sich die Ausstrahlung des göttlichen Lebens in die unteren Bereiche des Lebens hinab vollzieht« (in »Swedenborg«).

Während Weisheitshimmel und Liebe-Weisheitshimmel wegen der großen Verschiedenheit ihrer Geistwesen noch wie in unzählige Inseln aufgeteilt erscheint, stellt sich der reine Liebehimmel als einziges un-

geteiltes Ganzes, als eine letzte Einheit dar. Sie ist im Wesen der Liebe begründet. Die vollständige Hinrichtung auf den Herrn ist nun bei allen Wesen gleich. Erklärend heißt es dazu im Großen Evangelium: »Der Mensch ist zuerst ein Mensch aus Gott (als sein Geschöpf), und dann erst ein Mensch aus sich. Solange er allein aus Gott ist, gleicht er einem Embryo im Mutterleib; erst wenn er auch aus sich selbst ein Mensch wird in der Ordnung Gottes (in freier, selbständiger Gestaltung nach dem Willen Gottes), ist er ein vollkommener Mensch, weil er dadurch erst zur wahren Gottähnlichkeit gelangen kann« (GrEv IV 56,4).

Irdische Sprache und Vorstellung reichen nicht aus, um mehr und Anschaulicheres über das innerste Zentrum des Liebehimmels kundzugeben, als wie es Johannes in seiner strahlenden Schilderung der »Stadt Gottes« tat. Was aber die Erlösten selbst betrifft, so läßt sich von ihnen sagen: Sie gelangen mit dem Eingehen in die Liebe Gottes zur göttlichen Gestalt ihres Wesens. Der Mensch wird zu »einem neuen Geschöpf, erstaunlich allen Himmeln«, heißt es bei Lorber. Dem Robert Blum öffnete sich im Vaterhaus die Sicht auf die ganze materielle und geistige Schöpfung, angefangen von den Planeten über alle Sonnen bis hin zur Ursonne. Er erblickte in seiner Gesamtheit den ganzen materiellen »Schöpfungsmenschen«, und er sah auch den neuen »Lichtmenschen«, die verklärte neue Schöpfung.

Die größere Seligkeit im Liebe-Weisheitshimmel beruht nicht mehr wie im Weisheitshimmel auf bloßer Erkenntnis, sondern auf dem Tätigwerden. Sie »besteht darin, daß die Seele (neben ihrem hohen Schauen und Erkennen) nun auch mit der wahrhaft göttlichen Schöpferkraft ausgerüstet ist und aus göttlicher Weisheit alles bewirken kann, was Gott Selbst bewirkt und hervorbringt« (GrEv VII 67,2). Im Gegensatz zum Weisheitshimmel haben nun die himmlischen Wohnwelten ein äußerst schlichtes und einfaches Gepräge. Dafür wirken sie anmutiger und intimer. Ihre Idyllic ist unbeschreiblich. Die Mitwirkung am großen Werk der Erlösung der »Heimholung alles Verlorenen« an das Herz des Vaters, steht jetzt im Vordergrund. In dieser Sphäre geschieht es auch das erste Mal, daß der Vater in Jesus selbst zuweilen gestalthaft erscheint, um die am sehnlichsten nach ihm verlangenden Seelen in ihren einfachen Hütten aufzusuchen oder sie in die nächste Sphäre, den allerhöchsten Liebehimmel, zu geleiten. Dieser höchste oder Liebehimmel stellt auch den allerhöchsten Grad der Lebensvollendung dar: »Diese besteht darin, daß der vollendete Mensch, wohl wissend, daß er nun als ein mächtiger Herr über die ganze Natur ohne Sünde tun kann, was er nur immer will, dennoch seine Willenskraft und Macht demütig und sanftmütig im Zaume hält und bei all seinem Tun und Lassen aus

der pursten Liebe zu Gott nicht eher etwas tut, als bis er unmittelbar von Gott aus dazu beordert wird. ... Wer so handelt, der ist in sich zur innersten und allerhöchsten Lebensvollendung gelangt, welche da ist die Lebensvollendung im dritten Grade. Auch ist er völlig eins mit Gott und besitzt gleich Ihm die höchste Gewalt über alle Dinge im Himmel und auf Erden, und niemand kann sie ihm ewig mehr nehmen« (GrEv VII 155,12 ff). –

Hören wir nun, wie uns in dem Lorberwerk »Geistige Sonne« der Einzug eines lange Zeit in kirchlichen Dogmen befangenen gewesenen Priors geschildert wird! Der Herr selbst bringt den Neuankömmling in die »Scheuer Gottes«. Und er läßt uns an dem Erlebnis teilnehmen mit den Worten: »Sehet, wie Scharen in höchstem Glanze uns entgegenziehen! Und wenn ihr eure Ohren öffnet, so werdet ihr ganz große Gesangschöre hören, wobei das Wort schon in sich selbst als die höchste, allervollkommenste Musik zu vernehmen ist. ... Wir sind nun schon am bekannten »Stadtore«, welches, wie die Mauer und die Häuser der Stadt, aus allen Edelsteinen gemacht ist. Sehet in die Gasse, welche da genannt wird die »Hauptstraße«, die »Straße des Herrn«, die »Straße der Mitte allen Lichtes«, und wie in dieser Straße gar viele allerseeligste Engelsgeister uns von allen Seiten entgegenströmen! Sehet, es ist alles voll des höchsten Liebe-Weisheitssglanzes! Aber beschaut dagegen den Herrn! Der geht noch immer so einfach daher, wie wir Ihn am Anfang gesehen haben. Ein blauer Rock ist alles, was Ihn ziert der äußeren Erscheinlichkeit nach« (GS II 5,1; 6,1 ff).

Die allerrührendste Szene, wie sie nirgends sonst in Jenseitsschilderungen zu finden ist, schließt sich bei Lorber an den Empfang im Vaterhaus an. Gerade dort, wo die Seele nun ihre ureigenste Beheimatung erhält, in einem ihrem inneren Wesen voll und ganz entsprechenden Wohnbereich, findet nun ein »heiliges Mahl« statt. Der Herr beginnt die Tafelrede mit den Worten: »Als Ich einst auf Erden nach Meiner Auferstehung zu euch kam, da fragte Ich euch, indem ihr etwas hungrig waret und nicht viel zu essen hattet: »Kindlein, habt ihr nichts zu essen?« Da zeigtet ihr Mir etwas Brot und etliche Fische. Ich segnete euch die Fische und das Brot und setzte Mich dann mit euch zu Tische und aß mit euch. Nun frage Ich euch nicht mehr, ob ihr zu essen oder nicht zu essen habt, sondern aus Meinem unendlichen Vorratsschatze habt ihr in endloser Fülle ewig genug. Aber soll darum dieses von Mir auf Erden ausgesprochene Wort hier keine Geltung haben? ...« Am Ende seiner Rede aber mahnt der Herr: »Esset also nun mit Mir und trinket und seid dabei in aller Liebe eingedenk derjenigen, die noch in der Tiefe ihres Fleisches wohnen und nicht erschauen können Mein Reich, Meine Gnade, Meine Liebe und Erbarmung!« (GS II 8,1.12).

Die dauernde Gegenwart des Herrn genießen nur die Bewohner des Neuen Jerusalem. Dagegen steht den Seelen im Liebe-Weisheitshimmel und Weisheitshimmel die Herrlichkeit der Gnadensonne immer vor Augen. Auch das ist schon eine Eoptie oder Gottesschau. Nur den Einwohnern des höchsten Himmels ist es jederzeit gegeben, das Angesicht des Herrn in seiner ganzen Glorie zu erblicken als vollkommene Offenbarung des Vaters. In seinen »Gesichten aus der geistigen Welt« berichtet uns Sadhu Sundar Singh: »Während einer Ekstase betrat ich den dritten Himmel. Mir wurde gesagt, daß es derselbe wäre, zu dem Paulus eingegangen sei. Und dort sah ich Christus im verklärten geistigen Leibe auf einem Throne sitzen. So oft ich dorthin komme, immer ist es dasselbe: Christus ist stets der Mittelpunkt, eine nicht mit Worten zu beschreibende Erscheinung. Sein Antlitz leuchtet wie die Sonne, blendet aber keineswegs und ist so sanft, daß ich es ohne Schwierigkeit anzuschauen vermag. Und immer lächelt es; ein liebendes, verklärtes Lächeln. Als ich ihn zum ersten Male erblickte, hatte ich das Gefühl, als ob irgendeine alte vergessene Beziehung zwischen uns bestehen müsse, als spräche Er, aber nicht in Worten: ›Ich bin der, durch den du erschaffen wurdest!‹ Und von Christus ausströmend gewahrte ich gleichsam leuchtende und Frieden bringende Wellen, die zwischen den Heiligen und Engeln und durch sie hindurch flossen und überall hin Erquickung brachten, so wie in der Hitze der Regen die Bäume erquickt. Und dies erkannte ich als den Heiligen Geist.« –

Über der Gottesstadt, dem »Neuen Jerusalem«, erstrahlt als Urmitte der ganzen Unendlichkeit die »Gnadensonne«. Ein farbiger Funkentanz schießt aus ihr hervor. Oft haben Mystiker diese Emanation des Urlichtes geschaut, das im Grunde den Heiligen Geist selbst darstellt, seine Kraft und Fülle, seine alle Wesen nährenden Ursubstanz. Für die Himmelsbewohner ist dieses Licht in keiner Weise blendend oder gar schmerzhaft. Sie empfinden es als einen milden Glanz, als höchste Wonne und Seligkeit, die auch ihr ganzes Wesen durchströmt; »so lieblich anzusehen wie das Licht des schönsten Morgensterns«, heißt es bei Lorber. Es ist jenes in der Bibel oft genannte »unzugängliche Licht«, in dem das Urgrundwesen des Vaters zentralisiert ist. Als »Urmachtzentrum« und »vollkommenster Urgeistmensch« zeigt sich dieser Vater in der Hülle des verklärten Jesus. Vom Vater in Jesus gehen in Ewigkeit die Lebenskräfte des heiligen »Gottesgeistfeuers« aus, die ganze Unendlichkeit erfüllend. Von der Gnadensonne aber, in welcher wohnt »die ganze Fülle der Gottheit wesenhaft gestaltet«, sagt uns der Herr: »Siehe, diese Sonne bin Ich im Grunde Selbst! – Nur hier im höchsten Himmel bin Ich außerhalb der Sonne, obschon auch in der Sonne (den Seligen schau- und nahbar). Außerhalb der Sonne bin Ich, wie ihr alle

Mich nun unter euch sehet (d. h. verkörpert in der Seelengestalt Jesu). In der Sonne aber bin Ich pur geistig durch die Kraft und in der Kraft Meines Willens, Meiner Liebe und Weisheit. Ich Selbst bin (als Gottesgeistzentrum) im Grunde des Grundes in dieser Sonne, und die Sonne bin Ich Selbst. Aber dennoch ist ein Unterschied zwischen Mir und dieser Sonne. Ich bin der Grund, und diese Sonne ist gleich einer Ausstrahlung Meines Geistes, der von hier und also aus Mir alle Unendlichkeit in ungeschwächter Kraft durchströmt und allenthalben Meine ewige Ordnung schafft« (HH II 283, 12 f).

Ausklang

Jakob Lorber und die Neuoffenbarung

a) Wesensgestalt und Werk

Es ist eines der vielen Wunder, die in der Heilsgeschichte schon so oft für Überraschungen gesorgt haben, daß der Prozeß der »Wiederkunft Christi im Wort« in aller Stille vor sich ging. In größter Verborgenheit geschah es, daß der »Schreibknecht Gottes« Jakob Lorber vor bereits über hundert Jahren den Grund legen durfte für eine neue Ara der Menschheitsgeschichte. Es ist unbestreitbar ein aus aller Tiefe göttlicher Weisheit schöpfendes Evangelium, welches uns der Herr durch Jakob Lorber anzubieten hat. Und welche andere Prophetie der christlichen Ara, Joachim von Fiori und Swedenborg nicht ausgenommen, enthält eine solche Fülle geistiger Eröffnungen über alles, was die Heilsgeschichte, den wahren Sinn der Bibel und das innerste Wesen von Mensch, Gott und Welt betrifft? Auch der Apologet der württ. Evangelischen Landeskirche Dr. Kurt Hutten gesteht: »Das Weltbild Lorbers kann wirklich eine Hilfe sein, denn es ordnet von Gott her die Ungeheuerlichkeit des Universums, versieht sie mit einem Sinn und Ziel und gibt den Menschen einen Weg zur Geborgenheit« (in »Seher, Grübler, Enthusiasten«).

Wohl ist es für unsere Begriffe schon lange her, daß das »Ewige Evangelium« seinen schriftlichen Niederschlag fand; das mindert aber nicht im geringsten seinen Wert, im Gegenteil: was Jakob Lorber durch inneres Diktat empfangen durfte, ist, nach den Worten von Kurt Eggenstein, »ein Werk von so monumentaler Größe, daß sein Inhalt erst heute begriffen werden kann . . . Er läßt keinen Zweifel darüber offen, daß die Saat erst in unserer Endzeit voll aufgehen wird« (in »Der Prophet Jakob Lorber«). Wir brauchen nicht lange nach Gründen für diese Behauptung zu suchen. In der Entstehungszeit dieses monumentalen Werkes waren die politischen und kirchlichen Verhältnisse derart, daß, wie der Verleger Otto Zluhan anmerkt, sein Inhalt »dem Zeitgeist diametral entgegengesetzt war. Erst nach hundert Jahren, nachdem zwei blutige Weltkriege den Menschheitsacker umgepflügt haben, kann das

Schrifttum Lorbers Wurzel fassen, ist Europa reif, diese Manifestation aus einer höheren Welt zu verstehen und zum Heile der gesamten Menschheit richtig zu verwerten. ... Es wird uns in einer Zeit, in der das alte kirchliche Weltbild unter dem Ansturm der wissenschaftlichen Forschung und einer rationalistischen Philosophie ins Wanken geriet, in den Werken J. Lorbers ein neues Weltbild geboten, das die Bedürfnisse des Glaubens wie der Vernunft gleichermaßen befriedigt« (in der Schrift »Neue Prophetie«).

Es war Gottes Kalkül, in einer relativen Zeit der Verborgenheit alles so vorzubereiten, daß das Licht plötzlich hervorbrechen konnte. Allein schon die Naturwissenschaften bestätigen heute das Weltbild der Neuoffenbarung in einer Weise, die niemand für möglich gehalten hätte. Aber auch dazu mußte die Zeit erst reif sein, wie in so vielen anderen Dingen. Von Nietzsche müssen wir uns sagen lassen, daß es immer die stillsten Worte sind, welche den Sturm bringen und daß Gedanken, die mit Taubenfüßen einherschreiten, die Welt verändern und lenken. Beides trifft auf den Grazer Propheten zu. Otto Zluhan ist sich ganz sicher: »Einmal wird das Werk Jakob Lorbers aus seiner bisherigen Verborgenheit heraustreten und sein so lange unbegriffener Wert wird von einer Menschheit erkannt werden, die sich der umwandelnden Kraft des Geistes hinzugeben bereit ist.« Inzwischen hat das Lorberschrifttum mit seinen fünfundzwanzig meist sehr umfangreichen Bänden eine Auflage von über einer Million Exemplaren erreicht! Hatte man es früher in kirchlichen Kreisen kaum beachtet oder direkt abgelehnt, so setzen sich heute in der großen Glaubenskrise und Seelennot unserer Zeit immer mehr evangelische wie katholische Geistliche ernsthaft damit auseinander; ja manche von ihnen sind aufs äußerste beeindruckt.

Wir verdanken es einer größeren Geistesfreiheit innerhalb der traditionellen Kirchen und dem Zwang der Ereignisse, daß ein Umdenken und Neudenken möglich wurde. So konnte sich Dr. Kurt Hutten mit dem Urteil hervorwagen: »Dieses Weltbild hat Tiefe und Kraft, ... es gibt der Erde samt ihrer Geschichte und Heilsgeschichte ihre Würde wieder, verleiht dem Glauben eine kosmische Weite, verwebt Diesseits und Jenseits, Mikrokosmos und Makrokosmos ineinander, preist die alle Schöpfung durchwaltende Liebe Gottes und weist mit alledem den Menschen einen Weg zur Geborgenheit.« Mit gleicher Offenheit bekannte sich der evangelische Pfarrer Hermann Luger zum Neuoffenbarungswerk. Bei der Untersuchung der Frage, wie Neuoffenbarung und Altoffenbarung zusammenstimmen, fällt er das Urteil: »Beide stehen auf demselben göttlichen Grund. Lorbers Schriften atmen durchaus biblischen Geist. Nicht nur der Inhalt seiner beiden Hauptwerke ›Das

Große Evangelium Johannes‹ und ›Die Haushaltung Gottes‹ ist ein biblischer, auch seine anderen Werke sind kernbiblisch. Viele Aussprüche und Reden des Herrn im Großen Evangelium Johannes könnten geadesogut in einem der vier biblischen Evangelien stehen. Daß sich bei Lorber vieles findet, was in der Bibel, besonders in den vier Evangelien, vollständig fehlt, wie zum Beispiel die Reden des Herrn über die Himmelskörper und die Geheimnisse der Schöpfung, braucht uns nicht wunderzunehmen und beweist nichts gegen den biblischen Charakter der Neuoffenbarung. Es ist nur verständlich, daß Jesus in den drei Jahren seiner öffentlichen Tätigkeit viel mehr geredet und getan haben muß, als in den Evangelien der Schrift erzählt wird; und wir glauben daher ein Recht zu haben, in der Neuoffenbarung geadesogut Gottes Wort zu sehen wie in der Bibel. Bibel und Neuoffenbarung sind für uns zwei gleichberechtigte Erscheinungen, die ein und demselben Urgrund entspringen, und von denen die eine durch die andere erst recht an Wert und Bedeutung gewinnt.«

Begeistert ruft der evangelische Theologe und Schriftsteller Hellmuth von Schweinitz aus angesichts der ersten Worte, die Lorber auf inneres Geheiß des Herrn niederschrieb: »Das ist stärkster prophetischer Stil!« (Sonntagsbote 1951) Der Text hatte gelautes: »So spricht der Herr für jedermann, und das ist wahr, getreu und gewiß: Wer mit Mir reden will, der komme zu Mir, und Ich werde ihm die Antwort in sein Herz legen. Jedoch die Reinen nur, deren Herz voll Demut ist, sollen den Ton Meiner Stimme vernehmen. Und wer Mich aller Welt vorzieht, Mich liebt wie eine zarte Braut ihren Bräutigam, mit dem will Ich Arm in Arm wandeln; er wird Mich allezeit schauen wie ein Bruder den anderen Bruder, und wie Ich ihn schaute schon von Ewigkeit her, ehe er noch war« (›Haushaltung Gottes‹ I 1,1 ff).

Hellmuth von Schweinitz gibt auch zu bedenken: »Das Phänomen Lorber mit der Deutung der Tiefenpsychologie abzutun, ist keine überzeugende Erklärung. Denn was in seinen Schriften an die Oberfläche seines Bewußtseins tritt, sind Erkenntnisse, die aus der Sphäre seines beschränkten menschlichen Wissens nicht stammen können. Zu ihrer Aneignung würde ein Menschenleben nicht ausreichen und alle schöpferische Phantasie nicht genügen. ... Die Tiefenpsychologie ist ein unzureichender Weg zum Verständnis einer Sache, die mit psychoanalytischen Argumenten einfach nicht deutbar ist. Genausowenig kann das Lebenswerk Lorbers durch philosophische oder theologische Spekulationen erklärt werden. Es bleibt bei ihm, wie bei allen prophetischen Phänomenen, ein unerklärlicher Rest, den man leugnen oder annehmen muß.« Auch der katholische Geistliche Robert Ernst (Holland) trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: »Lorbers Monumentalwerk ist

ein Faktum, das man nicht damit aus der Welt schafft, daß man es ignoriert.«

Schwierigkeiten bereitet manchen Lesern der Schriften Lorbers die etwas altertümliche Sprache. Wenn wir aber bedenken, wie lange es schon her ist, daß diese Diktate entstanden, und wenn wir außerdem die steiermärkische Herkunft des Schreibers berücksichtigen, dann wird alles wohl verständlich. Sein ihm persönlich eigentümlicher Stil und die damals gebräuchlichen Ausdrucksweisen müssen schon deshalb in Kauf genommen werden, weil ja alles »Innere Wort« erst durch den ganzen Seelenbereich des Empfängers hindurchgeht. Über diese Umsetzung der Verbalinspiration in das jeweilige Sprachkleid eines Mediums sagt Fr. Chr. Oetinger: »So wächst das Korn der himmlischen Offenbarung immer auf dem Halm der menschlichen Anschauung.«

Swedenborg veranschaulicht diesen Vorgang mit den Worten: »Wenn ein Engel einem Menschen, durch den Worte der Inspiration ausgesprochen oder niedergeschrieben werden sollen, Worte des Herrn einhaucht, so regt es bei demselben ein Denken an, welches in gewöhnlicher Weise in menschliche Ausdrücke fällt. Diese Ausdrücke sind solcher Art, wie sie eben bei dem Menschen vorhanden sind, der beeinflusst wird; sie sind stets seiner speziellen Auffassung und seiner besonderen Lebensform gemäß« (Adversaria III, 6865–6966).

Auch Viktor Mohr (M. Kahir) schreibt in der Zeitschrift »Das Wort« (August 1972): »Wir sollten nur nicht glauben, als bediente sich der Vatergeist dabei jener irdischen Worte, die sodann der Mittler oder die Mittlerin ausspricht oder niederschreibt. ... Deshalb ist der Maßstab für derlei Kundgaben nicht ihre Worthülse, sondern ihr innerer Gehalt im Sinne der geistigen Wahrheit.« Eine besondere Wohltat bei Jakob Lorber ist gerade seine bildhafte, zu Herzen gehende Sprache, die mit den einfachsten Worten Unendliches auszudrücken vermag. Aber dahinter steht eben der Geist Christi selbst! Wer diesen allein im Auge behält, übersieht mit Leichtigkeit die manchmal etwas breit gespannte Darstellungsweise wie auch die für uns heutige Menschen ungewohnte Überschwenglichkeit der Gefühle. Sie aber ist gerade der beste Beweis, wie sehr der Prophet Jakob Lorber vom Geistfeuer Gottes ergriffen war. Unsere Zeit hält es leider mit dem anderen Extrem, und selbst die Theologensprache ist weitgehend von einer solch abstrakten Blässe, daß das Herz dabei leer ausgeht. Nach Kardinal Newman »hat es Gott nicht gefallen, sein Volk mit Dialektik zu retten«. Bei G. Mayerhofer sagt der Herr: »Meine Worte sind einfach und klar, nur dürfen nicht die Selbstliebe der Dolmetscher und falsche Ausleger dabei sein« (PH, S. 164).

Aus dem Unvermögen der Theologen, die christliche Botschaft ohne Verdeuteln und Zwiespältigkeiten zu übermitteln, entstand schließlich jener Zustand, über den der Jesuit Karl Rahner urteilt: »Wir leben in einem Heidenland mit christlicher Vergangenheit und christlichen Restbeständen.« Immerhin erleben wir gegenwärtig nach den Worten von Dr. Walter Lutz: »eine geistige Weltenwende, wie solche in der Menschheitsgeschichte seit Kopernikus noch niemals dagewesen. Ein donnernder Weckruf erschallt: Höre, Menschheit! Es ist ein anderer, tieferer Sinn im Leben, als der Alltag wahrhaben will! Es ist ein Gott – ein Gott der Liebe, der euer ewiges Sein zu seliger Vollendung in seine erhabenen Lichtsphären führen will! Erkennet und liebet ihn über alles, und liebet um seinerwillen auch alle eure Mitgeschöpfe!« (In »Grundfragen des Lebens«) Dies ist der Geist der Neuoffenbarung! Um ihn zu verkünden, war Lorber seiner ganzen Wesenheit nach das geeignetste Werkzeug. Die Dichterin Edith Mikeleitis hat seine Gestalt so gezeichnet: »Wenn Jakob Lorber, etwas über mittelgroß von Gestalt, breit, mit klarem Gesicht, gütigen Augen, den selbstangefertigten Tubus an der Seite hängend, um seine astronomischen Beobachtungen machen zu können, seine weiten Spaziergänge in der Umgebung von Graz unternahm, vermutete niemand in ihm den Lehrer des neu anbrechenden kosmischen Äons, das mit seinem Beginn die Welt in Erschütterungen ohnegleichen stürzen würde, um die Verengung und Begrenzung des ganz und gar zwischen Systemen lebenden Menschen zu sprengen. Daß er von Statur fest und gedrungen war, entspricht der an ihn gerichteten Forderung, die unerhörte und jede allgemeine Vorstellung übersteigende Mitteilung auch körperlich ertragen zu können. Ein nervlich Schwächerer wäre dazu nicht imstande gewesen. Außer seinen Freunden beachtete man ihn öffentlich kaum. Über dem Werk, das er treu und mit uneingeschränkter Hingabe vierundzwanzig Jahre lang (von 1840–1864) ausübte, vergaß man mehr und mehr ihn selber, und er wollte es so. In einem Brief an Anselm Hüttenbrenner schreibt er im Jahre 1846: »Die Welt will mir nichts geben, und ich bin dessen froh. Denn so weiß ich doch, daß ich das Unterste bin und alles von Einem empfangen habe.« »Bis jemand nicht die allerunterste Stufe in allen Außeninteressen seines Herzens erreicht hat, wird er in Mein Reich nicht eingehen können«, sagt der Herr, »denn Ich habe Mir Selbst das Niedrigste erwählt.«

Der Grazer Mystiker hatte alle jene Grundeigenschaften, auf die man zuverlässig bauen kann, vor allem aber Demut und Liebe. Als »Sichleermachen von weltlichen Begierden und Wertungen« verstand er das Wesen der Demut. Unvereinbar schien ihm damit das häufige Lamentieren über die Welt. Der Herr selbst gab ihm den Rat: »Klage

nicht über die Welt, sondern opfere alles Mir auf. Ich werde zur rechten Zeit alles so machen und gestalten, wie es am allerrechtsten sein wird. Es hat die Welt ihren Lauf, der Himmel den seinen, und kein Tag gleicht dem andern. Das alles ist so in der Ordnung; denn auch an aller Welt muß die Weissagung erfüllt werden, wie sie an Mir erfüllt ward. Daher mag auch ein jeder, der Mich liebt in seinem Herzen, in vollster Ruhe sein. Denn er kann es förmlich mit Händen greifen, daß überall Meine ewige Ordnung vorherrscht. Das Leben ist ein fortwährender Kampf. Daher laß dir den Weltkampf nicht zum Grauen werden! Wenn du in Meiner Liebe bist, dann wirst du mit diesem Kampf wenig zu tun haben. Ich allein bin für all die Meinen der allmächtige Kämpfer in Ewigkeit.« (Brief an Elise Hüttenbrenner, 1845)

Als eine »frohe Botschaft mit frohestem Munde« hat der Herr sein Evangelium bezeichnet. Gerade für diejenigen, die schweren Sünden druck auf sich lasten fühlen, bedeutet es eine wahre Befreiung. Ist es doch der Vater selbst, der in Jesus Christus seinen Kindern entgegeneilt, wie im Gleichnis dem Verlorenen Sohn. Deshalb sieht er es auch keineswegs gern, so jemand immerzu »Kopfhängerei« betreibt. Im Großen Evangelium mahnt Jesus seine Jünger: »Darum sage Ich euch allen noch einmal, daß ihr ganz freien Geistes sein und fröhlich und heiter durch die Welt gehen sollet, ohne an ihr zu hängen. Ich Selbst bin ja nur darum in die Welt gekommen, um allen Menschen eine frohe und höchst beseligende Kunde aus den höchsten Himmeln zu überbringen, die jedermann den höchsten Trost gibt, so daß sogar ein größter Martertod Meinen wahren Nachfolger nicht unheiter stimmen wird, weil er sieht, daß es für ihn keinen Tod mehr gibt und daß für ihn in Meinem ewigen Reich weder Erde noch Himmel verloren gehen kann, sondern daß er noch dazu eine große Herrschaft über gar vieles überkommen wird« (GrEv VI 18,12).

Nicht einmal übertriebene Ehrfurcht vor ihm, dem Meister, duldet Jesus bei seinen Jüngern: »Mit all dem würdet ihr nie fähig sein, etwas Wichtiges und Großes zu vollführen! So ihr Mich liebt aus dem Grunde eurer Herzen, so genügt Mir das vollkommen. Alles, was darüber ist, ist zu nichts nütze und macht aus dem Menschen, der Mein Ebenmaß ist, eine feige und unnütze Kreatur.« Als Beispiel stellt der Herr sich selbst hin mit den Worten: »Sehet, in Mir wohnt alle Fülle des wahrhaftigen Geistes Gottes, und ihr habt Mich noch nie mit einem hängenden Kopfe und frömmelnden Augen einhergehen sehen, sondern Ich gehe offenen und ganz natürlichen Gesichtes einher, und Mein Weg ist stets ein gerader. Mit Ehrlichen und Heiteren bin Ich freundlich und heiter. Und die Trauernden und Ängstlichen mache Ich fröhlich und mutig. Und ihr als Meine Jünger müsset nach eurem höchst freien Willen ganz dasselbe sein!« (GrEv VI 18,11).

Die befreiende, erlösende Grundstimmung erfährt jeder, der das »Ewige Evangelium« zur Hand nimmt. Seine harmonisierende Wirkung begleitet durch das ganze Leben. Es ist ja auch das Größte, was ein Mensch erleben darf, die »Lehre aus den Himmeln« mit all ihrer unendlichen Weite des Wissensgutes über Gott und Welt, Mensch und Natur in sich aufnehmen zu dürfen und zugleich zu wissen: hier spricht der ewige Vater selbst in seiner unausschöpfbaren Weisheit. Etwas ganz Neues wird uns außerdem gelehrt, was gerade für den modernen Menschen zutiefst befriedigend ist, nämlich »daß die Naturerkenntnis allein von der Gotteserkenntnis ausgehen kann und daß erst von daher sich die ganze Sicht auf das universale Geschehen in der Schöpfung öffnet« (E. Mikeleitis in »Der Plan Gottes«). Und hörten wir nicht vom Herrn selbst: »Eine rechte Naturerkenntnis ist dem Menschen vonnöten; denn wie wollt ihr Gott lieben, wenn ihr Ihn nicht in den Werken Seiner Schöpfung erkennt?« Die Kluft zwischen Religion und Wissenschaft besteht im Neuoffenbarungswerk nicht mehr. – Vom Schreiber dieses immensen Kompendiums ist zu sagen, daß er es niemals gewagt hätte, die oft bis ins kleinste Detail sich verbreitenden Ausführungen über astronomische, biologische, mathematische oder physikalische Gesetzmäßigkeiten und Fakten zu interpretieren; dazu reichte sein Bildungsstand nicht aus. Als ein »verborgener Mensch des Herzens«, ausgestattet mit einem »sanften, stillen, aber unverrückbaren Geist«, wie sein Biograph K. G. Ritter von Leitner ihn schildert, ist er jenen Seelen zuzuzählen, die in einem Petrusbrief als »köstlich vor Gott« gepriesen werden. Um aber in seinem ganzen Ausmaß zu begreifen, was damals im März des Jahres 1840 bei der Berufung Lorbers zum Propheten vor sich ging, wollen wir uns erst einmal seine wichtigsten Lebensdaten vor Augen halten. Sie bilden den Schlüssel für vieles.

b) Die wichtigsten Lebensdaten

Die Vorsehung wollte es so, daß uns eine relativ ausführliche Lebensbeschreibung Jakob Lorbers durch den zu seiner Zeit als Lyriker und Novellist weitem bekannten Karl Gottfried Ritter von Leitner erhalten blieb. In kurzer Zusammenfassung ergeben sich daraus folgende Daten: Von bäuerlichen Ahnen stammend – sein hochmusikalischer Vater Michael Lorber, verheiratet mit der Wendin Maria Tautscher, besaß im Weinberggebiet der Pfarrei Jahring zwei Bergholdengründe – wurde Jakob am 22. Juli des Jahres 1800 in der Ortschaft Kanischa als erster von vier Geschwistern geboren. Früh zeichnete er sich aus durch seine Musikbegabung, die ihn mehrere Instrumente erlernen ließ (Violine,

Klavier, Orgel und Harfe). Erst im Alter von neun Jahren konnte er die Dorfschule in Jahring besuchen. Seine große Wißbegier ließ ihn im Sommer 1817 von zu Hause Abschied nehmen, um sich in der nahe gelegenen Stadt Marburg für den Volksschullehrerdienst vorzubereiten. Nach Prüfungsabschluß trat er zunächst einmal in St. Johann im Sagatal in den Dienst eines Lehrergehilfen. Ein Kaplan der dortigen Pfarre erkannte seine ungewöhnlichen Gaben und erteilte ihm aus diesem Grunde »einigen Unterricht in der lateinischen Sprache und eiferte ihn an, sich dem Priesterstande zu widmen« (Leitner).

Diesem Rate Folge leistend, besuchte Lorber nun fünf Jahre lang das Gymnasium zu Marburg. Seinen Lebensunterhalt mußte er sich nebenbei selbst verdienen, durch Orgelspiel in der Kirche und Violinunterricht. Als aber seine spärlichen Einkünfte für das notwendige Existenzminimum nicht mehr ausreichten, verließ er das Gymnasium, um sich für fünf Jahre als Hauslehrer zu betätigen (Unterricht hauptsächlich in Musik und Zeichnen). Im Jahre 1829 besuchte er »den höheren pädagogischen Kurs für Lehrer an Hauptschulen«, den er auch mit besten Zeugnissen abschloß. Als er aber nicht sofort eine Anstellung fand, »verlegte er sich ganz auf die Musik, gab Unterricht im Gesang sowie im Klavier- und Violinspiel und komponierte auch einige Lieder und Konzertstücke« (Leitner). Sein weiterer Lebensweg verlief bis zum Jahre 1840 in unveränderter Form. Dabei gelangte er in einen Freundeskreis mit zum Teil hochberühmten Namen. So konzertierte er zum Beispiel öfter mit dem Komponisten Anselm Hüttenbrenner, dem Lehrer und Freund von Franz Schubert. Hüttenbrenner hat später aus Begeisterung für die Lorberschen Schriften seine Musik ganz zurückgestellt, um fortwährende Abschriften der inneren Dikate des Propheten machen zu können.

Sein Ideal Paganini, dem er mit großer Virtuosität im Violinspiel nachzueifern versuchte, lernte Lorber schließlich im Jahre 1828 in Wien persönlich kennen; ja er nahm sogar einige Stunden Unterricht bei ihm. Nicht lange danach setzte er es durch, an der berühmten Mailänder Scala ein eigenes Violinkonzert mit eigenen Kompositionen zu geben. Bekannt geworden durch mehrere öffentliche Veranstaltungen, die gewöhnlich großen Beifall fanden, geschah es dann, daß ihm eines Tages ganz unerwartet die Stelle eines zweiten Kapellmeisters am Theater von Triest angeboten wurde. Für den in den düftigsten Verhältnissen lebenden Musiklehrer wäre dies die längst erhoffte Aussicht auf eine sichere Lebensstellung gewesen. Doch der Herr wollte es anders!

Es war am frühen Morgen des 15. März 1840 – Lorber verrichtete gerade sein Morgengebet –, als er plötzlich an seiner linken Brustseite

in der Gegend des Herzens ganz deutlich eine Stimme vernahm. Obgleich sie nicht von außen zu kommen schien, war sie dennoch eindringlicher als jeder andere Laut. Und die Stimme befahl ihm: »Steh auf, nimm deinen Griffel und schreibe!« Alle Reisevorbereitungen für Triest hintanstellend, schrieb der Überraschte sofort gehorsam alles nieder, was ihm nun diktiert wurde. Und das blieb auch weiterhin so bis zu seinem Lebensende, nachdem er das Triester Angebot um dieses inneren Auftrages willen abgeschlagen hatte. Es war das Charisma des sogenannten Inneren Wortes, das ihm von Gott verliehen worden war und das ihn auch lebenslang nie wieder verließ. Von den zehntausend Druckseiten, die daraus entstanden, sind besonders erwähnenswert »Die Haushaltung Gottes« (drei Bände) und das fundamental wichtigste Werk für die ganze Religionsgeschichte, das »Große Evangelium Johannes«, das mit seinen elf Bänden alle wichtigen Gespräche und Ereignisse in den drei Lehrjahren Jesu getreu wiedergibt – beinahe ebenso genau wie eine phonographische Aufzeichnung – und ganz im Geiste des Johannes gehalten ist. Außerdem seien noch genannt »Die Jugend Jesu«, »Die natürliche Sonne«, »Erde und Mond« und die drei Jenseitswerke »Die geistige Sonne« (zwei Bände), »Robert Blum« (zwei Bände), jetzt »Von der Hölle bis zum Himmel«, und »Bischof Martin«. –

»Was Lorber da empfing, waren nie gehörte, unbekannte Tatsachen und Geheimnisse göttlichen Wesens und seiner Schöpfung«, sagt die bekannte Dichterin Edith Mikeleitis, die selbst ein Lorberbrevier geschrieben hat unter dem Titel »Der Plan Gottes«. Eine neue Zeit brach an mit den Schriften der Neuoffenbarung. Von ihr sagt E. Mikeleitis, daß nun »jeder, der Zugang zum Werke Lorbers findet, mit Hilfe der Vernunft und des Verstandes in die Geheimnisse des Seins einzudringen vermag, die bisher geglaubt werden mußten, ohne begriffen zu werden«. Gab es irgendwelche Voraussetzungen im Leben des Propheten, die eine besondere Hinneigung zur Mystik begründet hätten? Oft genügt ja ein Anstoß von außen, um natürlicherweise vorhandene charismatische Gaben zur vollen Entfaltung zu bringen! E. Mikeleitis teilt uns darüber in ihrer Lorber-Biographie folgendes mit: »Während der Jahre reiner Musiktätigkeit bildete sich Jakob Lorber, seinen Neigungen zu geistiger Vertiefung folgend, gründlich in der Kenntnis jener Denker aus, die den »Weg nach innen« einschlugen. Er las Justinus Kerner, der später der erste war, welcher Schriften Lorbers drucken ließ; er las Jung-Stilling, Swedenborg, Jakob Böhme, Johann Tennhardt und J. Kerning. Während diese Studien nur zeitweise seinen Geist gefangen nahmen, trennte er sich niemals von der Bibel, die ihm bis zu seinem Tode ein Werk der Inspiration blieb.«

Was die Prophetengabe Lorbers betrifft, so sei an das Wort von Hans Küng erinnert, der in seiner Schrift »Wahrhaftigkeit« feststellt: »Es gibt oft merkwürdige Charismen, Berufungen zu recht außerordentlichem Zeugnis prophetischer Aufträge.« Zu viele Menschen fragen sich oft: Warum schweigt Gott? Zu viele Menschen sind aber auch in Unwissenheit darüber, daß Gott in Notzeiten der Kirche schon immer seine Propheten gesandt hat; doch der Klerus hüllt sich darüber in Schweigen.« Sollte vielleicht auch jetzt das so umfassend geschenkte Wort Gottes wieder in Vergessenheit geraten? Beinahe wurden die Manuskripte Lorbers ein Opfer der damaligen durch die Kirche veranlaßten Hausinquisition. Sie mußten an einem geheimen Ort aufbewahrt werden, und es dauerte noch lange Zeit, bis eine Drucklegung erfolgte. Zuerst setzte sich der bekannte Arzt und Dichter Justinus Kerner, ebenso wie der berühmte Dr. C. F. Zimpel (Hersteller der spagyrischen Heilmittel nach Paracelsus) dafür ein. Beide waren sie von der Echtheit der Lorberschen Prophetie überzeugt. Es kostete viele Mühe und Geduld, bis endlich die Mittel für die Drucklegung des gesamten Werkes aufgebracht werden konnten.

Für viele Menschen die mit der Tatsache des »Inneren Wortes« zu wenig oder noch gar nicht vertraut sind, möge Lorbers Brief an einen Freund im Jahre 1858 die Einführung geben; da heißt es: »Bezüglich des Inneren Wortes, wie man dasselbe vernimmt, kann ich, von mir selbst sprechend, nur sagen, daß ich des Herrn heiligstes Wort stets in der Gegend des Herzens wie einen höchst klaren Gedanken, licht und rein, wie ausgesprochene Worte vernehme. Niemand, sei er auch noch so nahestehend, kann etwas von irgend einer Stimme hören. Für mich erklingt diese Gnadenstimme aber dennoch heller als jeder noch so laute materielle Ton. Das ist aber nun auch schon alles, was ich Ihnen aus meiner Erfahrung sagen kann.« Ergänzend erfahren wir dazu, daß Lorber zwar die Stimme Jesu stets im Herzen vernahm, jene anderer Geister (Engel) dagegen immer nur im Hinterhaupt. Das ist eine bezeichnende Erscheinung.

Sein Biograph Ritter von Leitner, der dem Propheten öfter bei der Niederschrift zusehen konnte, sagt über den Schreibvorgang aus: »Lorber begann dieses Schreibgeschäft, welches von nun an die Hauptaufgabe seines Daseins blieb, fast täglich schon morgens vor dem Frühstück, welches er in seinem Eifer nicht selten ganz unberührt stehen ließ. Dabei saß er, meistens mit einer Mütze auf dem Kopfe, an einem kleinen Tischchen, im Winter knapp neben dem Ofen, und führte ganz in sich gekehrt, mäßig schnell, aber ohne je eine Pause des Nachdenkens zu machen oder eine Stelle des Geschriebenen zu verbessern, ununterbrochen die Feder wie jemand, dem von einem anderen etwas

vorgesagt wird. Zu wiederholten Malen tat er, wenn er hiervon sprach, auch die Äußerung, er habe während des Vernehmens der ihm ein-sagenden Stimme auch die bildliche Anschauung des Gehörten. Seiner Aussage nach teilte er das innerlich Vernommene aber noch leichter mit, wenn er es einem anderen mündlich kundgeben konnte. Und in der Tat diktierte er einigen seiner Freunde einzelne Aufsätze, ja ganze Werke von mehreren hundert Schriftbogen. Dabei saß er neben dem Schreibenden, ruhig vor sich hinschauend und nie in seinem Redefluß stockend oder irgendeine Satzfügung oder auch nur einen einzelnen Ausdruck abändernd.«

Ein göttliches Diktat hatten lange vor Lorber schon andere Propheten und Mystiker erhalten. Die hl. Katharina von Siena zum Beispiel (gest. 1347) schrieb auf die Titelseite einer ihrer Schriften: »Von Gott diktiert«. Auch Swedenborg versichert, daß alle seine Offenbarungen direkt vom Herrn stammten. Daß Lorber seinen prophetischen Auftrag als Last empfand, deckt sich mit der allgemeinen Erfahrung bei fast allen großen Propheten, so zum Beispiel bei Jeremias. Dies aber ist eher ein Zeichen für seine Echtheit. Merkwürdig ist, daß nach einer Bemerkung des katholischen Theologen Jean Guitton das Prophetenamt in unserer Zeit mehr und mehr auf die Laien überzugehen scheint. Vielleicht hat der katholische Theologe Professor H. Fries darauf die rechte Antwort, wenn er sagt: »Die christliche Botschaft ist den Menschen fremd geworden, weil sie höchst unzulänglich vermittelt wurde.« Fragen wir uns, ob in Lorbers inneren Diktaten vielleicht auch ein angelesener Wissensstoff, aus einer bestimmten Schicht seines Unterbewußtseins wieder aufsteigend, mit hineinspielen könnte, so läßt sich darauf nur antworten: Gerade bei diesem demütigen Menschen, der es wie kaum ein anderer verstand, sich vom eigenen Ich zu lösen, dürfen wir als sicher annehmen, daß die Diktate weder aus der »rezeptiven« Schicht (nach Dr. Kohnstamms Einteilung) noch aus der darüber liegenden »affektiven« Schicht des Unterbewußtseins stammen, sondern ganz allein aus jenem »objektiven« Bereich des Überbewußtseins, das die Psychologen gewöhnlich als »Tiefstbewußtsein« bezeichnen.

Lorber war als Katholik seiner Kirche treu ergeben, mochte er auch wegen seiner Prophetengabe manche Anfeindung von dieser Seite erfahren haben. Oft spielte er bei Gottesdiensten die Orgel. Manchmal haben sich in seinem Leben echte Wunder zugetragen, die offensichtlich darauf hinweisen, daß er unter höherem Schutz stand. Als er schließlich am 24. August 1864 seine Erdenzeit beendete, war er bestens darauf vorbereitet. Ein Priester hatte ihm noch die Sterbesakramente gereicht. Edith Mikeleitis berichtet darüber: »Kurz vor seinem Ableben ließ er seine Lage im Bett verändern, um mit dem Blick zum

Sonnenaufgang die letzten Stunden zu verbringen. Er hatte seinen Tod vorausgeschaut.«

Dem Beispiel Lorbers folgend hat es nie eine Zeit gegeben, in der, von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, die Freunde Lorberschen Schrifttums sich zu einer Sekte zusammenschlossen. Das war auch gar nicht im Sinne des Herrn, der oft genug gegen den Sektengeist zu Felde zog. Tatsächlich gehören die Lorberfreunde in ihrer Mehrzahl den traditionellen Großkirchen an.

Literaturnachweis

- Altaner, Berthold: »Patrologie«, Verlag Herder, Freiburg
Augstein, Rudolf: »Jesus Menschensohn«, Rowohlt, Reinbek
Balthasar, H. Urs von: »Geist und Feuer« (Origenes), Otto Müller, Salzburg
Beck, Heinrich: »Der Gott der Weisen und Denker«, Paul Partloch Verlag, Aschaffenburg
Bekh, W. J.: »Das dritte Weltgeschehen«, W. Ludwig Verlag, Pfaffenhofen
Benker, H. A.: »Die jenseitige Welt« (Berichte einer Somnambulen), Rohm Verlag, Bietigheim
Benz, Ernst: »Emanuel Swedenborg«, Verlag Hermann Rinn, München
- »Adam, der Mythos vom Urmenschen«, O. W. Barth Verlag, München
- »Schöpfungsglaube und Endzeiterwartung«, Nymphenburger Verlagshandlung, München
Bergmann, Gerhard: »Und es gibt doch ein Jenseits«, Schriftenmissions-Verlag, Gladbeck/Westf.
- »Leben nach dem Tode«, Schriftenmissions-Verlag, Gladbeck/Westf.
- »Brauchen wir Jesus Christus?«, Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart
- »Christentum und Sozialismus – unvereinbar?«, Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart
Bivort, Jaque de la Saudée und Hüttenbügel, Johannes: »Gott, Mensch, Universum« (Die Stellung des Christen in Zeit und Welt), Verlag Styria
Bloch, Ernst: »Das Prinzip Hoffnung«, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1959
Bock, Emil: »Wiederholte Erdenleben«, Verlag Urachhaus, Stuttgart
Böhme, Jakob: »Sämtliche Schriften« (11 Bde.), Verlag Fromann, Stuttgart
- »Ausgewählte Schriften«, hrsg. v. Hans Kaiser, Insel-Verlag, Leipzig
Brunner, Emil: »Das Mißverständnis der Kirche«, Zwingli-Verlag, Zürich
Buonoaiuti, Ernesto: »Die exkommunizierte Kirche«, Rhein-Verlag, Zürich
Centurio, Dr. N.: »Nostradamus«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
Connor, D. O' Edward: »Spontaner Glaube« (Ereignis und Erfahrung der Charismatischen Erneuerung) Verlag Herder, Freiburg–Basel–Wien
Daniel-Rops, Henri: »Jesus«, Abendländische Verlagsanstalt, Freiburg–München–Innsbruck
- »Die Umwelt Jesu« Deutscher Taschenbuch-Verlag, München
Deml, Franz: »Christliche Einweihung«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
Deml, Franz: »Das Ewige Evangelium des Geistzeitalters« (2 Bde.) (Theologie der Zukunft auf prophetischer Grundlage), Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
Desmond, Shaw: »Du kannst mit deinen Toten sprechen«, Verlag H. Bauer, Freiburg i. Br.
Dethlefsen, Thorwald: »Das Leben nach dem Leben« (Gespräche mit Wiedergeborenen) Wilhelm Heyne Verlag, München
Dorsch, Paul: »Die Verbindung mit unserer ewigen Heimat«, Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart
Ditfurth, Hoimar v.: »Wir sind nicht nur von dieser Welt«, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg

- Eggenstein, Kurt: »Der Prophet Jakob Lorber«, Lorber-Verlag, Bietigheim
- Ehrhard, Albert: »Die Kirche der Märtyrer«, Kösel und Pustet, München
- Eidlitz, Walther: »Der Glaube und die heiligen Schriften der Inder«, Walter-Verlag, Olten u. Freiburg i. Br.
- Emmerich, A. K.: »Das arme Leben unseres Herrn Jesus Christus«, P. Pattloch Verlag, Aschaffenburg
- Evertz, Alexander: »Glaubensnotstand«, Seewald-Verlag, Stuttgart
- Feuerbach, Ludwig: »Das Wesen des Christentums«
- Feuerstein, Otto: »Wie sieht es im Jenseits aus?«, Turm-Verlag, Bietigheim
– »Die Auferstehung des Fleisches«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Fichtinger, Christian: »Lexikon der Heiligen und Päpste«, Prisma Verlag, Gütersloh
- Filson, Floyd: »Geschichte des Christentums«, Patmos-Verlag, Düsseldorf
- Findlay, Arthur: »Gespräche mit Toten«, Verlag H. Bauer, Freiburg i. Br.
- Fiore, Joachim v.: »Das Reich des Heiligen Geistes« (Bearb. v. A. Rosenberg)
Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Ford, Arthur: »Bericht vom Leben nach dem Tode«, Scherz-Verlag, Bern-München-Wien
- Franchezzo: »Ein Wanderer im Lande der Geister«, Turm-Verlag, Bietigheim
- Fünning, A.: »Das feste prophetische Wort«, Christl. Allianz Verlag, Fellbach/Stuttgart
- Grabinski, Bruno: »Neuere Mystik«, Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim
- Grabmann, Martin: »Thomas von Aquin« (Eine Einführung), Verlag Joseph Kösel, München
- Greber, Johannes: »Der Verkehr mit der Geisterwelt«, John Felsberg, Inc. New York
- Großmann, Siegfried: »Haushalter der Gnade Gottes« (Von der charismatischen Bewegung zur charismatischen Erneuerung der Gemeinde) Oncken-Verlag, Wuppertal u. Kassel
- Grundmann, Herbert: »Neue Forschungen über Joachim von Fiore«, Simons-Verlag, Marburg
- Guardini, Romano: »Der Herr«, Paul Pattloch Verlag, Aschaffenburg
– »Das Wesen des Christentums«, Grünewald-Verlag, Mainz
- Häckel, Ernst: »Wir werden leben, auch wenn wir sterben«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Härdle, Friedrich: »Diesseits und jenseits der Scheidewand«, Rohm Verlag, Bietigheim/Württ.
- Haller, Johannes: »Das Papsttum – Idee und Wirklichkeit«, Schwabe, Basel
- Hampe, J. Chr.: »Sterben ist doch ganz anders«, Kreuz Verlag, Stuttgart
- Hasler, Bernhard: »Wie der Papst unfehlbar wurde« (Macht und Ohnmacht eines Dogmas), Ullstein-Sachbuch, Frankfurt-Berlin-Wien
- Heberer, Gerhard: »Die Evolution der Organismen«
– »Der Ursprung des Menschen. Unser gegenwärtiger Wissensstand«, Stuttgart, 1969
- Heer, Friedrich: »Abschied von Höllen und Himmeln«, Bechtle-Verlag, München u. Esslingen
- Heintzschel-Heinegg, Aglaja: »Zeugen für das Jenseits«, Swedenborg-Verlag, Zürich
- Hemleben, Johannes: »Johannes, der Evangelist«, Rowohlt-Taschenbuch, Hamburg
- Henry, M.: »Der wissenschaftliche Beweis unseres Weiterlebens nach dem Tode«, Karl Rohm Verlag, Bietigheim/W.
- Hesse, Paul Otto: »Der jüngste Tag«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Hirsch, E.: »Frühgeschichte des Evangeliums«, Verlag »Die Spur«, Saterland
- Horkel, Wilhelm: »Botschaft von drüben«, Verlag »Goldene Worte«, Stuttgart-Sillenbuch
- Hutten, Dr. Kurt: »Seher, Grübler, Enthusiasten« (Sekten und religiöse Sondergemeinschaften der Gegenwart), Quell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart
- Hynek, Dr. R. W.: »Golgatha im Zeugnis des Turiner Grabtuches«, Badenia-Verlag, Karlsruhe
- Illies, Joachim: »Der Jahrhundertirrtum«, Würdigung und Kritik des Darwinismus, Umschau-Verlag, Frankfurt/M.
- Jaminet, Ernst v.: »Die jenseitige Welt«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Jouvenal, Marcelle de: »Einklang der Welten«, Verlag Otto Walter, Olten u. Freiburg i. Br.
- Jung-Stilling: »Szenen aus dem Geisterreich«, Rohm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Kabbala: »So spricht die Kabbala« (Mit Nachwort von Alfons Rosenberg), O. W. Barth Verlag, München-Planegg
- Kahir, M.: »Das verlorene Wort«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
– »Nahe an zweitausend Jahre«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Keiler, Werner: »Was gestern noch als Wunder galt«, Droemer-Knaur-Verlag, München
- Kerner, Justinus: »Die Seherin von Prevorst«, Steinkopf-Verlag, Stuttgart
- Kirsch, P. A.: »Zur Geschichte der Beichte«, Würzburg, 1902
- Klotz, Dr. Petrus: »An fremder Welten Tor«, Felizian Rauch, Innsbruck/Leipzig
- Krenzer, Ferdinand: »Morgen wird man wieder glauben«, Lahn-Verlag, Limburg
- Kübler-Ross, Elisabeth: »Interviews mit Sterbenden«, Stuttgart-Berlin
- Kuhlman, Kathryn: »Ich glaube an Wunder«, Verlag J. Fix, Schorndorf/Württ.
– »Bei Gott ist nichts unmöglich«, Verlag J. Fix, Schorndorf/Württ.
– »Er half mir«, Verlag J. Fix, Schorndorf/Württ.
- Küng, Hans: »Ewiges Leben?« Verlag Piper, München-Zürich
– »Was ist Kirche?« Herder Bücherei, Freiburg-Basel-Wien
– »Christ sein«, Piper-Verlag, München
– »Unfehlbar?«, Piper-Verlag, München
– »Existiert Gott?«, Piper-Verlag, München-Zürich
- Lamm, Martin: »Swedenborg«, Verlag Meiner, Leipzig
- Lamsa, Georg M.: »Die Evangelien in aramäischer Sicht«, Neuer Johannes-Verlag Max Burri, Gossau/St. Gallen
- Landmann, P. H.: »Wie die Toten leben« (Protokolle aus dem Jenseits), Heinrich Schwab-Verlag, Argenbühl Eglofstal

- Lees, Robert James: »Reise in die Unsterblichkeit« (2 Bde.), Drei Eichen Verlag Hermann Kissener, München
- Leitner, Karl Gottfried Ritter von: »Jakob Lorber« (Ein Lebensbild), Lorber-Verlag, Bietigheim/Württ.
- »Lexikon für Theologie und Kirche«, Herder-Verlag, Freiburg i. Br.
- Leyen, Eugenie von der: »Meine Gespräche mit Armen Seelen«, Christiana-Verlag, Stein a. Rh.
- Linus, Josef: »Vom Leben nach dem Tode«, Verlag Geistige Loge, Zürich
- Lohfink, Norbert: »Bibelauslegung im Wandel«, Joseph Knecht Verlag, Frankfurt 1967
- Lorber, Jakob: »Haushaltung Gottes« (3 Bde.)
- »Die Jugend Jesu«
 - »Das große Evangelium Johannes (11 Bde.)«
 - »Die natürliche Sonne«
 - »Erde und Mond«
 - »Die geistige Sonne« (2 Bde.)
 - »Von der Hölle zum Himmel« (früher »Robert Blum«) (2 Bde.)
 - »Bischof Martin«
 - »Himmelsgaben« (2 Bde.)
 - »Die Dreitagesszene«
- Alle Werke im Lorber-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Lorenz, Konrad: »Die Rückseite des Spiegels«, Taschenbuchverlag, München
- »Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit«, Piper-Verlag, München
- Lutz, Dr. Walter: »Die Grundfragen des Lebens«, Lorber-Verlag, Bietigheim/Württ.
- »Neuoffenbarung« (3 Bde.), Lorber-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Marcuse, Herbert: »Der eindimensionale Mensch«, Luchterhand-Verlag
- Mattiesen, Emil: »Das persönliche Überleben des Todes« (Berlin 1936–39)
- Mereschkowskij, D. S.: »Jesus der Kommende« (Aus seiner Leben-Jesu-Trilogie)
- »Jesus der Auferstandene«
- Miers, Horst. E.: »Lexikon des Geheimwissens«, Verlag H. Bauer, Freiburg i. Br.
- Mikeleitit, Edith: »Der Plan Gottes« (Ein Lorber-Brevier), Lorber-Verlag, Bietigheim.
- Moody, Raymond A. Dr. med.: »Leben nach dem Tode«, Rowohlt, Hamburg
- Müller-Markus, Siegfried: »Gott kehrt wieder«, Christiana-Verlag, Stein a. Rh.
- Nigg, Walter: »Prophetische Denker«, Artemis-Verlag, Zürich
- »Das ewige Reich«, Artemis-Verlag, Zürich
 - »Drei große Zeichen« (Elias, Hiob, Sophia), Walter-Verlag, Freiburg i. Br.
- »Neues Glaubensbuch« (Der gemeinsame christliche Glaube, hrsg. von Johannes Feiner u. Lukas Vischer) Verlag Herder, Freiburg i. Br.
- Origenes: »Peri archon« (lat. »De Principiis«)
- Orsini, Joseph: »Hört mein Zeugnis!«, Leuchter-Verlag, Enzhausen
- Osis, Karlis u. Haraldsson, Erlendus: »Der Tod – ein neuer Anfang« (Visionen und Erfahrungen an der Schwelle des Seins), Verlag H. Bauer, Freiburg i. Br.
- Ostermann, Eduard: »Das Glaubensbekenntnis der Evolution«, Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart
- Ostrander/Schröder: »Psi«, Scherz-Verlag, Bern-München
- Pache, René: »Das Jenseits«, R. Brockhaus, Wuppertal
- Papus (Dr. Encausse): »Die Kabbala«, Ansata-Verlag, Schwarzenberg
- Pasquali, G.: »Ist keiner aus dem Jenseits zurückgekommen?«, Verlag Siegfried Hacker, Gröbenzell b. München
- Picard, Max: »Die Flucht vor Gott«, Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich
- Portmann, Adolf: »Vom Ursprung des Menschen«, Basel 1965
- Povers, Josef: »Eucharistie in neuer Sicht«, Herder-Verlag, Freiburg-Basel-Wien
- Rabuse, Georg: »Der kosmische Aufbau der Jenseitsreiche Dantes«, Hermann Böhlau Nachf., Graz-Köln
- Radakrishnan, S.: »Gemeinschaft des Geistes«, Holle-Verlag, Darmstadt u. Genf
- Rahner, Karl: »Kleines theologisches Wörterbuch«, Herder-Bücherei, Freiburg-Basel-Wien (Mitherausgeber von »Lexikon für Theologie und Kirche«)
- Ratzinger, Joseph: »Einführung in das Christentum«, Kösel-Verlag, München
- »Eschatologie, Tod und ewiges Leben«, Kösel-Verlag, München
- Reginald Omez (O. P.): »Kann man mit den Toten in Verbindung treten?«, P. Patloch-Verlag, Aschaffenburg
- Rienecker, Fritz: »Das Schönste kommt noch«, R. Brockhaus Verlag, Wuppertal
- Roesermüller, W. O.: »Unsere Toten leben«, Rohm Verlag, Bietigheim
- »Gibt es ein Leben nach dem Tode?«, Rohm Verlag, Bietigheim
- Rosenberg, Alfons: »J. Fr. Oberlin (die Bleibstätten der Toten)«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- »Die Seelenreise«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 - »Engel und Dämonen«, Prestel-Verlag, München
- Rüegg, August: »Die Jenseitsvorstellungen vor Dante« (2 Bde.), Verlagsanstalt Benzinger u. Co., Einsiedeln-Köln
- Schelling, Fr. W.: »Philosophie der Mythologie und Offenbarung«
- Schermann, Rudolf: »Woran die Kirche krankt«, Wilhelm Heyne Verlag, München
- Schipperges, Heinrich: »Die Welt der Engel bei Hildegard von Bingen«, Otto Müller Verlag, Salzburg
- Schmidt, Heinrich: »Philosophisches Wörterbuch«, Alfred Kröner Verlag, Stuttgart
- Schmidt, K. O.: »Wir leben nicht nur einmal«, Lebensweiser-Verlag, Bidingen-Gettenbach
- Schönhammer, Adalbert: »Psi und der dritte Weltkrieg«, Rohm-Verlag, Bietigheim/Württ.
- Scholem, Gershom: »Von der mystischen Gestalt der Gottheit«, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M.
- Schuchart, A.: »Kirchengeschichte«, Thomas-Verlag, Kempen/Niederrhein

Schütz, Paul: »Warum ich noch ein Christ bin«, Joh. Stauda Verlag, Kassel
 Schult, Arthur: »Das Johannes-Evangelium als Offenbarung des kosmischen Christus«, Leuchter-Verlag, Otto Reichl, Remagen
 – »Astrosophie« (2 Bde.), Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 – »Weltenwerden und Johannesapokalypse«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 – »Dantes Divina Commedia als Zeugnis der Tempelritter-Esoterik«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 – »Pfungstgeist und Christentum«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 – »Maria-Sophia«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 – »Die Weisheit der Veden und Upanishaden«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 – »Eros und Agape«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 Schultz, Hans Jürgen, hrsg. von: »Kritik an der Kirche«, Kreuz Verlag, Stuttgart u. Walter-Verlag, Olten u. Freiburg i. Br.
 – »Wer ist das eigentlich – Gott?«, Kösel-Verlag, München
 Schuré, Edouard: »Die großen Eingeweihten«, O. W. Barth Verlag, Weilheim
 Singh, Sadhu Sundar: »Gesammelte Schriften«, Ev. Missionsverlag, Stuttgart
 – Gesichte aus der jenseitigen Welt«, Verlag D. Fröhlich, Aarau
 Smolitsch, Igor: »Leben und Lehre der Starzen«, Verlag J. Hegner, Köln u. Olten
 Spiegel, Joachim: »Das Werden der altägyptischen Hochkultur«
 Streeter, B. H. u. Appasamy, A. J.: »Der Sadhu« (Christliche Mystik in einer indischen Seele), Perthes-Verlag, Stuttgart–Gotha
 Swedenborg, Emanuel: »Leben und Lehre«, Verlag J. G. Mittnacht, Frankfurt/M.
 – »Himmel und Hölle«, Verlag R. Halbeck, Berlin
 Thoma, Josef: »Der mündige Christ«, Verlag J. Knecht, Frankfurt/M.
 Torwesten, Hans: »Sind wir nur einmal auf Erden?« (Die Idee der Reinkarnation angesichts des Auferstehungsglaubens), Herder-Verlag, Basel–Wien
 Thürkauf, Max: »Christuswärts«, Glaubenshilfe gegen den naturwissenschaftlichen Atheismus, Christiana-Verlag, Stein a. Rh.
 Tyrell, George: »Das Christentum am Scheideweg«, Ernst Reinhardt Verlag, München–Basel
 Underhill, Evelyn: »Mystik«, Turm-Verlag, Bietigheim/Württ.
 Volken, Laurenz: »Die Offenbarungen in der Kirche«, Tyrolia-Verlag, Innsbruck–Wien–München
 Wedewer, Dr. H.: »Grundriß der Kirchengeschichte«, Herder-Verlag, Freiburg i. Br.
 Wickland, Carl: »Dreißig Jahre unter den Toten«, Leuchter-Verlag, Otto Reichl, Remagen
 Wildiers, N. M.: »Teilhard de Chardin«, Herder-Bücherei, Freiburg i. Br.
 Zahrnt, Heinz: »Es begann mit Jesus von Nazareth«, Stuttgart 1960
 Zeitschrift »Das Wort«, Lorber-Verlag, Bietigheim/Württ.

Inhalt

Vorwort	7
Einführung	
1. Das Streben nach Einheit	11
a) »Ein Hirt und eine Herde« erst nach der Annahme des »Ewigen Evangeliums«	11
b) Die Entstehungsgeschichte des Symbolums und seine Bedeutung für die Einheit der Christen	14
c) Ökumene auf Abwegen	18
2. Die Wurzeln des modernen Unglaubens	23
a) Materialismus und Evolutionismus	23
b) Christusedemontage und Atheismus im geistlichen Gewande	35

Das Apostolische Glaubensbekenntnis und die Geistkirche der Zukunft

1. Der Glaube an Gott	47
a) Gottesbeweise und Gotteserkenntnis	51
b) Das Wesen Gottes	61
c) Die Gottesnamen und ihr mystisch-kabbalistischer Hintergrund	71
d) Gott als Vater	82
e) Gott als Schöpfer	93
2. Der Glaube an Jesus Christus	104
a) Der »Eingeborene vom Vater« als Gottessohn	104
b) Jesus, der Menschensohn	114
c) Göttliche Zeugung und Jungfrauengeburt	125
d) Jesu Leiden und Opfertod	131
e) Höhepunkte der Passion des Herrn	142
f) Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn	151
g) In Jesus die Fülle der Gottheit leibhaftig (Zusammenfassung der Christologie)	160
h) Das Letzte Gericht in prophetischer Schau	171

i) Die Wiederkunft Christi in Herrlichkeit und seine Königsherrschaft im Tausendjährigen Reich	176
3. Der Glaube an den Heiligen Geist	186
a) Das Pfingstereignis und die Gnadengaben	186
b) Die Gnadensonne, das Urbild des Heiligen Geistes	198
4. Der Glaube an die heilige, christliche (katholische) Kirche	216
a) Das Erscheinungsbild der Kirche von ihren Anfängen bis heute	216
b) Gegensätzlichkeiten zwischen den Konfessionen in Lehre und Ritus	224
c) Das sakramentale Leben in der Kirche	231
d) Die Geistkirche der Zukunft	238
5. Der Glaube an den Nachlaß der Sünden	249
a) Sünde, Rechtfertigung und Gnade	249
b) Nur Gott allein kann Sünden vergeben	258
c) Worte des Herrn zur Sündenvergebung	266
6. Der Glaube an die Auferstehung der Toten	272
7. Der Glaube an das ewige Leben	288
a) Der unsterbliche Wesenskern des Menschen	288
b) Das Wesen von Leib, Seele und Geist	303
c) Präexistenz und Reinkarnation	315
d) Ewigkeit der Höllenstrafen?	335

Das große Jenseitsreich

(Weiterentwicklung und Vollendung der Seelen nach dem Tode)

1. Das Zeugnis der Antike vom Jenseits	345
2. Das biblische Zeugnis vom Fortleben nach dem Tode	348
3. Stimmen aus dem Jenseits	352
4. Der Vorgang des Sterbens	356
5. Die ersten Erlebnisse der Seele im Jenseits	360
6. Die Gesetze der geistigen Welt	365

7. Raumörtlichkeit und Stufenbau des geistigen Kosmos	368
8. Der Gerichtsakt der Enthüllung und die Scheidung der Geister	373
9. Der Zustand der Unterrichtung	376
10. Ewiges Leben	380
a) Die unteren Stufen des Mittelreichs	380
b) Die Hölle	384
c) Das Obere Mittelreich oder Paradies	389
d) Die heilige Hochzeit von Seele und Geist	395
e) Das Leben der Vollendeten und der Himmel	398

Ausklang

Jakob Lorber und die Neuoffenbarung	411
a) Wesensgestalt und Werk	411
b) Die wichtigsten Lebensdaten	417
Literaturnachweis	423
Erklärung der Titelabkürzungen	432

Erklärung der Titelabkürzungen
der zitierten Werke der Neuoffenbarung

Jakob Lorber

- HG Die Haushaltung Gottes (3 Bände)
Urgeschichte der Menschheit
- GrEv Das große Evangelium Johannes
(10 Bände, 11. Band durch Leopold Engel)
Leben und Lehre Jesu
- JJ Kindheit und Jugend Jesu
Das Jakobus Evangelium
- Hi Himmelsgaben (2 Bände)
Das geistige Tagebuch Jakob Lorbers
- BM Bischof Martin
seine Führung im Jenseits
- HH Von der Hölle bis zum Himmel (2 Bände)
Die jenseitige Führung des Robert Blum
- GS Die Geistige Sonne (2 Bände)
*Mitteilungen über die geistigen Lebensverhältnisse
des Jenseits*
- EM Erde und Mond
- NS Natürliche Sonne

Gottfried Mayerhofer

- PH Predigten des Herrn
- LG Lebensgeheimnisse

Das prophetische Gesamtwerk Jakob Lorbers wird vom Lorber Verlag in Bietigheim verlegt und verbreitet und kann entweder über den Buchhandel oder durch den Verlag selbst bezogen werden.

LORBER VERLAG · PF · 7120 BIETIGHEIM-BISSINGEN

Das Ewige Evangelium des Geistzeitalters

Theologie der Zukunft
auf prophetischer Grundlage
von Franz Deml

Es war eine große Zukunftsschau, als der Zisterzienserabt Joachim von Fiori noch lange vor Beginn der sogenannten Neuzeit seine Dreizeitenlehre verkündete. Nach ihr sollte auf ein Zeitalter des Vaters (Altes Testament) und eine Periode des Sohnes (Neues Testament) als Abschluß und Krönung der Heilsgeschichte ein Zeitalter des Heiligen Geistes folgen. Daß Joachims eigene Schriften, besonders seine »Concordia«, von seinen Zeitgenossen bereits als »das ewige und geistige Evangelium« gedeutet wurde, war freilich ein Irrtum. Es mußten erst Jahrhunderte vergehen, ehe durch den größten aller Propheten der christlichen Ära Jakob Lorber (1800–1864) das Gotteswort in seiner ganzen Fülle an die Menschheit gelangte. Dieses »Ewige Evangelium« stellt zweifellos alles dessen dar, was Jesus im biblischen Evangelium Johannes seinen Aposteln und Jüngern verheißen hatte mit den Worten: »Noch vieles hätte ich euch zu sagen; doch ihr könnt es jetzt noch nicht ertragen (fassen). Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommt, wird er euch in alle Wahrheit einführen. Er wird nicht aus sich selber reden; vielmehr wird er reden, was er hört (d. h. durch »Inneres Wort«, d. V.), und wird euch künden, was künftig ist. . . .« (Joh. 16,12–14). Der Plan Gottes vollzieht sich unaufhaltsam. Mögen die einen im offensichtlichen Zusammenbruch aller bisherigen Ordnungen und Werte den Weltuntergang voraussehen, unterstützt durch immer bedrohlicher werdende Gefahren des Atomzeitalters; für die anderen bedeuten diese Anzeichen einer Weltwende die Erfüllung einer großen Verheißung, die Christus selbst seinen Jüngern gegeben hat. Welche einzigartige Rolle in diesem Geschehen der Lieblingsjünger des Herrn, Johannes, spielen wird, drückt Joachim mit den Worten aus: »Die Funktion dieses Apostels beginnt mit der Wiederkunft des Herrn, also mit dem letzten Zeitalter der Kirche. Denn die der Herr liebt, denen gibt er das Amt des Vollendens.«

2 Bände, je ca. 500 Seiten, Leinen

TURM VERLAG · PF · 7120 BIETIGHEIM-BISSINGEN

In dem neuen Buch von Franz Deml geht es um die hochaktuelle Frage: Wie kann die Christenheit nach jahrhundertelangem Auseinanderdriften in eigenständige Konfessionen und Sekten, mit oft sehr gegensätzlicher Auslegung des Evangeliums wieder zu einer Einheit zusammenfinden? Als festestes gemeinsames Band erweist sich immer noch das Apostolische Glaubensbekenntnis. Seine einzelnen Glaubensartikel können aber erst heute in ihrer ganzen Tiefe erschlossen werden mit Hilfe der Prophezie Jakob Lorbers. So ist es ein Gebot der Stunde, im Hinhören auf die Stimme des Heiligen Geistes den eigenen Glauben vertieft neu zu empfangen, mit dem unendlich geweiteten Horizont, den uns diese Offenbarung schenken kann.

Ihre Glaubenserschließung geht weit über das Apostolische Glaubensbekenntnis hinaus, denn sie umfaßt den ganzen Heilsplan Gottes und vermittelt die tiefsten Erkenntnisse auch über die Natur des Weltalls und ihre zugrundeliegenden Kräfte. Sie gibt uns vor allem auch Aufschluß über das »Nachher«, das heißt über die Entwicklungswege der Seele nach dem Tode, weswegen der Verfasser seinem Buch ein eigenes umfangreiches Kapitel über »das große Jenseitsreich« angliederte. Es ist die notwendige Ergänzung zu dem Glaubensartikel »Ewiges Leben«.

Im ganzen wird nachgewiesen, daß das Einheitsstreben der heutigen Christen erst dann seine Erfüllung findet, wenn das in der Johannes-Offenbarung verkündete »Ewige Evangelium« – enthalten in der Neuoffenbarung durch Jakob Lorber – zu seiner letzten Auswirkung gelangt. Erst dann wird sein »ein Hirt und eine Herde«; ja alle Nationen der Erde, erst recht aber die sogenannten Hochreligionen werden darin ihren Platz finden und schließlich zu einer Einheit zusammenwachsen, denn es kann auch ihre begründeten Glaubensvorstellungen, wie etwa die Präexistenz der Seele, in seine größere Weite aufnehmen und verwirklichen.